This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 3 445 923

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received October 1881.
Accessions No. 16386 Shelf No.

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Vierter Band.

Fünfte Auflage.

Herausgegeben

von

Karl Bartſch.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1873.

PT84
G38
1871
v.4

F. C. Dahlmann

gewidmet *).

Sie waren in Göttingen immer der erste Zeuge meiner Arbeiten, lieber Dahlmann: es ist billig, daß ich Ihnen aus der Ferne die Fortsetzungen wenigstens durch eine freundliche Empfehlung näher rücke. Von Ihnen, dem die historische Betrachtungsweise vor Vielen geläufig ist, möchte ich gerne hören, ob es mir gelang, an unserer schönen Literatur, die man nur ästhetisch zu bereden gewohnt ist, das reine Geschäft des Historikers zu üben: zu ordnen, zu stellen, Zusammenhang in Allem, und durch den Zusammenhang Nothwendigkeit nachzuweisen; ob es mir glückte, die neuere Zeit durch größere Objektivität ungefähr so in die Ferne zu schieben, wie ich die ältere durch vorherrschende Subjektivität uns näher zu rücken meinte; Fülle der Sachen beizubehalten und doch große Licht- und Schattenmassen hineinzuwerfen, die meine Gesichtspunkte andeuten und meine Urtheile an die Hand geben. Ueber die neuere Literatur eigene Urtheile mit demselben Nachdrucke vorzudrängen, wie über die ältere, war weder rathsam noch nöthig. Die Produkte der alten Zeit sind der Nation entfremdet, die Stimme des Volkes schweigt fast über sie, die zu treffen ein Kriterium für des Historikers Beruf, sie richtig zu stellen die Probe seines Urtheils ist. Hier war es zweckdienlich, deutlich und bestimmt zu sein.

*) Aus der ersten Ausgabe wiederholt.

In Bezug auf die neuere Zeit aber ist die Nation im lebendigsten Besitze der Literatur; sie hat ihr Urtheil selbst fixirt; von diesem Rechenschaft zu geben ist ein Verdienst, das erst künftig (und dann auch trotz aller Zurückhaltung) seine Anerkennung findet, das im Augenblicke, je prätentiöser es sich geltend zu machen suchte, desto mehr seinen Werth sich selber nehmen würde.

Ich setze meiner Literaturgeschichte einen Januskopf von Dedikationen auf: wie ich die ältere Zeit den edlen Freunden widmete, die sich scherzend wohl selbst Propheten mit umgekehrtem Gesichte genannt haben, so gebührt Ihnen die neuere Zeit überwiesen zu werden, der Sie mit jugendlichen Augen nach unserer Zukunft ausspähen. Jene Freunde bereiten ein neues vaterländisches Riesenwerk für ihr undankbares Vaterland und sammeln feurige Kohlen auf dessen Haupt, indem sie zugleich, ihrer Wissenschaft ganz hingegeben, den Frieden und die Genugsamkeit ausgenießen, die in jedem rein geistigen Bestreben liegen; Sie, den der politische und historische Beruf in die wirkliche Welt drängt, dem die Erzählung der dänischen Geschichte zugleich zur praktischen Lehre der Politik wird, den wir Deutschen auch außerhalb der Wissenschaft gern auf der Hochwacht der gegenwärtigen Dinge des Vaterlandes sehen, Sie haben es in diesen Zeiten schwerer, in Frieden und Befriedigung zu bleiben, aber im gesunden Herzen dauert der Muth aus. Was mich angeht, so hat mich dieses Werk, an das ich eine gute Reihe Jahre gesetzt habe, in einer gewissen Mitte zwischen Wissenschaft und Leben, Literatur und Staat gehalten, aber meine Wahl war längst entschieden. Ihnen, der Sie dies Buch nicht mit den Augen der belletristischen Näscher durchblättern, für die es nicht geschrieben ist, Ihnen wird es leicht

ſein, in dieſen letzten Bänden überall auf die Beobachtung zu ſtoßen, daß ſelbſt unſere glänzendſte Literaturepoche Mühe hatte, ſich im Konflikte mit Wiſſenſchaft und Staat oben zu halten, daß fortwährend ein Kampf zwiſchen Dichtung und Wirklichkeit war, der die größten Energien auf jener Seite in einem Zeitalter praktiſcher, materieller Tendenzen und dringender Staatsbedürfniſſe hemmen und beugen mußte. Weiterhin iſt unſere ſchöne Literatur ein ſtagnirender Sumpf geworden, von ſo giftigen Beſtandtheilen gefüllt, daß man Orkane von außen hinein wünſchen muß, da keine deutſche Regierungsweisheit bis jetzt zu der Einſicht reicht, daß ein Staatskörper auch phyſiſche und gymnaſtiſche Bewegung braucht, wenn er nicht wie das Individuum verkrüppeln ſoll, das eben dieſe Bewegung über der blos geiſtigen Regſamkeit vergißt. Unſere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutſche Leben ſtill ſtehen ſoll, ſo müſſen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geiſt zu gießen iſt. Ich, ſo viel an meinen kleinen Kräften gelegen iſt, ich folge dieſer Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach dieſem Werke glauben, daß Sinn und Liebe für Kunſt. und Dichtung mit meiner ganzen Exiſtenz verwachſen iſt, und ich werde es wohl, ohne der Proſa beſchuldigt zu werden, ſagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unſerer Zuſtände anrathen, uns fürderhin mit dem Genuſſe unſerer alten Poeſien zu begnügen, die ermattete Produktionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo ſie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben als dieſes. Aus jener ſteifen, ſtarren, ſtumpfen Welt der

Empfindungsloſigkeit im 17. und 18. Jahrhunderte hat uns Empfindſamkeit, Affekt, Liebe, Dichtung und Geſang mit ſiegender Gewalt gerettet: ſorgen wir nun, daß wir nicht in das andere Extrem von laer Schutmelz und Mattheit, Weichlichkeit und Leidenſchaft zurückfallen. Lieben, Dichten, Singen hatte zu jener Zeit eine hiſtoriſche Größe und Bedeutung; im Fluſſe des Lebens, wo Nichts ewigen Beſtand hat, ſind dies Alles nur Kräfte neben anderen Kräften, um nichts größer in ſich als dieſe, und ſie müſſen dieſen weichen, wenn Zeit und Schickſal dieſe andern wachſen laſſen. Bei uns iſt die Verzärtelung unter dieſer Dichtungs- und Empfindungsſchwelgerei ſo ſybaritiſch geworden, daß bald ein Heißſporn Heinrich Percy öffentliches Beiſpiel geben muß, das göttliche Abbild des Mannes von rein handelnder Natur, der von Liebe, Dichten, Singen auch ſeine Meinung hatte, wenn es ihm in den Weg trat bei großen Unternehmungen. Soll ich Ihnen ſeinen Katechismus ausſchreiben? ich finde ihn ſo einzig ſchön, mögen mich doch jene immer einen Barbaren ſchelten, die keine Sache von zwei Seiten kennen!

„Dichten? ich wär' ein Kitzlein lieber und ſchrie Miau,
als einer von den Versballadenkrämern.
Ich hör 'nen ehernen Leuchter lieber drehn,
oder ein trocknes Rad die Achſe kratzen,
das würde mir die Zähne gar nicht ſtumpfen,
ſo ſehr nicht als gezierte Poeſie. —
Singen? — führt euch gerades Weges dazu, Schneider zu werden, oder Rothkehlchen abzurichten.
Lieben? Iſt dies 'ne Welt
zum Puppenſpielen und mit Lippen fechten?"

Heidelberg, im Juni 1840.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

X. Wiedergeburt der Dichtung unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral, und der Kritik.

1. Ueberblick 1
2. Gottsched und die Schweizer 14
   - Lehr- und weltliche Dichtung 14
   - Carl Fr. Drollinger 25
   - Neumeister, Benj. Schmolcke, Joach. Neander 30
   - A. H. Francke 32
   - Zinzendorf 33
   - Albrecht v. Haller 35
   - Frhr. v. Creutz 39
   - Triller 40
   - J. J. Dusch 40
   - Tralles 41
   - Friedrich v. Hagedorn 42
   - Johann Christoph Gottsched 48
   - Johann Jacob Bodmer 56
   - J. J. Breitinger 58
   - Chr. L. Liscow 62
3. Die Verfasser der Bremer Beiträge 80
   - J. J. Schwabe 80
   - L. Chr. Gärtner 83
   - Gottlieb Fuchs 88
   - J. A. Ebert 89
   - N. D. Giseke 89
   - G. W. Rabener 96
   - Chr. F. Gellert 102
   - Fabeln 108
   - M. G. Lichtwer 116
   - G. C. Pfeffel 119
   - Fr. W. Zachariä 120
4. Klopstock 126
5. Christliche Dichtung nach Klopstock 170
   - S. Geßner 180
   - Jac. Fr. Schmidt 183
   - Frz. Xav. Bronner 188
   - Joh. Kasp. Lavater 190
   - J. A. Cramer 196
   - Chr. F. Neander 198
   - J. Ad. Schlegel 198
   - Klopstocks geistliche Lieder 199
   - J. J. v. Moser 206
   - J. L. Huber 206
   - Eb. Fr. v. Gemmingen 207
   - Fr. Karl v. Moser 208
   - Chr. Mart. Wieland 214

Seite

6. Preußens Theilnahme an der poetischen Literatur . 219
Gleim . . . 220
Götz . . . 222
Uz . . . 225
Ramler . . . 232
Chr. Ew. v. Kleist . . . 237
Ephr. Kuh . . . 243
Anna Louise Karsch . . . 245
Willamov . . . 245
Denis . . . 246
Bardenpoesie . . . 247
Fr. Nicolai . . . 258
Resewitz . . . 261
Thomas Abbt, Mendelssohn . . . 263
Sulzer . . . 268
Gleim . . . 271
Michaelis . . . 283
Joh. G. Jacobi . . . 285
Klamer Eb. K. Schmidt . . . 293
Göckingk . . . 297
7. Wieland . . . 299
8. Lessing . . . 353
9. Schauspiel (Lessing) . . . 396
Allgemeiner Zustand der Bühne, it. Gottsched und seine Schule 397
Joh. Elias Schlegel . . . 406
Cronegk . . . 414
Chr. Felix Weiße . . . 416
Lessing in Leipzig . . . 421
Theater in Wien . . . 428
Theater in Hamburg . . . 436
Eckhof . . . 441
Dramaturgie . . . 444

XI. Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies . . . 459
Preußen (Herder) . . . 475
J. J. Winckelmann . . . 477
J. G. Hamann . . . 487
J. G. Herder . . . 504
Der Rhein. (Goethe's Jugend) . . . 554
Goethe . . . 557
Das Leben in Weimar . . . 604
Merck . . . 618
Möser . . . 622
H. Peter Sturz . . . 624
J. G. Schlosser . . . 625
Friedr. Heinr. Jacobi . . . 628
Maler Müller . . . 654
R. Lenz . . . 656
Fr. Max. Klinger . . . 659
Leisewitz . . . 659

X.

Wiedergeburt der Dichtung unter den Einflüssen der religiösen und weltlichen Moral und der Kritik.

1. Ueberblick[1]).

Wir sind bei dem Zeitraume angelangt, zu dem unsere Erzählung von allem Anfang an als zu ihrem Haupt- und Zielpuncte hingedrängt. Es ist die Zeit, wo unsere Dichtung jene Grade der Ausbildung erhielt, die ihr bei dem Auslande Stimme und Geltung verschafften, die sie befähigten, mit den Literaturen der übrigen europäischen Nationen zu wetteifern und Einflüsse auf die Gestaltung der nordischen, der englischen, französischen und italienischen Dichtungen zu üben, wie sie ehemals diese auf die deutsche ihrerseits geübt hatten. Was ihr diesen Werth zu geben half und diese Wirkungen wesentlich erleichterte, war allerdings, daß sie die Zeitumstände begünstigten, indem sie ihre Blüte entfaltete, als die der übrigen europäischen Literaturen vorüber war. War dies ein Vortheil, so war es doch keiner, den wir vor Anderen vorausgehabt hätten. Denn auch die anderen Literaturepochen der gebildeten Völker Europa's hatten zu ihrer Zeit keine gleichzeitigen Widerstände zu bekämpfen; nur die Höhepuncte der englischen und spanischen Poesie berührten sich der Zeit nach, sie haben sich aber grade dem Wesen und den Einflüssen nach so gut wie

1) Ich bemerke gleich hier, daß ich die verwandten Werke von Hillebrand, Hettner, Löbell u. A. über die neuere Literatur weder benutze noch anführe; sie stehen als selbständige Arbeiten für sich und müssen als Ganze mit dem Ganzen meiner Behandlung verglichen werden.

gar nicht berührt. Diese successive Folge der italienischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Literatur erklärt sich daher, daß die Entwickelung des europäischen Völkerkörpers nur Eine gemeinsame ist, in der jene Glanzperioden der jeweiligen Nationen, welche ihre Geschichte und Bildung vertreten und darstellen, in einer nothwendigen Reihe liegen. Dies stellt sich in Bezug auf die obige Folge der europäischen Dichtungen sehr einfach dar, sobald wir das Drama, als die eigenthümliche Gattung der neueren Zeit, vorzugsweise ins Auge fassen. Wir verlangen von jedem Kunstwerke, das auf einige Vollkommenheit Anspruch macht, daß es den zwei gegensätzlichen Anforderungen an Natur und Kultur gleichmäßig genüge, und wir fanden im Mittelalter darum so Weniges nach unserem Geschmacke, weil gewöhnlich beiden Anforderungen nicht entsprochen war. Als Ariosto in Italien dichtete, fiel dies in die günstige Zeit, wo ein verjüngendes Naturleben durch Europa fuhr, zugleich als die antike Bildung erweckt wurde. Wirklich läßt sich weder Natur noch Kultur dem Sänger des rasenden Roland absprechen, allein Italien wandte sich damit rückwärts schauend auf die mittelalterlichen Epopöen, und bildete ein eigenthümliches, selbständiges Drama gar nicht aus. Spanien warf sich dagegen mit Macht auf diese neue Gattung, allein es blieb innerhalb derselben, weil es den europäischen Einflüssen allzusehr entzogen war, auf den mittelalterlichen Ideen hängen und konnte weder eine Kultur noch eine Natur darin entwickeln, die der fortgehenden Bildung Europa's genügt hätte. Ein frischer Naturhauch durchdringt die englischen Schauspiele und hat ihnen bei jener reinen germanischen Hälfte Europa's, die Natur vor Kunst schätzt, die begeistertste Liebe erwirkt, jener anderen aber, die in der Kunst die Formen vielleicht zu sehr vor dem Inhalt achtet, hat der Mangel einer feineren Kultur, wenigstens im Formellen, sie ebenso entfremdet gehalten. Ihr Gegensatz sind die französischen. Wie groß der Mangel an Natur in ihnen ist, so hat sie doch eine gewisse Kultur immer auf allen Bühnen erhalten, und vorzugsweise auf jenen, die sich mit dem englischen Drama nicht befreunden konnten. Das deutsche Schauspiel erst hat eigentlich

jene harmonische Verbindung von Kultur und Natur dargestellt, auf die auch unsere ersten Dichter, bei denen beides Lieblingsausdrücke waren, mit Bewußtsein hinarbeiteten. Nachdem Goethe sich in den gegensätzlichen Formen der Engländer und Griechen mit eigener Freiheit versucht hatte, schmolz sie Schiller mit noch größerer Eigenthümlichkeit zusammen, und stellte sich in seiner dramatischen Architektur haarscharf in die Mitte von Shakespeare und Sophokles. Wann und wo auch das Trauerspiel in den nächsten Zeiten sich fortpflanzte oder fortpflanzen wird, da wird es sich der Form, die ihm Schiller gegeben hat, nur mit der größten Gefahr entziehen dürfen.

Wenn diese Verbindung der dagewesenen Formen, die Versöhnung streitender Eigenschaften, der Anschluß an die Dichtungen aller Zeiten und Völker, die Höhe der Zeit, in der sich unsere Literatur ausbildete, ihr einen so entschiedenen Werth vor allen anderen gibt, so sollte man denken, eben diese Vorzüge müßten ihr auch eine noch größere erobernde Kraft mittheilen, als die übrigen Literaturen ihrer Zeit entwickelt haben, und sie selbst bisher kund gegeben. Allein einmal hat das Beispiel von Frankreich gezeigt, daß die größten literarischen Eroberungen nach außen zu machen, die kriegerischen ganz besonders behülflich sind, und auf diesen Beistand hat denn die unsere wohl am wenigsten zu rechnen. Dann aber liegt auch in dem Charakter unserer Dichtung selbst, was sie schwerlich jemals anderen Nationen anders zugänglich machen wird, als wenn zugleich mit ihr unsere sämmtliche Bildungsweise übertragen werden könnte. Wenn jene vorhin berührten Eigenschaften, jenes Anlehnen, jener Aufbau auf allen älteren Literaturen ihr einen Charakter der Universalität geben, so trägt sie dagegen auf der andern Seite einen eben so nationalen und eigenthümlichen Zug, den sie mit keiner andern vielleicht als der griechischen Dichtung theilt, und der neben und mit jener Universalität ihr merkwürdigstes Unterscheidungszeichen bildet. Unsere Poesie nämlich stand von jeher weit weniger vereinzelt, als in anderen Ländern, und besonders im vorigen Jahrhundert griff sie mit ungemeinen Folgen in alle Fächer des Lebens und der Wissenschaften

ein, und verzweigte sich nach allen Richtungen mit den Bestrebungen der Zeit. Klopstock wirkte auf die Religion, Wieland auf praktische Philosophie, Lessing auf die gesammte Wissenschaftlichkeit, Voß auf Philologie und Alterthumskunde, Herder auf Geschichte und Theologie. Bei Goethe und Schiller fragen wir mehr nach Lebensansichten fast, als nach Poesie, und wir behandeln sie als Philosophen, als Vertreter ganzer Richtungen nicht der Dichtung sowohl, als des Gesammtlebens. Weder Lope noch Cervantes, nicht Shakespeare und nicht Corneille haben so scharfe Lebenstendenzen in solchem Maaße aufgeregt, und man ließ auch überall die Lebensgeschichte dieser Dichter fallen, während bei uns ein gleiches Interesse um biographische Kunde und um Nachlese von Poesien fortwährend eifert. Diese auffallende Verschiedenheit unserer Literatur rührt daher, daß diese bei uns das ganze Leben der Nation gleichsam ausfüllte. Shakespeare stand neben Elisabeth und Englands junger Nationalmacht, Cervantes und Lope dichteten, als Karl V und Philipp II die ganze Welt umspannten, Racine und Molière, als Ludwig XIV mit seinem Glanze Alles verdunkelte. Dies spornte die Dichtung, sich den großen Nationalbegebenheiten gleich zu stellen, aber sie konnte sie nicht überragen! Wie anders in Deutschland! Der große Friedrich, von dem herrschenden literarischen Geiste des Jahrhunderts mitgerissen, meinte auch als Schriftsteller groß sein zu müssen, ließ sich gleichsam in einen Kampf mit der deutschen Literatur ein und unterlag. Kaiser Joseph ließ sich von eben diesem Geiste verführen, nach dessen Forderungen Politik und Regierungsweise zu richten, und verlor sich in mannichfaltige Irren. Wir hatten in Deutschland keine Geschichte, keinen Staat, keine Politik, wir hatten nur Literatur, nur Wissenschaft und Kunst. Sie überflügelte Alles, sie siegte allerwege, sie beherrschte daher alle Bestrebungen der Zeit.

Diese großen Wirkungen machte unsere Literatur nur aus dem Trieb der eigenen Lebenskraft, sie war von dem ganzen Theile der Nation gefördert, der thätig oder empfangend an ihr Theil nahm, kein Hof und keine Akademie konnte dabei ein vorragendes Gewicht und

Ansehn gewinnen, keine Nebenabsichten auf ästhetischen Luxus haben ihr falschen Glanz geliehen. Daher kommt es, daß sie eben so merkwürdig von anderen Literaturen durch jenen Charakter der Schrankenlosigkeit und Ungebundenheit unterschieden ist, den ihr das junge Naturleben, zu dem sie ungehindert aufschoß, mittheilte; und bis auf den heutigen Tag blieb unseren Literaten und literarischen Blättern der Ton von Freiheit und Rücksichtslosigkeit, der im vorigen Jahrhundert von tausend Kämpfen genährt ward, als ein Rest, ja als Fortdauer jenes revolutionären Umschwungs, dem wir das neue Leben Deutschlands allein zu danken haben, ohne dessen Vorausgang die französischen Einflüsse während des Kaiserreichs bei uns so wirkungslos vorübergegangen sein würden, wie in Italien und Spanien. Es gibt nichts Großartigeres, als das Schauspiel dieser geistigen Umwälzung; es setzt unsere Geschichte im vorigen Jahrhundert in den großen Verband mit den Weltbegebenheiten in Amerika und Frankreich, und zeigt, nur in einem anderen Gebiete, dieselben Ideen, die übrigens auch bei uns, außer einem ganz neuen Gesichtskreise der Bildung, neue Staatsordnungen und eine neue Lebensordnung hervorriefen. Keine Literargeschichte einer anderen neueren Nation hat eine ähnliche Gestaltung und Einrichtung erfahren. Zwar die italienische im 15. und 16. Jahrh. stellt in gleich großartiger Fülle einen ähnlichen Reichthum neuer Bildung dar, allein es war diese nur die Vollendung einer alten Kultur, nicht der Beginn einer neuen. Auch Frankreichs wissenschaftliche Literatur im 17. und 18. Jahrh. hat einen ähnlichen Revolutionscharakter gehabt und war die natürliche Vorläuferin der späteren politischen Umwälzung, allein es ist gerade das Schöne in unserer deutschen literarischen Bewegung, daß nicht die Religion oder Philosophie, die leicht fanatisiren, sondern daß die Dichtkunst der vorherrschende Zweig war, die überall mildert und versöhnt. An die Geschichte der Dichtung muß also die Geschichte dieser Umwälzung geknüpft werden, obgleich dies nicht anders geschehen kann, als wenn wir gelegentlich auch auf andere Gebiete der Theologie und Pädagogik, der Geschichte und Philosophie wenigstens

hinüberblicken. Denn die Bewegung der Geister war durchaus eine gemeinsame und allgemeine, wie wir vorher schon andeuteten, und selbst die reinsten Dichtergenien konnten sich Thätigkeiten, die der Dichtung fremd waren, nicht entziehen. Unter diesen wollte Schiller, dessen Seele allen feinsten Einwirkungen der historischen Witterung offen stand, sogar die Bedeutung unserer Dichtung für eine künftige politische Wiedergeburt voraussehen.

Den Revolutionscharakter unserer Literatur im vorigen Jahrhundert hat man bisher kaum im Allgemeinen nur erkannt; geschildert ist jene Bewegung ihrem inneren Zusammenhange nach noch gar nicht worden, weil wir noch keine Literargeschichte hatten, die eigentlich das wäre, was sie ihrem Namen nach sein will: Geschichte. Und es war doch so leicht, nur mit Uebertragung der Wahrzeichen einer politischen Revolution die ähnlichen Erscheinungen in unserem Literaturstaate zu gliedern. Nur gehörte dazu erst eine Art des Ueberblicks derselben, wie wir ihn nicht gewohnt sind und wie er uns eben daher so schwer wird; ein Ueberblick, der auf jedes Buch wie auf eine Begebenheit, auf jeden Schriftsteller wie auf einen handelnden Menschen, auf kritische Urtheile wie auf Wirkungen des Geschehenen hinsähe, der also eine historische, chronologische Lectüre bedingte, nicht eine ästhetische und einfach genießende. Sollte man also diese geschichtliche Betrachtung unserer Literatur übersichtlich erleichtern, so würde man sich am kürzesten entschließen, jene Analogie anzudeuten, obwohl eine solche Vergleichung leicht misdeutet und durch Misdeutung lächerlich wird. Man müßte also erinnern, daß unsere Poesie seit dem 16. Jahrh. in den Händen der bevorrechteten Stände war, unter Geistlichen und Adel. Zuletzt noch werden wir sehen, daß selbst jene weltlichen Gelehrten, die aus den Leipziger Schulen wirken, dieser Verbindung mit Adel und Höfen sehnsüchtig nachstreben. Gegen eben diese beginnt nun zuerst eine durchaus bürgerliche Reaction von Republiken aus, Hamburg und Zürich. Auf der Höhe dieser ersten Bewegungen steht Klopstock, der zwar vornehm und aristokratisch war, aber auch herablassend und frei, zwar noch gleichsam innerhalb des

bevorrechteten Standes der Geistlichen sich bewegte, aber ein durchaus neues und volksthümliches Element mitbrachte: Empfindsamkeit. Das Wesen der vornehmen Adels- und Hofdichtung war Witz und Verstandesweisheit, das Eigenthum der höheren Stände; die Empfindung aber ist durchaus in den untern Schichten der Gesellschaft herrschender. Eine Weile riß diese neue Richtung andächtiger Empfindsamkeit Alles mit, bis sich Wieland lossagte und sich dem Verständigen zuneigte, und sogleich auch eine annähernde Bewegung nach dem Hofe, nach dem Adel, nach Akademien machte. Mit diesem Charakter seiner Werke steht sein persönlicher, durchaus schlicht bürgerlicher, fast ganz im Widerspruch, und so mischen sich in ihm und Klopstock offenbar die streitendsten Elemente: Klopstock lehnte sich an Höfe und Republiken zugleich, war Volksmann und Fürstendiener, und im Anfang ein eben so begeisterter Vertheidiger, als später ein eifriger Gegner der französischen Revolution; Wieland suchte sich ähnlich mit allen zu halten, und predigte bald zu Jacobi's Aerger machiavellische Grundsätze, bald stellte er das Bild von Idealstaaten auf, die auf Menschenrechte und Tugend gegründet sind. Nun kam Lessing: der eigentliche Beschwörer des jungen Geistes, der Deutschland erneute. Zwar dem gelehrten Stande angehörig, warf er das Standeskleid verachtend von sich, verschmähte obzwar in Büchern lebend die Buchweisheit, brachte die gelehrtesten Gegenstände in der ungelehrtesten Behandlung vor's Volk, und statt auf Akademien hinzusteuern, schreckte er vielleicht Maria Theresia von ihren Planen, die dahin gingen, ab. Er zerstörte alle die abgelebten Gattungen, die (wie das Lehrgedicht) nur Bedeutung für die oberen Stände hatten, und warf sich mit aller Macht seines großen Geistes auf das Schauspiel, nicht auf ein geschriebenes, sondern auf ein zur Verwirklichung und Darstellung gekommenes, auf die Bühne. Das Theater ist das eigentliche constitutionelle Gebäude in dem Reiche der Poesie, wenn es — wie Lessing strebte — Nationaltheater wird. Als Nationaltheater traten die in Hamburg und Mannheim auf, zu denen Lessing mitwirken sollte, und Joseph taufte sein Hoftheater mit diesem volks-

mäßigen Namen um. Leſſing brauchte keine Höfe mehr für die deutſche Literatur, wenn er für dieſe Form Sinn in dem Volke fand, wenn ihm gelang, die Bühne als Vereinigungspunct der Nation zu gründen, wo die ausübenden, geſetzgebenden und richterlichen Gewalten geſchieden ſind, wo alle Stände in richtiger Gleichſtellung ſitzen, für jeden geſorgt wird und jeder freies Stimmrecht hat. Es war uns eine Nationaldichtung geſichert, wenn die Nation dieſen großen Mann in ſeinen Reformen nicht verließ! Aber ſie verließ ihn! Er ſcheiterte in Hamburg an der Gleichgültigkeit des Volkes, gab die Bühne auf, und hielt es nun für nöthig, von Grund aus alles, was die Kunſtblüte unter uns hemmte, wegzuräumen. Er griff daher das ängſtliche Chriſtenthum und die Orthodoxie an, die der Dichtung und dem Theater entgegen waren, und eben ſo das verſtändige Princip in der bisherigen Poeſie. Er legte jenes denkwürdige Zeugniß gegen ſeine eigene kritiſche Dichtung ab und ließ hinfort dem Jacobinismus in unſerer Literatur, an dem Er nicht Theil haben konnte, ſchweigend und nicht ohne geheimes Wohlgefallen den Lauf. Eine ganz neue Welt zerſtörte nun hereinbrechend die alte. Die Vertreter der früheren Dichtung, Haller, Klopſtock und Andere traten ab, Wieland, wie vorſichtig er lavirte, entging nicht heftigen Angriffen, ſelbſt Leſſing's Stellung ward hier und da über ſeinen Werken vergeſſen, die nach dem alten Stile waren. In allen Fächern quoll nun ein neuer Geiſt heraus, anregend mehr als vollendend, und Herder iſt der eigentliche Vertreter dieſer Zeit, der die Leidenſchaft zuerſt losband und gegen Alles, was dem alten Kaſtenweſen ähnlich war, gegen die Schulgelehrten, gegen die Schulpoeten, gegen die nüchternen Geiſtlichen, gegen jeden Druck und Anmaßung gleich in früheſter Jugend gewaffnet ſtand. Er brachte Schwung zu allen Wiſſenſchaften, Vorliebe zur urälteſten und einfachſten Dichtung des Volks, Freiheit der Forſchung in Religionsdingen in vollen Händen mit. Die Jugend bemächtigte ſich der ganzen Literatur, ein republikaniſcher Geiſt riß ſelbſt jene Stolberge und Aehnliche, die ihrem Stande und Weſen nach den Privilegirten angehörten, in den revolutionären Schwindel mit;

eine ungestörte Preßfreiheit herrschte in den Zeitschriften, in denen jener ungeheure Kampf geführt ward, Aller gegen Alle, wo Empfindsamkeit mit Humor, Vaterlandssinn mit Weltbürgerthum, Mysticismus mit Freigeisterei, Originalität mit Classicismus, die gesammte Poesie mit dem Einfluß und Gegenstoß der Wissenschaften und der Weltbegebenheiten stritt, wo kalte Vernunft und prophetische Begeisterung, Menschenverstand und Empfindsamkeit, Einfalt und Unnatur, Rücksichtslosigkeit und Pietät, Geschmack und Rohheit oft aufs härteste sich stießen, oft aufs wunderlichste neben einander lagen. Der Despotismus des französischen Geschmacks allein war es, was gemeinsam von Freund und Feind in diesen Bewegungen niedergeworfen ward, in denen die Einwirkungen von England her die wichtigste Rolle spielten. Es war eine eigentliche Schreckenszeit, jene Periode der Originalgenies, die jedes Herkommen verachteten, jede Autorität mit Füßen traten, auf dem erschütterten Ansehen Gellert's und Klopstock's der kaum erst allgemein angegriffenen Freigeisterei Altäre errichteten, die in der Dichtung alles Gesetz und jede Regel verwarfen. Verknöchert und festgestanden dauerte der Charakter dieser sentimental-humoristischen, elegisch-satirischen Zeit in Jean Paul fort, dessen ganzes Wesen durchaus nur hier begründet ist, und er schlingt sich von dort an durch die Falk und ähnliche Satiriker und misanthropischen Menschenfreunde bis auf die heutigen politisch-literarischen Freiheitsmänner hinüber, welche Verbindung denn mit der ganzen schriftstellerischen und menschlichen Art der jetzigen Jugend wohl zeigt, daß wir die revolutionäre Stimmung noch nicht erstickt haben. Mitten in den Umwälzungen dieser Zeiten war auch das Drama nicht eben verschwunden, wohl aber von anderen, noch volksthümlicheren Gattungen, von dem Romane, von der Prosa überfluthet. Allmählig besann man sich jetzt. Herder kehrte zurück und suchte Bande zwischen Regel und Freiheit zu knüpfen; Wien fiel ganz ab und warf sich wieder auf den französischen Theatergeschmack; von jenen aristokratischen Freiheitsmännern in Göttingen ging die feine Gegenwirkung des Classicismus aus, und die größte Persönlichkeit

unter den jungen Dichtern jenes Geschlechts, Goethe, der vorhin ganz in dem freiesten Sinne mitgewirkt hatte, ging dahin über. Ein Geist der Mäßigung zeigte sich mitten unter den dauernden Stürmen. Zu Goethe gesellte sich Schiller. Sie waren schon ihren Schicksalen nach zweiseitige Männer der Mitte. Der Eine, von den jungen Bewegungsmännern und einer republikanischen Stätte ausgegangen, ging an einen Hof über, dem er sich vielfach hingab, der andre, einer Despotie entronnen, ging zum Volke über und ward auch nach seiner Verbindung mit Goethe von dem nahen Hofe nicht angezogen. Sie regten noch in den Xenien eine allgemeine Bewegung auf, aber dann richteten sie sich ganz auf anständige Wirksamkeit, und strebten für Lessing's Werk, für die Bühne. Sie standen mit Voß wie ein Triumvirat eine Zeitlang, sie entledigten sich des dritten, und dies war eine schöne Zeit, als die zwei so verschiedenen Männer im friedlichen Consulate für das Drama arbeiteten. Leider auch sie erfuhren Lessing's Schicksal. Die gemeine Popularität eines Kotzebue riß die Mehrheit der Bühnenwelt an sich; Schiller starb, und Goethe, obgleich ihn die Romantiker erst zum Imperator und Alleinherrscher erklärten, dankte doch gleichsam ab und isolirte sich immer mehr, des poetischen Treibens müde. Daß alsdann die Romantiker gegen die gemeine Menge eine Restauration durchzufechten suchten, liegt der Vergleichung literarischer und politischer Begebenheiten so nahe, daß Friedrich Schlegel in Wien sogar in politischer Beziehung vielfach als ein Werkzeug der Restauration erscheint.

Wem dieser Faden durch den labyrinthischen Gang unserer Literaturgeschichte nicht sicher genug scheint, dem lassen sich zahllose andere von einfacherem Gespinste bieten. Unter diesen empfiehlt sich besonders Einer auch dem tieferen historischen Betrachter, weil er das Hauptkennzeichen einer Revolutionszeit enthält. Das nämlich, was einer solchen Umwälzungsperiode ihre intensive Fülle und dadurch ihren Reiz gibt, ist die erhöhte Lebensthätigkeit in dem Volkskörper, kraft welcher in demselben alle Kreise menschlicher Entwickelung, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge Jahrhunderte ausfüllen, in ver-

hältnißmäßig kürzester Zeit durchlaufen werden. Wie die französische Revolution alle Staatsformen politischer Entwickelung rasch durchging, so wiederholte sich im vorigen Jahrhundert bei uns die ganze Geschichte unserer bisherigen Literatur bis zu den Männern hin, die sie eigentlich erst eine Stufe weiter rückten. Wer also zwischen unserer alten und neuen Literatur so unübersteigliche Klüfte sähe, der würde verrathen, daß er über geschichtliche Dinge nicht urtheilen dürfte. Hier eben ist die Geschichte der Literatur am lehrreichsten, wo sie uns nachweist, in welchem Verhältniß die ältere zur neueren, ohne unser Wissen und absichtliches Zuthun, steht durch die bloßen gleichmäßigen Bildungen, die der gleiche Volksgeist in verschiedenen Zeiten bedingte; denn erst wenn wir dieses Verhältniß durchschaut haben, lernen wir richtig darüber denken, was unsere alte Literatur für uns Lebende war und forthin sein wird. Man kann also sagen, daß die Jahre, in denen Ossian und Homer bei uns eingeführt wurden und Klopstock den Bardenton anstimmte, das rasche Wiederbeleben und Wiederdurchleben unserer ganzen bisherigen Literatur eröffneten. Wie zur Zeit des niederdeutschen Heliand und Otfried's der kirchlichen Dichtung eine Art Kunstwerth gegeben werden sollte, so geschieht es jetzt durch Klopstock und Lavater, die in den ähnlichen Gegenden ähnliche Werke liefern, die unter sich im ähnlichen Verhältnisse liegen. Wieland beschreibt in einem großen Umfange den ganzen Kreis der alexandrinisch-mittelalterlichen Prosa und Dichtung, scheiternd an Dramen und Allem, was außerhalb dieses Kreises liegt und im Gedächtniß der Nation erhalten eigentlich nur durch Ein episches Werk, dessen Stoff aus jenen Zeiten entlehnt ist. Ganz wie unsere mittelalterlichen Epiker individualisirt er Alles, was er entlehnt und übersetzt, nach sich und färbt Alles mit einem französirenden Tone. Lessing stellt in allen Theilen die Reformationszeit dar, die, wie Er wieder that, zuerst auf das Drama führte, die den antiken Sinn weckte, die Wissenschaft neu belebte und die Religion läuterte, wie Lessing Luthern hart auf dem Fuß folgend gethan haben würde, wenn nicht der Mangel an religiösem Interesse und die politischen Ereignisse gehindert

hätten. Herder führt dies Werk weiter und leitet uns in den Geist des 17. Jhs. zu Polyhistorie und Philosophie über. Ganz so unerwartet, wie man aus dem freien Geist der Volkspoesie im 16. Jh. plötzlich in die gelehrte Poesie des 17. Jhs. trat, ist man überrascht, Herdern nach und neben seiner Fürsprache für das Volkslied das Lehrgedicht anbauen und anempfehlen zu sehen. Eben in diesen Zeiten steht auch Jean Paul in jenem ganz gleichen Gegensatze zu Wieland, in welchem die komischen Romane zu den Ritterepen stehen. Erst wenn man bei Goethe und Schiller angelangt ist, sehen wir uns auf eigenen Füßen. Man hat es auch sehr gut gefühlt, wie wenig jene älteren Meister selbständig waren; man fand überall ihre Anlehnungen aus. Ihre Zeit selbst gab ihnen jene Ehrennamen, die vielleicht nicht so ehrenvoll sind: sie nannte Klopstock unseren Milton, Wieland unseren Voltaire, Jean Paul unseren Sterne und jeden Anderen anders, aber Goethe und Schiller blieben ewig sie selbst. So ist auch nichts leichter, als nach den fremden Einflüssen und nach dem herrschenden Geiste der Nachahmung, nach dem Vorragen der französischen, englischen, griechischen und deutschthümlichen Richtungen eine Ordnung in die Dinge des vorigen Jahrhunderts zu bringen. Auch diese Betrachtung würde überall die Abhängigkeit der früheren, und eigentliche Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit nur bei den größten und letzten unserer schaffenden Geister darthun.

Auf das mannichfaltigste ließen sich, wenn man dies wollte, die Merkmale der Verjüngung, d. h. der Revolution, in unserer neueren Literatur darlegen. Wie wir eben in der Dichtung im Allgemeinen die rohen und Anfangsgattungen wiederholen sahen, so läßt sich dies von dem Drama im Besonderen nachweisen. Wir haben alttestamentliche Stücke bei Klopstock, eine Moralität bei Lessing, eine Historie im Götz, Mordspectakel bei Klinger, den griechischen Kothurn bei den Stolbergen. Natur und Jugend war der laute Ruf des Jahrhunderts, und wie Rousseau zu dem Urstande der Menschheit zurückwies, so klärte man uns die deutsche Anfangsgeschichte und die Urwelt auf, man fing an ein Naturrecht neu zu begründen und

legte die Urgesetze der Barbaren und Hebräer aus, man schrieb für Einsetzung der Juden und der Weiber in die Menschheitsrechte; und mit Allem diesem liegt das Wegringen von der conventionellen zur natürlichen Poesie, wie es Voß im Leben Hölty's nennt, auf Einer Linie. Eben so bezeichnend ist es, daß sich die neu aufkeimende Poesie einen jungen Boden suchte, der durch längeres Brachliegen neue Kräfte gesammelt hatte. Sie wich aus dem erschöpften Schlesien und Sachsen, sie drängte sich in Preußen nach Berlin zusammen und im katholischen Deutschland nach Wien, ohne jedoch zur Blüte kommen zu können. Sie zog sich aus dem gesammten Osten weg nach der Schweiz, die nun nach langer Pause fortwährend geschäftig bleibt, nach Niedersachsen und dem Norden, wo von Brockes und Hagedorn an, durch Gleim und Klopstock bis auf Voß und Niebuhr, Dahlmann und Schlosser eine ungemein energische Thätigkeit herrschend ward, die mit der Weichheit der schweizerischen Leistungen in einem sonderbaren Gegensatze steht; und ferner nach dem Rheine hin, der seit zwei Jahrhunderten gefeiert hatte. Nachdem auf diese Weise die Peripherie des Kreises beschrieben war, strömte eine Zeit lang das Mark der deutschen Literatur nach dem Mittelpuncte hin und sammelte sich in Weimar und Jena, und es war ein Zeichen des schnellen Verfalls, als dann plötzlich eine neue Zersplitterung eintrat und die Dichterschulen im Norden, in Berlin, Wien und Stuttgart entstanden, eine Zersplitterung, die in späterer Zeit noch größer geworden ist, wo die junge Dichterrepublik, wie verabredet, ihre Prätoren in alle Städte mäßiger Größe vertheilte. Wer sich in noch gefährlichere Tiefen dieses geheimnißvollen Wachsthums einer neuen Zeit versenken wollte, der könnte in ihren Vertretern das Großwerden des jungen Geistes physiologisch verfolgen, wie er embryonisch in dem räthselvollen Hamann liegt, mit aller physischen Kraft einer Kindernatur in Herder vortritt, dann als ein Bild der träumerischen Frühjugend in Jean Paul, der reifen Spätjugend in Goethe, der umsichtigen Männlichkeit in Schiller erscheint.

Aber hier sei es genug mit diesen mislichen Winken aus der

Binnenlehre historischer Weisheit, die nicht mittheilbar sind als dem, der sie schon hat, und die Vielen eher ein verdunkelndes Räthsel als ein aufschlußgebender Ueberblick sein werden. Wem es in diesem Werke an Uebersichtlichkeit gebricht, der muß, mit Verzichtleistung auf das, was die historische Einsicht darin fördern kann, sich an die Lichtpuncte des dargestellten Stoffes halten, wo es ihm nie an Klarheit fehlen kann. Es konnte in diesem so angelegten Werke, das eine Art Vollständigkeit bezweckt, leider der Vortheil nicht ganz benutzt werden, den die Literargeschichte besonders des vorigen Jahrhunderts darbietet. Ihre Entwickelungen, Richtungen und Ideen haben außerordentlich scharfe Vertreter; der Gang unserer Poesie läßt sich an Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Voß und Jean Paul, Schiller und Goethe vollkommen darstellen. Wollte man sich der Gegenwart und ihrem Bedürfnisse entfernter stellen, ein Werk von reinerer Form statt eines von reicherem Stoffe liefern, so wäre eine so klare und einfache Erzählung zu liefern gewesen, wie sie nur irgend eine Periode der politischen Geschichte des Alterthums duldet. Durch die ungeheuren Massen der mittleren Talente hindurch ist dieser planere Weg allerdings schwerer zu bahnen. Doch sind auch diese möglichst um die Hauptführer geordnet worden, was nur dort schwieriger war, wo die führerlose Unordnung und die Wirren der literarischen Unordnung Selbstzweck der Darstellung wurden.

---

2. Gottsched und die Schweizer.

Wir stoßen im Verfolge unserer Darstellung zunächst auf eine Periode, die berühmt und berüchtigt genug, und auch ihrem Verlaufe nach häufig geschildert worden ist[2]. In diesen Schilderungen ist der

2) Vgl. Manso, im 8. Bande der Nachträge zu Sulzer, und Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhs. Leipzig 1861. In Danzel's „Gottsched und seine Zeit." Leipzig 1848, ist aus zwar weitschichtigem Material, 4700 Briefen Gottsched'scher Correspondenz, einiges, wie zu erwarten war sehr weniges Neue, von Bedeutung zu Tage gekommen; das Urtheil über Menschen und Dinge ist schwach, der historische Sinn des Verfassers noch schwächer. Wir werden unten nur Einer Probe bedürfen, um diesen Ausspruch zu erhärten.

innere Zuſammenhang der Erſcheinungen immer zu wenig beachtet worden, ſo daß die Kämpfe, die nun zwiſchen den Sachſen und Schweizern ſich entſpannen, gewöhnlich als ein eitles Spiel nichts bedeutender Kräfte erſcheinen. Daß aber auch hier in dem ſcheinbaren Chaos Ordnung herrſcht, daß auch die Streitigkeiten, die Anſichten, die Leiſtungen der ſchwächeren Köpfe in dieſen Zeiten der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht außer dem nothwendigen Gang der Dinge ſtehen, daß ſie die bisherige Ordnung der Dichtungen theils beſchließen, theils die neu vortretende einleiten, liegt uns vor Allem ob nachzuweiſen. Um auch dieſen Gang und die innere Lage dieſer nächſten Periode hier überſichtlich anzudeuten, erinnern wir, daß wir in dem Jahrhundert der Reformation die Elemente einer ächten Naturdichtung, oder, ſollen wir Schiller's Benennung benutzen, einer naiven Poeſie, beſaßen. Im 17. Jh. verloren wir die ſchöpferiſche Kraft der Phantaſie ganz aus den Augen; wir hatten eine Poeſie der Empfindung, die beſonders im geiſtlichen Liede zu Hauſe war, und eine andere des Verſtandes, die ſich im Lehrgedicht, in der Satire, im Epigramme kund gab. Kaum war in der Idylle eine ferne Spur von ſchaffendem Dichtungsgeiſte übrig geblieben. Und auch jene Empfindungs- und Verſtandespoeſie war jetzt durch die lange Dauer abgenutzt und matt geworden, und zeigte mannichfaltige Merkmale des Siechthums und Alters. Noch aber waren in der geiſtigen Natur des Volkes Kräfte genug, um zum Anfangspunct noch einmal zurückzukehren und die erſtorbenen Säfte neu zu verjüngen. Das erſte Kennzeichen dieſer Verjüngung war das Erwachen der Sinnlichkeit, ohne die es keine Einbildungskraft und keine Dichtung gibt. Brockes war daher das Ziel des vorigen Zeitraums, in dem dieſe Sinnlichkeit und eine neue Triebkraft zu Tage kam, die noch mehr durch den Nahrungsſaft belebt ward, der aus Englands und Frankreichs vielfach verwandten Dichtungen jener Zeit zu uns hergeleitet ward. Zuerſt nun äußerte dieſe neue Triebkraft ihre Wirkungen theils auf dem Gebiete äußerer Sinnlichkeit und ſchuf jene maleriſche Poeſie ſchon bei Brockes, theils in jenen abgelebten Gat-

tungen selbst, so weit sie nur immer Boden finden konnte. Wir werden daher zuerst betrachten müssen, wie Haller dem Lehrgedichte einen neuen Schwung gibt, Drollinger ihn dem geistlichen Liede weniger gibt als wünscht. Beide sind von Brockes angeregt, und lehnen sich an ihn an. Beide wollen wie Er zu einer natürlichen Empfindungsweise zurück, ohne darum die gewohnte verständige Betrachtung aufzugeben, sie wollen Sinnlichkeit herstellen und Vernunft behaupten. Schiller, der seine Sätze über naive und sentimentale Dichtung aus diesen Zeiten mit der feinsten Beobachtungsgabe abzog, bemerkt vortrefflich, daß das Ergebniß einer solchen Bestrebung immer die sentimentale Stimmung sei, und eben diese stellte sich mit Brockes in Deutschland ein und steigerte sich durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu einer ungemeinen Höhe. Durch drei Dichtungsweisen, bemerkt Schiller ferner, erschöpft sich die sentimentale Dichtungsart, durch die satirische, idyllische und elegische, je nachdem sich nämlich das Gemüth im Widerstreit mit einer gekünstelten Wirklichkeit, oder im Einklang mit einer natürlichen, oder schwankend zwischen beiden erkennt. Auch diese Dichtungsweisen sehen wir nun zuerst vorherrschend, wir sehen sie aber auch schwinden und ausgehen, je mehr man sich dieser sentimentalen Uebergangszeit entfremdet, und wir sahen sie im 17. Jh. desto unbedeutender, je weniger man sich einer solchen Zeit noch genähert hatte. Liscow und Rabener bezeichnen die Ausgangspuncte der Satire, wie Kästner den des Epigramms; Geßner neben vielen geringfügigen Anderen bildet die Idylle, ehe sie Voß auf den naiven Standpunct zurück stellte. Das Elegische ist weniger als Dichtungsart sichtbar, denn als Empfindungsweise, wo es sich häufig in den Episteln dieser Jahre und sonst in allen möglichen Gattungen ausspricht. Wie außerordentlich fein und richtig die Zusammenstellung und gleichsam Vereinigung dieser drei Gattungen ist, wollen wir mit einer historischen Bemerkung verdeutlichen. Alle drei Gattungen nämlich leiten sich gleichsam aus jener Einzigen her, die wir im Mittelalter Allegorie nannten. In jenen bei uns so unvollkommen gebliebenen Gedichten dieser Art war ja didaktische Lehre, poetische

Malerei, Idylle, Satire und Elegie vollkommen vereinigt. Hätten wir dieſe Allegorie fleißiger gepflegt, ſo würden wir jetzt vielleicht dahin zurückgekehrt ſein, oder wenigſtens Einen Dichter haben, der alle dieſe Gattungen gleichmäßig angebaut hätte, oder der auf jene Allegorien geſchichtlich zurückzuleiten wäre. Wir haben in Deutſchland von dieſen drei Fällen keinen, aber in England haben wir in eben dieſen Zeiten Einen Dichter, in dem ſich alle drei Fälle vereinigen, eben den Dichter, der auf Brockes am mächtigſten wirkte, den Brockes einführte, den nicht allein dieſer und Zachariä und Kleiſt und Klopſtock, den auch der junge Leſſing erſtaunlich hoch hielt, der ganz ungewöhnlich auf unſere Dichtung in dieſen Jahrzehnten gewirkt hat: Thomſon. In ihm liegen dieſe Gattungen beiſammen; ſein Dichtungstalent iſt von jenem Spenſer, dem ſo hoch gehaltenen Allegoriſten der Engländer, angeregt; und ganz in deſſen Nachahmung iſt ſein castle of indolence geſchrieben, das gewöhnlich unter ſeinen Dichtungen am höchſten geſtellt wird. Wir aber haben keine ſolche Allegorie aufzuweiſen, in der jene Dichtungsweiſen zuſammen hätten fallen können, in der zugleich die falſchen Grenzberührungen von Kunſt und Wiſſenſchaft, wie das Lehrgedicht, und jene von Kunſt und Kunſt ſichtbar geworden wären, wie die malende Poeſie. Wir haben alſo keine ſolche ſentimentale Allegorien aufzuweiſen, in denen ſich jene Gattungen hätten vereinigen können, und dies auch darum, weil wir dagegen eine gleichſam verwandte und doch gegenſätzliche, langehin nicht mehr erſchienene Gattung eben in dieſen Zeiten wieder aufgriffen, die zuerſt als eine verjüngende Gattung gelten kann, die zuerſt in größter Einfalt, eben wie es ſich für den Anfang ſchickt, von verſtändiger und empfindender zur phantaſievollen Dichtung, von ſentimentaler zur naiven zurückleitet, ja die geradezu eine naive Allegorie heißen kann, und mit der Allegorie ſehr häufig in einfachen Zeiten zuſammengeworfen ward. Es iſt die Fabel. Sie iſt eine Allegorie, und in ihr iſt eine Art ſinnlicher Malerei und Lehre, häufig ein ſatiriſcher Anſtrich und durch die Verſetzung in die Thierwelt gleichſam ein idylliſcher Boden vereint. So wie ſie damals von Hagedorn,

Gellert, Lichtwer, Pfeffel und so vielen Anderen behandelt ward, nach dem Muster der Franzosen, nahm sie auch in der That häufig genug satirische Bezüge, ja sogar elegische Stimmungen in sich auf, und sie leitete gleichsam die wissenschaftliche Lehrdichtung auf die moralische, auf die lebensphilosophische über. Sie liegt natürlich an der Grenze naiver und sentimentaler Dichtung, sie wird meist von Gelehrten behandelt, aber sie ist fürs Volk, sie ist ihrer Form und Gestalt nach damals der sentimentalen Zeit angehörig, aber ihrer Einfalt nach ist sie eine naive Dichtungsart, sie *soll nicht* an eine Idylle erinnern, soll nicht satirische Stiche auf besondere Verhältnisse enthalten, am wenigsten elegische Farbe tragen, und Lessing suchte ihr diesen naiven und allgemeinen Charakter, so weit das seine satirische Ader erlaubte, wiederzugeben. Es hat also Sinn, wenn wir es historisch betrachten, daß die Schweizer, Bodmer und Breitinger in ihren Theorien einen so außerordentlichen Werth auf die Fabel legten, was Goethe so sonderbar finden wollte. Es ist um so weniger sonderbar, als sie sich dabei an den allgemeinen Begriff von Fabeln halten, und von da aus ganz natürlich auf eine plastischere, sachliche Dichtung zurückweisen, von Lehren und Zuständen (in Lehrgedicht und Idylle) auf Handlungen. So wie wir daher früher vom Epos und den Thiergeschichten auf die Fabel geriethen, so gelangen wir hier umgekehrt von der Fabel auf die Erzählung und auf das Epos zurück. Es ist also auch ganz entsprechend, daß eben diese Schweizer den Milton verpflanzen, sich an Klopstock anklammern und alte epische Gedichte auffrischen. Alles Epos aber, eine Gattung, die durchaus der Naturdichtung eigen gehört, konnte in den neueren Zeiten schwer mehr gedeihen, die den Charakter der Kunstdichtung tragen. Die wahre ächte Gattung dieser letzteren ist das Drama, das darum um so viel höher steht als jene Unterarten der Satire, Elegie und Idylle, weil es nicht wie diese in subjectiven Stimmungen sich umdreht, obgleich alle diese verschiedenen satirischen, elegischen, idyllischen Stimmungen darin objectivirt erscheinen können, ja sogar Lehrspruch und epische Erzählung (nach der Ausübung der Alten wenigstens) darin zulässig oder

gar nothwendig ist. Das Drama vereint also, wie es sich der Zeit nach auf dem Gipfel aller Dichtung ausbildet, auch alle Dichtungsgattungen in sich, und sondert sich nach jenen sentimentalen Stimmungen in seine drei Hauptarten. Daß sich das Trauerspiel auf elegischen Stimmungen aufbaut, haben unsere Dichter des 17. Jahrh. schon bemerkt. Daß ihr Gegensatz, die Satire, dem Gegensatz des Trauerspiels vorausgeht, hat schon Aristoteles bei den jambischen Dichtern gesagt, und Diderot nannte die Satire die Kindheit des Lustspiels. Und daß zwischen Idylle und Oper das ähnliche Verhältniß sei, ist wieder im 17. Jahrh. ganz deutlich, wo das Singspiel fast immer Schäferspiel und das Schäferspiel Singspiel war. Wer des Aristoteles Bevorzugung des Dramas vor dem Epos billigt, der muß diesen inneren Reichthum und den Vortheil der Mannichfaltigkeit besonders in Anschlag bringen. Das Epos und die naive Dichtungsweise bleibt bei den geschilderten wirklichen Zuständen stehen, die sentimentale bezieht diese auf Ideen; jene Unterarten thun es unmittelbar, das Drama in jenem großen Sinne, in dem es Shakespeare einen Spiegel der Zeit nannte, thut es mittelbar durch eine freie poetische Schöpfung, und hier fällt der Begriff der Fabel (eines Schauspiels) mit dem des Apologs allerdings zusammen. Das Epos fällt in Zeiten, wo die Kraft der Phantasie so lebendig ist, daß sie keiner Hülfe bedarf; aber das Drama in solche, wo die Sinnlichkeit stumpf geworden ist, und wo daher dem Auge eine hinzukommende Nahrung geboten wird, die die erschlaffte Sinnlichkeit und Einbildungskraft unterstützen soll. Indem nun grade, als die Schweizer auf das Epos fielen, Gottsched sich auf das Drama warf, wäre es wohl natürlich gewesen, daß diese beiden bedeutungsvollen Gegensätze der Gegenstand ihres Kampfes geworden wären. Allein so tief freilich faßte man jetzt noch nicht die Angelegenheiten der Dichtung auf, und der Hauptnutzen, der aus den oberflächlichen Streitigkeiten zwischen Beiden herauskam, war unstreitig die bloße Anregung ästhetischer Kritik überhaupt. Wie diese nachher so weit geübt und fortgeschritten war, daß Lessing seine kritischen Einsichten schöpfen konnte, so war es

auch möglich, daß ein solcher Mann die Gebrechen und Rathlosigkeiten der Zeit mit Bewußtsein durchschaute, und auf die jugendlichen und zeitgemäßen Gattungen der Dichtung hinsteuerte.

Wir wollen also zunächst sehen, wie sich das neue Leben in den bisher angebauten Gattungen verständiger und musikalischer Dichtung ausspricht, im Lehrgedicht und im geistlichen Liede. Beides führt uns nach der Schweiz hin, auf zwei Männer, deren Einer immer neben Hagedorn als Verkünder der neuen Literatur genannt worden ist, der andere immer hätte genannt werden sollen, was jedoch nur Einmal in einem bekannten Gedichte von Bodmer geschehen ist. Jener ist Haller, dieser Drollinger. Wir sehen uns in Beiden plötzlich in ein Land gesetzt, das seit der Reformation und besonders seit der Ablösung von dem Reichsverbande im westphälischen Frieden fast gänzlich aus der deutschen Literatur verschwunden war. Wollen wir die neue Befruchtung dieser brachgelegenen Provinz uns erklären, so können wir nachweisen, wie die deutsche Gesellschaft in Leipzig, als ein Rest der literarischen Körperschaften des 17. Jahrhs., Anpflanzungen in die verschiedensten Gegenden Deutschlands schickte. Seit langen Zeiten war Leipzig der Sitz gelehrter Gesellschaften gewesen; Prediger-, Redner-, anthologische, philobilische Gesellschaften waren dort neben- und nacheinander und gelangten, wie z. B. die letztgenannte, zu einem großen Rufe. Zuletzt, haben wir schon früher erwähnt, entstand 1697 aus einem poetischen Collegium Mencke's die sogenannte görlitzische poetische Gesellschaft, die erst 1722 bei Gelegenheit eines 25jährigen Jubelfestes den eben genannten Gelehrten zu ihrem Vorsteher wählte und sich nun die deutschübende, seit 1728 die deutsche Gesellschaft nannte. Sie veranlaßte, wie gesagt, die Stiftung zahlloser ähnlicher Vereinigungen in Jena, Greifswald, Halle, Königsberg, Helmstädt, Frankfurt, Tübingen, Bremen, Westphalen, Göttingen, Altdorf, Wien, und so auch unter anderen in der Schweiz: in Bern, wo die deutsche Gesellschaft (unter Professor Altmann) sich im Gegensatz gegen die Züricher, die einen mehr selbständigen Klub bildeten, an Gottsched anlehnte, und in Basel, wo man es mit den

Bernern betrieb, eine helvetische Gesellschaft zu gründen. Mit diesen Vereinigungen war überall die Veröffentlichung von Schriftsammlungen oder Wochenblättern verbunden, welche letztere sich in ungeheurer Anzahl durch lange Jahrzehnte hinziehen, und meistens nach dem großen Vorbilde des englischen Spectators moralische Zwecke hatten, neben denen die Dichtung nur beiher ging: denn es ist das allgemeine Kennzeichen dieses Zeitraums bis zu Lessing hin, daß die Poesie durch religiöse und weltliche Moral beherrscht ist. Die ersten dieser Wochenschriften, der Vernünftler 1713 und die lustige Fama 1718 waren in Hamburg erschienen, die Züricher Discurse der Maler schließen sich 1721 an. Von diesen Erstlingen an bis zum Jahre 1761 sind in Gottsched's Monatschrift, dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ [3]), 182 Wochenblätter aufgezählt, die in den verschiedensten Gegenden erschienen sind, und ihre Zahl ließe sich noch vermehren. Alle diese Blätter wurden schon durch ihre Menge genöthigt, sich als provinzielle Organe aufzuthun, und das Provinzielle ward Anlaß zu den Reibungen der Kritik. Wir haben schon früher gehört, daß der Unterschied von schlesischer, meißnischer und niedersächsischer Dichtung immer mehr durch literargeschichtliche Werke, durch poetische Sammlungen, durch kritische Beobachtungen zum Bewußtsein kam; bald bildete sich eine eigenthümliche preußische und österreichische Literatur. Gottsched machte sich ein eigentliches Geschäft daraus, in wohlerwogenen Absichten bald auf den Gegensatz der protestantischen und katholischen, der benedictinischen und jesuitischen Literatur aufmerksam zu machen, bald auf die Leistungen und Unterscheidungszeichen der verschiedenen Provinzen und Gesellschaften. So kann man in seinem „Neuesten“ wohl verfolgen, wie er die westphälischen Bemühungen, die fränkischen und schwäbischen Versuche, den armseligen Hofpoeten Casparson in Cassel, die baierischen Reimschmiede und Aehnliches aus dem Staube hervorzieht, den Stümpern Muth macht, die Fremden bald mit Lobsprüchen, bald mit Tadel für seine

3) Band XI. S. 829.

Schule wirbt. Ebenso setzte er sich mit Bern gegen Zürich, und hatte anfangs mit den Zürichern so enge Verbindung, daß Bodmer selbst unter den Mitarbeitern an Gottsched'schen Zeitschriften erscheint. Als nachher die Mishelligkeiten ausbrachen zwischen Zürich und Leipzig, drängte er sich ebenso wie zu den Bernern, auch zu den Baselern. Er machte dem dortigen Gelehrten Werenfels das Compliment, daß sich von seiner Schrift de meteoris orationis, die in den Schriften der Leipziger Gesellschaft übersetzt erschien, der Ursprung der kritischen Zeiten herschreibe; er wußte sich die Herausgeber des helvetischen Patrioten in Basel ebenso zu verbinden, wie die des Brachmanen in Bern; und endlich wollte er Drollinger und Spreng in Basel mehr für Schwaben als Schweizer gehalten haben. Spreng würde sich diese Ehre als ein guter Baseler verbeten haben, Drollinger ist aus Durlach und also zwar kein Baseler, für den ihn jedoch sein Freund Spreng ausdrücklich mehr erklärt, als für einen Schwaben, weil er dort gebildet ward und meistens dort lebte. Bei all' dem läßt sich nach Gottsched's Winke wohl sagen, daß die Dichtung in die Schweiz eingewandert ist, und man kann ihre Wege von Sachsen und Schlesien aus verfolgen. Wir sahen oben, daß Neukirch von Schlesien und Berlin aus nach Anspach überging, und daß dort dieser Same nicht verloren war, zeigten nachher Cronegk und Uz. Dann gaben wir schon König als einen solchen an, der die Literatur des Ostens und Westens verband und dieser ist ein Schwabe, und stand sehr genau mit den Zürichern in Verbindung. Und endlich ist allerdings Drollinger's Wanderung nach Basel und sein Anschluß an die Züricher von Bedeutung, und hauptsächlich darum charakteristisch, weil er, mit dem Hofe von Durlach in die Republik versetzt, auch alle Eigenschaften eines Hofdichters preis gab und wesentlich ein volksthümlicher Dichter ward.

Wenn wir aber bei dieser nächsten pragmatischen Erklärung des erneuerten Antheils der Schweiz nicht stehen bleiben wollen, so läßt er sich auch ohne Schwierigkeit weiter und tiefer herleiten. Die Schweiz, ihrer geographischen Lage nach, war eine ebenso natürliche Vermitt-

lerin der neuen Einflüſſe von England und Frankreich her als Hamburg. Wirklich zeigt die ganze Geſchichte der Schweiz einen ſehr auffallenden Parallelismus mit nord- und niederdeutſchen Erſcheinungen, den man nur erklären kann durch die ähnliche Ablöſung vom deutſchen Reichskörper, die eigenthümlichen obzwar ganz verſchiedenen Lebens- und Erwerbsweiſen und die enge Grenzberührung mit auswärtigen Völkern. Wie die Niederlande mit der Schweiz durch den Rhein geographiſch verbunden liegen, wie ſich beide geſchichtlich in den burgundiſchen Reichen, poetiſch in den Nibelungenſagen berühren, ſo auch in der Ablöſung vom Reiche, in dem Republicanismus hier und dort, in der Aehnlichkeit der ſchweizeriſchen und dithmarſiſchen Freiheitskriege, des Tſchudi und Neocorus. Gleich energiſch traten beide Gegenden hervor, wo es die Reinhaltung humaniſtiſcher, und religiöſer Dinge galt, obwohl beide in ſich geſpalten, und wieder in dem, was ſie mit Deutſchland darin gemeinſam hatten, eigenthümlich unterſchieden; wie denn auch die literariſchen Spaltungen zwiſchen Schweiz und Sachſen auf Einer Linie mit den religiöſen im 16. Jahrh. liegen. In die Geſchichte der deutſchen Poeſie verzweigen ſich beide Gegenden allemal nur in den vorragenden Glanzperioden. Als unſere Literatur und Sprache überhaupt zuerſt erwachte und ſich der lateiniſchen gegenüber ausbildete, haben wir in der Schweiz und in Nieder-Deutſchland neben einander den Otfried und den Heliand; in der Ritterdichtung die Nibelungen und Kudrun; ſpäterhin im 14. Jahrh. gleiche Volkslieder in alterthümlichem Tone. So iſt das Ineinandergreifen in der Reformationszeit klar, wo der Rotterdamer Erasmus in Baſel die Verbindung perſönlich bezeichnet. So berühren ſich in dieſer unſerer neueſten Periode Haller und Drollinger mit Brockes und Hagedorn, Bodmer's und Liscow's Kritik, Klopſtock's geiſtliche Dichtung mit Bodmer's und Lavater's, Voß mit Uſteri, Campe mit Peſtalozzi. Wenn man mehr die hiſtoriſchen Verhältniſſe ins Auge faſſen will als die Gattungen der Poeſie, ſo verhalten ſich Haller und Geßner wie Klopſtock und Wieland zu einander, Bodmer ſteht gegen Gottſched ſo im Vortheil, wie Sulzer gegen Leſſing im

Nachtheil u. s. f., so daß es nicht schwer wäre, die ganze schweizerische Literatur des vorigen Jahrhunderts als ein Miniaturbild der allgemeinen deutschen zu zeichnen.

Den Einflüssen von dem Auslande, denen die Schweiz offener lag, als das innere Deutschland, kamen die inneren Zustände der Schweiz entgegen, von deren eigenthümlicher Natur die ganze Gestalt und Färbung ihrer schönen Literatur abhängt. Was die schweizerische Poesie nämlich für sich auszeichnet, ist, daß sie vorzugsweise religiös blieb. Sie war in jener ältesten Periode ganz eigentlich Mönchsliteratur; in der ritterlichen Zeit giebt es hier, was sonst selten ist, geistliche Minnesänger; in der Reformationszeit ist alle schweizerische Poesie geistlich oder kirchlich polemisch; in der neuesten Zeit ist sie allgemein durch die streng oder übermäßig religiösen Haller und Geßner, Bodmer und Lavater dargestellt und vertreten. Dies hat einen natürlichen Grund in den staatlichen Verhältnissen. Wo die Staatsordnung straffer ist, wie hier und in England, ist die Religion wie ein Gesetz, und sie weicht dem Buchstaben nach weder der Entsittlichung noch der Aufklärerei; und ebenso ist es natürlicher, daß sie die Poesie beherrscht, als daß sie von ihr beherrscht wird. So schrieb Haller seine Briefe über die Offenbarung gegen Rousseau und die neue Aufklärung, nicht allein weil er wirklich religiös und hypochonder überdies war, sondern weil er als republikanischer Staatsmann die Folgen fürchtete. Bestimmter aber erklärt sich dieser religiöse Charakter der schweizer Literatur daher, daß jedesmal die Hauptperioden in solche Ruhezeiten fielen, wo sich die Nation nach Erschöpfung in politischer Thätigkeit zur geistigen zurückzog. So ist es überall bei vorzugsweise politischen Nationen, deren Geschichte von Thatsachen, nicht von Büchern ausgefüllt wird; so war es bei Römern und Engländern. In der ersten Zeit feierte die Schweiz nach dem allgemeinen Heldenalter Europa's und sandte ihre Friedenssegnungen nach Deutschland aus. Vor der Reformationszeit hatte sie ihre burgundischen Kämpfe geführt; und vor der letzten Periode gingen im 17. Jahrhundert die mannichfachen Kämpfe der katholischen und protestantischen Orte

vorher, die grade in jenen Jahren mit einem Landfrieden anfingen beendigt zu werden, als die Literatur auch anfing ihre erſten Flüge zu wagen. Es iſt daher ungemein bezeichnend, daß grade vor aller anderen auswärtigen Dichtung die neue engliſche Literatur in der Schweiz eine ſo große Wirkung machte, die ihrerſeits auch auf die große politiſche Erſchöpfung der Revolution folgte, und eben den Charakter der Weichheit und Religioſität theilweiſe annahm wie die ſchweizeriſche; und ebenſo, daß gerade Milton der Liebling der Schweizer ward, der, nachdem er die Welt durchlebt und durchhandelt hatte, durch Blindheit, gleichſam durch phyſiſche Nöthigung, zur religiöſen Beſchaulichkeit überging. Dieſe Lage der Dinge, dies Uebergehen von einer handelnden zu einer beſchaulichen Natur, von Thaten zu Zuſtänden, erklärt nicht allein den religiöſen, ſondern auch den beſchreibenden, idylliſchen und überhaupt weichen, reizbaren und empfindſamen Charakter der ſchweizeriſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts und der Literaten. So riß den trocknen aber lebendigen Bodmer der ſeraphiſche Schwung hin, ſo ſchrieb Zimmermann über die Einſamkeit, fand Geßner mit ſeinen ſchlaffen Idyllen allgemeinen Beifall und Lavater mit ſeinen Schwärmereien eine Partei; der friedliche Charakter von Sulzer's und L. Meiſter's äſthetiſcher Kritik, die der erſtere auch auf die ſchleſiſchen Aeſthetiker übertrug, Müller und Bonſtetten, Peſtalozzi und Iſelin, der jüngere Wyß und die ganze Matthiſon'ſche lyriſche Schule, die gleichſam Anker warf in der Schweiz, ſind hier durchaus charakteriſirende Erſcheinungen.

Nach dieſen allgemeinen Angaben kehren wir zu Drollinger und Haller zurück, die uns als Mittelpunkte der didaktiſchen und kirchlichen Dichtungen vor Allen anzogen, und die wir mit Hagedorn vorausſtellen, weil alle drei ſich außerhalb der Kämpfe mit Leipzig zu halten ſuchten. Karl Fr. Drollinger[4] (1688—1742) lebte in Baſel hauptſächlich im Kreiſe des Pfarrers Burtorf und des Profeſſor Spreng. Der letztere (1699—1768) hat geiſtliche und weltliche

4) Vgl. W. Wackernagel, K. F. Drollinger. Akademiſche Feſtrede. Baſel 1841.

Gedichte (Zürich 1749) und eine Ueberſetzung der Pſalmen geliefert, wovon weder die einen noch die anderen ſich auszeichnen, obwohl die letzteren, ſo undavidiſch ſie ſind, von Gottſched noch gegen Kramer aus Verdruß an der Klopſtock'ſchen Schule geltend gemacht wurden, die erſteren allerdings ſich neben Drollinger's Gedichte ſtellen, im Kampf gegen die trockene Liederdichterei eines Opitz[5]) oder Riſt. Auch Drollinger's „Gedichte" (1743, dann 1745) gab Spreng heraus, lange nachdem ſie verfertigt waren; denn ſo wie jener dieſem das Zeugniß giebt, daß er vor Anderen die Lethargie der Schweiz geſprengt habe, ſo dieſer jenem, daß er einer der Erſten geweſen und ſchon vor 20 und mehr Jahren, alſo um 1720, gedichtet habe, und daß er den Namen des helvetiſchen Opitz verdiene. Beide arbeiteten ſich gemeinſchaftlich von Lohenſtein's Manier los, von dem Profeſſor Bernouilli in Baſel auf Canitz und Beſſer gewieſen, ſpäter auf Boileau's und Pope's Kritik achtſam, dazu von David und Pindar begeiſtert, und durch J. Baptiſt Rouſſeau's geiſtliche Oden zur Nachahmung angefeuert, ſo daß ſie in ihrer Polemik gegen den gewöhnlichen Kirchenliederton in Deutſchland an Lobwaſſer's einſtige Stellung zu den franzöſiſchen Pſalmen zurückerinnern. Drollinger im Beſonderen hat ſich zugleich von Brockes anregen laſſen; wie dieſer kümmerte er ſich um Botanik, Malerei und Muſik, iſt lyriſch und didaktiſch zugleich, und wetteifert mit ihm in jenen Naturgeſängen, in denen er ihn, wie Brockes ſelbſt eingeſtehen mußte, weit überflügelte, indem er Weniges und vorſichtig dichtete und Fleiß mit Seele verband. Wirklich ſind ſeine Dichtungen von einer Durchſichtigkeit und einem klaren Fluſſe, der ſie vor vielen gleichzeitigen weit auszeichnet, und der ihnen eine Freiheit gibt, die durchaus ſchon der neuen Zeit angehört, wie denn auch Uz und Aehnliche ihn noch mit Vergnügen laſen. Durchweg

5) Er ſagt von Opitzens Pſalmen vortrefflich:
Wie tappt und klappt der Boberfelder, wenn er nach Davids Spuren kreucht!
und durch des jähen Hermons Wälder ein jüdendeutſches Liedchen keucht!
Er iſt zu Haus im Griechenlande, doch iſt er fremd in Canaan,
und bleibt bei trockenem Verſtande am Brunnen Gihons und Jordan.

zeichnet er aber auch ſchon in ſeinen Muſtern, wie in ſeiner poetiſchen Kritik, die verſchiedenen Wege vor, auf denen dieſe Zeiten der Dichtung ihren Werth geben wollten. Er verband wie Brockes die verſchiedenen Eigenſchaften des Maleriſchen, Muſikaliſchen und Lehrhaften, und wie er neben Pindar den trockenen Boileau ſtudirte, ſo empfiehlt er als dichteriſches Reizmittel ein Muſikſtück oder ein Gemälde, neben dem tiefen Durchdenken des Stoffes. Er ſchulte ſich mit Spreng an Rouſſeau, aber doch nennt Spreng des Dichters Zeughaus ſein Herz, räth ihm zu ſchreiben, wenn ihn der Wecker des Herzens mahne, in dieſer Bewegung keinen Zwang zu achten, nur ſich des Einfalls zu verſichern, ſelbſt auf die Gefahr der Dunkelheit hin: genug daß er ſich ſelbſt verſtehe. Erſt ſpäter ſoll dann die Kritik eintreten: und hierin liegt gleichſam der Kern der dichteriſchen Kritik noch der Klopſtock'ſchen Schule, die überhaupt für ihre Liederpoeſie kein Muſter hatte als Drollingern. Daher nun kommt es auch, daß dieſer ſich über jeden unnatürlichen Zwang ärgert: über den Schellenklang des Reims, von dem ſich das deutſche Ohr entwöhnen möge, über das Gelegenheitsgedicht und über den Alexandriner. Iſt's möglich, ſagt er in einem Gedichte an Spreng, daß den deutſchen Dichtern von einer Kirchweihe die Ader ſchwillt? Crispinus freit? Glück zu! Suſanne ſtarb? Gnad' Gott! Johannes iſt Magiſter worden! Ich wünſche ihm Verdienſt und Brod! Da habt ihr's! bei ſo ſchlechten Wundern fällt mir nichts Beſſeres bei; und ſoll etwas meinen Geiſt beleben, ſo muß es etwas Größeres ſein. Viel vortrefflicher iſt, wie er über den Alexandriner ſcherzt. Was legt uns doch der Dichterchor für eine Versart zur Strafe auf! Einen Doppelvers, zu groß für Einen, zu klein für Zwei. Zwölf Füße helfen ihm nicht zum Laufen, kein Wechſel macht ihn dem Ohre angenehm, kein geſchicktes Maaß dem Sinne bequem. Ein gleicher Takt beſtimmt ihm ſeinen trüben, ſchweren Schritt, beim ſechſten ſtellt, auch wenn er laufen möchte, das ſtrenge Reimgeſetz ihn ſtill. Vernunft und Witz ſchläft ein, wenn wie ein Pendel ſein Tiktak beſtändig ſchallt. Mühſelig gebiert man dieſe Brut, die von Wind und Luft, ſtatt mit Geiſt und Blut gefüllt iſt, und kein Wunder,

daß der Briten feines Ohr sich ein freieres Reimgebäude gewählt. Diesem Ringen nach freier Bewegung hält aber durchaus Drollinger's Strenge gegen sich selbst in Rath und That ein Gegengewicht, und er weist gleich dringend auf Flaccus' Feile, wie auf David's Feuer. Mit nichts konnte er aber hoffen, der deutschen Dichtung eher vom Boden aufzuhelfen, als wenn er sie auf die geistlichen Gedichte zurückwies, und „in das Reich der Blitze, wo David seine Donner fand." Denn noch drängte sich alles Interesse in Deutschland um die religiösen Angelegenheiten herum, und für die Liederdichtung geschahen noch immer ungemeine Anstrengungen, obwohl freilich nicht die, die Drollinger wollte. Dies macht eine Episode über den Stand der geistlichen Poesie nöthig, in der wir uns aber kurz fassen, weil die Massen der mechanisch hingeschriebenen Lieder nach dem alten Stile forthin keine Bedeutung behalten, und fast nur solche in jenen Zeiten anzutreffen sind. Denn wie groß auch die Erregung eines neuen religiösen Lebens im Anfang des 18. Jahrhs. bei uns war, so wirkte sie doch zunächst im Gebiete des Kirchenlieds mehr auf die Zahl als auf den Werth günstig ein.

Wir waren damals in Deutschland noch weit entfernt, dem philosophischen Neuerungssinne zu lauschen, der sich in England und Frankreich regte. Unser Leibnitz stand gegen Beide und führte Unterhandlungen zur Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche; Wolf mußte vor den Pietisten weichen, und die Pietisten vertraten theilweise selbst die Stelle der Aufklärer und freien Denker bei uns, indem sie das Joch der Rechtgläubigkeit müde waren und erschütterten. Freisinn und Frommheit gingen lange noch unter uns friedlich zusammen. Wir haben oben gesehen, daß mitten in Hamburg, wo zwar gelegentlich Beccau über die Postillenreiter und Hunold über die Pietisten spottete, doch dieser Letztere sich bekehrte und das unchristliche Opernwerk verließ, und daß Brockes dort den Christen und Philosophen in sich vereinte. Offenbar spielte hier nebenher gerade, wie Boileau's Einfluß in die Poesie, so auch in die Religiosität die französische Mode nach Deutschland herüber. Bekanntlich

wurden der Pariſer Hof und Racine's Schauſpiele gegen das Ende des 17. Jahrhs. plötzlich fromm, Fenelon wirkte ſehr nachhaltig auf die deutſche Literatur fort, und ſelbſt der Geiſt jener Secte der Antoinette Bourignon kam durch Poiret herüber[6]), der aus dem Myſticismus eine Art Syſtem machte, deſſen Sätze man ſpäter in dem Herrnhuter Geſangbuch wieder fand. Was aber ganz aus der alten deutſchen Natur unabhängig hervorging, war der Pietismus jener Zeit, der eine Weile Sache und Namen zu Ehren brachte, bis die Herrnhuter dieſen neuerwachten Geiſt übertrieben, und Schwärmer ſich hinter jenen Namen mit verſteckten und dadurch den Gegnern Waffen bereiteten, ſo ſorgfältig ſich auch die Arnold und Aehnliche von ihnen zu ſondern ſuchten. Zuerſt kam dieſer Name der Pietiſten in Umlauf, als 1698 einige Studirende in Leipzig ſich zu Auslegung der Bibel vereinigten, deren Werk Spener[7]) (1635—1705), damals Hofprediger in Dresden, begünſtigte. Als ſich dieſer nachher nach Berlin begab, wo die Spuren ſeines Wirkens, das ganz im Sinne der Arndt, Andreä und Gerhard, die Religion dem Herzen nahe zu legen ſuchte, am ſichtbarſten blieben, ſiegten in Leipzig die ſcholaſtiſchen Gegner wie Carpzov, und nur Joachim Feller blieb dort ein Vertreter des Pietismus, der auch den Namen Pietiſten ſogar, im Gegenſatze zu den Amoriſten, auf die kirchlichen Dichter übertrug[8]). Von daher ſchon darf man ſich es erklären, daß noch ſo ſpät die Leipziger, daß

---

6) „Poiret war Fenelon's Schüler; er hatte ſich ganz nach ihm gebildet, überſetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Bourignon, des Joh. a Cruce, des Thomas a Kempis u. A. ins Hochdeutſche; er erregte durch dieſe Schriften, ſo wie durch ſeine moraliſche und wohlthätige Lebensweiſe eine ſtarke Bewegung in den Niederlanden. Dies geſchah in den erſten 20 Jahren des 18. Jahrhs., und von hier ging die Kraft des Enthuſiasmus über ganz Deutſchland aus. Der Nationalgeiſt war bis dahin myſtiſch, böhmiſch, und mitunter paracelſiſch geweſen; und dazu kamen noch die Lehren Peterſen's von der Wiederbringung aller Dinge (daß auch die böſen Geiſter erlöſt ſein würden) und vom tauſendjährigen Reiche" u. ſ. Jung Stilling.

7) Hoßbach, Spener und ſeine Zeit. 2 Bde. Berlin 1828.

8) In der Vorrede zu Tob. Richter's Ueberſetzung der meditationes von Joh. Gerhard. 1692.

Gottsched gegen die geistliche Dichtung stand, die er in Einer Linie mit den pietistischen Nachwirkungen sehen durfte, und daß er über die Herrnhutischen Lieder spottete. Da sich ferner die Pietisten an Wolf versündigt hatten, so war dies ein anderer Grund, warum ein Groll bei dem Wolfianer Gottsched zurückblieb. Darum stellte sich die ganze Dichtung Gottsched's nachher so regelrecht, so kalt und verständig an, und Drollinger verräth an einer versteckten Stelle seinen Mismuth über ihn, da seine Neigung ganz zu der geistlichen, musikalischen Dichtung hinging [9]). Es läßt sich voraussetzen, daß Drollinger und Spreng über die Lieder, die aus diesen pietistischen Kreisen herausgingen, besser geurtheilt haben würden, als über die Fabrikarbeiten der Neumeister und Benjamin Schmolcke [10]) (aus dem Liegnitz'schen 1672—1737), die Beide in Rist's Manier zahllose Lieder hinschmierten, und von denen der letztere auch der schlesische Rist genannt worden ist. Er kann in dieser Zeit als Vertreter aller der gedankenlosen Arbeiter stehen, die, kalt gegen die Reize der Poesie, aus Gewohnheit oder auf Bestellung ihre Lieder schrieben, und die wie Rist ihre Mattheit und Seichtigkeit nur gelegentlich, wie Spreng sagt, mit etwas Zuckerkant und Marzipan zu versüßen suchen. Gegen die Gedankenleere und das leichte Schulgeschwätze dieser Poeten stellten sich diese Baseler also in offener Fehde, wie gegen Opitz und Rist, die ihnen gähnenden Verdruß erweckten. Hätten sie nun zwar wohl billiger geurtheilt von den wenigen Liedern Spener's und seines Freundes Joachim Neander's (aus Bremen 1610—1680), des Hauptvertreters der reformirten Liederpoesie, und Anderer, die sich um Spener gruppiren ließen, so wie auch von der ganzen Hallischen

9) In der Ode von Unsterblichkeit der Seele redet er die heiligen Dichter so an:

Geweihte Dichter, heiliger Chor! o welche Kraft, o welche Töne
Durchdringen plötzlich Herz und Ohr! Es wirket euer mächtger Wille
Der tiefsten Sinne Sturm und Stille. Er stellt den Regungen Gebot.
Ich hör, ich höre David's Lieder, der Himmel steigt zu uns hernieder,
und unser Geist hinauf zu Gott.

10) Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte I.

Schule, ſo würden ſie dennoch nicht davon befriedigt geweſen ſein, weil ſie durchaus neue Elemente ſuchten, und zwar eben die, deren ſich Klopſtock nachher bemächtigte, und mit denen auch von ſeinem Meſſias aus die Liederdichtung vorübergehend neu belebt ward. Dieſe neuen Elemente aber waren in den Halliſchen Liedern ſo wenig zu finden, wie in den Herrnhutiſchen, in welche zwei große Gruppen ſich faſt Alles vertheilen läßt, was bis zu Klopſtock hin Pſalmartiges gedichtet ward. Beide Liedergruppen ſchauen aber durchaus rückwärts, die halliſche auf die beſſere und herzlich einfache Hymnendichtung des 17. Jahrhs., die herrnhutiſche auf die ſchleſiſchen katholiſirenden Myſtiker eben dieſer Zeit. Allein beide erreichten ihre älteren Muſter nicht, ja zum Theil nicht einmal mehr die Sacer, Ernſt Lange, Arnold, Diterich, Neander und Aehnliche, die der Zeit nach ihnen näher lagen; und eben darum empfanden die Baſeler das Bedürfniß eines Neuen ſo grell. Was die Dichtungen dieſer Kreiſe in einem untergeordneteren Werthe hielt, war daſſelbe was ſelbſt ihre Frommheit und Religioſität drückte. Alle Kräfte der Menſchen entfalten ſich am ſchönſten unter freier offner Luft, unter allgemeiner Mitwirkung des Jahrhunderts. Sobald ſich Gegenwirkungen von bedeutender Macht einſtellen, verſehrt dies, wenn auch noch ſo fein, jede Leiſtung und Beſtrebung; die religiöſen Tendenzen aber vor Allem ertragen keine Reizbarkeit in den Individuen, von denen ſie ausgehen, ſonſt ſtellen ſie gegen jeden Widerſtand Unduldſamkeit, Ränke, Sektengeiſt und Fanatismus. Bekanntlich ſind die ſchönſten Charaktere unter jenen Pietiſten verfolgt worden, ſie haben aber auch wieder verfolgt. Sie haben ſich nicht begnügt Zufluchtſtätten für ſich zu finden, die Inſpirirten gingen von Halle und Herrnhut auf Eroberungen aus. Dieſer große Kreis erſcheint in der Geſchichte als eine kleine chriſtliche Oligarchie, und wie achtbar die einzelnen Männer an der Spitze ſind, ſo unwohlthuend iſt dieſes Sektenartige, das auch ſchon die Hallenſer an ſich tragen. Eben die Freund- und Gevatterſchaften aber, die in den perſönlichen Verhältniſſen ſichtbar ſind, erſcheinen auch in der Liederdichtung dieſer Kreiſe. Nach Spener's Sinn ward die theologiſche Facultät in Halle eigentlich

gebildet, und A. H. Francke (1663—1727)[11]) war sein jüngerer Freund und Schüler, dessen innere Jugendgeschichte schon den geistlichen Eifer in ihm etwas weit treiben mußte. Vor Gellert und Klopstock hat dieser Mann offenbar den größten öffentlichen Einfluß in Deutschland gehabt, und in vielen Beziehungen einen sehr segensreichen. Um ihn herum stellt sich eine ganze Reihe von Liederdichtern. Sein Schwiegersohn Freylinghausen gab (1704—1714) das bekannte Gesangbuch heraus, in dem eine ganze Reihe von Liederdichtern erscheinen, die wie Herrnschmidt, Eusebius Schmidt, Urlsperger, J. Lange, Breithaupt, Fr. Richter, Wolf und viele Andere, mit ihm oder Francke bekannt und verbunden sind. Wir leugnen nicht, daß hier noch vortreffliche Lieder vorkommen, aber doch überwiegen bei Weitem die gleichgültigen Massen und das Fabrikwerk. Es ist schon sehr charakteristisch, daß jetzt wieder ganze Reihen von Juristen und Aerzten, die alle mit der Hallischen Schule in Beziehung stehen, in den Vorgrund der Liederdichtung treten: die Namen des zur Theologie in Halle übergegangenen Bogatzky, der schon genannten Wolf und Richter, v. Bonin's, Böhmer's u. A. gehören hierher, und diese Erscheinung wiederholt sich etwas später in Würtemberg. Ward es in diesem Lande ein kritisches Zeichen für die fromme Poesie, daß sie hier ihre Hauptstätte auf der Festung Hohenasperg hatte, wo die Moser, J. L. Huber, Rieger und Schubart ihre Lieder dichteten, so war in Halle und sonst überhaupt in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Sammelgeist ein unwidersprechliches Zeichen des Verfalls, der Ueberlebung und Ueberfülle der bisherigen Hymnenpoesie. Freylinghausen und J. J. Rambach zeigen, was noch in den neuesten Sammlern, wie bei Knapp, wieder zu finden ist, daß sie besonders dort gern dichten, wo es fehlt, oder wie Wetzel und Andere der damaligen Hymnologen aus Nachahmungsgeist und allzuvieler Belesenheit und Anregung. Erinnern wir uns auch aus unsern anfänglichen Bemerkungen über das Kirchenlied, daß gerade dieses

11) Guerike, A. H. Franke. Eine Säcularschrift. Halle 1827.

die Zeiten waren, wo jene ungeheuren Anstrengungen gemacht wurden, die Literatur des Kirchenlieds zu ordnen, den Vorrath zu überschauen oder zu sammeln. Dies ist allemal der Anfang vom Ende. Es ließ sich also wohl auf die Kürze eine Revolution in der geistlichen Poesie versprechen und Alles arbeitete zusammen, um die Erscheinung Klopstock's reichlich zu erklären. Fehlte dazu unter den Erzeugnissen der Hallischen Schule noch etwas, so ersetzte dies gewiß das Herrnhutische Gesangbuch. Auch Zinzendorf (1700—1760) liegt nicht außer dem Verbande mit den obigen Erscheinungen [12]). Er war Spener's Pathe und hatte seine Jugend theils unter seiner frommen Großmutter v. Gersdorff, die auch Dichterin war [13]), theils in Halle zugebracht unter Francke's Leitung. Wie die Heimat der Herrnhuter (Böhmischen und Mährischen Brüder) uns in die Gegenden versetzt, wo von Huß an bis auf Schwenckfeld und Böhme, Frankenberg und Kuhlmann die mystische Theologie und Poesie zu Hause war, so führen uns auch die Lieder des Herrnhuter Gesangbuchs (1735) auf die Dichtungen des Silesius und seiner Genossen zurück; und zwar sinken auch sie formell eine Stufe herunter, und dies schon durch geschmacklos gehäufte Masse und unendliche Schwatzhaftigkeit. Wir finden hier jenes Katholisirende wieder, das man auch den Unions-Grundsätzen Zinzendorf's überhaupt zur Last legte, wir haben wieder jene Bilder und Lehren von der Abgeschiedenheit der Seele, dem Wirkenlassen der Gottheit und dem Bündnisse mit dem Seelenbräutigam, jene sein sollende Kindlichkeit wie bei Spee, jene Spielereien mit dem Gott Papachen und Jesu dem Zimmergesellen, jenes Liebeln mit dem Lendenloch und den Wundenmalen; im Geiste durchaus jenen altbekannten Quietismus; in der Form jene Mischung apokalyptischer Erhabenheit mit lehrhafter Prosa, jenes Erhöhen des Gemeinen und Herabziehen des Heiligen, jenes Französisch-Deutsch, das Zinzendorf selbst seinen Favoritstilum nannte und seine Elegantien.

12) Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf. Gesammelt und gesichtet von Alb. Knapp. Stuttgart 1845. Desgl., ausgewählt von Daniel. 1851.

13) Ihre „Geistreichen Lieder" erschienen Halle 1729.

Nicht allein der sektirischen Sprache und dem „natürlichen Eloquio“ dieser Liederklasse, sondern auch dem platten Tone der großen Masse unserer dem Sinn und Geiste nach reinen Hymnen strebten aber gerade unsere Baseler, zu denen wir endlich zurückkehren, die geistliche Dichtung zu entreißen. Sie wollten ihr einen höheren Schwung und einen größeren Werth an Gedanken und Empfindung geben, und eben dies griffen nachher Cramer und Klopstock auf, als deren Vorläufer wir Drollinger nothwendig hervorheben, und zu deren Erklärung wir diese Episode nothwendig einschieben mußten. Indem Drollinger und Spreng unsern deutschen Hymnendichtern den J. B. Rousseau entgegensetzten, fühlten sie wohl, daß dies nur ein anderes Extrem sei und daß auch ihm noch bedeutend fehle zu jener Höhe, die sie in Aussicht nahmen. Er erbaut sie zwar mehr; es regt sich etwas in ihnen, wenn er auf heiligen Saiten spielt, allein sie wissen, daß sich dies Etwas nicht in ihm selbst geregt! Sie denken aber gerade deshalb darüber nach, wie doch dieser sie rühren könne, der David's Harfe entweiht und nur zum Zeitvertreibe schlägt? warum, wenn Günther klage und bereue, sie seine Pein in sich entglimmen fühlen? Sie schließen, wenn der Himmelsfunke dies thierische Gemüth so begeistre, Gottes Geist auch rohen Seelen seine Gefühle leihe, wie vielmehr jenen, die in seiner Gnade stünden — *falls* sie nur *jene Gabe der Dichtung* zugleich besäßen! Sie wollen also den Schmuck der Poesie wieder, den Gryphius nicht verschmähte, der aber gemeinhin im Kirchenliede verschmäht ward, sie ärgern sich an denen, die einen Psalm, verwöhnt durch die werthlosen Liedermassen, geringschätzen [14]); sie scheuen sich nicht, das Weltliche dem Geistlichen näher zu rücken, wie es Brockes schon gethan hatte, und eine Ge-

14) An Spreng p. 102.

Denk, was ich über deine Lieder zu drei Poeten neulich sprach:
Schwingt unser Spreng nicht sein Gefieder dem Dichter Jacobs glücklich nach?
Man sprach: Ein Psalm ist keine Sache! Da fuhr ich aus: du arme Rott!
Du rühmst dich doch der Götterssprache, so singe, kannst du's, auch von Gott!
Umsonst, du kreuchst in deiner Pfütze! Wer zu dem niedren Schlamm verbannt,
Der steigt nicht bis ans Reich der Blitze, wo David seine Donner fand.

dankenfülle zu ſuchen, die Drollinger's Gedichte hier und da nicht leicht faßlich macht. Mit Lehre und Bild, mit poetiſcher Färbung und mit Stoff zum Nachſinnen ſtrebt Drollinger ſeine Gedichte geiſtlichen Inhalts zu heben, und nichts iſt bezeichnender, als daß ſie ihrer Form nach Oden, ihrem Inhalt nach Lehrgedichte ſein ſollen. Man wird aber gewiß nicht leugnen, daß die ſeiner Zeit berühmte Ode vom Lob der Gottheit, oder die von der Vorſehung und ähnliche oft wirklich poetiſchen Anſtrich haben, den Pſalmenton in reinen Verſen und ungezwungenen Wendungen treffen und eine wohlthuende Hohheit behaupten, obgleich ſie den hergebrachten Bibelton verlaſſen und den Reiz der alten Sprache mit dem des dichteriſchen Ausdrucks, wie Gryphius, zu erſetzen ſuchen. So iſt Drollinger auch in ſeinen wenigen Fabeln unter die beſten Erzähler der Zeit zu ſtellen, und was ſeine maleriſche Seite angeht, ſo hat das ſchon Bodmer, bevorzugend vor Brockes, an ihm gerühmt, daß er nicht blos todte Stoffe, nicht nur ein Feld voll Luſt male, ſondern eine Welt, die denkt, empfindet und handelt, hinzuſetzt.

Drollinger'n gegenüber ſtellen wir Albrecht von Haller[15]) (aus Bern 1708—1777), den Dichter des Verſtandes neben den der Empfindung. Wie ſich jener an die religiöſe Seite des Brockes anlehnt, ſo dieſer an ſeine wiſſenſchaftliche. Wir hatten ſchon bei Brockes geſehen, in welchen engen Verband Philoſophie und Dichtung zu treten ſuchten, und hatten aufmerkſam gemacht, wie jene Ideale des Opitz nun verwirklicht zu werden ſchienen, der die Dichtung auf jener gefährlichen Stelle ſuchte, wo ſich die Einbildungskraft und Speculation berühren. Leibnitz, der nicht ſelten ſeine Wahrheiten in Bilder und Gleichniſſe kleidete, mit poetiſchen Vorſtellungen ſeiner Metaphyſik ausſteuerte und ein Kunſtgebäude in ſeiner Theodicee entwarf, wünſchte ſelbſt, daß Fraguier ſein Syſtem in ein lucreziſches Lehrgedichte brächte. Je zugänglicher durch Wolf die Leibnitz'ſche Philoſophie ward, je mehr Modeton es damals in Deutſchland ward

15) Henle, A. v. Haller. In: Göttinger Profeſſoren. Gotha 1872. p. 29—58.

zu philoſophiren und ſich in öffentlichen Geſellſchaften von den Monaden, dem zureichenden Grunde und der beſten Welt zu unterhalten, deſto mehr trat auch die Philoſophie der Dichtung nahe, und in der Wolf-Gottſched'ſchen Schule galt es für eine Art Beruf der Poeſie, die tiefen Wahrheiten der Weltweisheit dem Volke näher zu rücken. Auf dieſem Stande waren die Dinge in Deutſchland, als in Frankreich Geneſt, Polignac und Andere mit Lucrez wetteifern wollten, und als Boileau u d Pope bekannt wurden, die, wie ſie mit der Elle alle Räume der Dichtkunſt ausmaßen, um ihr Geräth anzupaſſen, auch in den Winkel des Lehrgedichts ihr Kunſtſtück ſetzten. Haller war von Pope erregt, nachdem ihm Lohenſtein, Brockes und Canitz verleidet waren, er begegnete ihm mehrfach in ſeinem Ideenkreiſe; in ſeiner Jugend ſchon war Virgil ſein Liebling, während ihm im Homer der Mangel an Sittenlehre mishagte. Von jenem genährt, liebte er den Ernſt und die Gedrungenheit der engliſchen Dichter, und mehrere ſeiner Gedichte entſtanden auf Wetten, daß er um den Preis eifernd mit den Engländern beweiſen wolle, die deutſche Sprache verſchulde nicht den Mangel an philoſophiſchen Dichtern. War irgend Jemand gemacht, der Lehrdichtung Anſehen zu verſchaffen, ſo war freilich Er es, der eine Rieſenlaſt von Gelehrſamkeit trug, die ſich in ſeinen zahlloſen Beiträgen zu den Göttinger Anzeigen in ihrer ganzen Breite, in ſeiner Phyſiologie in ihrer größten Tiefe darlegt. Wie Goethe vortrefflich bemerkt hat, daß Haller's literariſcher Ruf günſtig für die Aufnahme und Schätzung der Dichter wirkte, deren Stand noch immer in gewiſſer Art gebrandmarkt war, ſo gab dieſer wiſſenſchaftliche Anſtrich den Gedichten Haller's in den Augen der damaligen Welt einen philoſophiſchen Werth. Es kam hinzu, daß der Mann grundſätzlich wie Drollinger die Gelegenheitsdichtung verachtete und ſtrenger als einſt Opitz vermied, daß überall aus ſeinen Gedichten eine geſunde und gerade Weisheit und ein ernſter, tief angeregter, männlicher Sinn ſprach, der weit entfernt war von der Hofeleganz des Canitz, der Weichheit des Brockes, der Lüderlichkeit des Günther. Sein Ernſt geht bis zu finſterer Strenge in jenen Ge-

dichten, die er Satiren nennt, wo er ſich dem Schwarm der Pariſer Spötter gegenüberſtellt und die dichteriſche Befehdung der Freigeiſterei eröffnet, die bald eine allgemeine Aufgabe unſerer Dichter ward. Er ſelbſt fand keinen Beruf, der Menſchen Thun in Satiren zu richten, weil er ſah, daß Juvenal's und Boileau's Satiren nutzlos geblieben waren; er iſt auch hier ein Materialiſt, dem Alles Ideale fern lag. Und dies ſpiegelt ſich in ſeinem Vortrage ab, der ſchwer und voll iſt, in dem man, z. B. eben in jenen Satiren, wohl leicht findet, daß jeder Vers etwas ſagt, aber ſchwer verfolgt, was das Ganze ſagen will, ſo daß ſchon die Gottſchedianer und die Verfaſſer der Halliſchen Bemühungen, allerdings in kindiſcher Uebertreibung, vor Haller'ſcher Myſtik und Dunkelheit warnten, aber doch auch Michaelis klagte, daß der Dichter keine Silbe an die Deutlichkeit verſchwende. Er fiel aus der üppigen Manier der Mariniſten in das Gegentheil; es war Abſicht bei ihm, gedrängt und knapp zu ſein, er ſuchte etwas darin, zu zeigen, daß ſich Begriffe reimen ließen; er wollte daher nur den Verſtand befriedigen. Daher gibt er uns nicht einen Gegenſtand an ſich, ſondern das, was ſein Verſtand darüber denkt; und wenn es Empfindungen ſein ſollen, ſo ſind es genau betrachtet Reflexionen. Dies ſind meiſtens die Eigenſchaften aller Lehrdichter, die ſelten oder nie verſtanden haben, einen poetiſchen Gedanken ſchon zum Gegenſtand zu wählen, und in der Ausführung der Einbildungskraft die Vorhand zu laſſen. Ueberall empfindet man daher bei Haller, wo er ernſt ſein will, Härte, wo er erhaben ſein will, Anſpannung, wo er poetiſch ausſchmücken will, Malerei, die er noch ſpät ſelbſt gegen Leſſing's Laokoon vertheidigt, endlich ſelbſt da, wo er warm und rührend ſein möchte, Kälte und höchſtens Schwermuth. Mit dieſen Eigenſchaften konnte er kein Dichter ſein; als er 1776 die eilfte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgte [16]), ſah er auch ſelbſt mit Gleichgültigkeit darauf zurück, obwohl mit heimlichem Verdruß über die neuen Aenderungen ſeit Klopſtock, denen er nicht folgen konnte. Haller

16) Sie kamen zuerſt 1732 heraus.

war eine schroffe aber ganz normale Natur; die Dichtung seiner Jugend, die verständige Forschung und praktische Thätigkeit in seinen besten Jahren, die religiöse Beschaulichkeit und philosophische Betrachtung, der er sich in seinen Altersschriften hingab, in seinen Romanen und den Briefen über die Offenbarung, stellen einen natürlich geregelten Lebenslauf dar. In Briefen an Bodmer gestand er, daß er je kein Poet gewesen, daß ihn in seiner Jugend nur die lebhaftere Empfindung dazu gemacht habe. In seinen gelegentlichen Urtheilen, wenn er Weiße über Shakespeare, Geßner über Theokrit setzt; beurkundet er dies noch deutlicher als in seinen Gedichten selbst. Unter diesen blieb das erste, die Alpen (1729), das beste. Es entstand auf einer Alpenreise; die Natur selbst gab es ihm ein: wirkliche Ansichten der Natur oder von Gemälden, wirkliche Aussagen der Alpenbewohner sind die Quellen dieses Gedichtes, das aus dem Glauben geschrieben ist, die Schüler der Natur, ein Volk schlichter Sitte, fern von den goldnen und papiernen Schätzen der Reichen und Gelehrten, lebe noch heute in dem goldnen Zeitalter. Dies gibt dem Werke den malerisch-idyllischen Charakter, mit dem es verschiedenartig auf Kleist und Geßner hinwirkte. Es ist ein ähnlicher, obwohl verschiedenartig geäußerter Naturſinn darin, wie bei Brockes; dieser ist ein niederländischer Blumist, Haller ein großer Naturforscher, bei Brockes steht Pope hinter Thomson, bei Haller Thomson hinter Pope und Virgil. Das Lieblingsgedicht Haller's war das vom Ursprung des Uebels (1734); es ist der Vorläufer der großen Masse von Lehrgedichten, die sich an ihn anschließen. Es ist der große Gegenstand, über den sich damals die Philosophie quälte; es gilt hier nicht um poetischen Körper, sondern um Weisheit und Gedanken. Charakteristisch ist dabei ganz erstaunlich, wie fein der Dichter von der philosophischen Lösung der Frage zu einer religiösen übergleitet, und damit den Gang der Dichtung in Deutschland so andeutet, daß er zugleich wie ein Vorläufer von Klopstock erscheint. Gott ist eine Welt von Mängeln lieber, als ein Reich von willenlosen Engeln; der Tugend Uebung wird durch Wahl erst gut. Dies lehrt das erste Buch; das

zweite ſchildert Engel und Menſchen in dem Stande der Vollkommenheit und Unſchuld; das dritte den Fall von Beiden. Allerdings iſt nicht die bibliſche Geſchichte erzählt, ſondern ihr Ergebniß philoſophiſch durchgeführt; aber ſie liegt doch zu Grunde; und was die Hauptſache iſt, der Dichter ſelbſt bereute ſpäter als unverzeihlich, daß er die Mittel verſchwiegen habe, die Gott zum Herſtellen der Seele angewandt, die Menſchwerdung Chriſt's, ſein Leiden, die Erlöſung. Die konnte aber nicht ein Didaktiker beſingen, dazu gehörte ein epiſcher Dichter, Klopſtock mußte dieſe Aufgabe löſen.

Haller's Einfluß war ſo bedeutend, daß das Lehrgedicht in Deutſchland langehin nach ſeinem Vorgange gepflegt, ja daß es durch Leſſing's gegneriſches Gewicht nur in den Hintergrund geſtellt, nicht ganz beſeitigt ward, geſchweige daß Gottſched's Erklärung gegen dieſe Gattung etwas hätte verfangen ſollen, der ſich an Haller ärgerte und gelegentlich aus den lettres antipoetiques der Holländerin Hooghard Waffen gegen die wiſſenſchaftliche Poeſie holte, die ſonſt ſeinem ganzen Syſteme nicht ablag. Herder, der im Anfange nach Leſſing's Beiſpiel ſich bitter gegen alle Lehrdichtung erklärte, ſpäter in der Adraſtäa ihr lebhafter Vertheidiger ward, uns einen Boileau und Pope wünſchte und Uz bewunderte, Herder machte in jener erſten Periode die vortreffliche Bemerkung, daß zum Lehrgedichte kein Stern erſter Größe erfordert werde; es dulde Halbſchönes und fordere wenig Phantaſie; es ſei eine Beute für mittelmäßige Köpfe, ein Gegenſtand, um Dichterlein im Vorhofe der Poeſie aufzuhalten. Dies iſt ſo wahr, daß deutlich ein jeder, der mit Haller über den Alexandriner nicht hinauskam, und entweder mit Klopſtock oder mit den gewandten Dichtern der Grazien nicht fortkonnte, ſich jenem ins Schlepptau hing und unter ſeinen Flügeln Schirm ſuchte. Dies geſteht einer der Hauptnachahmer Haller's, der Freiherr von Creutz (in Homburg 1724—1770), geradezu ein: er halte es mit Reim und Alexandriner, weil er die Götterſprache nur von Klopſtock ſelbſt hören möge! Haller hatte in ſeinem Urſprung vom Uebel noch das Syſtematiſche vermieden, er wollte nicht vollſtändig ſein, nichts erweiſen, ſondern nur malen,

rühren, anregen. Die Dürftigkeit seiner Nachfolger aber führte stets mehr ins Prosaische, ins Begriffwesen, in Systemreimerei hinein, die die Literaturbriefe mit allem Recht bitter verspotteten. Sie sagten, daß wenn einmal Lehrgedichte gemacht werden sollten, die Sitten der Menschen ein würdigerer Gegenstand seien als der Vortrag von Systemen, daß aber unsere Dichter, die den letzteren trefflich verstünden, untermittelmäßig würden, sobald sie sich auf dies Feld des Horaz oder der moral essays von Pope wagten. Man darf nur die moralischen Lehrgedichte von Löwen oder den bändereichen Triller (aus Erfurt 1695—1782) in seinen poetischen Betrachtungen (6 Theile 1725—1739) aufschlagen, wo er von der Nachahmung der Brockes'schen Naturpoesie auf sittliche Gegenstände übergeht, um dies nur allzuwahr zu finden. Bei weitem die namhaftesten der Hallerianer haben sich auch immer gerne auf jene herrschenden Modefragen der Philosophie geworfen und die Philosophen ausgeschrieben und in Reime gebracht, und wenn man Beurtheilungen solcher Gedichte liest, so sieht man, daß nicht die Poesie, sondern die philosophische Farbe und Rechtgläubigkeit untersucht, und so z. B. Creutz von Gottsched unter die adligen Philosophen neben Tschirnhaus, nicht unter die adligen Dichter gestellt wird. So schrieb Zernitz über den Endzweck der Welt, Josias Sucro über die beste Welt, Withof über die zeitliche Glückseligkeit (in den moralischen Ketzern), Creutz von der Unsterblichkeit, Wieland über die Natur der Dinge. Uz ließ sich zu seinem kurzen Gedichte, der Theodicee, die wohl das Beste ist, was wir in diesem Gebiete besitzen, von Leibnitz anregen; der ältere Sucro reimte in elenden Versen Baumgarten'sche Theorien; Lichtwer sein Recht der Vernunft nach Wolfischen Begriffen. J. J. Dusch (aus Zelle 1725—1787), der in diesem Fache und überhaupt sich gewaltig wichtig machte und in seinen Briefen über Bildung des Geschmacks alte und neue Lehrgedichte besprach, schrieb in seinem dürftigen Gedicht, die Wissenschaften (Göttingen 1752), Hollmann's Naturlehre und Pope mit erklärter Freibeuterei aus. Selbst Lessing schrieb in seiner Jugend ein Gedicht von der Mehrheit der Welten, bestimmt durch die neue

Theorie Whiston's und durch Huygen's Kosmotheoros, über das er sich späterhin selbst lustig machte. Ueberall sehen aus diesen Dichtungen die Männer der Wissenschaft, nicht selten wie selbst bei Dusch und Withof (aus Duisburg 1725—89, den Herder gelegentlich Einzelnheiten halber sehr hoch hielt, und wenn er ihn im Ganzen übersah weit wegwarf) die Pedanten und Nachbeter Haller's heraus. Hiervon ist selbst Kästner in seinem Gedichte über die Kometen nicht auszunehmen, zu dem ihn Opitzens Vesuv scheint begeistert zu haben. Von diesen zwar werthlos behandelten, aber an sich doch noch würdigen Gegenständen glitt man aber noch weiter herab, von Vernunftproblemen zu noch viel prosaischeren Verstandesfragen, von Philosophemen auf wissenschaftliche und praktische Gegenstände. Die Aerzte reimten, wie Triller, von der Makrobiotik und der Pockeninoculation, Tscharner in Zürich von der Wässerung der Aecker, Elias Schlegel bewies, daß einem Dichter die Mathematik nützlich sei, und Kästner die Pflicht des Poeten deutlich zu sein. Dies sind natürlich Gegenstände und zum Theil Personen, die uns hier nicht berühren können. Und noch viel weniger jene sklavischen Nachahmungen des großen Vorgängers unserer Didaktiker, die hier und da ins unglaublich Elende noch ziemlich spät herabsinken. Davon ist ein Hauptbeispiel der Breslauer Arzt Tralles (1708—97), der Haller's Alpen auf einer Bergreise mit sich hatte, darüber das Reimweh bekam und das schlesische Riesengebirge (Leipzig 1750) besang. Er seinerseits begeisterte wieder den hyperbrockischen Blumisten Chr. Cuno (Kaufmann in Amsterdam, 1708—83) zu einer Ode über seinen Garten (Amsterdam 1749), und mit diesem wieder hängt der Professor Denson in Stargard zusammen, der den Beweis Gottes aus dem Grase besang, und Beinom, der eine Erklärung der Kupferzierrathen bei Cuno's Gartengedicht reimte. Mit der Erbärmlichkeit dieser Lehrdichtung streitet sich nur die damit verknüpfte poetische Malerei, und es begreift sich wohl, warum Lessing so bitter gegen die beiden Gattungen ward. Wenn man diese Dinge sieht, so glaubt man sich nicht im 18. Jh., und man sieht wohl hier

so gut, wie bei den Kirchenliederdichtern, wie sich Verfall und Neubau auch in dieser Gattung noch kreuzt. Wir können noch innerhalb dieser trocknen Lehrdichter selbst nachweisen, wie sogar hier Alles nach dem neuen Schwung, namentlich nach der größeren Empfindung der Klopstock'schen Dichtung sich ummodelt. Man sieht es bei v. Creutz und Dusch, wie beide neben Pope sich zugleich Young zuwenden, und dies bezeichnet überhaupt die Krisis, die bald bei uns eintrat. Creutz in den Gräbern (1752) stimmt einen elegischen Ton an und bewundert den Dichter der Nächte, „der in seinen Gram vertieft, wie ein Pelikan die große Zuflucht zu seiner Brust nahm." So geht auch Dusch schon auf Affekt und Rührung aus, wie hölzern es sich ausnimmt; er läßt sich vom Schmerze mehr entzücken als von der Freude, sein Gedicht von den Wissenschaften [17]) nimmt mehr die Gestalt eines didaktischen Hymnus an.

Auf ein anderes Gebiet versetzt uns Friedrich von Hagedorn [18]) (aus Hamburg 1708—54), den wir Drollinger und Haller noch gesellen wollten. Er bildet mit ihnen ungefähr den Gegensatz, den in der schlesischen Zeit Hoffmann gegen Gryphius und Lohenstein gebildet; er kannte auch Hoffmann, und tadelte ihn zwar um seinen italienischen Schwulst, den er wie Neukirch mit dem französischen Esprit vertauschte, aber er fühlte doch, daß die meisten Tadler Hoffmann's zu schwach seien, um zu fehlen wie er. Hagedorn steht überhaupt, wie entschieden zugeneigt er den Ausländern, im Liede dem Chapelle und Chaulieu und den ähnlichen, im moralischen Gedicht Boileau und Pope, in der Fabel Lafontaine ist, doch mit der älteren, deutschen Literatur in einer weit engeren Verbindung als die Schweizer; er las und ehrte noch die Pietsch und Mencke, hatte Canitz als Muster vor sich und ließ sich auf der Universität von Schlesiern seine

17) In Dusch's vermischten Werken 1754.

18) Fr. v. Hagedorn's poetische Werke, hersg. v. Eschenburg. 1800. 5 Thle. — Sein erster Versuch einiger Gedichte kam 1729, der Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen 1738 heraus. Vgl. K. Schmitt, Fr. v. Hagedorn nach seiner poetischen und literargeschichtlichen Bedeutung, in Henneberger's Jahrbuch f. d. Lit. Gesch. 1, 62.

Gedichte verbeſſern, um nicht gegen die oberdeutſche Sprache anzuſtoßen. Dieſen Unterſchied bedingt die Neuheit der Literatur in der Schweiz, und auf der andern Seite die lebhafte Pflege unſerer Dichtung in Hamburg, in deren blühendſte Zeit Hagedorn fiel. Er lernte von Wernicke, er machte ſich von Weichmann los, er ehrte Richey, er bewegte ſich im Kreiſe des Tragikers Behrmann, des Rechtsgelehrten Wilkens, des Paſtor Zimmermann, Ebert's und des reichen Arztes Carpſer, die Alle dichteten und heitere Geſelligkeit liebten. In ſo ganz verſchiedenen Verhältniſſen bildete Hagedorn's ohnehin ganz verſchiedene Natur ſeine Poeſie in einem vollkommenen Kontraſte zu Haller's aus. Dieſer war einſam in Bern, vor ſeiner Berufung nach Göttingen wenig geachtet, ſchon als Knabe kalt und verſchloſſen, nach der Bekanntwerdung ſeiner Gedichte verbittert, weil man naturaliſtiſche Aeußerungen und perſönliche Satire darin finden wollte, Hagedorn dagegen von früh auf gutgeartet und weich, jovial und ſelbſt locker, ein debauché nach ſeiner eignen Benennung [19]), ein Trinker bis zur Untergrabung ſeiner Geſundheit, in einer freien obwohl nicht glänzenden Lage, überall wohl gelitten und gewandt. Selbſt öffentlich hatte er mit ſeinen Dichtungen das beſſere Loos, daß alle Parteien ihn hochachteten, daß Gottſched, dem er um 1730 noch huldigte, ihm immer einen ehrenvollen Platz einräumte, obwohl er ſpäter perſönlich mehr mit den Schweizern hielt, während Haller von dem Leipziger Ariſtarchen nicht beachtet ward, obgleich er ſich ſtrenger außerhalb des Streites ſtellte. Hagedorn, als ein Verächter der Kleinmeiſter und Vielwiſſer, als ein feiner Edelmann, neigte ſich zu Canitz' Hofpoeſie, die Haller nicht mochte, und zu den Franzoſen mehr als zu den Engländern, die Haller leidenſchaftlich liebte. Unter den Alten war

19) Er ſchreibt 1739 an Liscow: — — j'excepte Hambourg, dont la politesse et les delices surpassent celles des autres républiques. Mais ce n'est pas à vous, qu'il faut prôner les avantages de la liberté. Vous en êtes trop vivement persuadé et si vous étiez un peu plus voluptueux, vous sentiriez encore plus la liberté académique, dont on jouit à Leipzig. Les lumières de la volupté sont les seules, qui vous manquent. Avec elle vous seriez un homme parfait. S. Helbig's Liscow p. 47.

Haller's Liebling Virgil, Hagedorn's aber Horaz und Ovid, wie einst bei Lohenstein und Hoffmann der Unterschied war. Hagedorn betrachtet die Dinge mit heiteren Augen, Haller mit trüben; kein Weiser haßt die Welt, ist der Wahlspruch des Hamburgers, der, wenn nicht in seinen Schriften so doch in seinen Grundsätzen bis zur Freigeisterei streifte, und das Kopfhängen und Beten verlachte, mit dem Haller nicht wenig Gemeinschaft pflegte. Die Satire ist bei Hagedorn gutmüthig-ironisch, die bei Haller sarkastisch; Liebe war für Haller'n, wie er selbst sagte, ein ernsthaftes Geschäft, für Hagedorn ein lächelnd fröhliches; Haller's heitere Stellen sind nicht von trübem Ernste frei, das einzige mehr traurige Gedicht, das Hagedorn gemacht hat (die Liebe eines Sohnes gegen seine Mutter), geht zuletzt auf's Komische hinaus. Beide Männer haben im Anfang keine sehr laute Wirkung gemacht; die Gesellschaft hatte kein Urtheil und achtete sie nicht mehr wie viele Andere, doch wurzelte ihr Verdienst mit der Zeit stets fester, so daß sie langehin weit über ihren Werth erhoben wurden. Bei Hagedorn erklärt sich dies schon durch die Feile, mit der er, statt Neues zu dichten, sein Aelteres, fortschreitend mit der Sprachbildung und dem Geschmacke, besserte, während Haller das Seinige gleichgültig liegen ließ; doch aber muß man schon den niederdeutschen Patriotismus hinzudenken, wenn man begreifen will, daß noch Niebuhr im Jahre 1812 Hagedorn's Erzählungen mit hingerissener Bewunderung las! Dies ist um so auffallender, als Niebuhr's Charakter bei weitem nicht verträglich mit Hagedorn's erscheint, wie dagegen z. B. Wieland's, der auch der beständige Lobredner Hagedorn's war und keinem Dichter irgend einer Nation feineren Geschmack zugestehen wollte! Der ganze Kreis der sokratisch-anakreontischen, der epistolographischen, der Fabeldichter der neuesten Zeit sahen auf Hagedorn wie auf ihren gemeinsamen Ahn, wie auf den Altmeister der deutschen Dichtung zurück, alle, die der „galanten", der mittleren Poesie, nach der bisherigen Benennung, oblagen; alle, die nichts zwar mit der kalten Lehre, aber auch nichts mit Klopstock's Ueberschwenglichkeit zu thun haben wollten, über dessen Messias sich

Hagedorn, noch ehe er gedruckt war, vortrefflich dahin ausſprach: incedit per ignes suppositus cineri doloso. So wie ihn ſein Gutachten über den Herameter auch wohl charakteriſirt: non equidem invideo, miror magis.

Die Bedeutung Hagedorn's wird ſogleich einleuchtend, wenn wir hören, daß er in ſeinen Gedichten gerade jenes Feld bearbeitete, das neben Drollinger und Haller noch in den mittleren Gebieten offen war, eben jenes, was die Literaturbriefe ſo wenig und ſchlecht bebaut fanden, die ſittliche Seite des Menſchen; und ſeine ungemeine Fortwirkung auf die nächſten Zeiten ſpringt in die Augen, wenn man ſieht, daß er faſt alle lyriſchen Gattungen eröffnet, die ſpäter verfolgt wurden. Hier alſo könnte uns nicht einfallen, wie bei Haller und Drollinger Gruppen ähnlich beſchäftigter Köpfe um ihn herum zu ſtellen: er zieht ganze Maſſen nach ſich und darunter Männer, die ihn weit überragen. Er gibt jener mittleren Poeſie Maß und Richtung, die nachher faſt gemeinſam die Dichtung der Grazien genannt ward. Drei Gattungen ſind es beſonders, die er hier, wenn nicht neu eröffnete, doch neu umgeſtaltete. Zuerſt die eigentliche Lyrik. Hier ſtimmt er im Wein und Liebesliede, ſorglos wie Hoffmann, einen freieren Ton an, und will nicht ſeine ſcherzhaften Einfälle nach der Erleuchtung der Methodiſten und anderer Heiliger beurtheilt wiſſen. Er lacht der Sittenkünſtler und „Aretalogoi"; er ahmt nicht trocken nach; er wagt's zu ſein, was er ſingt, und zu fühlen, was er anpreiſt. Er verließ hier die Italiener und folgte den Franzoſen, den Chapelle, Peliſſon, Pavillon, Deshouliers u. A. und man ſieht dies beſonders darin, daß er ſich jener franzöſiſchen Forderung fügt, nach der jedes Lied wie ein Epigramm zugerichtet und gegen das Ende geſteigert ſein ſollte, und die auch Haller in den einzelnen Strophen ſeiner Alpen zu befriedigen ſtrebte. In dieſen Liedern bereitet er den Ton Leſſing's, in ſeinen Naturliedern den des Voß und Aehnlicher vor, in ſeinen anakreontiſchen ging er Gleim und Uz zur Seite. Obgleich dieſe freilich noch ſo wenig ächte Farbe tragen, wie ſeine horaziſchen Oden, ſo gingen doch beide in dieſen Zweigen voran, die bald

beſſere Früchte tragen ſollten. Dies ſind alſo die lyriſchen Organe jener Weisheit, welche edler Seelen Wolluſt und der ächten Freude Werth wollte kennen lehren; auch didaktiſch aber lehrte Hagedorn dieſe fröhliche Wiſſenſchaft, dieſe ſokratiſche Weisheit[20]). Durch die ganze Folgezeit zieht ſich dies hindurch, daß Horaz, Sokrates, Anakreon Loſungsworte für Sittlichkeit und Dichtung wurden; ſie ſollten gleichmäßig die ächte Zufriedenheit lehren und die wahre Freude, deren Grenze Geſchmack, Wahl, Artigkeit (die Grazien) bezeichnen; ſie ſollten unſere Dichter lehren, dieſe Weisheit wieder zu lehren und fortzupflanzen. Lehrhafter als im Liede ſpricht ſich dieſelbe bei Hagedorn in ſeinen moraliſchen Gedichten, Epiſteln und Sermonen in Horaziſcher Art aus, in denen wir durch Boileau und Pope hindurch dem alten Dichter etwas näher rücken. Dieſe Gattung lehnt ſich an die hergebrachten Satiren der Canitz und Neukirch an und leitet die Epiſtel ein, die in der Halberſtädter Schule nachher üblich wurde. In ihr ſieht man, wie weit ſelbſt dieſen fröhlichen Dichtern die Moral in der Poeſie, wenn auch nicht gerade in ihrem Leben, am Herzen lag. Ganz ſtimmen ſie in jenes Horaziſche: Nunc itaque et versus et cetera ludicra pono; quid verum atque decens, curo et rogo et omnis in hoc sum, oder noch beſſer in das andere: Scribendi recte sapere est et principium et fons. Hagedorn rühmt es hier an Horaz, daß er aus der Dichtung Lehren gezogen, die Menſchen zu beſſern, ohne darum den Muſen gram zu werden, er habe häufig ein Lied entworfen, aber öfter den Unterſchied der Menſchen, der Laſter Selbſtbetrug, die Eigenſchaften des Thoren und des Weiſen ächtes

---

20) Klopſtock in der Ode Wingolph ſingt Hagedorn zu:

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
allein geſchaffen. Denn dem Unwiſſenden
iſt, was das Herz des Edlen hebet,
unſichtbar ſtets und verdeckt geweſen.
Dir ſchlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
mehr Harmonien als ein unſterblich Lied!
Im unſokratiſchen Jahrhundert
Biſt du für wenige Freund' ein Muſter.

Bild. Und wie ſehr er des Römers Dichterruhm achtet, doch iſt ihm die Gelaſſenheit ſeines Herzens vorzüglich werth, ſein höchſtes Glück jene Beſcheidenheit und Zufriedenheit, der Freiheit Frucht, die nur den Weiſen rührt. So findet er den Homer reizend, aber Eine That der ſchönen Mäßigung ſchöner als Alles, was Homer ſchrieb. Eben ſo wie Er hier die Genügſamkeit und die glückliche Mitte lehrt, thun es nachher Wieland und Gleim und die ſich um ſie ſammeln; wie Er der Freundſchaft Tempel baut, ſo thun es nachher in Leipzig die Herausgeber der Bremer Beiträge. Was endlich die dritte Gattung betrifft, die Hagedorn wieder in Schwung brachte, die Fabel, ſo iſt es ganz entſprechend, daß ſie von einem ſo warmen Moraldichter oder dichteriſchen Moraliſten zuerſt wieder mit Glück verſucht ward, der bei all' ſeinen leichteren Grundſätzen darum wirklich die Tugend der Mäßigung und Weisheit übte, daß er, im Gegenſatz zu Günther, die Zeit ſchonte und ihrer ängſtlichen Sittlichkeit mit Beſcheidung entgegentrat. In ſeinen Erzählungen verbindet ſich die ernſte Lehre des moraliſchen Gedichts mit der Laune des erotiſchen, und hier und da ſelbſt lüſternen Lieds. Der eigentlichen Fabeln ſind wenige, viele Anekdoten und Schwänke. Man merkt es ſeiner Fabel an, daß ſie aus einer Zeit ſtammt, wo das Epigramm geübt ward, von einem Dichter, der den Wernicke achtet und nachahmt; Anekdoten und Apophthegmen miſchen ſich darunter, ſatiriſche Beziehungen auf geſellige und literariſche Verhältniſſe ſind nicht ſelten. Es war etwas werth, daß dem Dichter hier die Erzählung ſchon Selbſtzweck war, wenn auch dieſe ſo ſehr gerühmte Seite vielleicht ſeine ſchwächſte geweſen ſein ſollte; ſie wies doch wenigſtens auf den eigentlichen Beruf der Dichtung hin. Wenige ſeiner Erzählungen ſind ihm ſo geglückt, wie der berühmte Seifenſieder; wie frei er dem Lafontaine nachging, ſo ward er doch jenen weit- und abſchweifenden Gevatterton nicht los. Man vergleiche die Erzählung von Laurette, einen bekannten Eheſchwank aus der Ritterzeit, wie entfernt iſt ſie von der alten Schalkheit und Einfalt! Oder die von Aurelius und Beelzebub, wie viele Selbſtgefälligkeit, welches Ausholen ohne Spannung, welche nutzloſen

Alltagsscherze, um einen übelriechenden Spaß zu erzählen, den ein Hans Sachs oder Waldis, die Hagedorn nicht fremd waren, weit besser behandelt hätten. Eben so ist es für Jemanden, der den Ovid gelesen hatte, kaum begreiflich, daß er die Geschichte von Philemon und Baucis nicht gefälliger nachzuerzählen wußte.

Nachdem wir diese drei Männer vorausgeschickt haben, lassen sich nun die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Zürichern weit besser beurtheilen. Auch folgen sie chronologisch erst nach; Gottsched's erste Thätigkeit fällt mehr in die 30er, der eigentliche Kampf erst in die 40er Jahre. Um nun gehörig zu würdigen, was eigentlich die Schweizer unternahmen, als sie Gottsched's Ansehn angriffen, müssen wir zuerst einen Blick auf dieses Mannes Persönlichkeit, Wirksamkeit und Verbindungen werfen, wo dann begreiflich werden wird, warum er die neue Kritik gegen ihn, die sich bei uns später Jeder gefallen lassen mußte, so übel nahm, dann in beleidigter Eitelkeit stets eigensinniger und gereizter ward, und sich so nach erworbenem Ansehn einen Fall bereitete, der im höchsten Grade tragisch oder auch tragikomisch war.

Joh. Christoph Gottsched (1700—66) war ein geborner Preuße aus Judithenkirch; er hatte in Königsberg, wo Pietsch sein poetischer Lehrer war, seine Studien gemacht und kam 1724 als Hauslehrer zu Mencke nach Leipzig. Bald trat er (Ostern 1725) als akademischer Lehrer in dessen Fußtapfen, sammelte in seinen Vorlesungen über Redekunst, für die er schon 1728 einen Grundriß ausarbeitete, der 1736 erweitert und später wieder im Auszug erschien, einen Kreis von jungen Leuten um sich, mit denen er umging, wie Mencke vor ihm, und nach ihm Gellert mit ihren Zuhörern, oder wie vor hundert Jahren Buchner mit den seinigen in Wittenberg. Grade wie dieser Letztere thut er erstaunlich wichtig mit den Redekünsten seiner Jünger, bereitet das Publikum auf die Früchte seiner Lehren vor, und 1738 erschien wirklich ein Band mit Proben der Beredsamkeit, die eine Reihe seiner Schüler herausgaben, unter denen bekannte Namen, wie Schwabe, Bärmann, Kästner stehen; sie lassen es natürlich

an Lobeserhebungen ihres Meiſters nicht fehlen. Mencke brachte ſeinen Freund ferner in die deutſch-übende Geſellſchaft, zu deren Wiederbelebung Gottſched weſentlich beitrug. Er gab ihr erſt den Namen der deutſchen Geſellſchaft und fand dies nicht zu anmaßend, da die Abſichten derſelben denen der franzöſiſchen Akademie gleich ſeien; ja er dachte wohl gar dieſe und die académie des belles lettres zugleich mit der Einen deutſchen Geſellſchaft aufzuwiegen, wenn es ihm nur hätte gelingen wollen, ſie zu einer königlichen oder churfürſtlichen Geſellſchaft zu erheben. Aber auch in ihrem privaten Charakter ward ſie an Einfluß der Erbe der literariſchen Geſellſchaften des 17. Jhs.; die Mitglieder drängten ſich heran, ſo daß der Abt Mosheim, der 1732 an Mencke's Stelle Präſident ward, warnen mußte, die Geſellſchaft durch wahlloſe Aufnahmen nicht verächtlich zu machen. Damals wäre es noch eine große Ketzerei geweſen, was 25 Jahre ſpäter die Göttinger in ihren Anzeigen thaten, die nagelneue Frage nämlich aufzuwerfen, ob die Stiftung gelehrter Geſellſchaften, die einen Privatcharakter trügen und den Schulwirkungen Einzelner Thür und Thor öffneten, eigentlich förderlich ſei. Gottſched gründete ſich vielmehr innerhalb dieſer Geſellſchaft ein ungemeines Anſehn, dem der öffentliche Geiſt in Deutſchland entgegenkam, der überall die Nachbildung ähnlicher Geſellſchaften betrieb. Dieſe Verbindungen waren meiſt in erklärter Abhängigkeit von Leipzig und gaben ihre Schriften nach dem Muſter der Mutterſtadt heraus, worin denn Gottſched's Lob aus allen Enden Deutſchlands verkündet ward. Förmliche Emiſſäre gingen von Gottſched nach einzelnen Punkten aus; wenigſtens führt Nicolai an, daß Schüler Gottſched's, wie Quandt und Neugebauer, proteſtantiſche Sachſen und Schleſier, in Wien die Liebe zur deutſchen Sprache zuerſt ausgebreitet hätten. Wir haben ſchon oben angezeigt, wie ſich dieſe Geſellſchaften verzweigten und in welcher Anzahl ſie entſtanden. Zu dieſer Wirkſamkeit aus und auf der Univerſität und in den Klubs kam die auf den niederen Schulen. Gottſched miſchte ſich in alle Fächer, er ſchrieb eine kritiſche Dichtkunſt (1729), eine Redekunſt (1728. 36), eine Sprach-

kunst (1748), eine Weltweisheit (1734), und von allen machte er Auszüge und kleine Ausgaben, die in vielfachen Auflagen auf den Schulen verbreitet und theilweise, wie seine Sprachlehre, in viele Sprachen übersetzt wurden. Nirgends versäumt er dabei, die Eroberungen dieser Bücher zu rühmen und den Schulherren Artigkeiten zu sagen. Hatte er sich so der unteren Regionen versichert, so griff er es mit gleicher Geschicklichkeit bei den Gelehrten an. Ueber dreißig Jahre hindurch suchte er sich mit seinen kritischen Zeitungen zum Diktator der Sprache und des Geschmacks aufzuwerfen. Dies begann 1725 mit den vernünftigen Tadlerinnen und setzte sich nachher in dem Biedermann 1727—28, in den kritischen Beiträgen 1732—44, in dem Neuen Büchersaal 1745—50 und dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1751—62 in einer ununterbrochenen Reihe fort. Von diesen Schriften verlieren die späteren desto mehr ihre Bedeutung, je rascher die Zeit fortschritt, die früheren aber, namentlich die Beiträge sind ohne allen Vergleich weit vorzüglicher als irgend eins der zahllosen Blätter aus der gleichen Zeit. Wenn irgend wo, so war hier der Beifall, den er erntete, nicht unverdient. In diesen seinen kritischen Bemühungen, namentlich auch in seiner kritischen Dichtkunst macht er überall den Wolfianer geltend; er las und schrieb über philosophische Gegenstände, und griff auch gelegentlich in die Streitigkeiten Maupertuis und Wolfs ein; er hatte daher, wie geringfügig seine philosophische Begabung und Wirksamkeit auch war, doch die ganze Schule für sich, ehe es den Schweizern gelang, auch hier eine Spaltung zu bewirken. Er kann es nicht oft genug sagen, daß zur Kritik ein Philosoph gehöre, daß seine kritische Dichtkunst im Wolfischen Systeme die Lücke der Poetik ausfülle, und es war ihm ein sehr empfindlicher Schlag, als später aus eben dieser Schule Baumgarten und Meier sich ihm zur Seite stellten; der bloße Name einer Aesthetik, den sie aufbrachten, war ihm ein Greuel. So also stand er mit den Philosophen, er suchte sich auch mit den Theologen zu setzen, obwohl ihm dies so sauer gemacht wurde, wie einst Opitzen. Er war in Verbindung mit dem Grafen Manteuffel gekommen, der 1714—30

polniſcher Miniſter in Dresden war, nachher in Berlin lebte und in der von ihm geſtifteten Geſellſchaft der Alethophilen der Orthodoxie entgegen arbeitete. Gottſched kam nun 1737 in Unterſuchung, unter Anderen wegen einiger Stellen ſeiner Redekunſt, in denen er die geiſtliche Beredſamkeit mitgenommen hatte; er verſprach, in der neuen Ausgabe das Anſtößige wegzulaſſen, das fand ſein Gönner Manteuffel eines Philoſophen nicht würdig. Der Graf zieht vielmehr Gottſched und ſeine Frau in die Mitthätigkeit für die heimliche Preſſe der Alethophilen; er ſoll in einer anonymen Homiletik, die der Probſt Reinbeck mit einer Vorrede begleiten würde, grade jenes anſtößige Kapitel über geiſtliche Redekunſt niederlegen; in dieſem Fall wird es nun ſchwer, zweien Herren zu dienen, und ſich zwiſchen der Furcht vor Entdeckung dieſes „alethophilen Falſiloquiums“ und der Rückſicht auf den hohen Gönner durchzuwinden, der dem Ehepaare die antiphiloſophiſche Poltronnerie ins Geſicht vorwirft[21]). Gottſched iſt hier ſeiner philoſophiſchen Richtung gemäß mehr gegen die Orthodoxie gekehrt; ſo bekennt ſich ſelbſt Jeruſalem von ihm angeregt, deſſen Stolz und Glück es war, in Wolfenbüttel unter einem Fürſten zu wirken, „wo der Unglaube ſo wenig für einen Beweis von Scharfſinn, als der Aberglaube für ein Kennzeichen des Chriſtenthums gehalten wurde“; doch verſäumte Gottſched keine Gelegenheit, ſich auf der andern Seite wieder den Orthodoxen annehmlich zu machen. Er nahm überall eine Stellung gegen die Freigeiſterei an, er gab des Polignac Antilucrez mit einer Vorrede heraus, er überſetzte Fontenelle's Geſpräche und kleine Schriften; ſelbſt ſeine Frau[22]) nahm er zu Hülfe, die den Spectator aus dem Engliſchen überſetzen mußte, das große Gegengewicht gegen die Shaftsbury und andere Freidenker in England. Eben dieſe ſeine Frau brachte ihn wieder in eine

21) Die Geſchichte iſt bei Danzel im erſten Abſchnitt ausführlich mitgetheilt, mit der „Mißachtung und dem Spotte im Tone“, den die Sache freilich unvermeidlich herausfordert, den nur der Verfaſſer ſonderbarerweiſe allen Anderen als ſich ſelber übel nimmt.

22) Louiſe Adelgunde Victorie Gottſchedin, geb. Culmus, geb. 1713, † 1762.

günstige Stellung zu dem schönen Geschlechte. Sie war eine eben so fruchtbare Schriftstellerin wie er selbst und bereicherte seine deutsche Schaubühne um die Wette mit ihm. Sie verräth in ihren herausgekommenen Briefen (hersg. v. Runkel, 1776) sogar einen weit feineren Sinn und Geschmack als Gottsched selbst, wie denn dieselben offenbar weit über die Briefe Junker's und Neukirch's hinausgerückt und ich weiß nicht, ob nicht sogar den Gellert'schen vorzuziehen sind. Sie war dabei Kennerin der Wolfischen Philosophie und schon Dichterin ehe sie Gottsched's Frau war. Sie übersah ihn offenbar, aber sie würde uns vielleicht bescheiden und wenig vordringlich erscheinen, wenn sie nicht mit in das Geschick ihres Mannes wäre gerissen worden, nicht in nachgeahmten Satiren und eignen Schriften Theil an seinen Zänkereien genommen hätte. Vielleicht aber ist ihr selbst dies ein Ruhm, daß sie sich ihrem Manne so fügte, über dessen Schwächen sie zum Theil erhaben war. Sie lachte über die Krönung Schönaich's, die ihr Mann so eifrig und feierlich betrieb, sie verschmähte es in die deutsche Gesellschaft aufgenommen zu werden, die er den Frauen öffnete, und in der sich damals Charlotte von Ziegler, geb. Romanus, neben anderen Frauen bewegte, der zeitige Mittelpunkt der gelehrten Damen, auf die noch die Unzer, die Karsch, die Grose u. A. ihre Augen gerichtet haben. Noch mehr: auch den Hof und den Adel suchte Gottsched auf alle Weise sich zu verbinden. Alles was unter dem Adel dichtete, sammelte sich um ihn, oder er drängte sich ihm zu. Welcher lächerlichen Dinge machte er sich schuldig, als er den Freiherrn von Schönaich, der ihm ganz ergeben war, zum ersten Epiker über Klopstock erheben wollte! als er die Theresiade des dilettantischen Wieners, Herrn von Scheyb, anpries, bei der dem Verfasser selbst „die Haare zu Berg standen!" als er den Herrn von Spilker, den Uebersetzer des Prinzen Cantemir, den Herrn von Derschau und Aehnliche hervorhob, und eine anonyme erbärmliche Uebersetzung des Horaz hoch anprieß, weil er wußte, daß sie von einem Grafen von Solms war, als er den französirenden Herren von Bar und von Grimm seine Komplimente machte, die ihm dafür den Ehrennamen des großen

Gottſched an den Kopf warfen! Seine ganze Poeſie gehört hierher. In ſeinen Gedichten ſtehen wir mitten wieder in jenen Lobhudeleien und Preis- und Gelegenheitsoden, wir ſehen in der That, wie im Rath ſeiner Poetik, dieſe ganze elende Gattung förmlichſt in Schutz genommen und die guten Wenzel und Pietſch als Muſter geprieſen, während Drollinger, Haller und Hagedorn, Richey und Brockes, ohne Verabredung, aus einem gemeinſamen Ekel und Ueberdruß, dieſem Quark mit voller Abſicht uns zu entreißen ſtrebten. Mit dieſen Grundſätzen war nicht allein die hohe Geſellſchaft zu gewinnen, an die jene Lobgedichte gemeinhin gerichtet wurden, ſondern ſolche Gedichte ſchienen auch der Kritik gleichſam entzogen; wie ſich denn Gottſched einmal ſehr wundert, daß man in Berlin die Frechheit geduldet, ein Gedicht von Bock auf den König öffentlich hart beurtheilen zu laſſen. Und was noch viel mehr war, die ganze Maſſe der elenden Reimſchmiede und Bettelpoeten war damit gewonnen und dies ſind eigentlich die, die Gottſched's getreueſte Schildknappen ausmachen.

Um nun mit Einem Blicke zu überſehen, über welches Heer Gottſched zu gebieten hatte, ſo müſſen wir erſt hinweiſen, wie er als ein geborner Preuße und nach Sachſen übergeſiedelt und nach Schleſiern gebildet, dieſe großen Provinzen ganz in ſeiner Abhängigkeit hielt. Aus Königsberg ging Pietſchens Anſehen auf ihn über, und die preußiſchen Dichter Bock, Kongehl, Derſchau, Spilker, Schönaich u. A. waren ihm angehörig. Seinen neuen Landsleuten, den Sachſen, wußte er ſo fein zu ſchmeicheln, und ſo gründlich zu ſagen, warum ſelbſt aufs unpartheiiſchſte betrachtet ihrem Meißen ein ſo großer Vorzug gebühre! Man ſolle ihm doch einen Landſtrich in Deutſchland von ähnlicher Größe ſagen, worin wie hier ein Dutzend Reſidenzen, ein Dutzend andere große Städte, vier Univerſitäten, viele Gymnaſien und Fürſtenſchulen, unzählige wohlbeſtellte Stadtſchulen, ſo viele Druckereien, Buchhandlungen und Bücher ſeien, wo ſo viele ſelbſt unſtudirte Leute, Handwerker, Landleute, Weiber läſen, und wo man ſich bis in die unterſten Schulen deutſcher Bücher bediene! So kam es denn, daß alle Polyhiſtoren, wie Müldener (Geander) und Juſti,

alle Rectoren und Magiſter in Zwickau, in Zittau, in Halberſtadt u. ſ., alle ſchöngeiſtigen Profeſſoren in Leipzig (wie der berufene Schwabe), in Halle, beſonders in Wittenberg, wo Triller, Bärmann, Lichtwer, Titius u. A. beiſammen waren, auf ſeiner Seite ſtanden. Was die Schleſier betrifft, ſo poſaunte Gottſched Opitzens Lob und Lehre; er war auch in ſeiner verſtändigen proſaiſchen Poeterei, die ſich, wie auch ſein Haß gegen die Oper, von ſeiner durchaus unmuſikaliſchen Natur herſchreibt, ganz Opitzens Nachhall; er feierte 1739 das Todesjahr Opitzens mit einer Rede und ließ Lindnern ſein Leben ſchreiben. Dieſer mit der ganzen Hirſchberger Schule ſchwur zu ſeiner Fahne, denn wer ſollte auch die bändereichen Gelegenheitspoeten Stöckel und Hanke, Krantz und Stiefe, Tralles und Pantke u. A. preiſen, wenn es nicht Gottſched that? Mit dieſem großen nordöſtlichen Bunde unterwarf er ſich eine Weile den ganzen Süden und regte ihn auf zu neuer Theilnahme, wie einſt Opitz den Norden, aber darin ward er ihm leider ungleich, daß ſpäter die ganze Herrlichkeit für ihn verloren ging. Er hatte ſeine Hofdichter, wie Schwarze und Casparſon in der Pfalz und in Kaſſel, er hatte ſeine Schulpoeten wie die Will, Richter, Haug in Altdorf, Göttingen und Schwaben; bis nach Petersburg und Moskau hin, wie einſt bei Opitz der Fall war, trugen ſeine Freunde Lotter und Kellner ſeinen Namen, und ſo huldigten ihm anfangs natürlich auch die Schweizer, und in Hamburg hatte er an den Weichmann, Dreyer u. A. eine Partei.

Was wäre dieſem Manne in ſeiner guten Zeit unmöglich geweſen? Er hatte ſchon ganz frühe ſeine Kräfte an wirklich großen Aufgaben geprüft und es war ihm gelungen; woran ſollte er verzweifeln? Jenes Verdienſt, deſſen er ſich gern am meiſten rühmte, haben wir noch gar nicht erwähnt, und wir wollen es auch an dieſem Orte gerade nur ſo weit anführen, um ſeine perſönlichen Einflüſſe zu bezeichnen. Gleich bei ſeiner Ankunft in Leipzig machte er einen Verſuch auf das Theater. Er ſchlug der gerade anweſenden Truppe vor, Gryphiſche Stücke zu geben, und bot ihr ein überſetztes franzöſiſches Stück an. Er ward abgewieſen. Allein er ließ ſich nicht irren und

überſetzte mit ſeiner Frau eine Maſſe Stücke, griff die deutſche Bühne an, die Poſſenſpiele und Opern, und wies auf franzöſiſche Muſter und Geſchmack. Bald darauf kam die Neuber'ſche Truppe nach Leipzig und dieſe gewann Gottſched zu einem Verſuch mit regelmäßigen Stücken. Sie ſpielte 1728 den Regulus von Pradon. Die hergebrachten Staatsactionen voll Schwulſt und Schmutz, die Luſtſpiele voll Pöbelwitz, die Opern, die ſo herabgekommen waren, wie wir früher ausführten, mußten nicht ſo ſchwer zu verdrängen ſein; man ſchonte ſie auch; und die Neuheit und Pracht der reformirten Bühne gewann. Stück auf Stück ward jetzt überſetzt und aufgeführt. Noch fehlten ihm deutſche Originale, oder wenigſtens beachtete ſie Gottſched gerade ſo wenig, wie einſt Opitz die neben ihm erſchienenen regelrechten Gedichte. Er trat 1731 mit ſeinem Cato (gedr. Leipzig 1732) hervor, der bis nach Frankreich hin ſogleich ausposaunt und überall gegeben ward. Wie er ſich ſpäter im Eifer gegen Klopſtock's Hexameter die Miene gab, Er habe mit einer kleinen Probe zu dem Misbrauch mit dieſem Versmaße den unſchuldigen Anlaß gegeben; wie er das Anſehen nahm, die anakreontiſche Dichtung, die die Nürnberger ſchon im 17. Jh. betrieben, ſei von ihm ausgegangen; wie er ſich rühmte zuerſt die Kritik zu einer Wiſſenſchaft erhoben, zuerſt die wahren Schönheiten der Alten in Poeſie und Beredſamkeit enthüllt zu haben, ſo wies er nachher auch immer mit Stolz darauf hin, daß ſein Cato dieſe Art von tragiſcher Dichtung in Deutſchland rege gemacht. So alſo überflügelten nun allmählig die Schauſpiele die Opern, es gelang ſogar, den Harlekin 1737 feierlich vom Theater zu verbannen, welches ſelbſt, wie man richtig ſcherzte, die größte Harlekinade war; und in einer Stelle des nöthigen Vorraths s. a. 1741 ſcheint Gottſched auch zu hoffen, daß die Opern in Deutſchland gar nicht mehr wiederkommen würden. Mit den Wirkungen auf Dresden allein, auf die es wohl am vorzüglichſten abgeſehen war, mußte Gottſched unzufrieden ſein; dort fuhr man noch lange fort, auf Ballette und Tänzerinnen unſinnige Summen zu verſchwenden.

Dies alſo iſt das allgemeine Bild des Mannes, gegen den ſich

die Züricher anfingen aufzulehnen. Natur und Verhältnisse in dem Züricher Kreise waren so verschieden von den Leipzigern, daß, wenn man vollends die unmerkliche Steigerung der Spannungen zwischen den anfangs befreundeten Zirkeln hinzunimmt, der große Bruch, der am Ende erfolgte, wohl vorauszusehen war. Die Seele des Züricher Kreises war Joh. Jac. Bodmer (1698—1783) von Anfang an und blieb es bis an das Ende seines langen, von einer unermüdlichen und ungeduldigen Thätigkeit bewegten Lebens. Er war so weit entfernt von dem Schulwesen und der Schulgelehrsamkeit Gottsched's, daß er vielmehr schon in seinen Jugendneigungen auf dilettantisches Naschen gestellt erscheint, sich von Romanen und Abenteuern bis zur Manie fesseln ließ, während er der Wissenschaft den Rücken kehrte, der er bestimmt war, so daß er auch zum Kaufmannstande überging und nach Italien in die Lehre geschickt ward, in der er sich aber eben so untauglich erwies. Seit 1720 zog er sich in sein Haus und in ein Amt zurück, das ihm gestattete, seinen Gedanken ganz nachzuhängen. Hielt ihn schon dies von allem Schultone frei und von aller vorherbestimmten Richtung, so noch mehr die literarischen Verhältnisse in der Schweiz. Man war selbst in Zürich der französischen und deutschen Literatur gleichmäßig nah oder fremd, und es war nur ein Zufall, daß Bodmer, der französisch und italienisch dichtete und in Zürich selbst fortwährend Umgang mit Italienern hatte, sich auf die deutsche Literatur und Dichtung warf. In Bodmer's Jugend war Bayle in Zürich so unbekannt wie Leibnitz und Wolf, und diesen Schulen zu verfallen, war also gleichfalls keine Gefahr. Aufgeklärte Denker in Wissenschaft und Religion, wie Scheuchzer, König, Wägelin u. A. hatten in Zürich, Bern, St. Gallen noch Verfolgungen zu erdulden; und der trübe Zustand der Bildung mußte es auch veranlassen, daß so viele und gerade so ausgezeichnete Schweizer wie Zimmermann, Sulzer, Chr. H. Müller, Haller u. A. nach Deutschland gingen, unter denen jedoch verhältnißmäßig wenige Züricher waren. Erprobte sich nämlich hier auch literarisch der Wanderungszug der Schweizer, so bildet sich dagegen Zürich zu der Stätte, von der aus nachher die

ſchweizer Literatur durchaus ihren eigenthümlichen Nationalcharakter annahm. Hier bildete ſich ein Klub, in dem ſich die feinſten Schattirungen der allgemeinen deutſchen Literatur im Laufe der Zeiten abbildeten. Fehlte es dieſer Vereinigung, die mit dem Kränzchen, aus dem die Discurſe der Maler ausgingen, begann und mit der Helvetiſchen Geſellſchaft endete, an jener Grundlage literariſcher Verbindungen, die man in Sachſen voraus hatte, ſo erſetzte ſich der Mangel an jenem Halte, den dergleichen ertheilen konnte, reichlich durch die patriotiſche Einheit und ganz beſonders durch die Bedeutung, die ſich dieſe literariſchen Vereine innerhalb ihrer Republik zu geben ſuchten. Die bedeutendſten Staatsmänner waren immer in ihrem Intereſſe. So rühmte ſich Bodmer in ſeinem Schwanengeſang, daß er mit dem zu früh geſtorbenen Wyß, mit dem großen Heidegger, der in den Rath und die Diäten des Cantons die Einſicht gebracht, die ihm der Heimiſchen Liebe verdient, mit Zellweger, den Eifer um die Wohlfahrt des Landes faſt aufs Schaffot gebracht, geſeſſen und der Etikette der Großen und der Dunſe gelacht habe. So war Hans Kaspar Hirzel (1725—1803) Bodmer'n ganz ergeben, der in ſeiner Korreſpondenz Zürich mit allen deutſchen Gelehrten in Verbindung brachte, und in ſeinen Schriften und Werken unter den gemeinnützigſten Patrioten von Zürich ſteht. Als Heinſe von ſeiner italientſchen Reiſe nach Zürich kam, fand er es dort von Literaten wimmeln; er wollte wiſſen, daß man 800 zählte, die etwas hätten drucken laſſen. Damals waren ſchon große Spaltungen eingeriſſen, die Einzelnen und die Geſellſchaften hatten oft ſchon keine rechten Zwecke mehr, aber doch drang ſich Heinſe die richtige Bemerkung auf, daß ſie Alle zuſammen gewiſſermaßen die Seele in ihrem Staatskörper darzuſtellen und ihre Bildungsvorzüge politiſch geltend zu machen ſuchten. Wenn dies das eigenthümliche, nicht ſelten übertriebene und verzerrte Selbſtgefühl erklärt, mit dem weiterhin die Bodmer, Lavater, Füßli u. A. auftraten, ſo erklärte es ſich auch ſchon früher durch die Natur der Leute. Bodmer war von erſtaunlich bewegter Anlage, vielgeſchäftig im größten Sinne des Worts, ein Enthuſiaſt, eine lebendige Chronik der

deutschen Literatur. Goethe und Heinse haben ihn ein Kind genannt; dies kann den Sinn haben, daß er wie ein Kind erreglich, aufnehmend, stets lernend, eitel, verliebt in seine Arbeiten und seinen Ruhm war. In Einem Worte läßt sich dieser Charakter feststellen: er hatte die Unbekümmertheit und Selbstgefälligkeit eines anfangs von bloßem Thätigkeitstriebe bestimmten, dann von übertriebenem Lobe verwöhnten Kindes, das hierdurch zu seiner natürlichen Gutartigkeit einige Reizbarkeit und selbst seine Bosheit annimmt. So arbeitete und dichtete er bis an sein Ende in sorgloser Vergnüglichkeit für sich und für seine Freunde, und ließ wie Gleim Vieles blos als Manuscript drucken; so kritisirte er und verfolgte seine Gegner mit oft sorglos gewählten Mitteln. Er, der so streng rechtschaffen und religiös sein wollte; er bot aber auch eben so sorglos die Hand zum Druck einer scharfen Kritik seines Noah. Er war verbittert gegen Lessing, der ihm gelegentlich seinen Platz nicht hoch über Gottsched anwies, aber er nimmt ihn ein andermal auch eben so aufrichtig gegen unbillige Angriffe von Dusch in Schutz. Diese Unbekümmertheit gab ihm das zuversichtliche Wesen, seine natürliche Freiheit gab ihm das Talent zu scherzen und sich zu verwandeln, womit er nachher, wie man gesagt hat, alle Lacher auf seine Seite und gegen Gottsched wandte, der in der hölzernen Gravität eines Pedanten weder Scherz zu machen noch zu tragen verstand. Mit witzigen Köpfen sieht man Bodmern in seinem frühesten Briefwechsel zuerst verbunden, mit Hagedorn, Renner, Liscow, König, besonders mit dem unfeinen Rost, der nicht wenig zu hetzen und das Feuer zu schüren verstand. In Zürich selbst stand er am frühesten mit Waser, der nicht nur Swift (1756) übersetzte, sondern auch Swiftischen Charakters war, und dann mit J. J. Breitinger (1701—76), der in seinen theologischen wie in seinen kritischen Schriften geordnet, voll Gelehrsamkeit, weit gemessener und einsichtsvoller als Bodmer, und auch darin viel klüger war, daß er sich bei seinem kritischen Vermögen begnügte und sich nicht ein poetisches antäuschte. Auch ihn fand Kleist, als er 1752 die Züricher besuchte, als einen Weltmann und Erzpolitikus, und seine einfache

Schilderung jenes Kreises zeichnet sprechend den vergnügten und selbstgefühligen Ton dieser Leute, die er genievolle Männer nennt, und lauter lustige und witzige Schelme.

Bodmer lernte um 1719 den englischen Zuschauer von Addison und den Opitz zugleich kennen; dies bestimmte ihn mit Breitinger, Zellweger, H. und J. Meister, Keller von Maur u. A. in eine Gesellschaft zusammenzutreten, aus denen die Discurse der Maler 1721—23 hervorgingen. Wie bedeutungslos die englische Wochenschrift ist, die ihren ungeheuren Beifall und Absatz in England nur der goldenen Mittelmäßigkeit, der Kunst zu laviren, der bequemen Tugendhaftigkeit, die sie predigte, zu danken hatte, so muß man ja nicht glauben, daß diese Discurse ihr im geringsten zu vergleichen wären. Sie sind in ihrer ersten Gestalt kaum etwas besser als der Hamburger Patriot und ähnliche Blätter, gegen die sie auftraten; es sind noch immer solche Discurse und Abhandlungen in der alten Schupp'schen Art, und man konnte nicht ahnen, daß das Bischen poetische Kritik gegen Lohenstein, gegen den Reim u. dgl., das sich zwischen den moralischen Aufsätzen versteckte, den Samen zu aller ächten Kritik in Deutschland streuen würde. Von 94 Blättern gehören 46 auf Bodmer's Antheil allein. Gottsched selbst mußte es gestehen, daß ihn diese Wochenschrift auf den Gedanken gebracht, die Dichtung kritisch zu betrachten. Man hatte bisher nur jene alten Poetiken, die Opitz aufgebracht, oder jene poetischen Kritiken in den Satiren der Canitz, Neukirch und so vieler Anderer, oder in den Epigrammen und Noten des Wernicke. Jetzt sollte sich die Kritik als Wissenschaft aufpflanzen, und eben hier fragte sich's, ob sie in Leipzig oder Zürich ihren Sitz haben sollte. Die Schweizer richteten ganz ihre Waffen mit richtigem Takte auf das rechte Nest der elenden Schriftstellerei, auf die Wochenschriften und Zeitungen, in denen der Ueberrest der barbarischen Satiriker und Romanschmiede ihr Wesen trieben. So griffen sie den Leipziger Diogenes, den Hamburger Patrioten und auch die vernünftigen Tadlerinnen an, an denen Gottsched Theil hatte. Zur Verbreitung ihres „gestäupten Diogenes" (1726)

bot er selbst die Hand, aber ihre „Anklagung des verderbten Geschmacks“ (1728)[23] passirte in Leipzig Gottsched's wegen nicht die Censur und konnte erst später in Zürich herauskommen. Schon hier zeigten sie, daß sie die englischen Kritiker mit Nachdenken lasen; ja veranlaßt durch den Spectator, der in England eine Theorie der schönen Wissenschaften vermißte, dachten sie schon damals auf ein allgemeines Werk über die Beredtsamkeit und schrieben von dem Einflusse der Einbildungskraft zu Ausbesserung des Geschmacks. Seit lange hörte man hier einen verlorenen Begriff wieder, der selbst bei Gottsched, wenn man auf die Sache und nicht auf das Wort sieht, völlig mangelt. Hagedorn's und Haller's Gedichte erschienen; sie konnten beide, besonders die von der Schweiz ausgehenden, unsere Kritiker nur ermuntern. Hier trat ein anderer Bundesgenosse zu, der von englischen Dichtern seinen poetischen Geschmack herleitete. 1732 gab Bodmer seinen schon 1724 übersetzten Milton heraus, auch ihn hatte Addison veranlaßt, der in England Milton erst zu seinem Ruhme half. Dies war ein erstaunlich wichtiger Schritt in der Geschichte unserer Literatur. Damals billigte Gottsched, dem Bodmer seine Arbeit zusandte, diese Uebersetzung in seinen kritischen Beiträgen, obwohl er schon über die reimlosen Verse, den Gegenstand (Fall des Menschengeschlechtes) und den Helden (Satan) im Milton spottet und einen höhnischen Auszug aus den zwei ersten Büchern gibt. Nachher entbrannte der heftigste Kampf gerade über diesen Dichter, denn an ihm hing Bodmer schon vor Klopstock mit schwärmerischem Eifer; schon 1720 hatte er den Anfang zu einem Gedichte von der Schöpfung gemacht und der Plan zu seiner Noachide ist älter als der Messias[24]. Man sieht also wie stufenmäßig und allgemein der Geist in der Zeit wuchs, aus dem Klopstock hervorging, dem sich Gottsched

23) Es kann unmöglich unsere Absicht sein, alle die Schriften und Schriftchen, die von diesen Kreisen ausgingen, nur aufzuzählen, geschweige zu beurtheilen; die bloßen Listen würden viel zu viel Raum wegnehmen. Wir begnügen uns hernach die beiden Poetiken von Breitinger und Gottsched herauszuheben und daran die Hauptpunkte der Verschiedenheit und des Streits anzuknüpfen.

24) Dies sieht man aus Bodmer's kritischen Briefen 1746.

unverſtändig widerſetzte. Denn hier erlitt er mit der Zeit die allerempfindlichſten Schläge, hier feierten die Schweizer ihre höchſten Triumphe. Als Gottſched zuverſichtlich verkündigte, dieſer Milton'ſche Geſchmack werde ſich in Deutſchland nicht ausbreiten, erſchien Klopſtock und riß die ganze bisherige Poeſie aus allen ihren Fugen! während Gottſched Milton auf's lächerlichſte herabſetzte, erlebte er ſtets neue Ausgaben! Ein Engländer Lowder hatte in einem beſonderen Buche Milton der unverſchämteſten Plagiate mit ausführlicher Angabe der Stellen beſchuldigt, mit Triumph gab Gottſched im Neueſten 1752 breite Auszüge daraus, als ihm plötzlich Bodmer eine Gegenſchrift von John Douglas vorhielt, die ſchon 2 Jahre vorher 1750 aufgedeckt hatte, daß dieſe Stellen von Lowder ganz unverſchämt erfunden und erlogen waren!! Hier alſo ging Bodmer mit der öffentlichen Stimmung ſicherer fort und wußte mit weit feinerem Geſchmack die Dichter der Zeit zu ſchildern und zu ſchätzen. Seine eigenen Gedichte (1746) vor Klopſtock ſind nicht eben viel beſſer, als die Gottſched'ſchen, unter ihnen iſt aber eines über den Charakter der deutſchen Dichter (1734), das er vermehrt und verbeſſert in Gottſched's Beiträge rücken ließ, und welches wir früherhin mehrfach ſtellenweiſe benutzt haben, weil die Dichter des 17. Jhs. darin zum Theil vortrefflich gezeichnet werden. So iſt auch das, was er über Brockes ſagt, und dann der hiſtoriſche Takt, mit dem er die Heräus, Beſſer, König, Pietſch zu Gottſched gruppirt, eben ſo vortrefflich, wie die Zuſammenſtellung und Charakteriſtik der Drollinger, Haller und Hagedorn, und der Scharfblick, mit dem er dieſe über den Troß der übrigen Poeten hervorhebt, zu einer Zeit, als ſehr wenige Andere noch dieſe Einſicht mit ihm theilten. Immer noch ſuchte man in dieſer Zeit auf beiden Seiten den Ton der Unparteilichkeit zu halten. Bodmer lobte Gottſcheden in dem erwähnten Gedichte noch aufrichtig [25]), aber

25) Die Stelle iſt oft angeführt:

Mit ihnen [Pietſch u. ſ. w.) im Begleit ſeh' ich auch Gottſched gehen,
Der mir nicht kleine deucht und nicht darf ſchamroth ſtehen,
wenn er bei ihnen ſitzt, wiewohl er ſie verehrt u. ſ. w.

Gottscheden wurde es immer schwerer sein Sticheln zu lassen. Er beklagte sich, daß die Schweizer seine Sprachausstellungen empfindlicher aufnähmen als die Niedersachsen; er lobte zwar Bodmer's Briefwechsel mit Conti über die Natur des poetischen Geschmacks (1736), aber zugleich stellte er sie als eine Ausführung des dritten Kapitels seiner Dichtkunst hin. Er zeigte Bodmer's Uebersetzung des Hudibras (1737) an, allein er fügte eine Probe in altfränkischen Knittelversen bei und meint darin würde er sich besser ausnehmen. So viel Krittelei mochte die Schweizer endlich verdrießen, die in der That bisher den Leipziger Schulherrn sehr ordentlich behandelt hatten und dazu kam denn in den 30er Jahren eine weitere Erscheinung, die sie vollends zu einem andern Tone bestimmte.

In den 30er Jahren nämlich schrieb Chr. L. Liscow[26]) (aus Wittenburg im Mecklenburgischen, 1701—60), der eigentlich in prosaischer Rede das erste Licht eines neuen Tages verkündete. Liscow lebte während der Zeit seiner satirischen Fehden mit Sievers und Philippi 1732—34 in Lübeck, dann um 1734—35 als Privatsekretär eines Geheimenraths Clausenheim bald in Hamburg, bald auf einem Gute desselben in Mecklenburg. Dann trat er in Dienste jenes Herzogs Karl Leopold von Schwerin, der übel bekannt ist durch seinen Streit mit den Ständen und seine Austreibung in Folge kaiserlicher Execution Liscow sollte in Paris die Vermittlung Frankreichs für des Herzogs Herstellung suchen, er fiel aber, weil er grade und ehrlich war, in dessen Ungnade, und schied 1737 in einer ehrenhaften Erklärung (von Hamburg aus) aus seinen Diensten. Er wurde dann Privatsekretär des Geh. Rath Blome in Preetz und erst

---

In späteren Ausgaben lautete dies:

Mit ihnen seh' ich auch den stolzen Gottsched gehen,
Der doch weit kleiner ist und schamroth scheint zu stehen,
Da er bei denen ist, die er doch nur entehrt u. s. w.

26) Schriften, hrsg. v Mächler 1806. 3 Bde. Vgl. Helbig, Chr. L. Liscow. Leipzig 1844, und die ergänzende Arbeit von Lisch, Liscow's Leben. Schwerin 1845; beide Verfasser haben über die Lebensverhältnisse dieses Mannes ganz neues Licht verbreitet.

ſpäter wanderte er nach Preußen und Sachſen über. In ſeinen literariſchen Beziehungen kann er in den Hamburgiſchen Kreis geſtellt werden, wo ein Bruder von ihm eine Zeit lang den Hamburger Correſpondenten leitete, der neben den Schweizern zuerſt gegen die Leipziger auftrat. Er war befreundet mit Hagedorn[27]; 1729 hatte ihn auch Gottſched kennen lernen und blieb einige Zeit mit ihm im Verkehr; erſt als Liscow nach Dresden überging, kam er in Verbindung mit deſſen Gegnern Roſt und König, und durch dieſe mittelbar mit Bodmer. Wir lernen in ihm eine jener kräftigen Naturen kennen, in denen die Kenntniß engliſcher und klaſſiſcher Schriften, bei ihm beſonders des Swift und Cicero, ganz anders wirkte, als bei Gottſched und ſeiner Schule. Betrachtet man nämlich die Schreibart dieſer verſchiedenen Provinzialen und beſonders ihre Ueberſetzungen, ſo findet man, daß Gottſched zwar gegen die falſche Erhabenheit des Lohenſtein und die platte Gemeinheit des Weiſe ſich erklärt, ſo wie er mit Swift's Antilongin, den ſein Schüler Schwabe überſetzte, gegen den Schwulſt wie gegen das βάθος in der Schreibart eifert, allein er geht in einer kalten Mitte zwiſchen beiden Gegenſätzen ſo durch, daß er gleichſam beide Fehler vereint, wie ſich denn Leſſing mit Recht über die Gemeinheiten und ſein ſollenden Natürlichkeiten in ſeiner und ſelbſt ſeiner Frau Ueberſetzungen, andere dagegen mit gleichem Recht über die ſteife Würde ſeiner Proſe beſchweren; von ſeiner Poeſie gar nicht zu reden, in der er noch ganz wie Weiſe die Wort- und Satzfügung der ungebundenen Rede verlangt. Den Ueberſetzungen Gottſched's und ſeiner Schüler, beſonders der Aeneide von Schwartze, dem Stichblatt des Witzes der Züricher, werfen dieſe vollkommen richtig vor, daß ſie ſämmtlich gottſchediſiren, daß ſie die Alten reden ließen wie ſie in Leipzig Anno 1730 geredet haben würden und inſofern Schönheiten darin enthüllten, die vorher nicht geſehen

27) Dieſer ſingt ihm zu:

Dein glücklicher Verſtand durchbringt in edler Eile
Den Nebel grauer Vorurtheile,
Des ſchulgelehrten Pöbels Nacht.

und erhört waren. Bodmer ſtrebt offenbar wenigſtens nach einer Verwandlung vor dem Gegenſtand, welche Gabe er in Opitzen ſchon rühmend entdeckte. Es wäre ihm auch ſonſt nicht möglich geweſen, ſpäter ſolche Maſſen poetiſcher Nachahmungen zu liefern; und ob ich gleich ſeine Ueberſetzungen nicht rühmen will, ſo muß ich doch erinnern, daß Männer wie Herder darin Stärke und Einfalt ſtellenweiſe vortrefflich fanden und daß in Weimar ſ. Z. nur eine Stimme darüber war, Bodmer's Homer ſelbſt dem der Stolberge vorzuziehen. Ermüdet von Gottſched's Ausſtellungen an ihrer Mundart kamen die Züricher zuletzt dahin, daß ſie geradezu den Gebrauch von Provinzialismen rechtfertigten, den Weg alſo einſchlugen, den nachher Leſſing betrat, um Natur in unſere von einer Seite her latiniſirte Sprache zurückzubringen, und daß ſie umgekehrt ebenſo die Nachahmung fremder Satzverbindungen und Wortbildungen [28]) vertheidigten, die unſerm Sprachgenius angemeſſen waren, um in unſere von einer andern Seite her durch den herkömmlichen Curialſtil feſtgefrorene Sprache Bewegung und Mannichfaltigkeit zu bringen. Das Gleiche geſchah in Niederſachſen, wo zuerſt Joh. Ad. Hoffmann († 1731) den Unwillen der Meißner dadurch erregte, daß er aus dem Engliſchen den Gebrauch des vorgeſchlagenen Genitivs und des Partizips der Vergangenheit einführte, und die weitſchweifigen Relativſätze beſeitigte, keineswegs mit Billigung unſers auf Feierlichkeit haltenden Gottſched. Hoffmann war ein Mitglied der patriotiſchen Geſellſchaft in Hamburg, ein ganz eigenthümlicher Mann, der die

28) Wie eigenſinnig Gottſched jedem neuen Ausdruck entgegen war, und was für unbedeutende Wörter ihn ärgerten in dem Stil der Klopſtockianer, liegt in einer Stelle im Neueſten, X. p. 156, wo er eine Dichterin dieſes Schlages zu tadeln hat. Die Prunkſprache der neuen Poeten, das Jauchzen, das ewige Schaffen, das Entlocken, Schmecken und Fühlen, die Sympathieen, der Seraph, der Buſen, das Zuweinen, die Melancholie, das Aufwallen, das Große, die Sphären, die Scenen, die Majeſtät, das Schöpferiſche, die heilige Feier, unbewußt, Phantaſie, unentwickelt, die Mitternacht, das Jugendliche, das Umgaukeln, das Maleriſche, beſonders das Lächeln — Alles das iſt ihm nicht recht. So erklärte er bildliche Redensarten wie: der Hundsſtern kocht die Saat u. dergl. für Barbarismen, die Niemand verſtehe!

anfangende Bewegung in der deutſchen Literatur in Leben und Schriften darſtellen kann, Theolog, Sprachkundiger, Antiquar, Juwelenhändler, als Ueberſetzer aus dem Engliſchen ein Vorläufer von Ebert und Bode, als Stiliſt von Liscow, denn er hatte aus neuen und alten Sprachen ſeinem Stil einen ganz eigenen und neuen Charakter gegeben, und ſeine 2 Bücher der Zufriedenheit wurden mit Begierde geleſen und zwiſchen 1722—38 ſiebenmal aufgelegt. Alles dies überflügelte Liscow in ſeiner merkwürdigen Schreibart, die zwar nach franzöſiſcher Art korrect, phantaſielos, aber eigenthümlich rein und keck iſt, und die Leſſing ungefähr ebenſo vorhergeht wie Drollinger dem Klopſtock. Liscow iſt der erſte Mann, der über ſchlechte Schreiber bei uns ſpottet, ohne, nach dem ſtrengſten Maße gemeſſen, ſelbſt einer zu ſein, der in ſeinen Schriften ſo als ein Schlußſtein der nordiſchen Satiren des 17. Jhs. erſcheint, wie Rabener auf der Höhe des viel niedrigeren ſächſiſchen Humors ſteht. Wenn er dieſen letzteren an Männlichkeit, Muth, Gediegenheit, Geſinnung und Schreibart weit übertrifft, ſo iſt es doch natürlich, daß dies nur von dem gebildetſten Theil des Volkes anerkannt werden konnte, denn ſeine Werke zu leſen verlangt hie und da Kopf. Dies würde, wenn es ausgemacht wäre daß Liscow ihr Verfaſſer ſei, am meiſten in der Schrift über die Unnöthigkeit guter Werke[29]) zur Seligkeit (1730) der Fall ſein, der merkwürdigſten Urkunde, um die damalige Verbindung unſerer Freidenker mit den Pietiſten zu belegen. Hat dieſes Werkchen einen andern Verfaſſer, ſo macht dieſer das Primat der ironiſchen Schreibart nach Zeit und Werth unſerem Liscow ſtreitig. Der dürre Verſtand, der hier mit einer merkwürdigen Schärfe an die Dinge gelegt wird, über die die geiſtliche Salbung gern wegſchlüpft, macht eine vielleicht nur zu grelle Wirkung; die grundtiefe Ironie iſt vielleicht nie ſo weit getrieben worden. Denn man könnte ſich gewiß hier die allerſtärkſten Waffen zur ernſten Vertheidigung der rechtgläubigen Lehre herholen,

29) In der Originalausgabe von Liscow's Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739, findet ſich dieſe Schrift nicht. Aus dieſen und andern Umſtänden zweifelt man, daß ſie von L. ſei.

so gründlich maskirt führt der Verfasser auf das Glatteis, auf dem vielleicht noch mancher heutige Theolog straucheln würde. Kein Wunder, daß sich Liscow zu beklagen hatte, er habe in Deutschland für seine hochgetriebene Ironie, die in seinen unbestrittenen Schriften sehr ähnlicher Art ist, nicht die rechte Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes gefunden, die in lateinischen Köpfen durch die lächerliche Schulgravität erstickt werde. Er fühlte ganz die schwierige Stellung eines Satirikers in einer Nation, die für den Scherz blind ist, die lieber Wudrians Kreuzschule liest, als eine Satire, die jeden Kritiker einen Pasquillanten nennt und jeden Scherz bei der Obrigkeit verklagt. Er ward noch ein Opfer dieses Volks- und Zeitgeistes, indem er 1750 seine Stelle in Dresden verlor[30]), weil er es durch einige freie, und offen bekannte Aeußerungen mit dem Grafen Brühl verdorben hatte, der doch niederträchtig genug war mit dem gemeinen Rost in die gemeinsten Kabalen gegen Gottsched einzugehen, eben mit jenem Rost, der damals auch den Satiriker spielte, und dem Liscow noch zu schläfrig großmüthig war[31])! Großmüthig war er freilich, besonders gegen Rost gehalten, aber nicht schläfrig. Er ist zwar nicht ganz frei von dem Unwohlthuenden, das ein Charakter mit sich bringt, der alle Dinge nur von der lächerlichen Seite ansehen kann, worin er Wernicke sehr ähnlich erscheint, aber er ist dabei gelassen, unpartheiisch und gerecht. In ihm geht gleichsam jenes hartherzige, grobe, unfein fühlende Geschlecht des 17. Jhs. zu Ende, aus dem wir, durch die empfindsame Stimmung der Zeit gehoben, durch die Schriften der Brockes, Gellert, Klopstock hingerissen, jetzt heraustreten. Noch Eine kleine jener moralischen Unfeinheiten, die wir in dem Rist und Wernicke, und noch in Rost und Bodmer entdecken, finden wir auch bei Liscow; er hatte sich über den Magister Sievers lustig gemacht und diese Schrift dann in einer nachfolgenden auf Rechnung eines

30) Aber ohne im Gefängniß zu bleiben; was jetzt durch Helbig's verdienstlichen Beitrag berichtigt ist.

31) S. in Stäudlin's Briefen berühmter Deutscher an Bodmer 1794, in einem Briefe vom April 1744.

armen Kandidaten Backmeister in Lübeck geschoben. Freilich scheint dies ein blödsinniger Mensch gewesen zu sein; die Ironie war also handgreiflich; dennoch bat sie Liscow nachher öffentlich ab! Und ein eben so schöner Zug ist es, daß er seinen Satiren gegen Philippi Einhalt that, als dieser in Unglück gerieth, so daß man ohne Sünde nicht weiter über ihn spotten dürfte. Was er früher gegen diesen und Andere schrieb, bereute er nicht, und sonst hatte er nichts zu bereuen. Schläfrigkeit am wenigsten, dies Zeugniß hat ihm auch Bodmer, Rabener entgegenstellend, vortrefflich gegeben [32]). Er wollte nicht einsehen, daß ihn die christliche Liebe verbände, über öffentliche Thorheiten das Lachen zu halten, er sagte sich von der Schwerfälligkeit der Asceten und Pedanten, dem närrischen Ernste und steifen Anstande der deutschen Gelehrten und Sittenprediger mit dreister Keckheit los, er zeigte dem finstern Volke die Stirne, das zum Lachen spricht: du bist toll, und zur Freude: was machst du? Er stellt einen Kanon kritischer Freiheit auf, der durchaus Lessing so wohl thun mußte wie Klopstocken Drollinger's Psalmen-Begeisterung, er geht gegen die Einmischung der Obrigkeit in literarische Fehden an, und nimmt eine republikanische Freiheit der Gelehrtenwelt in Anspruch, nicht allein thatsächlich durch seine Schriften, sondern auch theoretisch, und eben dies wirkte auf die republikanischen Schweizer wie ein elektrischer Schlag. Wie er sich dieser Freiheit gegen die Theologen bedient hatte, so bediente er sich ihrer gegen die schlechten Scribenten, und hier geht er uns näher an. Hier stehen die Namen Sievers, Philippi, Radigast u. A. neben den älterbekannten Hunold, Hübener und Aehnlichen in seinen Schriften als Vertreter jener ganzen Klasse von Curiositätenkrämern, die noch aus dem vorigen Jahrhundert übrig waren, und

32) In seinem Schwanengesang „Bodmer nicht verkannt" am Ende eben dieser Briefsammlung mahnt er die Deutschen Liscow's Satire nicht zu verwerfen; es schade nicht, daß sie persönlich, wenn sie nur gerecht sei:

Liscow hätte der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten,
ehe sie flück geworden und Haken den Klauen gewachsen;
Rabner, von sanftem Gemüth, verfolgte nur Elstern und Hähne,
ohne Kühnheit, die Vögel von zackigten Schnäbeln zu jagen!

die in den elenden Wochenschriften ihr Unwesen trieben. So war Sievers Hauptmitarbeiter an dem Patrioten, Philippi gab 1734 in Göttingen einen Freidenker heraus, Beide haben sich durch Poesieen und Reden in jenem barbarischen Stile des Menantes u. s. w. noch so spät verewigen wollen. Liscow meinte gar nicht, daß solche Leute das Recht zu existiren hätten. Und er hat ganz Recht; denn wenn man einmal solche Schreiber hat, wie Liscow, so ist die Unterdrückung solcher anderer, wie Sievers und Philippi, Pflicht. Wer nicht die bodenlose Erbärmlichkeit und Barbarei jener Wochenschriften oder eines Gundling u. dergl. kennen gelernt hat, der kann eigentlich nicht urtheilen, wie hoch Liscow dasteht, und was er eigentlich mit der Bitterkeit will, mit der er in seiner bekannten Schrift über die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten (1734 und verbessert 1736) diese und ähnliche Autoren angreift, die wahrlich nur deßhalb ihr Dasein zu haben scheinen, damit sie Liscow verewigen sollte. Denn er scherzte ganz richtig, obgleich die Esel zur Musik ungeschickt seien, so mache man doch aus ihren Knochen die schönsten Flöten, und so gäben die elenden Schriften Anlaß zu sinnreichen Widerlegungen und Spottgeschichten.

Liscow hatte in dieser Schrift Gottsched nicht genannt, er hatte vielmehr gelegentlich von dessen Charakter mit Vertrauen gesprochen, der ihm verdächtigt ward. Allein die Schweizer ließen seine Schrift nachdrucken und setzten Gottsched zu den angegriffenen elenden Scribenten hinzu. Wie wenig Liscow übrigens darüber böse war, geht aus seiner späteren Vorrede zur Uebersetzung des Longin von Heinecke hervor, wo er erklärte, wie nachher auch Lessing, daß Gottsched in der That die Ehre des deutschen Witzes schlecht behaupte und klug thäte sich bei Zeiten zurückzuziehen. Breitinger sei Gottscheden zu hoch; *seine* Regeln seien leicht, ein Stümper dürfe an seinen Mustern nicht verzagen. Wenn wir übrigens vorhin von den Wirkungen Liscow's auf die Schweizer redeten, so meinten wir nicht diese Erklärung, sondern vielmehr den Ton seiner Schriften überhaupt, die er 1739 gesammelt herausgab, mit erneuter Verfechtung der satirischen

Freiheiten. Ein Jahr darauf rückten die Züricher mit ihrem groben Geschütz gegen Gottsched, und Bodmer in der Vorrede zu Breitinger's Dichtkunst erklärte ausdrücklich, daß er nun auf den endlichen Durchbruch des Geschmacks an kritischen Schriften hoffe, „seitdem der unerschrockene Liscow in der Untersuchung, ob sein Briontes (gegen Philippi) eine strafbare Schrift sei, das allgemeine Recht der Menschen (die Menschenrechte in dem literarischen Staate) so vollkommen bewiesen habe, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem Geschmack nunmehr genugsam vorbereitet seien."

Drei Werke erschienen 1740 in Zürich auf einmal: Breitinger's Abhandlung von den Gleichnissen, Bodmer's von dem Wunderbaren, Breitinger's kritische Dichtkunst, und dazu kamen 1741 Bodmer's Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter. Gottsched zeigte sie in einem verächtlichen Tone an; er nahm die kritische Dichtung schon ihrem Titel nach übel, als ob sie die seinige für unzulänglich erklärte. Wirklich ward jetzt der Gegensatz beider Theile offenbar; Gottsched's kritische Dichtkunst hatte 1737 eine neue Auflage erlebt, und wenn man beide Gegnerinnen nun verglich, so kam man auf die Gegenstände des Streites und die Gegensätze der Ansichten deutlicher hin. Ueberblickt man das Werk Breitinger's, das weit das wichtigste ist, gegen Gottsched's nur ganz oberflächlich, so sieht man, daß das letztere durchaus eklektisch ist; der Verfasser selbst bildet sich darauf etwas ein und hält mit Rollin den Ruhm eines guten Compilators für groß genug. Breitinger ist aber Selbstdenker und wahrer kritischer Forscher. Dies zeigt schon sein gewonnener Standpunkt und der Ausgang von Vergleichung der Malerei mit der Poesie, worin auch er, wie wir von Bodmer sagten, zusammenstimmend mit den Lieblingslehren der Zeit erscheint. Schon Goethe hat angeführt, daß dieser Gesichtspunkt, den nachher Lessing's Laokoon erschütterte, in der Zeit gelegen war. Engländer, Franzosen und Italiener theoretisirten damals über die bildenden Künste; Dubos hatte Betrachtungen über Poesie und Malerei geschrieben, Dujon (von der Malerkunst der Alten) hatte beide Künste verglichen, Hurd

in seinem Commentar über die Horazische Dichtung liebte sehr, von der Malerei seine Erklärungen der Dichtung herzuholen, Andreucci verglich in seiner poesia ital. die lyrischen Gattungen mit gewissen Malerschulen. Addison, der so viel auf die Schweizer wirkte, hatte in einzelnen Stellen seiner Reisen und Gespräche über die alten Münzen oft versucht, beide Künste zu wechselseitigen Erklärungen zu brauchen, und daraus erwuchs 1747 Spencer's Polymetis, der zwischen beiden Künsten unter den Alten (wie auch Webb in Untersuchung des Schönen in der Malerei) eine stete Wechselwirkung annahm. Breitinger, der unter poetischer Malerei allgemein die Dichtung, nicht die besondern poetischen Gemälde versteht, bleibt zwar sehr mit seiner Betrachtung auf Nebendingen und Einzelheiten hangen, so daß auch bei ihm noch die König und Brockes neben Homer zu Ehren kommen; geht man aber der ganzen Ansicht auf den Grund, so sieht man wohl, daß er bei seiner Vergleichung der beiden Künste nur auf ihre gemeinsame Wirkung auf die Phantasie abzielt. Hier liegt der allgemeinste Unterschied der Züricher und Gottsched's. Bodmer hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er den deutschen Dichtern Mattheit und Trockenheit vorwarf, „die sie durch ihre Philosophie und ihre Liebhaberei an Verstandeswesen sich erwarben, die die Lustbarkeiten der Einbildungskraft unterdrücke!" Der gute Gottsched pries das aber gerade![33] Die Vernunft sei Gottlob geläutert bei uns! die ausschweifende Einbildungskraft sei in ihre Schranken gewiesen! das habe den Fall Lohensteins bewirkt! es seien dauerhafte Schönheiten dafür gewonnen! Daher will er von keiner Oper und Cantate hören, „weil der Verstand dabei nichts zu denken hat." Daher schreiben sich die wunderbaren poetischen Urtheile des weisen Mannes, die von einer merkwürdigen Phantasielosigkeit zeugen! Ganz recht tadelt er das Malerische bei König, der Lakaien und Kutscher bis auf die Schnur an ihren Kleidern beschriebe, aber er tadelt auch den Schild des Achilles, und mit welchen Gründen! Der müsse so groß gewesen sein, wie der diamantene Schild der himmlischen Rüstkammer bei

33) Kritische Beiträge VI. p. 661.

Taſſo; die Figuren darauf bewegten ſich, ſo daß man ſie ſich wie Mücken vorſtellen müßte, die um den Schild ſchwebten!![34]) Es iſt wohl wahr, daß auch die Schweizer ihre Anſicht von der Wirkung der Einbildungskraft in der Poeſie nicht ſtreng verfolgen, auch ſie ſind auf ſehr dürftigen Standpunkten ſtehen geblieben. Beide ordnen die Dichtung den Anforderungen einer grillenhaften Moral durchaus unter. Wenn Gottſched den Ausdruck ſchöpferiſche Kraft für Sünde hält, ſo halten dagegen die Schweizer das Reden von Verbeſſern und Erhöhen der menſchlichen Natur durch die Künſtler für gottlos, beide wagen alſo von Kunſt und Ideal noch keinen Begriff zu faſſen. Aber die Züricher ſind doch wenigſtens auf dem Wege zu helleren Einſichten, ſie ſtreben wenigſtens ſchon vor Klopſtock mehr nach einer Poeſie des Herzens als des Verſtandes, während Gottſched des ganzen Empfindungsweſens nach Klopſtock ſpottet; ſie vertragen wenigſtens die Phantaſie des Milton, Arioſt und Taſſo, und überall ſind daher ihre Werke Schutzſchriften für dieſe Epiker und für das Wunderbare in der Dichtung, während Gottſched ſich je länger je mehr in ſeinen Urtheilen bloßſtellte. Als der ärgſte Gegenfüßler aller Romantik wirft er die „Teufeleien des Taſſo“, die „abgeſchmackten Hexereien des Shakeſpeare“, den Schwulſt des Lohenſtein und des Klopſtock, mit dem Schauſpiel von Fauſt und den Ritterbüchern, das Epos des Arioſt und Milton mit dem Ottobert und Wittekind, mit Schönaich's Hermann und der Henriade und Pietſch's heroiſchen Lobgedichten Alles auf einen bunten Haufen zuſammen, und eine Vorſtellung von Milton räth er den Leſern ſich bei einem älteren, poſſenhaft verſtiegenen Ueberſetzer zu holen[35]). Selbſt mit dem Wunder-

34) Dichtkunſt, Ausg. von 1750 p. 202.

35) In dieſer Ueberſetzung, die von Haake begonnen und von G. von Berg 1652 vollendet ward, lautet z. B. der Schluß des 3. Buches ſo:

Endlich nun ſchimmert und ſcheint das Licht herfür,
und himmelab durchſtrahlet alles tunkel
der äußern Gränz. Von dar ſich Chaos in
die tief verſchloff, und das irrwirrgeſchwärm
der Finſterniß je länger je mehr verſchwand
und ſich zumahl verlor ꝛc.

baren der Fabel kommt er nicht zurecht, obwohl er doch diese Gattung nicht verwerfen darf, die seine Stoppe und Triller kultivirten, von denen der Letztere äußerst scharf in der Dichtkunst Breitinger's mitgenommen war. Um sie zu retten findet er nöthig, daß man voraussetzen müsse, die Bäume und Thiere, die da reden, hätten vielleicht in einer andern Welt Verstand und Sprache!! Man sieht wohl, wie dürftig sein Witz da wird, wo ihn sein Dacier'scher Aristoteles und sein Horaz verläßt! Eben da aber wird der Schweizer am beredtesten. In Breitinger's Dichtkunst nämlich ist außer der Bezugnahme auf die Malerei das Merkwürdigste, was er über die Fabel sagt. Auch hier ist der Gang seiner Erörterung vielleicht wunderlich, allein das, was er als Ergebniß eigentlich meint und nur nicht scharf auszudrücken und ins Licht zu stellen weiß, ist vortrefflich, und was er theoretisch hinwirft, wird von der ganzen Zeit ausgeübt, in der die Fabel die vertretende Gattung ist. Seine Betrachtung nimmt folgenden Gang. Der Dichter hat in seinem Geschäfte eine Wahl zu treffen. Nicht Alles in der Natur ist an Werth gleich, nicht Alles muß man schildern wollen, der Poet soll nicht allein wahr sein, sondern auch schön. Die Gegenstände der Natur nun beziehen sich auf unseren Verstand und unser Gemüth, sind lehrreich oder rührend; die Wahl von Gegenständen dieser letzten Gattung ist von sicherer Wirkung. Das Gemüth aber wird mehr gerührt von etwas Ungewohntem, der Dichter soll daher das Neue suchen, dessen höchste Potenz das Wunderbare ist. Das Neue, das Wunderbare ist also die Urquelle der poetischen Schönheit, sie entspringt aus dessen Verbindung mit dem Wahren. Daher sind die Ritterromane, in denen das Wahre fehlt, und die wissenschaftlichen Lehrgedichte, in denen das Wunderbare fehlt, falsche Dichtarten. Das Wunderbare findet sich nun in zweierlei Erdichtungen, wenn der Dichter durch die Kraft seiner Phantasie ganz neue Wesen schafft oder wirkliche Wesen zur Würde einer höheren Natur erhebt: in Allegorie und Fabel! In der Fabel ist das utile dulci, das Wunderbare mit dem Wahren vereint; sie hat daher die höchste Kraft der Schönheit eines Vortrages. Diese Theorie ist vielleicht

noch ſchwächer als die Triller'ſche. Allein wenn man nun ſieht, wie ſie in dem Begriff von Fabel alle Erfindung und Darſtellung vereinen, wie ſie das Epos eine ausführliche Fabel, die Fabel ein kleines epiſches Gedicht nennen, ſo wird deutlich, daß ſich unſere Schweizer dieſer Gattung annehmen, wie einſt Harsdörfer der Allegorie, weil das ſchaffende Vermögen ſich daran kund geben *muß*, daß ſie mit dieſer Bevorzugung der Fabel nichts ſagen wollen als was vorher mit der poetiſchen Malerei: der Hauptgegenſtand der Dichtung nämlich müßten Handlungen ſein, und wenn Begriffe, ſo wenigſtens bildlich eingekleidete Begriffe. Und daher dringen ſie ebenſo wohl auf das Epos wie auf die Fabel, und die ganze Zeit bewegte ſich mit ihnen dieſen beiden Gattungen zunächſt zu. Gottſched ruhte auf ſeinen Regeln der Alten und kümmerte ſich um alles Werdende um ihn herum, wie alle Schulpedanten thun, gar nicht. Er trägt daher auch jenes Kennzeichen, daß er Regel vor Anlage achtet, den Kunſtbüchern mehr Werth zuſchreibt als der Natur. Es würde ihm nicht einfallen, ſagt er ſelbſt in der Dichtkunſt, daß die Griechen es ſo hoch gebracht, ehe ſie die Regeln gefunden! ſie erfanden nach ihm die Künſte nicht durch die angeborene Kraft der Phantaſie, ſondern weil ſie mit ihrer Vernunft ihren Geſchmack bildeten und über Alles frei philoſophirten! Wie die Wolfianer damals in alle Wiſſenſchaften die mathematiſche Beweisführung trugen, ſo ſollte es auch hier in der Poeſie geſchehen. Daher ſpotten denn die Schweizer über ihn, er habe eine Dichterzange [36]), die ſo oder ſo geſtellt fähig ſei, ein Heldengedicht, eine Ode, ein Drama zu erzeugen. Und wirklich ſpielte er hierin die Rolle der Akademie und des franzöſiſchen Hofs im goldnen Zeitalter, die ſich die mangelnden Gattungen beſtellten, wie ein Fabrikat; er tadelt die Breitinger'ſche Dichtkunſt darum, man werde aus ihr keine Ode und keine Cantate *machen* lernen, während die ſeinige Anfänger in Stand ſetzte, alle Gattungen auf *untadeliche Art zu verfertigen*!! [37]) Er betrachtet alſo, wie alle ſeine

36) S. die Satire: Denkmal der ſeltenen Verdienſte Gottſched's ꝛc. 1746.

37) Wer alſo, fügt er in der Vorrede ſeiner Dichtkunſt von 1757 hinzu, Brei-

sächsischen Schulmeister, die Poesie wie eine bloße Stilübung; ihm ist daher ein Gelegenheitsgedicht so lieb wie ein Epos, während Breitinger allen lyrischen Gattungen gleichgültiger den Rücken wendet; er hat von einem freien Wachsthum einer verjüngten Poesie keine entfernteste Ahnung, so wie von dem Werth einer selbständig erneuten Kritik. Er sah nicht ein, daß sich die Einsichten der Menschen stets neu beleben müssen; ein ästhetischer Satz, den Lessing, Goethe oder Schiller frei fanden und dann in anderer Art der Auffassung bei Aristoteles bestätigt fanden, war mehr werth, als alle Poetiken der Scaliger, Boileau und Gottsched zusammengenommen. Dies ahnten die Schweizer wohl, sie schlugen ganz diesen Weg ein. Sie fühlen es daher nicht allein, sondern sie sagen es deutlich, der Unterschied zwischen ihnen und Gottsched liege darin, daß dieser überall auf dem Alten und Abgestorbenen, sie auf dem Neuen und Werdenden, in der Zeit ständen. Dies bezieht sich nicht allein auf seine aristotelischen Regeln, sondern auch auf sein Verhältniß zu der älteren deutschen Poesie, die sie verachteten. Es sagte es ja deutlich, schon als Klopstock erschienen war, daß die Zeiten des Pietsch das goldene Zeitalter der deutschen Literatur seien!

Daß bei diesem ganzen Kriege nichts herauskommen würde, war bei der Schwäche der Einsichten, bei der Neuheit der Gegenstände über die sich die Kritik verbreitete, bei der Blindheit der Partheien und der Kleinlichkeit der Menschen vorauszusehen. Nichts war gut dabei, als daß sich nun Alles zur Kritik drängte, und daß, während noch lange Zürich als der Thron der Kritik betrachtet wurde und Alles auf Bodmer sah, sich Lessing bildete. Was aber innerhalb

---

tinger's Buch in der Absicht kaufen wollte, um Gedichte machen zu lernen, der werde sein Geld zu spät bereuen. Zumal es doppelt so stark, und folglich doppelt so theuer sei als seines! und dennoch führe es nur einige Kapitel der Dichtkunst aus, könne also gegen sein Werk nur die kleine Dichtkunst heißen, wie Aristoteles jene große neuere Ilias gegen Homer's die kleine genannt, doch ohne daß er sich mit Homer vergleichen wollen!! Man sieht wohl, wie dem theuern Manne kein Mittel zu niedrig ist und kein Dünkel zu hoch, um sich gegen die Schweizer zu wehren.

dieser streitigen Parteien geschah, war durchaus nicht auf die Dauer wichtig. Es galt nur Worte und Kleinigkeiten; was Gottsched an den Schweizer Dichtern aussetzte, was die Vertheidigung der Haller'schen Muse (1741) erwiderte, waren Alles Wortfechtereien; was die beiden Poetiken brachten, war leeres Gehäus auf der Einen Seite, und vereinzelte Bemerkungen auf der anderen. Man ging in poetischer Kritik wie in der Sprache von dem Prinzip der Korrektheit aus, und dies vorzugsweise auf Gottsched's Seite [38]). Verständige Männer wie Hagedorn wandten sich daher mismuthig von diesen Balgereien ab, die wir auch hier nicht im Detail verfolgen; sie fanden, daß sich beide Seiten lächerlich machten. Was das auffallendste dabei ist, so erkannten beide Parteien das, was ihr bestes Verdienst ist', nicht allein bei der anderen gar nicht, sondern auch an sich selbst am wenigsten an. Gottsched hatte das große Verdienst, daß er sich für die Emancipation der deutschen Sprache in allen Kreisen regte. Er gab daher der französischen Akademie in Berlin gern einmal einen Hieb, er schonte den französischen Adel in Deutschland so wenig, als die lateinischen Schulmänner, und als die Jesuiten, die die barbarische Sprachmengerei fortsetzten. Er hatte seine deutschen Schulbücher auf allen Schulen in Sachsen verbreitet, und steht so dicht neben Thomasius und Wolf und deren Bestrebung für Aufnahme der deutschen Sprache. Er selbst vergißt zwar nicht, gelegentlich auch dies Verdienst sich anzurechnen, doch spricht er weit seltener davon, als von seinen eingebildeten und Scheinverdiensten geringerer Art; die Schweizer aber beachten es gar nicht. Diese ihrerseits haben fast kein wesentlicheres Gute gestiftet, als die Hervorziehung der altdeutschen Literatur.

38) Durch die kraftvolle und beharrliche Vertretung dieses Prinzips, findet Danzel (obwohl er sie in demselben Athemzuge als Misgriff und Einseitigkeit bezeichnet), habe sich Gottsched ein welthistorisches Verdienst erworben!! Diesem Gottschedianismus ist nur noch der andere p. 77 zu vergleichen: G. habe zuerst die Idee der deutschen Gesammtliteratur gefaßt; er „hat damit der Geschichte derselben im 18. Jh. ihren Weg vorgezeichnet! es handelt sich bei Klopstock, Lessing, Wieland — nur (!) um das Wie dieser Lösung! die Aufgabe selbst haben sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von dem verachteten Vorgänger überkommen!!" Welche Vorstellungen von dem Geistesleben einer Nation!

Was Gottsched für den Reinecke Fuchs und gelegentlich für den Renner, was Leute seiner Seite, wie z. B. Müldener (für den Froschmäusler) thaten, kommt hierneben in keinen Betracht. Die Minnesänger und Boner, Parcival und die Nibelungen wurden von Bodmer bekannt gemacht. Mit welchem Eifer er die Rettung alter Schätze betrieb, beweist sein Briefwechsel. Er setzte Hagedorn und Renner, Hartmann (in Tübingen) und Gellert, und wen er erreichen konnte, in Bewegung; Müllers Gedichtsammlung schließt sich an seine Bemühungen eng an. Wie wenig aber beide Parteien, obgleich sie hier einmal zusammentrafen, diese Bestrebungen beachteten, ist schon Lessing aufgefallen, der in seinem Aufsatze über die Fabeln der Minnesänger nachwies, daß sie hier alle Gelegenheiten versäumten, von einander zu lernen, und sogar über einander zu schimpfen. Dies letztere versäumten sie doch sonst auf keine Weise. Denn dies ist das Aergerliche in dem ganzen Streite, daß man sich gegenseitig — und genau betrachtet eben so oft mit als ohne Grund — Kabalen Schuld gab, die Hülfe der Parteigänger suchte, und so das Uebel stets ärger machte. Bodmer klagte in der spätesten Ausgabe seines Milton über die Kabale, die sich gegen verschiedene seiner Werke angesponnen, Gottsched argwöhnte Verschwörung und Bestechung von Zürich aus, wo sich nur Jemand gegen ihn aussprach, und die Schweizer versicherten selbst ironisch: der Hamburger Korrespondent erhalte vierteljährig einen Kober mit $^1/_2$ Schock Schweizer Käse von ihnen, Rost habe Würste, und Liscow Beides empfangen.

Innerhalb 10—15 Jahren entschied sich übrigens für die Seite der Schweizer ein vollkommener Sieg, und Gottsched's Niederlagen wären zu schmerzlich zu nennen, wenn er irgend eine Empfindung zeigte, wenn ihn nicht die Einbildung stumpf gemacht hätte. Nach 15 Jahren war er aus allen Stellungen herausgeschlagen, in denen wir ihn oben so fest verschanzt sahen. Schon im Jahre 1738 verlor er durch lächerliche Empfindlichkeit seine einflußreiche Stellung in der deutschen Gesellschaft[39]). Ein Mitglied derselben, Dr. Steinbach in

39) Vgl. Danzel's Gottsched p. 97 ff.

Breslau, ſchrieb Günther's Leben, vertheidigte dieſen und nahm ſich der Schleſier gegen Gottſched an; dieſer, in der Abſicht Steinbach's Ausſtoßung zu erwirken, erklärte ſeinen Austritt; man nahm ihn aber an, und als er einlenkte, wich man ihm aus. Auf der Univerſität begann dann Gellert's große Wirkſamkeit. Gottſched's Schulbücher wurden blosgeſtellt, ſelbſt ſeine Sprachkunſt fing an, von Hagedorn privatim, von Heinze öffentlich und gründlich angefochten zu werden. Das kritiſche Anſehen verlor er, ſeitdem ſich die Dichtkunſt Breitinger's neben die ſeinige, und die Sammlung kritiſcher Schriften in Zürich 1741—44 gegen ſeine Zeitſchriften ſtellten. Bald überflügelten ohnehin die Berliner Kritiker und Leſſing alle Beide. Seine philoſophiſchen Monopole wurden zerſtört, als Baumgarten in Halle, viel ſchulgemäßer als Gottſched an Wolf's Syſtem und deſſen Theorien von der angenehmen Empfindung angeſchloſſen, ſeine Aeſthetik (aesthetica 1750) ſchrieb. Wenn dieſer gleich ſeine Beiſpiele aus den Lateinern holte, und überhaupt nur den theoretiſchen Theil von dem Schönen und von dieſem ſelbſt nur den Theil, den er Heuriſtik nennt, vollendete, ſo griff dagegen ſein Schüler Meier, der in ſeinen Anfangsgründen der ſchönen Wiſſenſchaften (1748) das noch unerſchienene Werk Baumgartens benutzte, in eigenen Abhandlungen und Beurtheilungen (1747—49) Gottſched und ſeine Dichtkunſt wiederholt und hart an. Noch ein anderer Schlag traf ihn aus Halle. Er hatte zwar dort in den Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geſchmacks 1743—47 ein Blatt, an dem ſeine geſchwornen Schüler arbeiteten. Aber welche Schüler! Der Hauptarbeiter war Mylius, jener Vorläufer unſerer unordentlichen Genies des achten Jahrzehnts, von deſſen ſpäteren Wochenſchriften noch, dem Freigeiſt und dem Wahrſager, Leſſing, der ihn doch als Freund ſchonend behandelte, geurtheilt hat, ſie ſeien Skandalchroniken voll nachläſſiger Schreibart, pöbelhaftem Witz, gemeiner Moral und beleidigender Satiren. Die Bemühungen hatten überdies ſo wenig Selbſtändigkeit, daß ſie gewöhnlich nur ausführten, was ihnen Gottſched's Schule in Greifswald in ihren kritiſchen Verſuchen 1741—46 an die Hand gab,

die jedoch weniger blind sich in einer gewissen Unpartheilichkeit zu halten suchten. Gegen die Bemühungen nun lehnten sich die zwei Freunde S. Gotthold Lange (aus Halle 1711—81) und J. J. Pyra (1715—44) auf, von denen der Letztere einen Erweis schrieb, daß die Gottsched'sche Sekte den Geschmack verderbe (1743). Diese Schrift bedeutet viel weniger, als daß Beide nachher durch ihre von Bodmer herausgegebenen freundschaftlichen Lieder (von Damon und Thyrsis 1745) und Horazischen Oden (1747) mit Gleim und Uz wirkten, die etwas früher in Halle zusammengetroffen waren und Baumgarten's dankbare Schüler und Meier's Freunde wurden. Die anakreontische Dichtung ging von diesen Philosophen und Dichtern aus, und diese Lyrik zwar, die nachher mehr eine feindliche Stellung gegen die Klopstock'sche Schule nahm, konnte allenfalls für Gottsched günstig genannt werden, der die Religion nicht als Muster der Dichtung anerkennen wollte, allein die Dichter selbst stellten sich sämmtlich gegen Gottsched. Wie Lange selbst lächerlich andeutete, so steigerte die begeisterte Freundschaft, die in diesem Kreise herrschte, die freimüthige „republikanisch römische Gesinnung" und die Hülfleistung unter einander, und wirklich war der Bund, der von hier aus mit den Schweizern geschlossen ward, der engste und gegen Gottsched auf alle Weise thätig. Man hetzte von hier aus Kritiker gegen Kritiker, Philosophen gegen Philosophen, Dichter gegen die Dichter „der Schule Teutobocks und des Blocksbergs", und Lange's Doris sollte ihre Kräfte aufbieten, die Kulmus (Frau Gottsched) zu demüthigen. Nicht so grell fielen auch noch in den 40er Jahren in Leipzig selbst die sogenannten Bremer Beiträger, z. Th. seine eigenen Landsleute und Schüler von ihm ab, und diese Erscheinung werden wir zunächst verfolgen müssen. Weiterhin wand sich aus diesem Kreise Klopstock los, der alle Frommen und alle Weiber Gottscheden ganz entzog, sammt Allem, was nur noch einigermaßen Sinn für Dichtung und Empfindung hatte. Von diesem Augenblick an war die Schweiz und Niederdeutschland ganz für ihn verloren, sein ganzer Anhang in den Provinzen zerstäubte, das Ansehen Königsberg's und Pietschens ging auf Berlin

und Ramler über, Schlesien verstummte und die letzte Dichterin dieser Gegenden, die Karsch, zog sich nach Berlin und nach der Halberstädter Schule, selbst Sachsen ward durch Gellert, Weiße und Lessing ganz von ihm abgewandt. Man wird daher erklärlich finden, daß Gottsched seit 1749 sehr eifrig bemüht erscheint, sich die in Deutschland verlorene Stellung in Wien wieder zu gewinnen[40]). Er hätte dort gern eine deutsche Gesellschaft entstehen sehen; er reiste selbst dahin, er regte den Gedanken einer Akademie an, er sprach sogar gegen seine dortigen Freunde den Wunsch aus, Erzieher der kaiserlichen Kinder zu werden! Wie das Alles fehl schlägt, muß er sich begnügen, auf das Wiener Theater in seinem Sinne einzuwirken. Was aber seine Verdienste auf diesem Gebiete überhaupt angeht, so zerstörte ihm Lessing jede Selbsttäuschung darüber, wenn es dessen noch bedurfte. Denn hier hatte er die unverdientesten empfindlichsten Kränkungen schon früher erfahren müssen. Er war thöricht genug gewesen, sich mit der Neuber, der Gründerin seines Ruhms zu überwerfen, als diese eine Uebersetzung seiner Frau gegen eine andere zurückwies. Er tadelte sie nun; daß sie ihm auch in anderen Punkten nicht immer nachgab, laut und übertrieben, und bedachte nicht, was es heiße, mit einer Frau Händel anzufangen, die alle Mittel gegen ihn hatte, während er keine gegen sie. Sie rächte sich bitter an ihm. Sie gab einen Akt seines Cato ins Lächerliche gezogen, sie brachte ihm zum Trotz die Burlesken zurück, und ihn selbst in einem Vorspiel auf das Theater, unter der Person des Tadlers, im Beisein des Hofs, an dem Gottsched keinen Gönner hatte, und unter dem Schutze des Grafen Brühl. Rost verewigte diese Begebenheit in einer boshaften poetischen Erzählung (das Vorspiel 1742), die Bodmer zum Druck beförderte, und dachte, nachdem er 1744 Sekretär bei Brühl geworden war, darauf Gottscheden und seiner belustigenden „Phalanx" (Schwabe, dem Verfasser der Belustigungen des Verstandes und Witzes) den Garaus zu machen. Er wollte sie mit Namen aufs Theater bringen,

40) Hierüber sind nähere Mittheilungen erst durch Danzel's fleißige Durchsicht der Gottsched'schen Correspondenz bekannt geworden.

weil er fand, daß sie gegen jede Beweisführung und gelehrte Bekämpfung gleichgültig waren. Er war, obgleich er Gottsched persönlich sogar verbunden war, dessen unversöhnlichster und heftigster Feind, und noch 1752, als sogar die Oper wieder in Leipzig erschien und Gottsched also die letzte Frucht seiner theatralischen Bemühungen verloren sah, breitete auch dieses Ereigniß ein ganz persönliches Pamphlet in Knittelversen, von Rost verfertigt, aus, und Gottsched mußte die Demüthigung erleiden, bei persönlicher Beschwerdeführung vor dem Grafen Brühl in Anwesenheit Rost's selbst noch persiflirt und abgewiesen zu werden.

---

3. Die Verfasser der Bremer Beiträge.

Einer der berüchtigtsten von Gottsched's Schülern und Schildknappen war J. Joachim Schwabe (1714—84), der von 1741 an acht Bände Belustigungen des Verstandes und Witzes herausgab, welche die Schwäche der Gottsched'schen Seite in der Dichtung viel schlimmer herausstellten, als Gottsched's eigene Blätter die ihrer Kritik. An diesen Belustigungen arbeiteten übrigens eine Reihe von Männern mit, die nachher ehrenvoller bekannt geworden sind, als der Herausgeber. Unter diesen war Käſtner Gottsched's genauer Schüler, und der Letztere suchte sich den bedeutend werdenden und gefährlichen Mann auch freundlich zu erhalten. Käſtner seinerseits brach auch nicht mit ihm, er äußerte sich sogar in Briefen und Epigrammen gegen die Schweizer und selbst gegen Liscow; wir lassen es aber dahin gestellt, ob dies nicht blos Widerspruchsgeist war, der in Menschen, wie Er, die an Allem nur die fehlerhafte Seite sehen, und die sich selber eben so gern als Andere ungern spotten hören, sehr gewöhnlich ist. Sonst äußerte er sich gelegentlich an Hagedorn, daß er nicht begriffe, wie Bodmer alle Arbeiter an den Belustigungen für Anbeter Gottsched's habe halten können; auch fehlt es nicht an Winken, daß die Freundschaft zwischen Beiden eine Weile gelockert war. Wie zweideutig es

übrigens gleich in den erſten Jahren nach dem ſtärkeren Auftreten der Schweizer, ja ſelbſt ſchon früher, innerhalb des vertrauteſten Schulkreiſes Gottſched's um Treue, Anhänglichkeit und Achtung ausſah, davon geben beide Schlegel das redendſte Beiſpiel. Adolph Schlegel behauptete, in Leipzig ſelbſt ſei der Begriff von Gottſched's Größe, als er 1741 dahin gekommen ſei, ſehr klein geweſen; es hätte der Schweizer Schriften nicht bedurft, ſein Anſehen dort zu ſtürzen. Wie wenig nachhaltige Achtung dieſer Mann in der That bei ſeinen nächſten und älteſten Verehrern ſchon vor der Anfechtung der Schweizer genoß, davon ſcheint der vorhin erwähnte Vorgang bei ſeinem Austritt aus der deutſchen Geſellſchaft ſchon allein genugſames Zeugniß zu geben. Die Art und Weiſe, wie er ſeine Schüler und Anhänger behandelte, macht dies auch vollkommen begreiflich. Beide Schlegel, verſichert Adolph, hätten abſichtlich keine Collegien bei ihm gehört, weil er jeden Zuhörer, der einmal ſelbſtändige Meinungen ausſprach, für einen undankbaren Schüler erklärt habe. Nur ſeiner Redegeſellſchaft habe Elias beigewohnt und er habe da erfahren müſſen, daß Gottſched die Reden, worin den Anſichten ſeiner Rede- oder Dichtkunſt widerſprochen war, an ſich behielt, unterdrückte und jeden Verſuch des Verfaſſers vereitelte, ſie wieder zu bekommen. Adolph Schlegel übertrieb übrigens, wenn er glauben machen wollte, ſein Bruder Elias ſei ſchon unabhängig von Gottſched auf die Univerſität gekommen und ſeine Poeſie habe ſchon ihren eigenen Charakter gehabt, ehe er Gottſched kennen lernte. Er hatte bei ſeinen früheſten dichteriſchen Verſuchen noch auf der Schule Gottſched's Dichtkunſt mit Andacht benutzt, er ward dann mit Gottſched in Leipzig bekannt, ließ ſich von deſſen Eifer für die Literatur anſtecken und ſchrieb gegen Mauvillon's lettres sur les François et les Allemands. Noch viel entſchiedener griff er mit Gottſched das Werk der Bühne an und ſchon 1739 wurden des jungen Mannes Geſchwiſter in Taurien und Hermann von Neuber durch Gottſched's Hinzuthun aufgeführt. Dabei war er einer der fleißigeren Mitarbeiter an den Beiträgen, dem Bücherſaal und den Beluſtigungen. Bald aber ſieht man ihn durch Hagedorn's Ver-

mittelung mit Bodmer Briefe wechseln, aus denen hervorgeht, wie sehr Bodmer's Schriften die junge Welt in Leipzig, die er angriff, zwischen Scham und Aerger theilten. Noch zwar gesteht Schlegel 1746, daß er mit Gottsched nicht zerfallen sei[41]), er sei sein Freund gewesen. Schon damals aber, als Bodmer's Dichterkomplott[42]) Allen, die darin getroffen gewesen, die Galle rege gemacht, habe er sich zu wehren gehabt, nicht mit in den Streit gezogen zu werden, denn auch sein erwähnter Brief an Mauvillon war in Bodmer's Schrift nicht frei ausgegangen. Schon damals hätte er gern Bodmer'n Erläuterungen über diesen Brief gegeben. Wenn man sich übrigens, fügt er hinzu, in Leipzig jetzt aus dem Lobe Gottsched's keine Ehre mehr machte, so sei dies schon zu seiner Zeit so gewesen. Gottsched habe ihn stets mit Anderen darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt! Man hat einen Brief von Schwabe an Gottsched vom Jahr 1744, der dem Meister berichtet, wie ein von ihm ausgesetzter Preis den Leipziger Dichtern ausgeboten wurde: es ist höchst charakteristisch, daß sie sich alle, meist Mitarbeiter an den Belustigungen und später an den Bremer Beiträgen[43]), unter Ausflüchten weigern, auf die Sache sich einzulassen: Gärtner, A. Schlegel, Mylius, Zachariä, Cramer u. A. Aus ihrer Reihe war Rabener ein besonders eifriger Mitarbeiter an den Belustigungen. Sein Antheil daran füllt den ersten Band seiner gesammelten Satiren und kann uns ein Bild des ganzen unlustigen Inhalts dieser Zeitschrift geben. Man wird sich dabei unwillkührlich an die schlechten satirischen Schriften des 17. Jhs. erinnern, aus denen Liscow mit einem frischen

41) Nach Danzel's Gottsched p. 154 brach Gottsched übrigens den Briefwechsel mit E. Schlegel schon 1744 ab, als ihm dieser geschrieben hatte, daß er den Milton nicht so anbete wie die Schweizer, aber auch nicht so verachte, wie Gottsched's Anhang.

42) In den Belustigungen war gleich Anfangs ein prosaisches Gedicht, der Dichterkrieg, erschienen, in dem Bodmer unter dem Namen Marbod verspottet ward; hiergegen setzte Bodmer: das Komplott der herrschenden Dichter und Kunstrichter.

43) Briefe von Cramer, Gleim u. a. Mitarbeitern an den Bremer Beiträgen sind hrsg. von A. Glaser in Westermann's illustr. Monatsheften 1857, April u. f.

Satz herausspringt, Rabener aber langsam hervorgeht und noch viel — wenn nicht Schmutz — so doch Wasser und Staub an sich hängen hat. Auch er korrespondirte aber bald mit Bodmer, fiel ganz von Gottsched ab, machte sich mit J. Adolph Schlegel über ihn lustig und pflegte ihn blos *sched zu nennen, weil man den Namen Gottes nicht unnütz führen solle, was wenigstens ein besserer Witz war, als wenn Gottsched immer in Scherz und Ernst Klopfstock schrieb. Auch Gellert war im Anfange Gottsched's Anhänger und schrieb in die Belustigungen; ein Band vermischter Gedichte, der 1770 als ein Anhang zu seinen sämmtlichen Schriften herausgegeben ward, und womit man ihm einen schlechten Dienst erwies, enthält lauter bestellte Gelegenheitsgedichte, die ganz in Gottsched's Manier sind. Auch Er aber änderte seine Meinung von Gottsched nach seinem eignen Geständnisse bald; dies verträgt sich wohl damit, daß sich der friedliche Mann, wenn es im Kreise der abgefallenen Jünger über Gottsched herging, desselben annahm. In den Belustigungen war ferner Zacharia's Renommist erschienen, und Cramer hatte hineingearbeitet, Beide behandelte Gottsched nachher als Abtrünnige, sobald sie sich als Klopstockianer verriethen. Endlich war auch Gärtner ein Mitarbeiter an den Belustigungen, und half Gottsched an seiner Uebersetzung des Bayle und Rollin. Er aber ist es, der zuerst mit den Belustigungen unzufrieden war und das Zeichen zum Abfall von Gottsched gab. Daß dies grade von gebornen Sachsen, von seinen eigenen Schülern und von Leipzig selbst ausging, war für diesen ein empfindlicher Schlag, denn bald ward der Meißnische Witz durch diese neue Gesellschaft vertreten, und nicht mehr durch Gottsched's Anhang.

L. Chr. Gärtner (aus Freiberg 1712—91), schon auf der Schule in Meißen mit Gellert und Rabener bekannt, entwarf den Plan zu den sogenannten Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (1744—45), die sich schon diesem Titel nach von Schwabe lossagten, mit dem Gärtner vorher die Reformation des bisherigen Blattes berathen hatte. Da sich dies zerschlug, setzte er sich zuerst mit Cramer und J. A. Schlegel in Verbindung, dann trat

Rabener zu, C. Arnold Schmid aus Lüneburg, Ebert, Zacharia, und aus der Ferne Elias Schlegel (in Kopenhagen); erst als die Verfasser bekannt wurden, Gellert; bei dem 2. Bande Giseke und Spener, der jung starb, zuletzt Fuchs, Klopstock und Schmidt aus Langensalza. Einige unpassende Elemente sonderten sich bald ab, wie Mylius und Kühnert, der nach Klopstock's Schilderung, eben wie Mylius, eine Art Vorläufer der unregelmäßigen Genies gewesen sein muß: bald Zweifler, bald Philosoph, bald Spötter aller menschlichen Handlungen, Dichter, Menschenfeind und Freund. Andere waren diesem Kreise zugesellt, die weniger oder gar nicht durch Schriften bekannt wurden: Olde, Rothe, Straube aus Breslau. Auch Hagedorn wurde eingeladen, und wenn auch nicht als Mitarbeiter, so war er doch als Freund mit den meisten verbunden; Ebert und Giseke, die ihm sehr nahe standen, vermittelten das Band, so wie auch Fuchs durch Hagedorn unterstützt und dieser Gesellschaft empfohlen war. Die Augen Aller waren auf diesen Mann als auf ein Vorbild gerichtet, seine Selbstkritik, sein Geschmack, seine Friedlichkeit und Abneigung vor den literarischen Streitigkeiten wurden ihnen gleichmäßig Muster, und auch der gesellige Kreis seiner Umgebung schien hier nachgeahmt werden zu sollen. Die Richtung unserer neuen Verbündeten ging nämlich zuerst auf strenge Kritik aus. Die ganze Gesellschaft sollte als Censurgericht über Aufnahme und Verwerfung der Artikel entscheiden, und Gärtner war in dieser Hinsicht der Vorsteher, der wählig und unnachsichtig war, und um so strenger sein konnte, als er selbst sehr Weniges, einige Gedichte, ein und das andere Schäferspiel u. dergl. hervorbrachte. Sodann aber war die Hauptabsicht, sich außer dem Streite zu stellen, die Namen deshalb verborgen zu halten und keine Kritiken und Streitschriften aufzunehmen. Um auch nicht einmal als blinde Leipziger zu gelten, setzten sie auf den Titel den doppelten Druckort Bremen und Leipzig, woher ihre Schriften die Bremer Beiträge hießen, und sie suchten die Verbindung mit Hagedorn und den Niedersachsen. Sonderbarerweise hatte dies solche Erfolge, daß später die ganze Gesellschaft, unter der mehrere Niederdeutsche waren,

außer Gellert und Rabener nach Nieder- und Norddeutschland überwanderten, was sehr schön die Verödung der sächsischen Literatur ausdrückt, die mit der politischen Katastrophe 1756 ungefähr zusammenfällt. El. Schlegel war schon seit 1743 in Kopenhagen; Cramer und Klopstock zogen sich dorthin und der erstere hatte Absichten auch auf Gellert; Ebert aus Hamburg war mit Zachariä, Schmid und Gärtner später in Braunschweig zusammen, Giseke, A. Schmid, A. Schlegel im Hannoverschen. Die friedfertige Stimmung spricht sich in der Einleitung der Beiträge aus. Sie sagt, die Verfasser wollten die Liebe zur Dichtung und Beredtsamkeit ausbreiten, sich über das Mittelmäßige heben, besonders den Frauenzimmern nützlich sein! Sie wollen vergnügen, erheitern, und lassen denen ihre Freiheit, die nicht scherzen können und deshalb Scherze anfechten. Sie erwarten Kritiken, um sie sich zu Nutze zu machen, wehren würden sie sich nicht dagegen. Der kriegerischen Gegenden gäbe es schon genug, man werde schon ausmachen, unter welchem Himmelstrich der gute Geschmack seine meisten Anhänger habe. Sie wollten friedlich zusehen.

Das Kennzeichen oder die Quelle ihrer Friedlichkeit war die gesellige Natur dieser Männer und die trauliche Freundschaft, die sie im engeren Zirkel zusammenband. Ihre freiere, heitere Art zu sein, unterscheidet sie sämmtlich von Gottsched's steifer Gelehrtensitte, und neigt sich anfangs, wie wir selbst in dieser Einleitung hören, ganz Hagedorn zu. Einige unter ihnen, wie Rabener, waren geachtete Geschäftsleute, mehrere von durchaus munterer, witziger, aufgeräumter Natur, und in geselligen Kreisen ungemein wohl gelitten, worunter Rabener, Ebert und Zachariä gehören; Andere, wie namentlich Cramer, ihres feineren und selbst vornehmen Gesellschaftstons wegen gerühmt. Bei ihrem Zusammenleben in Leipzig muß eine fröhliche glückliche Stimmung unter dem ganzen Kreise verbreitet gewesen sein, die von Selbstgefühl, dichterischer Wärme und gegenseitiger Achtung aufs schönste gesteigert war. Keiner ist unter allen, der nicht irgendwo in seinen Werken oder Gedichten auf diese reizvolle Gesellschaft zurückblickt, mit

Stolz und Wehmuth die goldne Zeit preist und der innigsten Freundschaft mit Entzücken denkt. Unter ihnen ist Klopstock wie ein Riese über die Andern emporgeschossen, er hat sich aber nie über sie emporgehoben, und mit Recht war Niebuhr die Bescheidenheit rührend, mit der er die zum Theil mittelmäßigen Freunde als seine Ebenbürtigen um sich sah. Von ihm haben wir die poetische Schilderung dieses Kreises in der Ode Wingolf (1747), die merkwürdig dasteht unter den ähnlichen Dichtercharakteristiken von Bodmer und Gottsched, und die zugleich die Gehobenheit der Gesinnungen, der Empfindungen und der dichterischen Kraft dieser Jünglinge ausspricht. Wie schön gibt er Jedem, mit freundschaftlichen Händen freilich Lob vertheilend, sein charakteristisches Merkmal. Er rühmt Ebert minder als Dichter, aber als Freund, als Schüler der Griechen und Römer, besonders als Verehrer der Engländer. Cramer's Ode von der geistlichen Beredtsamkeit gegenüber hebt er, dem Stile des Freundes gemäß, den Ton. Sing' nach Beredtsamkeiten, ruft er ihm zu, die erste weckt den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf; sein Fittig steigt und sanft gebogen schwebet sein Hals mit des Liedes Tönen. Giseke's sanftes Auge hatte Klopstock's Herz entwandt, als er ihn das erstemal sah: wenn er einst stirbt, so soll Er ihn besingen; sein Lied voll Thränen wird den treuen Geist noch um sein nachweinendes Auge zu weilen zwingen. Den Hasser der Thorheit, Rabener, den menschenfreundlichen und gerechten, dessen herzvolles Gesicht den Freunden der Tugend liebenswürdig ist, heißt er die Thoren scheuchen, und selbst durch ihr kriechendes Lächeln sich nicht im strafenden Zorne stören zu lassen. Gellert's süßes Geschwätz soll ihm einst seine Freundin auf dem Schooße erzählen, und als Mutter zugleich es die kleine Tochter lehren. Dem ernstvoll heiteren Gärtner, dem Vertrauten unverhüllter Wahrheit, lauschen die Bemerkungen seiner Freunde, denen er werth war wie Quintilius dem Flaccus. Schlegeln sieht er in der Dämmerung des Hains aus dichterischen geweihten Schatten schweben, in Begeisterung vertieft und ernstvoll. Aber das lauteste Evan Evoe begrüßt Hagedorn und es zeigt mehr als ewas, wie sie den fröhlichen

Weiſen in enthuſiaſtiſcher Verehrung hielten und wie ſie in jenen Zeiten für Vergnügen und Freunde empfänglich waren[44]). Wenn wir auch nachher zuſammenſtellen, was eigentlich aus dieſen Männern und aus ihren Schriften dieſen Zeitpunkt und die Bremer Beiträge charakteriſirt, ſo würden es hauptſächlich nur Rabener's Satiren, Zachariä's komiſche Epopöen und Gellert's Fabeln ſein, deren eingängliche Laune ihnen wenigſtens ſo viele Leſer damals verſchaffte, als ihre makelloſe Moral. Selbſt Gellert nämlich war im Anfange offenbar zu weit größeren Freiheiten hingeriſſen, als er ſich ſelber ſpäter verzieh. Es ſtritten ſich in dieſem Kreiſe, in ihren Charakteren, Gedichten und Schickſalen Freude und Wehmuth ganz eigenthümlich. Was in Haller und Hagedorn mehr auseinanderlag, vereinte ſich hier eine Weile gleichſam, um nachher in Klopſtock und Wieland ſich noch weiter von einander zu entfernen. Der vergnügliche Cirkel der weichen und ſanften Freunde trennte ſich und dies ließ einen Stachel in jedem Einzelnen zurück, der ſich wieder am ſchärfſten in jener ſchwermüthigen Ode Klopſtock's an Ebert ausſpricht. Widrige Schickſale wirkten auf die Gemüther verdunkelnd ein; Schlegel hatte den Tod ſeines Vaters, bald darauf den Tod ſeines früh dahingegangenen Bruders Elias, Giſeke den ſeiner Eltern, Cramer den ſeiner Braut, Klopſtock den Verluſt ſeiner erſten Liebe zu betrauern. Dies wurden Klagen für

---

44) Evan Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
muthig einher, wie Lyäus Zeus' Sohn!

Mein Herze zittert! Herrſchend und ungeſtüm
bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan! mit deinem Weinlaubſtabe,
ſchone, mit deiner gefüllten Schale!

Ihn deckt als Jüngling eine Lyäerin,
nicht Orpheus' Feindin, weislich mit Reben zu,
und dies war allen Waſſertrinkern
wunderſam, und die in Thälern wohnen,

in die des Waſſers viel von den Hügeln her
ſtürzt — u. ſ. w.

Dazu die ſchon früher angeführte Stelle.

den ganzen Kreis der Freunde. Mit dem Messias zog sich ein elegisch sentimentaler Ton über ganz Deutschland hin, Klopstock versenkte sich immer tiefer in heilige Stimmungen, Cramer ward trüber und sah sogar auf die Satiren seiner Freunde misbilligend hin, Schlegel folgte, sogar Zacharia griff nach geistlichen Epopöen und Ebert übersetzte den Young. C. Arnold Schmid's lange nachher erschienene Gedichte, seine (Klopstockischen) Lieder auf die Geburt des Erlösers (1761) und seine (Wielandischen) Jugendgeschichten des heil. Blasius (1786) zeigen ihn scharf getheilt zwischen diesen beiden Richtungen. Gellert ging von der Fabel zum geistlichen Liede über; seine Heiterkeit war immer eine rührende gewesen, und auch in Gärtner's und Giseke's Frohsinn spielte Ernst und sanfte Schwermuth hinüber. Alles, was die ganze Lyrik dieser Männer kennzeichnet, läßt sich auf diese Momente zurückführen, auf die Freude, die ehemals in ihrem Kreise herrschte, auf die Wehmuth, die ihre Trennung und andere Geschicke, die allgemeine Stimmung in Deutschland oder die hypochondere Anlage der Einzelnen über sie breitete, auf die Freundschaft und die Tugend, die in Beidem, in Leid und Freude ausdauerte.

Allerdings ist gerade das Lyrische, und besonders das heitere Lyrische die Stärke dieser Männer nicht. Ihre gesammten Reimgedichte sind nur veredelte Gelegenheitsgedichte, die dadurch, daß Empfindung in sie eingeht, aus der Reihe der hergebrachten Gottsched'schen heraustreten. Gärtner hatte nur des Mitgehens wegen wenige Gedichte gemacht; Klopstock's Freund, Schmid, machte nur eine Zeitlang die Gesellschaft zum Dichter; Adolph Schlegel hatte sich von seinem stürmischen Bruder nur so mitreißen lassen, wie er selbst gesteht; auch des Pastors Gottlieb Fuchs (1722—99) wenige Gedichte [45]) sind im Grunde nur interessant, weil sie von einem gewesenen Bauernsohne herrühren. Was bei Allen diesen Leichteres und Heiteres ist, hat, wie Alles der Art, auch bei Giseke durchaus keinen Werth. Es schien, als ob sich alles Anakreontische und Heitere um

45) Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauers-Sohnes. 1771.

Gleim und Uz hätte sammeln wollen, es gedieh in diesem Kreise nicht. Nur der Eine, J. Arnold Ebert (1723—95), machte hier eine Ausnahme, er trat aber auch mehr mit den Halberstädtern in Beziehung und lehnte sich vielfach und unselbständig in seinen lyrischen Werken an. Seine Gedichte, die 1789—93 von Eschenburg herausgegen sind, früher zum Theil in Ramler's Anthologie aufgenommen waren, neigen sogleich zu dem Tone der Halberstädter Episteln, der Lessing'schen, hier und da auch der Voßischen Lieder hinüber, und stehen in unserer Leipziger Gesellschaft fremd. Dies machte seine Herkunft aus Hamburg, wo er an feineren Umgang gewöhnt, mit Hagedorn bekannt, schon 1742 Lieder machte, deren freierer Ton veranlaßte, daß man ihn von dem Studium der Theologie abschreckte. Ihm allein, dessen scherzhaftes Wesen beim Weine den strengen sittlichen Sachsen auffiel, verdarb die schwermuthsvolle Weisheit seines Young, den er übersetzte, sein fröhliches Herz, wie Klamer Schmidt von ihm rühmt[46]). So sagt auch Gleim von ihm, er verdiene um seiner heiteren Lieder willen eher ein Monument als Young mit seinen schwarzen Nachtgedanken. Ebert war übrigens nicht Dichter und wollte es nicht sein; Freundschaft und Freude hatten ihn dazu verführt. Er warf sich auf die Prosa, und übersetzte den Leonidas von Glover (1748) und Young's Nachtgedanken (1760), und wenn an diesen die Reinheit des Vortrags gerühmt wird, so muß man ja im Auge haben, was damals geleistet ward, und übrigens auch zwischen früheren und späteren Ausgaben unterscheiden. Am allgemeinsten vertrit das Lyrische der Bremer Beiträger Nicol. Dietrich Giseke

46) Werke I, p. 495.

— Nein willig flog es Dir, o Komus, und Dir, o guter Amor,
weit entgegen, und stimmet auch manches Lied an,
das die blühende Nachwelt noch beim Kelchglas
singt und unter dem Lösespiel der Pfänder,
wenn der jammernde Britte, kaum durchblättert,
von den Grätern und von den Eschenburgern
der Jahrtausende, die noch unterwegs sind,
alterthümlich im morschen Schrank umherstäubt.

(aus Csó in Nieder-Ungarn, 1725—65), dessen poetische Werke Gärtner 1767 herausgab. Auch Er war in Hamburg wenigstens erzogen und stand mit Brockes und Hagedorn in Verbindung, rühmt jenen als den, der die Welt glücklicher genießen gelehrt hätte, diesen des Geistes wegen, der in ihm den Dichter und Freund, die deutsche Redlichkeit und den Witz der Franzosen vereint, der ebenderselbe Geist sei, der im Horaz gerühmt wird, der im Sokrates die Wahrheit ergründet, und der uns in Sylvien gefällt. Man merkt schon, wir sind auf Hagedorn's Thema von den Grazien, oder wie dieser noch gleich Hagedorn schreibt, vom Geschmack. Wie Giseke persönlich seines anmuthigen Umganges halber bekannt war, so spricht er sich gleich seinen Lehrern gegen Schulpedanterie und die „Eingelenkigkeit der mißlungenen Philosophen" aus, gegen die Unempfänglichkeit der Mathematiker, die nichts als Reime hören, wenn man ihnen ein bewegliches Lied von der Tugend singt, statt sie zu definiren. Der Geschmack, lehrt er, macht auch den Pansophus galant, und ohne ihn ist selbst der Staatsmann ein Pedant; der Geschmack gibt der Tugend selber etwas, das ihr fehlt; die Freundschaft, die uns Gott hier zum Trost gegeben, empfängt von ihm Lebensanmuth. Wenn erst Geschmack in Deutschland herrschte, so würde Empfindung mehr des Dichters Kunst belohnen und Artigkeit nicht allein in Frankreich zu Hause sein. Noch freilich besingt Giseke diese hellere Weisheit dunkel genug, ungraziös diese Grazie, sein Lied und seine Oden sind noch hölzern, oft sind es bloße Gelegenheitsgedichte. Aber dunkel zeigt sich die Spur jener feineren Empfindsamkeit, die bei Klopstock kühner und deutlicher wird. Sie wagt sich hier nur fern in Liebesliedern an seine Frau zu äußern, die Gärtner noch gleichsam entschuldigen zu müssen glaubt. Erst Klopstock getraute seine Liebe der Welt zu eröffnen, Cramer und seine Radikin wurden in der Zeitschrift, dem Jüngling, nur noch unter dem Namen Arist und Irene geschildert; und Giseke, wie deutlich er fühlt, daß Liebe sich gern dem Geschmack und der Dichtung geselle, will sie zu besingen einem größeren vorbehalten; seine Muse weiß nicht die Empfindungen zu sagen, die kaum das Herz, das sie

fühlt, begreife. Als Schlegel, ſagt er, die Liebe Cramer's beſang, empfand ſein Herz nur die Freundſchaft, doch die Schmerzen der Liebe empfand er noch nicht. „Ich aber fühle ſie ſchon die ganze Seele durchwallen.“ Dennoch wird auch bei ihm nur die Empfindung der Freundſchaft laut, wie in dieſem ganzen Kreiſe. So haben Gellert und Schlegel und Rabener geſagt, die Freundſchaft habe ſie zur Dichtung begeiſtert; ſo ſagt Gellert in Briefen an Rabener: daß Er und Gärtner und die Andern ſeine Freunde geweſen, ſoll ihm ſo gewiß bei der Nachwelt Ehre und Sicherheit ſeines Geſchmacks ſein, als es Racine Ehre war, daß Boileau und Moliere ſeine Freunde geweſen; ihre Periode werde in der deutſchen Literatur nicht minder merkwürdig ſein, als die des Boileau in der franzöſiſchen! So ſagt Giſeke, Gott habe in ihn den Trieb freundſchaftlicher Liebe gelegt, und ihn zum Herrn der übrigen Triebe geſetzt. Freundſchaft lehrte ihn ſingen, und der Freunde Beifall iſt ihm lieber als der einer Welt; als ihm der Himmel ſeine Freunde raubte, war es ihm Freude, ſeine quälende Schwermuth in Klagen zu ergießen, und er labte ſich dann an dem ſchmerzlichen Rückblick auf die ſchöne Zeit in Leipzig [47]). So preiſt auch Adolph Schlegel jene kurzen Tage des Glücks, ihm für Jahrhunderte von Wollufttaumel nicht feil; auch ihm war die Freundſchaft ſein Ruhm, ſein Glück, aber auch der Quell der herbſten Klagen. Dieſe Empfindung der Freundſchaft regte ſich damals im ganzen Geſchlechte und iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen. Bei Klopſtock findet ſie bekanntlich fähigere Organe des dichteriſchen Preiſes. Bei

47) Poetiſche Werke p. 173.

O wie wünſch ich mir dann nur Einen der vorigen Tage,
Eine Stunde zurück!
Nur Ein Lächeln von euch, nur Ein Geſchwätze von Freundſchaft,
Einen flüchtigen Scherz!
Ach zu tief iſt in mir der Freundſchaft Empfindung gewurzelt,
ſie mein einziges Glück,
Ihr Gedächtniß bleibt mir unendlich werther als Alles,
dann auch, wenn es mich quält.
Ach der Himmel hat mir zu zeitig Freunde gegeben,
und mein Herz iſt verwöhnt.

Gleim stieg das Gefühl der Freundschaft bis zu einer Art Manie; in seinem ganzen Kreise gruppirt sich Alles in Freundespaare, und die Verhältnisse und Briefe von Lange und Pyra, Jacobi und Gleim und Aehnliche sind ihres empfindsamen Anstrichs wegen bekannt genug geworden. Wir haben die Bemerkung nahe liegen, daß ein ganz regelrechter Gang zur Ausbildung feinerer Empfindungen eingeschlagen wird. Brockes hatte für die Reize der todten Natur gestimmt, Hagedorn und Richey für die Anmuth des geselligen Umgangs. Diese fügen das tiefere Glück der Freundschaft hinzu, und machen sie zu ihrer Muse, und Orest und Pylades zu ihren Helden. Giseke steht auf der Schwelle, wie wir sehen, um in das Heiligthum der Geschlechtsliebe vorzudringen. Klopstock, werden wir finden, philosophirt förmlich über das Verhältniß dieser und der Freundschaftsliebe, er bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dies blieb an unseren größesten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Goethe und Schiller erst wieder läutern mußten.

Wenn es noch ein Anderes der Freundschaft gibt, in dem die Bremer Beiträger, wie verschieden sie von Charakter sind, fast alle zusammenstimmen, so ist es die Bekämpfung der Freigeisterei, das Einstehen für christliche Tugend. Dies unterscheidet ihre Moralpoesie, auf der sich Klopstock aufbaute, von der Lebensphilosophie der Epistolographen in Halberstadt, auf deren Höhe Wieland steht. In allen ihren einzelnen Werken, in den Beiträgen, in den vermischten Schriften der Verfasser dieser Beiträge, die 1748—52 die Letzteren fortsetzten, in den vielen Nebenblättern und Wochenschriften, die sich an sie anlehnten, dem Jüngling, dem Freunde, dem Fremden, dem Nordischen Aufseher u. A., die von Giseke, Cronegk, Elias Schlegel, Cramer herausgegeben wurden, ist die Freigeisterei der einzige Gegen-

stand, über den diese friedfertigen Männer polemisch werden können. Man muß dabei sich erinnern, daß Mehrere unter ihnen, Giseke, Cramer und Schlegel Geistliche waren, daß Andere mit Geistlichen in Verbindung standen, wie denn z. B. Mosheim seinen freundlichen Verhältnissen nach fast mit zu diesem Kreise gezählt werden müßte. Die Sache selbst trit mit den Dichtungen darüber eben jetzt allmählig heraus in der deutschen Welt. Der prophetische Aberglauben, der noch von Petersen her fortdauerte in den Kindermann, Bengel und Andern, rief jetzt einen Gegenstoß hervor; man nannte einzelne Freigeister, wie Edelmann und Dippel, aber mit Abscheu; man witterte Zweifel und Unglauben, und so war jener Mylius im Rufe eines Freigeistes, obgleich er seiner Zeitschrift nur aus Speculation diesen Titel gegeben hatte. Man merkt aber wohl, daß schon etwas mit dem Namen zu machen war, der sich, seitdem Toland's Buch christianity not mysterious (1696) verdammt und der Verfasser verfolgt ward, schnell verbreitet hatte. Wir rücken allmählig auch in die Zeit, wo die Schriften jener freidenkenden Philosophen in England nach Deutschland verpflanzt wurden, wo Heß, Sack, Bamberger den Shaftesbury, Locke, Benson u. A. bekannt machten, wo Spalding selbst (1745) Shaftesbury's Moralisten übersetzte, wo Michaelis und Semler, von Engländern angeregt, aus der platten Kritik ihrer Vorgänger heraustraten. Schon erregte es großes Bedenken, daß man in Deutschland die gewissesten Wahrheiten, das Dasein Gottes u. dergl. als streitige Fragen aufwerfen durfte. Und wie lange, so sah man den großen König von Preußen im Umgang mit Voltaire, wie Gellert schrieb, mit seinem Unglauben triumphiren. Dennoch waren wir bei weitem früher mit den Widerlegern dieser freigeistigen Sekte in England und Frankreich bekannt geworden, als mit den Widerlegten selbst. Wir hatten die Waffen der Boileau und Bernis gebrauchen sehen, wir hatten Polignac und Fenelon, Young und den Spectator übersetzt, ehe die Reihe an Hobbes und Locke kam, und es dauerte bis 1770, ehe Shaftesbury ganz übertragen ward. Die pietistische Theologie hatte sich diesem neuen Geiste mit ihren Glaubensstärkungen entgegen-

geworfen, allein dies wollte nicht ausreichen. Wie viel fehlte, daß nicht die Rechtgläubigen den Zinzendorf gar wegen seines Umgangs mit Dippel zum Freigeist gemacht hätten! Unsere poetischen Theologen, von denen wir handeln, greifen es ähnlich an. Wenn Jene die Freidenker abgeschreckt meinten von den orthodoxen Spitzfindigkeiten und dafür Nahrung des Herzens boten, so heben diese die Reize der Natur, der Kunst, der menschlichen Bildung, der Philosophie hervor, um zu zeigen, daß alles dies Weltmännische wohl mit Religion und Glauben bestehen könne. Jenes Bequemungssystem beginnt, dem so viele Theologen des vorigen Jahrhunderts huldigten. So hoben Brockes und Giseke die Weisheit der Einrichtungen in Natur und Welt hervor, um sich über den Spinozisten lustig zu machen, der sich und das verächtlichste Gewürm zu einem Theil von Gott macht, und mit dem letzteren einen Theil von Gott zertrit. So hatte schon die Gottsched aus einer ähnlichen Absicht den Spectator übersetzt. Sie fand, daß Viele glaubten, ein großer Geist und ein Freigeist, ein witziger Kopf und ein Religionsspötter sei einerlei. Hier macht sie mit tiefsinnigen Weltweisen bekannt, die es für keinen Schimpf halten, Christen zu sein, Leuten, die den feinsten Spott zu Hand haben und doch damit den guten Sitten nicht nahe treten, großen Geistern, die es nicht für Dummheit halten, an die Ewigkeit zu glauben. So hält sich Gellert in den Lehren seiner Fabel und seiner Moral immer eng an Philosophie und Vernunft angeschlossen, immer auf jener Seite der Buttler und Mosheim, die natürliche und geoffenbarte Religion, Vernunft und Glauben versöhnen, um hinter dieser Duldung die unduldsamsten Sätze gegen die Freidenker, und gegen die Sittenlehre der Heiden, die ihm dicht bei der Starkgeisterei liegt, auszusprechen. Nirgend ist Gellert so feierlich beschwörend, so grell ausmalend, so rücksichtslos ausfallend, als wo er in seinen moralischen Vorlesungen gegen die Deisten zu Felde zieht, die bald Herder in Schutz nimmt, gegen jene Lehren, die uns der Natur folgen, das Leben genießen, den Aberglauben brechen heißen, wie sie sehr bald von Wieland nachdrücklich genug gepredigt wurden. Ganz besonders merkwürdig für

unſeren Zweck ſind aber die Aeußerungen Cramer's im Nordiſchen Aufſeher über die Lektüre der Bibel[48]). Sie ſcheint ihm in Bezug auf Stil und Geſchmack mit allen menſchlichen Schriften um den Vorzug zu ſtreiten. Wenn, ſagt er, die heilige Schrift und beſonders die Pſalmen und Propheten mit kritiſchem (d. h. äſthetiſchem) Geiſte unterſucht würden, ſo würde man poetiſche Schönheiten finden wie in keinem menſchlichen Dichter. Eben darum beklagt er, daß ſo wenige Ausleger derſelben Geſchmack gehabt haben; wir würden ſie von ganz anderen Seiten kennen! Die Freigeiſter verachten die Schrift, aber wenn ſie ſie nur als ein Werk des Geſchmacks leſen wollten, in welche Bewunderung würde ſich ihre Verachtung verwandeln! Betrachteten ſie ſie blos mit den Augen Longin's, welche Schönheiten würden ſie darin entdecken! Er beſchäftige ſich zuweilen mit ihr in der Abſicht, auch ihre ſchönen Seiten kennen zu lernen, und er ſehe dieſe Art der Betrachtung als die Andacht des Witzes und einer regelmäßigen Einbildung an! Wie viel Vergnügen finde er darin, zu ſehen, daß dieſe Kräfte unſerer Seele eben ſo viel Nahrung darin finden, als Vernunft und Herz! Dies iſt das Stichwort, mit dem Klopſtock nothwendig auf die Bühne treten mußte; es iſt die Anſicht, aus der die ganze wiederbelebte geiſtliche Dichtung um Klopſtock herum betrachtet werden muß. Die Kunſt konnte wenig dabei gewinnen; die Religion mußte faſt nothwendig dabei verlieren. Man wollte den Freidenkern mit artigen Formen begegnen, und dies eben machte Wieland umkippen vom Chriſten zum Freigeiſt; man wollte die Religion zur Leidenſchaft machen, und dies bewirkte, daß ſchwache Proteſtanten zum Katholicismus übertraten.

Ehe wir aber auf die ernſte, feierliche und muſikaliſche Dichtung Klopſtock's übergehen, wollen wir der weltlichen und geſelligen Moral folgen, die, wie wir ſagten, anfänglich in dieſem Kreiſe ſich im Gewand des Humors, der Satire, der leichten Laune zeigte, und wir werden dabei finden, wie wenig inneren Halt und Kraft dieſe heitere

48) Nord. Aufſ. St. 57.

Weltanſicht unter den Hauptvertretern hatte, um den Anſtoß empfindſamer Stimmung von Seiten Klopſtock's Widerſtand zu leiſten. Dieſer einen Damm entgegenzuſtellen, wurden nachher Leute von ganz anderem Charakter erfordert, als ſie ſich unter dieſen fanden. Drei Männer wollen wir an dieſem Orte etwas näher betrachten, welche ſich mit poetiſchen Waffen der öffentlichen Moral annahmen, und zwar in den drei damals verwandten Gattungen der Satire, der komiſchen Epopöe und der Fabel. Wenn damals das Abſehen der Poeſie überhaupt auf die Moral ging, ſo war dies ganz beſonders in Sachſen eigentlich von jeher der Fall. Man denke nur an Buchner's Theorien, an das Kirchenlied, an die Schulkomödien zurück! man erinnere ſich, daß Gottſched ſeine ganze Theaterreform aus dieſem Geſichtspunkte betrieb; und man wird ſich dann nicht wundern, in den Schriften der Rabener, Zachariä und Gellert vor lauter Moral ſo wenig Dichtung zu finden.

Gottl. Wilh. Rabener (aus Wachau bei Leipzig 1714—71), der ſatiriſche und witzige Freund in unſerm Kreiſe, iſt nächſt Gellert der geleſenſte unſerer Schriftſteller geweſen, ehe Klopſtock erſchien. Die Empfehlungen, die von Gellert und Weiße ausgingen, erklären wir uns durch ſeine Schriften weit weniger, als durch das, was Rühmliches über ſeinen edlen, uneigennützigen Charakter und beſtechenden Umgang erzählt wird, in dem ihn auch Klopſtock kerniger und witziger als in ſeinen Werken fand. Ramler hat ihm in ſeiner Einleitung zum Batteux ein Lob geſpendet, das uns zeigen kann, wie ſelbſt aus dem Kritiſchſten der damaligen Kritiker Laune und Vorurtheil, nicht eigentlich reines Urtheil ſprach. Er nennt Rabener mehr einen lachenden Satiriker, männlich ſchön in ſeiner Schreibart, lehrreich in ſeinem Tadel, ganz unerſchöpflich in ſeinen Erfindungen; er findet eine ganze Gallerie von Bildern und Charakteren in ſeinem Swiftiſchen Teſtamente, in der Chronik und Todtenliſte, im deutſchen Wörterbuch und ähnlichen Werken. Von allen dieſen Ausſagen würde man ungefähr das Gegentheil wahr finden, wenn man ſich die Muße nähme, die Satiren durchzuleſen. Was nämlich zuerſt die

Erfindungen angeht, ſo berührt ſich dies mit der poetiſchen Ader und mit der Aehnlichkeit Rabener's mit Swift, die ſo oft iſt hervorgehoben und ſelbſt von Herder noch anerkannt worden. Swift ſelbſt pflegt wohl bei denen im größten Anſehen zu ſtehen, die ihn nicht geleſen haben, dennoch aber muß man anerkennen, daß er ſeinen Satiren hier und da eine poetiſche Einkleidung zu geben weiß, die eigentlich bei Rabener ganz fehlt. Nach einem ſtrengen Maße gemeſſen, würden ſeine Satiren ganz außer allem Antheil an Poeſie erſcheinen, obgleich ſie damals neben die Fabel geſtellt wurden, und mit dieſer als poetiſche Gattung galten. Ganz aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet Rabener ſelbſt die Satire als eine praktiſche Predigt, als ein Beiſpiel ſtatt der Lehre, als eine Art Fabel alſo. Und wirklich enthält z. B. eine gewöhnlich unter ſeinen Schriften ausgezeichnete „Abhandlung Sancho Panſa's von Sprichwörtern" ſolche ſatiriſche Exempel, Beiſpiele nach dem alten Gattungsnamen, die ganz auf einer Linie mit den Gellert'ſchen Fabeln liegen, nur daß etwas Beleidigendes darin iſt, Sprichwörter durch ironiſche Sophiſtik verdreht zu ſehen, die grade der geſunde Menſchenverſtand geheiligt hat. Auf poetiſche Würze alſo muß man in ſeinen Satiren ganz verzichten. Er iſt auch in allen ſeinen äſthetiſchen Urtheilen ein guter phantaſie- und poeſieloſer Gottſchedianer; er mag von Klopſtock's Meſſias nichts hören, und nichts von Odenſprache und Versart. Ein Ausdruck Cramer's: „ſie ſchläft zu Gott hin" betäubte ihn. Kann ich dahin ſchlafen, ſchrieb er Cramern ſelbſt, ſo kann ich auch einher wachen. Alle ſeine Freunde und Biographen haben ſeine pünktliche Praxis und geſchickte Amtsführung ausgezeichnet; ein guter Geſchäftsmann aber iſt ſelten ein guter Poet. Wir müſſen es Rabener'n Dank wiſſen, daß ihm eben ſeine geſchäftliche Stellung ſo viel Selbſtgefühl gab, ſich nicht zum Luſtigmacher mehr gebrauchen zu laſſen, wenn ſie auch dem Werth ſeiner Schriften ſollte bedeutend Eintrag gethan haben. Er ſchrieb in einer glatten Geſchäftsproſe, die reich an Formeln und leer an Gedanken iſt, und ſich alſo ſehr gut, wie Geßner's Idyllen und Aehnliches, für Fremde zum Erlernen der deutſchen Sprache eignet. Es

fehlt ihm an der Verstandestiefe und der Phantasie, die allein die grade Ironie, deren er sich stets bedient, erträglich machen kann. Wenn man nicht die Ironie bis an die Grenze des Ernstes treiben kann, so weiß man jedesmal beim Anfang schon das Ende, zumal wenn der Schreiber so phantasielos ist, wie Rabener, und sich so wenig getraut. Denn von aller Kühnheit und Schärfe ist seine Satire völlig entblößt, und von der Männlichkeit, die Ramler an ihm rühmt, ist seine Schreibart nicht nur, sondern auch ihr ganzer Inhalt das grade Gegentheil. Es ist der gereinigte Stil der Wochenschriften, deutlich und bequem für die Leser jener Zeit, die nicht viel vertrugen; für uns bis zum Ueberdruß breit und langweilig. Nur das Publikum, das von Gellert's Fabeln begeistert ward, konnte sich an Rabener's Satiren erquicken. Auch die Gegenstände sind wie der Stil dem Inhalt der Wochenschriften gleich. Für heutige Leser, die den Inhalt der zwei ersten Bände von Rabener's Satiren[49]) aufschlagen, sind gleich die Titel sättigend. Ueber Vortrefflichkeit der Gratulationsschreiben; eine Lobschrift auf ein Schooshündchen; auf die geplagten Männer u. dergl., dies sind die erbaulichen Aufgaben der Rabenerschen Satire. Man schlage die freundschaftlichen Briefe auf, welche unsäglich läppische Tändeleien mit wie viel Selbstgefühl und Wohlgefallen an der eignen Laune vorgetragen! Die satirischen Briefe im dritten Theile sind immer als das Vorzüglichste herausgehoben worden! Aber in welchem Kreise des Witzes dreht sich auch hier der Satiriker herum! Ein roher Adliger sucht einen wohlfeilen Hofmeister, das Kammermädchen empfiehlt den ihr tauglichen; eine Pfarrerswittwe sucht einen tüchtigen Candidaten zu ködern; ein Richter soll bestochen werden und so fort. Es ist wahr, die Gesellschaft litt damals an solchen Uebeln, und es mag immerhin nicht ganz ohne Nutzen gewesen sein, daß man so vielen Scherz nicht allein auf Laster, sondern auch auf gesellige Thorheiten, und schlechte Gewöhnungen, auf Modenarren und lächerliche Gelehrte und Adlige ausgoß. Allein es zeigt eine große Unkenntniß der Menschen, wenn sich der

49) Samml. sat. Schriften. 1751. 54. 4 Thle.

Satiriker an dem großen Gebäude der Thorheit dieſe kleinen vorſpringenden Ecken ſucht, um ſie glatt zu reiben. Rabener, Zachariä und Gellert haben die Pedanterien der Zeit, auf die ſich ihre Laune wirft, nicht vertilgt; ſie fielen aber von ſelbſt, als die Freiheitsjugend der 70er Jahre den ganzen Bau untergrub und ſtürmte. Man rühmte an Rabener, daß ihm ſein Amt Kenntniß der Menſchen verſchafft habe. Aber ihm konnten die ärmlichen Provinzialſitten der Landpfarrer und Landadligen in Meißen gleichgültig ſein, wenn er nur Kenntniß der Zeit und der Nation hatte, um ſich gegen jene größeren und momentanen Uebel zu wenden, die den Entwickelungsgang der Zeit hemmten, ſtatt auf die kleinlichen aber dauernden der Geſellſchaft, die, aller Satire zum Trotz, zu jeder Zeit, nur unter andern Formen, daſein werden und müſſen. Jenes that Liscow, und durch Leute ſeines Schlags und auf ſeinem Wege ward es beſſer, nicht durch Rabener und die ihm ähnlich waren. Dazu eben hatten ihn die kleinen Umgebungen und Verhältniſſe, in denen er ſich ſah, zu gedrückt gehalten. Der Satiriker hat die Entfernung von Einfalt, den Widerſpruch der Kultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal zum Gegenſtande; Niemand hat ſo ſehr mit der gemeinen Wirklichkeit zu verkehren, in Niemandem ſollte daher der Gegenſatz des Ideals größer und ſchärfer hervortreten. Davon iſt aber bei Rabener gar nicht zu reden; eben jene engen Verhältniſſe haben ihn dazu ſchon viel zu ängſtlich gemacht. Sein Wahrheitseifer ging nicht weit genug, daß er mit ſeinen Satiren hätte zum Märtyrer werden mögen; er wollte anfangs, gläubiger an die Kunſt der Satire als Haller, ſo mancherlei Thorheiten heilen in ſeinem Volke; an jene Thorheiten aber, keinen Spaß verſtehen zu wollen, mochte er kaum einen Federſtrich ſetzen. Nachdem er in Erfahrung gebracht, daß man Perſönlichkeiten in ſeinen Satiren und Schlüſſel zu ſeinen Geheimniſſen ſuchte, ſpottete er zwar noch in dem Mährchen vom 1. April (4r Th.) dieſer Manie, allein er verſchwur zugleich noch weitere Satiren drucken zu laſſen. Wie er es den Leſern bequem machte, ſo wollte er es auch gern als Schreiber bequem haben. In Deutſchland, klagte er, dürfte man keinem Dorf-

schulmeister die Wahrheit sagen, die man in England jedem Erzbischofe sagen dürfe! Meint er ungerügt? Auf die Gefahr hin wieder verfolgt zu werden, durfte er es aber in Deutschland auch! Selbst Gellert, der gewiß nicht zu viel Schärfe liebte, hat es gesagt, daß die Satire viel zu enge Grenzen habe, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen sollte: die Thorheiten der Großen machten beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Allein Rabener, der eine eigene Abhandlung über den Misbrauch der Satire seinen Schriften als Vorbericht vorausschickte, lehnte es ab, sich an die Narren der Paläste und Vorzimmer wagen zu wollen; sie sind ihm zu gefährlich! Er unterdrückt einen Stoff „der allzeit fertige Bankerutirer", den er unter der Feder hat, weil es etliche „Excellenzen ungnädig vermerken könnten!" Ueber Fürsten und Obere zu spotten, ist ihm ein Frevel! wenn ein Geistlicher oder Schulmann unter die Geißel der Satire fällt, erschrickt er! nur über den Kurialstil zu spotten, hält der loyale Mann für unrecht!! Und so waren ihm jene bibelfesten Lustigmacher ein Greuel, jener Gottl. Richter aus Nürnberg u. A., die den Stil der heiligen Schrift auf allerhand neuere Geschichten und Chroniken übertrugen und damit zu belustigen suchten. Es versteht sich von selbst, daß er persönliche Satire nicht zuläßt, da doch der Satiriker mit Luftgebilden ficht, wenn er Thorheiten schlagen will und nicht seine Hiebe auf den leibhaften Thoren fallen läßt. Bei so viel Aengstlichkeit also war es freilich nicht möglich Satiren zu schreiben. Will man übrigens unparteiisch richten, so kann man Rabener auch vielfach entschuldigen. Die Sättigung an den Streitschriften unter Gottsched, die Friedfertigkeit seiner ganzen Umgebung hielt ihn so zahm; seine Freunde vertrugen es gar nicht anders. Wenn er auf die Poeten stichelte, so tadelte ihn Gellert, wenn er über Ränke sprach, so hatte Gärtner etwas dagegen, wenn es über die Geistlichen herging, Cramer, und so Jeder über Jedes. Was sollte er nun schreiben? Wie wenig vertrug die Zeit und das Volk Satire, das sie so nöthig hatte! Welche Empörung machten noch in so später Zeit die Xenien, die von so hochgeachteten Männern ausgegangen

waren! Klotz zog ſich bald nach Rabener in ſeinen mores eruditorum und im genius seculi wieder in die lateiniſche Sprache zurück, und in ihr hinter verſteckten Spott! Noch hat Rabener zu klagen, daß Viele immer Satire und Pasquill verwechſelten, daß andere aus Heuchelei und ſchlechten Sitten gegen alle Satire ſchrieen. Andere verſtänden die Ironie nicht, die müßte man wieder in die Schule ſchicken; Andere vertrügen ſie aus Traurigkeit und Engbrüſtigkeit nicht, denen wiſſe er nicht zu helfen, vielleicht wiſſe es ſein Barbier. Wie weit aber dieſe Engbrüſtigkeit ging, zeigte die Aufnahme jenes bekannten Briefes an Ferber, worin Rabener (übrigens vier Wochen nach dem Vorfall) in ſcherzhaftem und ſelbſt muthwilligem Tone erzählte, wie ſein Haus abgebrannt ſei mit ſeinen Schriften, und wie er es mit Gelaſſenheit und ohne eine unruhige Minute habe brennen ſehen. Dieſer Brief ward damals von den Händefaltenden vielfach zu ſeinem Nachtheil gedeutet. Wer begreift es! Goethe fand ſich daher bewogen, grade dieſes Briefes wegen und grade mit einer frommen Händefaltung Rabenern „als einen Heiligen allen denen heiteren, verſtändigen, in die irdiſchen Ereigniſſe froh ergebenen Menſchen zur Verehrung“ zu empfehlen! Wer begreift auch dies? Wie ſehr übrigens auch unter den männlicheren Leſern jener Tage in den 50er und 60er Jahren durch die empfindſame und ſanfte Stimmung der Zeit die Verweichlichung und die Scheu vor ſtrenger Satire durchgedrungen war, können uns, zur weiteren Entſchuldigung Rabener's, die Literaturbriefe lehren. Sie bevorzugen weit den ſchalkhaften und naiven Horaz vor dem ſtrengen Juvenal! ſie empfehlen Lafontaine und Gellert dieſer ſanfteren horaziſchen Manier wegen! von ſo gutmüthigen Männern in ſo unſchuldigen Formen, wie die Fabeln waren, ertrug ſich allenfalls ein ſanfter Streich. Ganz neu nennt man dort den Satiriker ſeinem Temperament nach cupidum pacis, und erklärt ſich geradezu gegen alles ſchonungsloſe Entlarven. Das heißt denn freilich verlangen, der Satiriker ſolle als ein Schaf im Wolfskleide einhergehen, und noch dazu mehr als die Ohren herausſtrecken, um ja nicht zu plötzlichen Schrecken einzujagen.

Das Verhältniß Rabener's und seiner Schriften zu der Gesellschaft kündigt schon jene große Weichlichkeit an, die nachher freien Spielraum für die Kraftgenies öffnete, bei deren Auftreten diese Lieblinge in einem großen Theil der Nation veralteten und abhängig wurden, und dem Einzug der Empfindsamkeit alle Thore öffnete. Noch weit deutlicher aber blicken wir auf diesen schwächlichen Charakter der Zeit in Gellert, dessen Schriften nicht allein, sondern auch dessen Beispiel und persönliches Wirken ungemeinen Eingang in die Nation fanden. Bei ihm müssen wir daher einen Blick auf seine Lebensweise [50]) werfen, was wir überall nur da thun, wo uns persönliche Verhältnisse gleich charakteristisch und wichtig zur Aufklärung der Zeiten erscheinen, wie die Schriften selbst. Christian Fürchtegott Gellert (aus Haynichen 1715—69) war auf der Schule in jenen drückenden und engen Verhältnissen, die bei unseren Vätern so langehin jeden freien Aufschwung im Keime erstickten. Die Schule unterdrückte den besten Theil seiner Jugendfreude; der Hofmeister gewöhnte ihn an Bedientendienste und an so viel Ehrfurcht, daß er später noch seine Strenge pries; die Noth zwang ihn, Kaufbriefe, Dokumente, und gerichtliche Akten abzuschreiben, was ihm frühe den artigen Kanzleistil einübte, dessen er sich auch in Privatbriefen bediente. Auf der Fürstenschule in Meißen machten Günther's Gedichte vorübergehend einen Eindruck auf ihn. Darauf blickte er später wie auf ein Verbrechen zurück. Sie hätten einen feuerspeienden Aetna aus ihm gemacht, der alle umherliegenden gesunden Gegenden verheert habe! Schon bei seinen Studien in Leipzig aber war dieser gefährliche Hang völlig unterdrückt. Hypochondrie und Kränklichkeit wiesen ihn frühe zu einer Religiosität hin, die ganz ohne alle fremde Einmischungen, selbst in Gellert's Sinne ängstlich und peinlich genannt werden muß, weil er abwechselnd einmal so viel Trost darin fand und so viel Stolz hineinsetzte, daß er den Vorwurf eines Milz-

50) Vergl. Gellert's Leben von J. A. Cramer. Leipzig 1774. Döring, Gellert's Leben. 2 Bde. Greiz 1833.

süchtigen und Abergläubigen, den ihm die Spötter machten, als den erhabensten Lobspruch aufnimmt, ein andermal aber den Gedanken schrecklich findet, daß uns die Religion das Vergnügen des Lebens rauben sollte, und doch selbst dabei eingestehen muß, daß ihm die Hypochondrie den rechtmäßigen Antheil am geselligen Leben entzöge. In hellen Augenblicken beschuldigte er sich selbst einer finstern Ernsthaftigkeit und Schwermuth, die die Frucht eines siechen Körpers und schweren Blutes sei, und einer leichtsinnigen Eilfertigkeit im Wohlthun, die aus Trägheit und Weichlichkeit entstehe. Statt daß ihn aber diese Beobachtung hätte von seinem Ascetismus zurückschrecken sollen, so arbeitete er sich, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, in eine strenge Achtsamkeit auf jede Empfindung hinein, verkümmerte sich mit Andachtsübungen auch seine guten Stunden, in denen er grade „ganz Empfindung der Religion zu werden" sucht; er steigerte dann seine Begierde nach einem stets stärkeren Maße andächtiger Gefühle, schrieb seinen Mangel daran nicht mehr der Krankheit, sondern der menschlichen Gleichgültigkeit zu, klagte sich des Unglaubens, der Erstorbenheit des Herzens, der Eitelkeit an, und quälte sich mit dem Zweifel, ob er nicht das Gute aus Verlangen nach dem Scheine thäte! Grade, weil in diesem letzten seinen Vorwurfe einiges Wahre lag, mochte dies für ihn ein weiterer Antrieb sein, sich aus übertriebener Gewissenhaftigkeit so strenge zu verfolgen. Ein feiner Ehrgeiz barg sich in dem bescheidenen Mann; er ward zwar züchtig roth, wenn man ihn lobte, aber er hörte es gerne; als ihm ein Sinngedicht zu Gesicht kam, das Kleist bei einer falschen Nachricht von seinem Tode machte, und das mit den Worten schloß: „die Erde weinte, der Himmel freute sich", erschrak er und zitterte in einer Mischung von Aengstlichkeit und Freude. Er hat die Eigenschaft mancher eifrigen Christen, daß er sich seiner Tugend rühmt; in seinen schönsten Handlungen ist der Zug nicht angenehm, daß er zu sehr mit Bewußtsein darauf ausgeht, daß sie sich nicht immer als freies Ergehen einer Kraft äußern, die in ihrer bloßen Thätigkeit vergnügt ist ohne Rücksicht auf ihre Wirkungen. Er war ein moralischer Enthusiast, er ging auf Seelenrettungen aus,

die, wo sie ohne sehr rechtfertigende Gründe bezweckt sind, mir nicht viel mehr Werth zu haben scheinen, als die Missionsbekehrungen. Sogar in seine geistlichen Lieder ging der Ausdruck der Freude über solche Rettungen ein [51]). Verwandt mit diesem Scheine eines moralischen Propagandismus ist der ästhetische Anstrich, der über seine Schriften und besonders die Briefe (1751) gebreitet ist. Pope's Briefe waren damals erschienen, die er, wie Johnson sagt, immer mit seinem Ruhm vor Augen geschrieben; wenn auch dies gerade nicht bei Gellert der Fall war, so doch, daß er die seinigen mit dem Streben nach Richtigkeit und nach jener Wohlanständigkeit und Eleganz schrieb, die die Franzosen, die Voltaire nicht allein besitzen sollten. Wie Gottsched's Poesien gegen Lohenstein gerichtet waren, so stehen Gellert's Briefe gegen Balzac's und Voiture's; Richardson ist sein Muster. Wenn man aus diesen Briefen auf Gellert's Leben schließen sollte, so würde man so weit fehl gehen, als sie ihrem Geiste nach von seinem Tagebuche entfernt lagen. In diesem spricht immer der geängstete Geist, in jenen der seine Hofmeister, der mit anständiger Würde von Freundschaft, Liebe und allen Herzensempfindungen redet, und der den Kitzel spürt den Weltmann zu spielen. Man würde nach diesen Briefen schließen, sein Leben und Umgang müsse nach Richardson's Romanen und Addison's Spectator gefärbt sein, wo man sich einen sittlichen Scherz noch erlaubte, nach seinem Tagebuche aber müßte er die Youngischen Nachtgedanken durchlebt haben. Wirklich versichern seine Freunde, daß er nach außen sein liebreiches Wesen bei seiner Strenge gegen sich selbst beibehalten habe. Auch hier verschuldete nicht Er, nicht seine Krankheit Alles, sondern Vieles auch das damalige Geschlecht. Wie lange war es her, daß Carpzov den frommen Spener

51) Da ruft — o möchte Gott es geben,
vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir, denn du hast mein Leben,
die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
der Retter einer Seele sein.

einen Spinozisten genannt hatte! Es fehlte gar nicht viel, daß andere Eiferer den guten Gellert zum Freigeist machten! Er hatte in den 40er Jahren einige Lustspiele, darunter die Betschwester, geschrieben, man fand sie anstößig. Wenn man Vergrößerungsgläser brauchen will, so kann man wohl einige kleine Freiheiten in Gellert's Schriften finden; die Stiche auf die Platonische Liebe in dem Leben der schwedischen Gräfin, die ästhetisch-moralische Duldsamkeit und das milde Licht, in dem dort Verbrechen aus Liebe und Reue gezeigt werden, könnten weit eher als die Lustspiele dahin gehören. Allein wie begreift man, daß es damals Leute geben konnte, die in Briefen an Gellert die Redlichkeit seiner Gesinnungen angriffen, die das Wort Betschwester schon eine Sünde nannten, weil der Begriff des Gebets dadurch verunehrt würde, die ihn aufforderten alles Anstößige in den Lustspielen zu tilgen, die darin die Zärtlichkeit der Liebe zu einnehmend und schlüpfrig beschrieben fanden! Und dies noch im Jahre 1768, nachdem Wieland schon lange aufgetreten war! Bei solchen Angriffen konnte er feierlich den Witz verdammen, den er gegen die Religion angewandt habe, und übrigens auch ernstlich untröstlich werden. Daher denn waffnete er sich so eifrig in die schwerste Rüstung des Glaubens, um auch jeden gefährlichsten Feind zu bestehen. Schon auf der Universität begann es, daß er seinen Haß gegen die Alten einsog, den er nachher in seinen moralischen Vorlesungen (1770) aussprach. Er verwarf ihre Philosophie als gefährlich, weil sie stolz mache, weil sie ihre Ausbildung auf die eigne menschliche Kraft gründe, weil sie das Herz lehre, auf eigne Hand fromm zu werden und sich selbst eine Tugend zu geben, weil sie in ihrem schläfrigen Vortrage gegen die Religion gleichgültig mache, dem Geist Gottes nicht die Ehre lasse, unser Herz zu ändern, um selbst diese Ehre zu verdienen! Diese natürliche Sittenlehre gebot ihm keine Feindesliebe, keine Demuth, kein Gebet, nicht Buße und Glauben, nicht alles Gute zu Ehren Gottes zu thun. Und dies waren ihm eben die theuersten Pflichten! So mußte es ihm wohl ein Gräuel sein, daß Aristoteles die Sanftmuth für Gemüthsschwachheit erklärte, und Geduld bei

Beleidigungen für etwas Sklavenartiges. Wie Schade, daß dieser Mann so ohne Saft und Kraft war, der ein Volksschullehrer ward wie lange keiner! Wie hätte er wirken können, wenn etwas von jener Luther'schen Kraft in ihm gewesen wäre! statt daß er nun eine schläfrige Tugend lehrte, der die höfliche Sitte neuen Werth zufügen sollte, Moralvorlesungen hielt in halb schöngeistiger und halber Kanzelrede, brieflichen Rath ertheilte an hysterische Frauenzimmer, denen die Clarissa im Kopfe spukte[52]). Er hatte mit seinen Lustspielen zuerst, besonders aber mit seinen Fabeln, später mit seinen geistlichen Liedern eine ungeheure Wirkung gemacht. Alles was er schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am entschiedensten zu wirken war. So treiben sich seine Lustspiele in diesen Kreisen herum wie Rabener's Satiren; seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstande, deren Fähigkeiten seiner Erzählungsweise grade angemessen war. Dorthin waren seine Briefe gerichtet, sein bürgerlicher Roman, seine moralischen Gedichte, die sich überall in der genauen Mitte zwischen Christenthum und Vernunftmoral bewegen, dorthin auch seine geistlichen Lieder, die in Schule und Kirche ein gutes Theil älterer ganz verdrängten, eben weil sie so schön auf ein dürftiges Maß der Einsicht angepaßt waren. Mit dieser Faßlichkeit und Popularität, der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller. Mit dieser weitverbreiteten Wirksamkeit seiner Schriften wetteifert die persönliche an der Hochschule. Er las über Dichtung, Beredtsamkeit und Moral, verband mit seinen Vorlesungen stilistische Uebungen, sammelte ein ungeheures Auditorium um sich, das er schonend und aufmunternd behandelte, dem er Freund sein wollte. Er ließ sich Poesien, Briefe, Reden, Abhandlungen geben, las davon anonym vor was ihm gefiel, und kriti-

52) Man sehe in den Neuen Briefen, hrsg. v. A. Schlegel und Heyne.

ſirte mit Beſcheidenheit und Sorgfalt. Alles, was er ſprach, war höchſt genau ausgearbeitet, er gab ſich alſo nie eine Blöße, ſeine rührende Stimme, ſeine herzliche Meinung verbreitete Spannung, Theilnahme und wahre Ehrfurcht und Liebe. Geſchah irgendwo eine Ausgelaſſenheit, ſo ſtrafte er öffentlich und er durfte ſtarke Rügen wagen; er ſetzte ſich mit den Eltern der Studirenden in Briefwechſel, und war ein Sitten-Cenſor und Ephorus im ganzen Sinne des Worts. Daher drängte ſich Alles, was auf gute und auf feine Sitte hielt, nach Leipzig, und in ſeine moraliſchen Vorleſungen, Militär und Adel, Bürger und Student. Jeder wollte von ihm Rath haben, und er ſchrieb an Jeden wie ein Beichtiger und geiſtlicher Vater. Er bildete und empfahl alle Hauslehrer, er war der Großhofmeiſter der ganzen Nation. Wenn noch heutzutage ein ſolcher Mann an einer Univerſität lehrte, wie würde man gern ſeine Söhne zu ihm in ſichere Hut ſchicken! Was Wunder, daß damals Fürſten und Feldwebel, Bauern und Barone, Militärs und Mägde ſich an ihn drängten mit Dank, mit Lohn, mit Ehren; daß man ihm Penſionen und Geldſchenkungen anonym überall her zuſchickte; daß ihm Oeſtreich das Land öffnete und ein böhmiſcher Geiſtlicher um ſeines wahren Seelenheils willen ihn katholiſch machen wollte. Wenn er ſich in Karlsbad ſehen ließ, war er von hohem und niederm Adel wie belagert. In ſeiner letzten Krankheit gingen tägliche Staſetten nach Dresden; nach ſeinem Grabe geſchahen Wallfahrten, die der Leipziger Magiſtrat verbieten mußte, eine Sammlung von Gedichten erſchien auf ſeinen Tod, den ganz Deutſchland beweinte. Wenn die öffentliche Theilnahme für ſeine Perſon und zeitgemäße Art ſeiner Wirkſamkeit ſpricht, ſo thun es noch mehr die Urtheile der allerverſchiedenſten Männer unter Freund und Feind. Daß ihm Weiße nachſang, es ſei in Deutſchland über ihn kein Tadel, Ein Lob, Ein Leſer und kein Richter; daß ihm Rabener unter Betheuerungen, er könne nicht ſchmeicheln, ſeine Lieder als Wunderwerke rühmte, daß Cronegk nicht an ihn denken konnte ohne zu weinen, dies ließ ſich erwarten. Aber haben nicht die leichtfertigen Halberſtädter ihm rührende Nekrologe geſchrie-

ben?[53]) hat nicht auch Wieland ihn sein Mignon genannt, und seine naive Annehmlichkeit, seinen natürlichen Witz, seine einfältige Sprache der Erzählungen gepriesen? hat sich nicht Goethe in der freigeistigsten Zeit seiner Jugend des Fabeldichters angenommen gegen die Stürmer des alten Parnasses? hat nicht sogar Lessing, in dem Gellert etwas vom Pferdefuß witterte, als er in Leipzig studirte, in seinen Briefen schöne Natur, Gesinnung und Gefühl, Liebenswürdigkeit und alles Edle anerkannt? Wo solche Stimmen zeugen, da muß der spätere Geschichtschreiber, der ein Verhältniß zwischen seiner Zeit und jener, seinem Charakter und diesem schwerer finden kann, vorsichtig schweigen.

Wir reden an dieser Stelle blos von Gellert's Fabeln; seiner Lustspiele und Kirchenlieder gedenken wir mit wenigen Worten noch an anderen Stellen. Es ist billig, daß die Summe seines Wesens und Wirkens da gezogen wird, wo von seinen Fabeln die Rede ist, denn diese haben ihm den großen Eingang in die Nation vorzüglich verschafft. Die Fabeln sind zugleich die Lieblingsgattung der Bremer Beiträger, die von A. Schlegel, Giseke, Ebert und Zachariä auch versucht wurde, und mit der man einmal einen ganzen Band der Beiträge zu füllen dachte, was sich aber zerschlug. Sie drängen zugleich der Zeit nach in die 40er Jahre zusammen, wo kurz vorher Hagedorn sein folgereiches Beispiel gegeben, und die Züricher ihre Theorie auf-

---

53) Klamer-Schmidt sagt von Gellert's Bild sehr schön (Werke I, 471):

Dies sind die abgehärmten Wangen,
auf welchen nie ein Morgenroth
von leidenschaftlichem Verlangen
und froher Thorheit aufgegangen.
Dies ist die Miene, die den Tod
als einen lieben Gast empfangen.
Sein hohles Geisterauge liegt
tief in dem warnenden Gesichte,
erzählt des Herzens rührende Geschichte,
spricht Engeltoleranz und rügt
die Laster mehr durch eine weiche Zähre,
als Rabner oder Swift durch feingedrehten Spott.

gestellt hatten, die wir vorher anführten. Wenn Hagedorn in dieser Gattung sich fortgeübt hätte, so ist es kein Zweifel, daß Er die großen Wirkungen vorweggenommen hätte, die nach ihm Gellert machte, und daß Er in die Mitte der großen Gruppe von Fabeldichtern gestellt werden müßte, auf welchem Platze wir so eben Gellert betrachten wollen. Um zu überzeugen, welch eine zeitgemäße Gattung Gellert mit seiner Praxis, die Schweizer mit ihrer Theorie in der Fabel ergriffen, wollen wir einen Blick auf die Geschichte ihrer Wiedergeburt werfen. Sie hatte im ganzen 17. Jh., wie wir häufig bemerkten, ganz gefehlt. Nur in Nürnberg hatte eine Art kleiner Allegorien oder Parabeln ihre Stelle vertreten. Dasselbe Bestreben nach poetischer Erfindung hatte damals auf die Allegorie geführt, das jetzt auf die Fabel führte, und diese letztere ging theils aus dieser Gattung theils aus den bisherigen apophthegmatischen Sammlungen, die an die Stelle der Fabel andere Beispiele gesetzt hatten. In den Jahren 1679. 86. 86. erschienen in Ulm unter dem Titel „Lust- und lehrreiche Sittenstücke" 150 äsopische Fabeln in Prosa von Zacharias Hermann, der zu den benachbarten Nürnbergern in inneren wenn nicht selbst äußeren Beziehungen stand. Die beigegebenen Kupfer stellen seine Arbeit mit den emblematischen Werken der Pegnitzer in Verbindung; in den breiten Lehren aber, die dem Verfasser bei weitem die Hauptsache sind und gelegentlich zu kleinen Abhandlungen anwachsen, steht man mitten in der Apophthegmenliteratur, zu der auch Hermann ein besonderes Werk, ein „historisches Blumengebüsch" (Ulm 1680) steuerte. Die Lehren sind nämlich voll neuer, erläuternder Anekdoten und Beispiele; so daß, wenn diese Anekdotensammlungen nach Alberus und Waldis die Fabel verschlungen hatten, sie hier mitten wie aus einer solchen Sammlung wieder hervorgeht. Einer andern Spur der erneueten Fabel begegnen wir entfernter von Nürnberg. Der Rector Justus Gottfr. Rabener in Meißen, der Großvater unsers Satirikers (1655—99) gab schon 1691 nützliche Lehrgedichte heraus, die an Harsdörfer und Andreä erinnern, und mehr Allegorisches als Apologisches enthalten. Ein Pastor Chr. Andr. Roth erschien

(Frankf. 1698) mit Lehrgedichten, von der Parabel in der Bibel angeregt, bekannt mit Aesop und Reineke Fuchs, die jedoch nicht einwirkten auf seine Fabeln. Es sind dies dürftige Parabeln, die mit einem gereimten Verschen oder Bibelsprüchlein schließen, in höchst läppischem Mährchenton, nach Manier unserer heutigen Kinderbücher, vorgetragen[54]). Hier sieht man in der That die Fabel in den Kinderwindeln wieder ganz neu geboren. In den ersten Jahren des 18. Jhs. fing sich nun schon alles an zu dieser jungen Creatur väterlich hinzuneigen. Scherz fing 1704 an mit altdeutschen Fabeln bekannt zu machen; 1703 ward Aesop von Hartnock übersetzt, 1712 Phädrus in Versen von Melander (mythologia paraenetica); einzelne Dichter wie Canitz, König, Mencke und Andere versuchten sich schon an einzelnen Stücken, die zum Theil wie bei Hanke übersetzt waren, bei Mencke aber (1710) von eigener Erfindung. Auch hier tragen sie aber sogleich allegorisch-satirischen Charakter. Hunold hatte einen besonderen Hang zu Fabeln und soll auch, nach Mencke, eine nette Uebersetzung des Lafontaine in der Arbeit gehabt haben, die aber nicht gedruckt zu sein scheint. Alles dies ging unbemerkt verloren, bis 1717 Aesop's Fabeln von J. Fr. Riederer (1678—1734) in deutschen Reimen erschienen. Eben dies ist ein Nürnberger, einer jener Emblematiker, der sich mit Erfindung von artigen Münzen und kabbalistischen Buchstabenspielen abgab, Paragrammata auf gekrönte Häupter machte, auch (wie Hermann sein Blumengebüsch) ein poetisches Scherzkabinet herausgab, in welchem Geschichtchen und Schwänke erzählt waren, noch abgetrennt von der Fabel. Hier läuft dieser unser neuer Ankömmling schon in der Kutte herum, und hat aus Hans Sachs (in kurzen Strophen und vierfüßigen Jamben) zu reden gelernt. Diese Fabeln machten nicht ihres Werthes, sondern ihrer altmodischen Art wegen aufmerksam; sie sind oft gar zu drollig und man

54) Die erste Parabel lautet so: Jenes fromme Kind setzte sich auf einen schönen schönen Berg, da that sich der liebe Himmel weit weit auf, daß das fromme Kind hinein schauen konnte; es kam auch ein schön schön Engelchen vom Himmel, der führte das Kind bei die anderen vielen vielen schönen Engelchen u. s. f.

trug einzelne Stellen daraus lange Jahre zur Kurzweil im Munde herum. Hier sehen wir die Fabel also noch ganz sich selbst überlassen, aber es schien doch auch hier deutlich, daß unsere Poesie durchaus und in allen Stücken durch fremde Hülfe erzogen werden mußte. Man fand bald, daß sie sich bei Riederer gar zu possenhafte Pöbelsprache angewöhnte und man dachte auf eine anständige Erziehung. Die bloße klassische Schule wollte nichts verfangen; Aesop ward vor Gellert's Erscheinung noch zweimal übersetzt ohne Erfolge. Man sah sich nach französischen Gouvernanten um, und fand ihrer zwei, La Motte und Lafontaine. Besonders Brockes gewöhnte mit Uebersetzungen an den ersteren, der endlich 1736 in Hirschberg ganz übersetzt herauskam. Es hatte vorher, dies sieht man deutlich, durchaus nicht mit der Fabel fortgewollt; 1732 erschien noch jener Hennynk de Han[55] von Casp. Fr. Renner (1692—1772), der den Reineke nachahmte und sich langhin mit Glück für ein Gedicht des 16. Jhs. ausgab[56]. Renner kümmerte sich um die Aufdeckung altdeutscher Gedichte, und hat auch die Winsbeckin übersetzt; es schien dies also ein Versuch, als ob auf dem originalen deutschen Wege auch noch einmal das Thier-Mährchen belebt werden sollte, allein die dürftige Erzählung, und dagegen die breiten Anekdoten und jene gelehrte mythologische Ursprungsgeschichte vom Hahn u. dgl. lehrten wohl, daß dafür keine Zeit mehr war. So wie dagegen jene Franzosen eingedrungen waren, da kam Alles auf Einmal! Diese Fabulisten überschwemmten die ganze Welt, wie das französische Drama auch; in Frankreich selbst, in England und so in Deutschland ward die Zahl ihrer Nachahmer Legion! Zwei Jahre nach dem übersetzten La Motte (1738) erschienen auf Einen Schlag die Neuen Fabeln von Stoppe in Breslau[57] und die Fabeln und Erzählungen von Hagedorn. Was Frankreich in vielen Jahren erlebt, triumphirte man sogleich, das brachte uns Eine Messe! Stoppe war unser La Motte, denn er

55) Neu hrsg. von N. Meyer. Bremen 1814.
56) Renner nannte sich auf der Rückseite des Titels Franz Henrich Sparre.
57) Ein zweiter Theil erschien 1740.

hatte lauter neue Erfindungen, Hagedorn unſer Lafontaine, denn er nahm wie dieſer den Stoff von vielen älteren, von Lafontaine ſelbſt, von Aeſop und Phädrus, von Ruiſſeau, Oldham, Leſtranges, La Motte u. A. Gottſched's Beiträge begrüßten, beide Dichter lobend, die ganze Gattung als eine neue Art von Dichtungen. Noch hier iſt dieſelbe Erfahrung zu machen, daß Stoppe, der wenigſtens in der Materie auf eigenen Füßen ſtehen will, noch ſehr oft in Allegoriſches und Parabelartiges verfällt, dann auch weit mehr Rohheit verräth als Hagedorn. Er iſt zwar nicht mehr ſo ungeſchlacht hier, als in ſeinen (früher erwähnten) Gedichten, aber doch laufen noch manche Unfeinheiten unter. In der Manier will er übrigens ganz die Franzoſen nachahmen, der Handlung iſt wenig, des Redens und ſein ſollenden Witzes deſto mehr. Schon Gottſched hebt dagegen die wundernswerthe Kürze Aeſop's hervor und tadelt Stoppe zugleich mit den beiden Franzoſen darüber, daß ſie die geringſte Sache zerrten und ausdehnten, über unnütze Kleinigkeiten und Nebenſtücke die Hauptſache aus den Augen verlören, poſſirliche Einfälle einflöchten, für die hier kein Ort war, weitläufige Eingänge, geſchwätzige Erzählungen, poſtillenhafte Lehren zuſammenleimten. Hagedorn dagegen fand faſt allgemeinen Beifall mit der kunſtmäßigen Richtigkeit und Zierlichkeit ſeiner Spache, und ihm iſt hauptſächlich das große Glück zuzuſchreiben, das jetzt die Fabel machte; Stoppe war bald vergeſſen, nur nicht bei Gottſched und Bodmer, die hier einmal einig waren. Die Fabel drängte jetzt überall hin mit einer großen Triebkraft. Sie erſchien in Wochenblättern; der deutſche Lockmann (Halle 1739) iſt eine moraliſche Schrift, die Fabeln brachte weder im Geſchmack des Alterthums noch des Orients; der deutſche Aeſop (Königsberg 1740 bis 1743) erſchien als Wochenſchrift und brachte 324 Fabeln ſtückweiſe, ſehr ungleich an Werth. Sie drängte in die Streitigkeiten der Schweizer und Leipziger, ja ſie war eigentlich der Apfel des Zwiſtes, der dieſen vieljährigen Kampf anſchürte. Es waren nämlich 1740 neue äſopiſche Fabeln von Triller erſchienen, abgeſchmackte Ueberſetzungen und noch abgeſchmacktere Erfindungen, ſammt einer elenden

Theorie. Die Schweizer warfen ihn zu den elenden Schreibern, und griffen ſeine Werke und Lehren in ihrer Dichtkunſt im Tone Liscow's heftig an. Sie ſetzten ihre eigne Anſicht entgegen und 1744 auch ein halbhundert neue Fabeln von Meyer von Knonau. Wenn man das ſatiriſche Element in den modernen Fabeln pragmatiſch herleiten wollte, ſo würde man geradezu ſagen, ſie hätten es durch dieſe Kämpfe angenommen. Meyer von Knonau und nach ihm Bodmer in den kritiſchen Briefen machten geradezu Forderungen an die Fabel, die ſie, pünktlich befolgt, zum Epigramme machen würden; man ſolle, verlangen ſie, in einer kurzen Aufſchrift merken laſſen, bei welcher Gelegenheit die Fabel verfertigt worden, als da ſind z. B.: Wie Herr Gottſched ſich ſchämte in den Halliſchen Bemühungen gelobt zu werden; wie einer behauptete, Stoppe hätte mit ſeinen Fabeln mehr Ehre einlegen können, wenn er mehr Arbeit daran gewandt u. ſ. f. Wollte man Meyer's Fabeln zergliedern, ſo würde man ſie um kein Haar beſſer finden als die Triller'ſchen. Wir ſehen alſo, daß trotz dieſer vielfachen Verſuche noch immer das Feld für einen glücklichen Vermittler frei blieb. Die friedfertigen Bremer Beiträger traten auch hier mitten unter die Streiter hinein. Zwiſchen 1742—48 fallen die Fabeln, die eigentlich dieſe Gattung bei uns darſtellten, und dies ſind weſentlich die Gellert'ſchen, denen ſich die von Giſeke, Schlegel, Ebert und Lichtwer ſo anlehnen, daß Schlegel z. B. ſich verwahrt, er habe, wie man ihm gewöhnlich nachſage, Gellert's Fabeln nicht nachgeahmt; es ſei wohl natürlich geweſen, daß, wenn Freunde an Einem Ort ſich in Einerlei Gattung verſuchen, ſie unvermerkt einen gegenſeitigen Einfluß auf einander übten. Sehr häufig iſt das Verhältniß der Originalität und Nachahmung der verſchiedenen Fabuliſten damals zur Sprache gekommen, Gellert, ſelbſt Lichtwer u. A. haben immer ungern oder gar nicht den unmittelbaren Einfluß des Lafontaine anerkennen wollen. Sie konnten dies auch klüglich ſagen, denn der ſie anregte, war überall Hagedorn. Das haben aber die meiſten klüglich nicht geſagt. Die ſpäteren waren geſtändiger, daß ſie Gellert nachgingen; unter dieſer großen Maſſe iſt eigentlich nur Pfeffel

wichtig, original ist Niemand als Lessing und Gleim. Bei Gellert und seinen Anhängern ist die Fabel allerdings durch kleine deutsche Züge von den genannten Franzosen verschieden, dem Wesen nach durchaus nicht. Sie lag zu sehr in den Zeiten, wo Satire und Epigramm herrschend waren, als daß sie nicht von diesen einige Eigenschaften hätten annehmen sollen. Ueberall überhüpfte Lafontaine die Grenzen, so auch Gellert. Ihre Ausdehnungen uud witzigen Ausschmückungen wurden unvermerkt zu satirischen Zügen, die nur schon darum von unschuldiger und sanfter Natur bleiben mußten, damit sie das Wesen der Fabel nicht völlig zerstörten; und eben hier berührt sich Gellert so sehr mit Rabener, und zeichnet sich vor seinen dürftigen Nachahmern dadurch aus, daß bei ihm wenigstens, wie bei Lafontaine, diese Ausschmückungen nicht bloßes Wortgepränge und ganz zwecklose wenn auch zweckwidrige Einschiebsel waren. Wie es immer war, das „Amusante" trat vor das Lehrhafte voraus, und das haben Goethe und Lessing und Herder gleichmäßig misbilligt. Der Letztere ist darüber am schärfsten herausgegangen, und ich finde seine Sätze durchaus schlagend. Sie haben, sagt er, die Fabel aus einer Naturlehrerin zu einer Schwätzerin gemacht, sie haben sie aus der rohen Natur ins Besuchzimmer geführt, es sprach die Perücke mit der Fontange. In Einleitungen und Abschweifungen, denen meist der Reim ihr curriculum vorzeichnete (!), schlenderte man spaßhaft langweilig hin, und auch im Inhalt erlaubte man sich sprechen zu lassen, was irgend sprechen konnte. So ward die wahre Naturdichtung das abgegriffenste Ding, so amüsant, daß es fast Niemand mehr amüsirt. Gehe man den „Scherzdigressionen und Spaßpräambuln" nach, es sind platte Einschiebsel und die meisten haben sich auch dem Ausdruck nach überlebt. — Hätte man nur wenigstens die alte wahrhaft naive Art zu scherzen noch von unsern unverdorbenen Vorfahren übernommen, so wäre vielleicht nicht so viel Abstoßendes darin. Waldis, Boner, Hugo von Trimberg u. A. waren Zachariä und Gellert bekannt; Gellert fand auch wirklich einen ungeschliffenen Demant in Boner, und hätte er sich doch dorther angeeignet, was ihm darin so gefiel, daß nichts

Gekünsteltes und nichts Frostiges darin sei, daß seine Fabeln nicht so kurz wären, um ängstlich zu werden, und nicht so wortreich, um Müßiges zu sagen! Aber das Manierliche des Lafontaine gefiel ihm doch besser, als das Natürliche der Alten. Und so wenig wie dieser selbst hat er weder die Naivetät der ritterlichen Schwänke noch die Einfalt des alten Aesop erreichen können. Vielleicht — wenn nur nicht Mode gewesen wäre, über Hans Sachs zu lachen! oder wenn seine Nachahmer, die sich in Knittelversen versuchten, die Müldener und Rost, nur nicht so geringe Talente oder so böse Menschen gewesen wären! Und wie sollten vollends solche altmodische Fabeln vor La Motte's Theorie bestehen, die der Kanon für alle Fabeldichter war! Gellert hatte noch sehr viele Mühe seine Geschwätzigkeit etwas zu mäßigen, seine ersten Fabeln in den Belustigungen wurden später sehr gekürzt. Immer aber behielt er im Auge, sie für diejenigen, die nicht viel Verstand besitzen[58]), lesbar zu machen. Darum geht alles so im Tone des sanften Humors und der Behaglichkeit her, die Gegenstände faßlich, hübsch aus der bürgerlichen Gesellschaft, in der Moral nichts, worüber der ängstliche Sinn des Zeitalters straucheln konnte, in den Scherzen artig, daß es Niemandem wehe that, in dem Tone gleich, ohne die Rohheiten Stoppe's, die Abfälle Lichtwer's, den flauen Spaß des Zachariä, in der Ironie recht handgreiflich, aber doch manierlich, damit sich der witzige Leser gleichsam über eine versteckte und gefundene Feinheit selbstschmeichelnd erfreue. Von einer Poesie ist hier nicht die Rede, die mit dem Gemüthe der Einbildungskraft, oder auch nur mit Empfindungen zu thun hat. Leidenschaftlos wie der Mann selbst war, unaufgeregt, wie er sich zu halten strebte, so bewegt sich auch seine Erzählung im schonenden Unterhaltungston, sein Lustspiel stillt das Lachen mit Rührung, sein tragischer Roman die düstern Eindrücke mit milder Beleuchtung, sein Kirchenlied for-

58) In der Fabel von der Biene und Henne heißt es:

Du siehst an mir, wozu sie nützt (die Poesie),
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

dert weder große Anstrengung des Kopfes, noch macht es dem Herzen eine große Bewegung. Er nannte in seinen Vorlesungen die Namen von Klopstock, Lessing und Wieland gar nicht; sein nüchterner Verstand hat ihn dem Einen, und seine übertriebene Moralität den Andern entfremdet. Uebrigens war das, was uns jetzt an seinen Fabeln und Erzählungen das Widerlichste dünkt, damals das Wichtigste. Daß er in demselben Tone wie der Naturenthusiast Brockes, der Schulmann Richey, der Weltmann Hagedorn auf die Perückensitten der Zeit, die steifen Moden, unter deren Joch die Gesellschaft gebeugt war, die Kleinstädtereien des Provinzallebens spöttelte, half immer die jungen Geschlechter aufmerksam machen, daß nicht alles so sein müsse, wie es war. Und so kam es, daß nachher Leute, die die alte Kleinmeisterei in Deutschland freilich zugleich mit der alten Ehrbarkeit und Frömmigkeit erschüttern halfen, in ihrer Manier ganz an Gellert angelehnt erscheinen. Wir haben oben gehört, wie Wieland von Gellert's Erzählart urtheilte; er hat auch die seine ganz von ihm gelernt. Was sich bei Lafontaine zusammen fand, das trennte sich bei uns in Gellert und Wieland; der Letztere ging erst auf die schlüpfrige Erzählung von der ehrbaren Fabel über, die Lafontaine beide behandelte. Wie wenig Kluft aber zwischen beiden lag, sehen wir nachher auch in Deutschland bei v. Nicolay; und Wieland's Charakter zeigt sehr deutlich, wie natürlich es ist, daß häusliche Ehrbarkeit sicher im Gewissen, das sichere Gewissen muthwillig, und der Muthwille endlich frivol macht und öffentlichen Anstoß gibt. So kam es, sonderbar nur dem Anschein nach, daß die Weichlichkeit und Schlaffheit dieser Jahrzehnte in dem nächsten (6ten) nach zwei ganz verschiedenen Richtungen hinführte, zu gesteigerter Frömmelei und Sinnlichkeit, die bei Wieland neben einander liegen.

Wir erwähnen die Fabeln der übrigen Bremer Beiträger nicht besonders. Getrennt von ihnen war Magnus Gottfried Lichtwer (1719—83) aus Wurzen[59], der mehr Verhältniß zu Gottsched und Triller hatte, und sich übrigens überhaupt vereinzelt hielt, wie er

59) Schriften ed. Pott. 1828.

denn auch nachher, nach Halberſtadt verſetzt, durchaus keine Verbindung mit dem dortigen Poetenklub unterhielt. Seine Fabeln erſchienen 1748, man fand aber noch ſo viel gemiſcht Gutes und Schlechtes darin, daß ſich zwei fremde Hände, und darunter Ramler, an ihrer Verbeſſerung verſuchten, zu dem größten Aerger des Verfaſſers. Mendelsſohn (in den Literaturbriefen) fand gleichfalls Ungleichheit darin, einige von gemeiner Moral, und niedrig poſſirlichem Weſen, andere unnachahmlich. Wir müſſen uns dieſem Urtheil etwas ermäßigend anſchließen, das auch Leſſing unterſchrieb. Wie närriſch kreuzte ſich bei uns der Geſchmack! Die Fabel von den Katzen und dem Hausherrn fand man damals in den Literaturbriefen abgeſchmackt, die Herausgeber der Werke Lichtwer's aber nennen ſie unſterblich! Wie war es anders möglich, als daß man ſich über dergleichen Produkte nie vereinte, wo gutſtehende Naivetät und misglückte Verſuche, der Thiere Natur und Stimme abzulauſchen, wechſeln, wo bald eine magere Wahrheit breit aufgeſtutzt wird, bald epigrammatiſche Sätze unerwartet und überraſchend als Moral gezogen werden. Es iſt daher auch gar kein Wunder, daß Leſſing's Erſcheinung in dieſem Gebiete verhältnißmäßig weniger fruchtete als irgendwo ſonſt. Noch ehe er auftrat erſchienen Fabeln von Gleim, die erſten 1756. Er hatte ſie früher ſchon verſucht, ohne Glück. Auf einmal ging es aber von Statten. Nicht eines Prinzen Zuſpruch, wie er meinte, war daran Schuld, ſondern weil er ſtets mehr gelernt hatte, auf ſich zu vertrauen! Sie ſind eine Art Widerſpiel zu den bisherigen, wie der ganze kurz angebundene Charakter Gleim's gegen Gellert's. Sie ſchreiten leichtfüßig einher, wo die Gellert'ſchen ehrenhaft wandeln, ſind ſo kurz wie jene lang, ſo pickelnd wie jene breit humoriſtiſch, mit knapper, oft mit gar keiner Moral, wo Gellert Lehrgedichte anhängt. Wo er recht in ſeinem Weſen iſt, macht die Lehre gewiß ein Epigramm für ſeinen König oder gegen einen Uhu-Recenſenten oder Pfaffen aus. Gleim unterſcheidet ſo: Aeſop's Fabel ging ſchlecht und recht, Phädrus' nett und ohne Pracht, Lafontaine's als eine Hofdame; wir können fortfahren: Gellert's als lehr- und wortreiche Gouvernantin,

und Gleim's als kurz angeknüpftes schnippes Kammermädchen. So näherte sie sich denn etwas mehr wieder dem lehrhaften Sklavenstand des Aesop, zu dem sie Lessing (1754) ganz zurückführen wollte. Schon daß sie sich gegen die andern Nebenbuhler zu stellen hatten, machte, daß es nicht ohne satirische Hiebe abgehen konnte. Seine Thiere sind Epigrammatisten, hat Johannes von Müller gesagt, und Gellert's Professoren der Moral. Immer besser jene als diese. Sie sind es doch nicht in dem Grade wie späterhin die politischen Fabeln von Fischer (Königsb. 1796) und Aehnliches bei Pfeffel, was nicht unbeliebt war, wo man unter lauter Besonderheiten der Gesinnung, der Stimmung, der Thatsachen, der Nutzanwendungen trit, die politisch, parteiisch, leidenschaftlich und bitter sind. Lessing konnte die Welt nicht anders stellen als sie stand; wir leben nicht mehr in den großen Uranfängen der Gesellschaft, wo große Grundlehren der Menschheit in einfachen Bildern zu lehren waren; die Fabel hatte sich dorthin gezogen, was wir Gesellschaft nennen, und dort mußte sie wohl einigen Witz geltend machen. Satirisch und witzig war die Fabel nicht allein bei Lessing in dieser Zeit, sondern bei Allen; dies ist durchaus kein Unterscheidungszeichen für seine Person, sondern für seine Zeit. Der wahre Unterschied ist, daß die übrigen alle in ihren Fabeln witzig sein wollten und nicht waren, Lessing vielleicht nicht wollte und war. Es kam nur darauf an, daß der Scharfsinn nicht seine eigene Spitze brach, daß der Autor gesund blieb in der ungesunden Luft und daß er den nutzlosen Flitter verschmähte. Lessing that dies, und ich zweifle, daß man bessere Fabeln in unserer Zeit machen kann als die besseren unter den seinen, bis ich welche gelesen habe. Gleich 1760 erschien Bodmer mit seinen unäsopischen Fabeln. Er schrieb sich selbst das Armenzeugniß, indem er bei jener Fabeltheorie zu bleiben erklärte, die Lessing aus den Stoppischen Fabeln gezogen habe, der die Gedanken seines Kopfs der Kürze zu Liebe nicht zurück behalten habe. Er dachte Stoppe's Lustigkeit solle schadlos halten für die anderen Schönheiten, die er seinen Fabeln nicht geben konnte. Das ganze Heer der übrigen Fabelschreiber, die in den 50er und 60er Jahren

und weiterhin noch ſehr zahlreich waren[60]), folgte meiſtens Gellert, Einige, die wie Kretſchmann, Weſtphalen u. A. Proſa verſuchten, ſcheiterten[61]), und dies mag Leſſing's Wirkſamkeit in dieſem Fache ſehr beeinträchtigt haben, daß eben Jeder ſchlechte Reime, aber Niemand gute Proſa ſchreiben konnte, was, wie auch Goethe ſagt, die Leute erſt in den 70er Jahren durch Leſſing einſehen lernten. Aus der großen Maſſe nennen wir nur noch Gottl. Conrad Pfeffel (1736—1809) aus Colmar, der wie ſein Landsmann v. Nicolay zwar außer engerer Verbindung mit den deutſchen Poeten dieſer Zeit ſteht und erſt nachher in Verhältniß zu Georg Jacobi kam, der aber doch zur Fabel von Gellert angeregt war. Die fruchtbare Epoche ſeiner Fabeldichtung hatte er erſt ganz ſpät, als ihm Florian in die Hände fiel, zu dem er in demſelben Verhältniß ſteht wie Gellert zu Lafontaine. Seine erſten aber erſchienen ſchon gedruckt um 1759—61. Sie ſind für die Schule ſehr bequem gefunden worden, und dies darum, weil ſie an Glätte der Form mit der Zeit fortgegangen waren, und weil ſie das allzuüppige Reben- und Beiwerk abſchnitten, was ihr charakteriſtiſches Merkmal iſt. Aber jener Ernſt um die Sache, der bei Gellert noch wohlthuend iſt, iſt bei ihm ganz weg, und dies iſt das Zeichen, daß die Gattung nicht mehr an der Tagesordnung war. Die Maſſe ſoll nun die innere Güte erſetzen, die Eleganz die Liebe zur Sache; und eben dieſe Maſſen nebeneinander, und dieſe durchgehende Mattheit und Weichlichkeit machen dann eine gleich unangenehme Wirkung, wie die vergnügliche Weitſchweifigkeit bei Gellert. Dabei wird man noch häufig gewahr, daß jene Glätte der Form oft gar ſehr bloßer Firniß iſt, denn plötzlich überraſchen uns im gewöhnlichen Erzähltон und ganz ohne Grund gemeine Ausdrücke, wie das Menſch, das Beeſt, der Bengel u. ſ. f.,

60) Wir gehen natürlich auf die Einzelnen nicht ein, die zu wenig Verſchiedenheit unter einander haben. Die vorzüglichſten ſind in den 50er Jahren Pfeil, Petermann, in den 60er Lieberkühn, C. von Moſer, Weſtphalen, Willamov, Michaelis, Burmann, in den 70er Zachariä, Brauns, Kl. Schmidt, Nicolay, Götz u. A.

61) Man vergl. nur z. B. die ſchauderhaften Proben aus den Fabeln von einem Nachahmer Leſſings, Raupſch, die die Lit. Briefe Nr. 121 mittheilen.

die, ſcheint es, Kraftbrocken in der ſchalen Brühe ſein ſollen, und neben denen ſich dann die orientaliſchen und mythologiſchen Benennungen und Geſtalten mitten in dieſer Thierwelt ſonderbar ausnehmen. Nirgends meint man auch ſo oft jene plumpen Wort- und Witzſpiele ſtatt der Moral zu finden, wo plötzlich das arme handelnde Thier als ein Schimpfname auf gewiſſe Menſchenklaſſen gebraucht wird. „Wäre unter dieſen Thieren, ſagt Herder, der Affe und Eſel lächerlich? O der alten abgekommenen Späße, die den Dichter ſo oft ſelbſt zum Affen oder Langohr gemacht haben! Kein Witz kann leicht abgeſchmackter werden als der Fabelwitz.“ Und keine Gattung, fügen wir hinzu, ſo ſehr zu Trivialität verwöhnen. Dies fühlt jedes Kind mit rechtem Takt. Auf der Schule gäbe wohl jeder friſche Knabe Pfeffel's ſämmtliche Fabeln um ſeinen Ibrahim hin. Wie im Mährchen, ſo iſt es auch nicht gut, die lebensdurſtige Jugend zu lange in der Fabel zu halten; ſie ſehnt ſich bald nach Handlungen, die eben ſo wohl belehren und zugleich den Charakter beſtimmen.

Auch Fr. W. Zachariä (aus Frankenhauſen 1726—77) hat „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis' Manier“ (1771) geſchrieben, über die wir ſchon früher einmal unſer Gutachten gegeben haben. Das charakteriſtiſche Fach dieſes Dichters iſt aber die ſogenannte komiſche Epopöe. Sie liegt durchaus auf Einer Linie mit den bisherigen Erſcheinungen und führt uns in ſteigendem Fortſchritt, aber langſam, dem poetiſchen Schaffungs- und Erfindungsvermögen näher. Dieſes äußerte ſich in neuer Lebenskraft zuerſt bei Brockes als bloße Nachahmungsgabe, im Abſchildern und Malen; Rabener's dürftige Charakteriſtiken von Menſchen und Ständen führten einen Schritt weiter; die Fabeln verlangten ſchon eigentliche Compoſition, allein ſie waren noch am ſeltenſten erfunden, meiſt blos nacherzählt. Die komiſche Epopöe und die Idylle führen zu Darſtellung weiterer, ausgedehnterer Verhältniſſe über; noch aber ſind es blos einzelne kleine Begebenheiten und Zuſtände, die geſchildert werden. Erſt Klopſtock ging zu Handlungen, zum Epos über. Was man gewöhnlich komiſche Epopöe nennt, müßte durchaus einen anderen beſcheideneren Namen

führen, und läßt ſich eigentlich gar nicht unter Einen Titel bringen. Es gibt nur Eine komiſche Epopöe, Reineke Fuchs, und nur Ein Werk in Proſa, was ſich dem vergleichen läßt, Don Quixote. Was jene vornehme Benennung führt, iſt gewöhnlich Parodie des Epos der Form nach, dem Inhalt nach aber komiſche oder ſatiriſche Idylle. Und ſo liegt auch die Schäferpoeſie in dem glänzendſten Zeitpunkt ihrer Entwicklung in Europa dem derbkomiſchen Roman in großen Maſſen gleichzeitig gegenüber. Uz, der ein ſehr mäßiger und verſtändiger Mann war, und den ſeine poetiſche Beſchäftigung in keiner Weiſe aufgeblaſen machte, nennt auch das Stück, das er in dieſer Gattung gemacht hat (der Sieg des Liebesgottes) ausdrücklich eine bloße Erzählung, und zwar im Gegenſatz gegen Duſch, der ſich nach Pope's Lockenraub ſeine Theorie der komiſchen Epopöe gebildet und dann die Thüre hinter ſich zugeſchlagen habe. Dieſe Pope'ſche Theorie, der alle unſere ſcherzhaften Epiker eben ſo ſklaviſch als ſeiner Praxis folgen, läuft dahinaus, daß in den komiſchen Epopöen ein kleiner Gegenſtand in dem großen Stile des ernſten Epos ſolle behandelt werden. Daher werden bei ihm Stellen des Homer und Virgil parodiſch benutzt, die ausgeführten Gleichniſſe nachgeahmt, der Kothurn ironiſch beibehalten, eine Art Göttermaſchinerie (Sylphen und Genien) angewendet; Alles dies ahmen unſere Deutſchen getreulich nach. Sieht man aber auf das Weſen, ſo liegen dieſe kleinen Dichtungen durchaus im Gegenſatze zur Idylle. Während hier die Naturzuſtände unſchuldiger Menſchen, der Hirten und Fiſcher geſchildert werden, ſo drehen wir uns dort in den Zuſtänden der verfeinertſten Geſellſchaft, der Stutzer und Koketten herum. Beide Gattungen treten auch gleichzeitig hervor, nur mit dem Unterſchiede, daß in der Einen der Hauptrepräſentant, Zachariä, vor kleineren Nachahmern vorausgeht, in der Andern Geßner auf kleinere Vorgänger folgt, der daher erſt etwas ſpäter genannt werden kann. Uebrigens haben wir ſchon gelegentlich erwähnt, daß Gottſched und ſeine Frau Schäferſpiele machten, eben ſo Gärtner und Gleim; und Roſt, deſſen Vorſpiel (gegen Gottſched) ganz im Stile dieſer komiſchen Epopöen geſchrieben

iſt, hat auch Idyllen geſchrieben. Bei den beſſeren ſcherzhaften Erzählungen läßt ſich auch die Grenzberührung oder Verwandtſchaft ſehr deutlich herausſtellen. Zachariä's Phaethon (1754), in dem er die ſteife Form des Alexandriners verläßt, und im Fluß des Herameters jenes Detail anbringt, das in allen übrigen komiſchen Epopöen durchweg fehlt, iſt immer, ſo viel ich weiß, neben dem Renommiſten am meiſten gelobt worden, nur nicht von Gottſched und den heutigen Gottſchedianern, die der Herameter ärgert. Wenn das Ganze nicht einigen Anſtrich einer Parodie auf Ovid's Phaethon hätte, und wenn nicht ſchon der Gegenſtand — ein Mädchen will im Phaethon ſelbſt und allein kutſchiren und wird für ihren Vorwitz im See abgekühlt — wenn nicht ſchon die Kleinheit dieſes Gegenſtandes einen Stich enthalten ſollte auf die Fruchtbarkeit der elenden Dichterlinge, die ſich ohne Vermögen an dem ernſten Epos verſuchen, ſo würde man dies Stück nicht anders als eine Idylle nennen können; man wird ſchon ganz auf Voßens Luiſe vorbereitet. Thümmel's ihrer Zeit ſehr bewunderte Wilhelmine (1764) würde eben ſo nichts als eine Idylle heißen, wenn nur der hochgehende Ton und die Reminiscenzen an Homer daraus getilgt wären, und wenn es nichts Wehethuendes hätte, ein idylliſches Gemälde von Gemeinem entſtellt zu ſehen, was ſelbſt in der komiſchen Erzählung unangenehm auffällt[62]). Was wir hier von dieſen deutſchen komiſchen Epopöen ſagen, gilt auch von ihren ausländiſchen Muſtern, von Boileau und Pope. Wie dürftig unſere guten Poten an Erfindungsgabe ſind, liegt bei dieſen Produkten Zachariä's zu Tage, von denen nicht zu reden, die den Nachahmer wieder nachahmten! Er bekennt ſich von den hohen Tönen Boileau's und Pope's (im Pult und Lockenraube) entzückt, fürchtet aber, daß ſie den Deutſchen noch unnachahmlich ſeien! Als er ſie ſelbſt hinlänglich nachgeahmt hatte und Beifall genug fand, und ein ganzes Heer Nachahmer wieder auf ihn folgte, ward er es endlich müde, daß „der

62) Der Gegenſtand iſt ein frommer guter Pedant, ſonſt unverſchuldet, dem ein zerpflücktes Kammermädchen zur Frau zugeführt wird. Dies ſcheint eben nicht ein Stoff zum ſchadenfrohen Lachen.

deutſche Stutzer vom Satyr aufgeführt werde", was der Lieblingsgegenſtand von Pope her blieb, und er ermahnt die Dichter, nicht immer Wiederhall zu bleiben, original und neu zu ſein. Dies ſagt er, als er eben ein nagelneues Thema aufgebracht, und von einem Lieblingskater erzählt hatte, der getödtet ward und nicht in die Hölle konnte, weil er unbegraben lag; er fühlt ſich wie ein Kind verjüngt in dieſer neuen Erfindung, und in der Gunſt der Muſe, die ihm die Hölle der Thiere gezeigt! Man begreift wohl, dies waren die Männer nicht, die uns zu einer neuen Dichtung helfen konnten, die ſich auf ſolche Schöpfungen etwas zu gute thaten, die ſich an einer ſo elenden Gattung entzücken und gar an ihrer Nachbildung verzagen konnten. Geht man die einzelnen Stücke durch, die Zachariä meiſt in den 40er Jahren gemacht hat, ſo erſtaunt man über die Leerheit und Geringfügigkeit dieſer eine Zeitlang ſo berühmten Erzählungen, in denen keinerlei Tiefe der Satire, kein freier Humor, nicht einmal ein Reiz zum geſunden heitern Lachen gefunden wird. Er war übrigens nicht der Erſte, der ſich darin verſuchte. Der Hamburger Lambrecht hatte ſchon 1741—44 zwei ſolcher ſcherzhafter Gedichte geliefert, die Tänzerin und die Nachtigall; ſie wurden aber erſt recht häufig auf dem deutſchen Parnaß, als die Gottſched Pope's Lockenraub (1744) überſetzt hatte und Zachariä mit dem Renommiſten auftrat. Dies iſt das berühmteſte unter ſeinen Stücken; er hätte auch viel mehr Recht gehabt, ſich auf dieſen Griff etwas einzubilden als auf den Murner; es iſt doch wenigſtens ein Gegenſtand friſch aus dem Leben und der Gegenwart genommen, der auch in ſofern noch zu uns heutigen eine Beziehung haben kann. Das Leere an Thatſächlichem, den Mangel an Mannichfaltigkeit, die abgeſchmackten allegoriſchen Figuren, den parodiſch-epiſchen Ton, all das hat das Gedicht mit Pope gemein, allein was viel beſſer darin iſt, iſt der gewonnene Gegenſatz zwiſchen Rohheit und Mode, Renommiſt und Stutzer, zwiſchen den zwanglos groben Sitten ſeines Jenenſer Raufbolds und den galanten und modiſchen des Leipziger Zierbengels. In den Verwandlungen wird Ovid parodirt. Eine Sylphe, der Pudergott Zephis, verwandelt eine ganze

Schaar Stutzer in entsprechende Formen, um Selinden, die er liebt und die sie umflattern, von ihrer Koketterie abzubringen. Zuletzt scheint es zu gelingen, da er selbst als ein modischer junger Herr erscheint; sein Kleid siegt, als er ihr aber auf ihr Verlangen, von Liebe bethört, sein Zauberband gibt, so verwandelt sie sich in einen Stein! Dies kann uns ein Beispiel für alle sein, welch albernes Zeug der gewöhnliche Inhalt dieser Sachen ist. Den Phaethon haben wir vorhin erwähnt. Die Lagosiade besingt in hochtrabender Prosa, wie ein Jäger einen Hasen mit einer Keule erschlägt! Das Schnupftuch enthält wieder eine solche Toilettengeschichte, ein „Heldenepos von einer Kleinigkeit", wie aus einem Taschentuch ein neues Ilium wird. Eine Reihe von Nachfolgern, die kaum sich in etwas unterscheiden, gehen mit ganz ähnlichen Erfindungen furchtsam nach. Dusch erzählt in 7 Büchern wie das Toupé eines Stutzers in seinem Zirkel von einem Neider aufgebrannt wird; Uz, wie Amor eine Spröde mit einer prächtigen Equipage beugt; Aehnliches enthält der Baron (1733) von Schönaich, der verlorne Hut (1761) von Eberlein, einige Stücke von Hommel, Löwen u. A. Bei Dusch werden schon Stellen aus deutschen Epen von Schönaich und Naumann mit satirischer Absicht parodirt; auch Uz stichelt vielfach in seinem Liebesgott auf die geschmackverderbenden Epen der mizraimischen Dichter. So ist es sehr bezeichnend, daß noch spät in dem erneuerten Rabelais von Sander, diesem Hauptwerke auf der Seite komischer Erzählung die Götterssprache der Klopstockianer vortrefflich verspottet wird. Ganze komische Epopöen wie der Wurmsamen, die Trüffeln u. A. setzen sich gleich nach Erscheinung des Messias Klopstock entgegen, und geben jede andere Absicht auf, als die Parodie der seraphischen Dichtung. Bei Zachariä findet höchstens ein Spott auf Naumann's Nimrod Eingang. Denn er selbst ging zu entschieden zu Klopstock über, und ahmte ihn mit eben so wenig Glück nach, als Pope. Er lehnte sich wie Er gegen den Reim auf und gegen die Anakreontiker[63]), er gefiel

63) In den Stufen des weiblichen Alters, einem Gedichte, dessen Vorbild von

ſich in geſuchten Bildern und Ausdrücken, er verſuchte Oden, und hob ſeine Seele „mit ſeraphiſchem Schwung in höhere Sphären", wo er nicht heimiſch war. Er griff weltliche und geiſtliche Epen (den Cortes, und die Schöpfung der Hölle) an, ohne damit fertig zu werden. Wenn dieſe Wendung auffallen ſollte, ſo muß man bedenken, daß Zachariä nur Nachahmer, nie Dichter war, und daß er ſich als ſolcher gleichgültig verwandelte. Wie er auf Klopſtock, wie er auf Waldis fiel, ſo auch gelegentlich auf Hagedorn, dem er gleich allen ſeinen Freunden gewiſſe humoriſtiſche Liederformen abſieht, ſo auch auf Milton, den er in Hexametern überſetzte, ſo endlich auch auf Thomſon, dem er in ſeinen Tageszeiten gerade ſo ſklaviſch folgt, als Pope in ſeinen Erzählungen. Dies wäre etwa der Mittelpunkt ſeines ganzen Dichtens, daß er überall an die Engländer angelehnt erſcheint. Sein Umgang mit Ebert erklärt dies, ſein Aufenthalt in Göttingen, wo damals mehr britiſche Sympathien waren als ſpäter, wie man auch aus Duſch ſieht. Seine Tageszeiten in der frühern Bearbeitung, die ſehr verſchieden von der ſpäteren iſt, ſprechen ſeine Anglomanie nicht allein in Beziehung auf die Dichter, ſondern auf das ganze Volk nur zu oft aus. Dies iſt überhaupt der große und allgemeine Charakter der ganzen niederſächſiſchen Literatur, daß in und über ihr die verwandtere engliſche Natur und Literatur völlig herrſcht und waltet. Als den Gipfel dieſer niederſächſiſchen Literatur aber haben wir Klopſtock zu betrachten.

---

einem Züricher, Wartmüller, herrührte, (5r Th. der Werke 1767) ſagt er von ſeiner idealen Jungfrau, ſie höre Lieder:

— nicht lesbiſche Leiern,
oder das tejiſche Lied. Der ſionitiſchen Muſen
göttlichen Harfenklang hört ſie entzückt, und liebt die Geſänge,
dir ehrwürdige Tugend zum Ruhm, nicht jene voll Wolluſt u. ſ. f.

4. Klopstock.

Wir haben unter den Bremer Beiträgern auch Friedr. Gottl. Klopstock (aus Quedlinburg 1724—1803) genannt. Er trat am spätestens mit seinem Freunde J. C. Schmidt (aus Langensalza) zu, und steht in den 50er Jahren in solch einer abgesonderten mehr ernsten Gruppe mit Cramer und J. A. Schlegel, wie die bisher genannten humoristischen unter sich. Wer ihn mit unserm gesammten Kreise im innerlichen Bunde sehen wollte, der hätte nicht Mühe, die Züge zusammenzustellen, die sich berühren, aber vergebens würde er den Ton zu halten suchen, der sich der Schilderung jener eintönigen Charaktere natürlich aufdringt, den aber dieser außerordentliche Mann ebenso entschieden verdrängt. Gleich seine früheste Geschichte wirft ein ganz anderes Licht über den zwar gleichen Grundton seiner Jugend, und er ragte gleich als Knabe über die andern durch merkwürdige Sicherheit und kräftigen Trieb hinaus. Er brachte wie jene zwar die fromme und gläubige Denkart von Haus aus mit, aber sein Vater war ein Mann von derbem und tapferem Charakter, unter dessen Leitung den Knaben die drückende Stubenluft nicht so verwöhnen konnte; auch wuchs er kräftiger unter freiem Himmel auf, badete gegen der Eltern Willen, und sein enthusiastischer Lebensbeschreiber (der junge C. F. Cramer [64]) möchte uns gern in seiner Jugend einen kleinen Cheruskerhelden in ihm zeigen, wie er sie später in den Bardieten besang. Er theilte mit Mehrern unserer Leipziger Verbindung die gute sächsische Schule in Pforta, aber in keinem hing sich die Begeisterung für die Alten so lebensvoll an und weckte die Luft zum Schaffen so frühe; er

64) Klopstock, Er und über ihn, v. C. F. Cramer. 1780. Ein wunderliches Werk. Es sollte Sammlung der Werke, Leben, Kritik, Panegyricus und Alles werden. Es ward zum Glück nicht fertig; Klopstock hätte es nicht gestatten müssen, daß dies Werk unter seinen Augen angefangen ward. Vgl. außerdem: Briefe von und an Klopstock. Herausg. von Lappenberg. Braunschweig 1867. Strauß, Klopstock und der Markgraf Karl Friedrich v. Baden, in Sybel's histor. Zeitschrift 2, 424 ff. Klopstock's Liebe zu Fanny. In Klopstock's Briefen an Bodmer, im Weimar. Jahrbuch 4, 116 ff. Brunier, Klopstock und Meta. Hamburg 1860.

dichtete schon auf der Schule in beiden alten und in deutscher Sprache Schäfergedichte und Bußlieder. Vor ihm hatten schon Gottsched und Gellert in verschiedener Art einen groben und feinen Wetteifer gegen die Fremden und Alten verrathen, aber Keinen quälte in dem Maße Schamgefühl und Unmuth wie ihn, bis er Hand an ein Werk gelegt hatte, das sich dem Besten der Ausländer an die Seite stellen sollte. Ein geheim gehaltener und unterdrückter Ehrgeiz lag bei Gellert unter deckender Asche, aber in ihm schlug das feurige Gefühl für Nachruhm und Unsterblichkeit in helle Flammen, die selbst seine christliche Demuth nicht niederhalten konnte. Mit eben jenem friedlichen Gemüthe kam er zu den Leipzigern, das den Lärm der Streitigkeiten haßte; aber bei ihm bildete sich der Abscheu gegen alle Kritik zu einer seltenen Höhe. Sein Vater selbst ermunterte ihn, die thersitischen Gottschedianer mit dem goldenen Scepter des Ulyß zu widerlegen, aber er fand es nicht ehrbar, und machte es sich später zum Grundsatz auch auf keinen Tadel zu achten, selbst wo Stillschweigen für Schwäche ausgelegt werde. Auch den elegischen Hang brachte er schon aus der Schule mit; er äußerte sich bei ihm in Liebe zu Natur und Einsamkeit, die die übrigen meistens kälter ließen. In den Andern brachte diese Stimmung das Bedürfniß der Freundschaft zu Tage, Keiner hat es so stark empfunden als Klopstock; Freundschaft war ihm mit der Liebe im Grunde einerlei; sie war ihm nach dem Bewußsein, seine Pflicht gethan zu haben, die größte Glückseligkeit des Menschen hier und dort. Wir fanden in Jenen einen gewissen Frohsinn, oft dicht neben Trübsal und Schwermuth liegen, bei Keinem ist Beides so energisch ausgesprochen wie bei Klopstock. Er hat mit seiner freieren Weise, so wunderlich dies auch lautet, auf die kräftigere Lebensregung in den 70er Jahren ebenso entschieden gewirkt, wie mit seiner liebenden Schwermuth auf die sentimentale Sinnigkeit vorher. Seine körperlichen Fertigkeiten, sein Schlittschuhlaufen, das er mit Leidenschaft trieb, das er so schön besang, für das er in solonischem Ernste Gesetze entwarf, sein Reiten, sein Baden, hat sich unmittelbar auf die Stolberge vererbt, die diese Künste in einer Art betrieben, daß sie Goethen

ein Aergerniß waren. Wenn Klopſtock zu Gleim nach Halberſtadt kam, hatten die heiterſten Feſtlichkeiten Statt, und ſpät noch ſetzte er (in der Ode: der Wein und das Waſſer) den muthwilligen Jugendſcenen ein Denkmal, die ſie dort durchlebten. Wie ſich Scherz und Ernſt bei ihm ablöſten, zeigen nicht allein einzelne Dichtungen, wie wenn er (in der Ode Frohſinn) mit Wehmuth beſingt, wie er glücklich durch Heiterkeit war, ſondern auch ſolche Scenen ſeines Lebens, wie der höchſt charakteriſtiſche Beſuch in Zürich[65]) und die Fahrt auf dem See. Die Frommen unter den Zürichern erwarteten einen heiligen Propheten in ihm kennen zu lernen; ſie hätten wohl über ſeine Fragmente, die er vorlas, den ganzen Tag verweint, Er aber hielt die Freude wach und eroberte ſich, den Anderen voran, von ſeiner ſpröden Schönen, die ihm zugetheilt war, einen Kuß. So ſagt er ſelbſt, er habe Lieder ſingen wollen wie Hagedorn, aber die Muſe hätte ihm zugewinkt, nicht jene Lieder habe ihn die Natur gelehrt.

In allen dieſen Zügen ſteht er unter den Bremer Beiträgern als ein Gleicher, nur überall als ein Höherer; er faßte aber in weit größerem Maße alle Richtungen und Beſtrebungen der Zeit überhaupt in ſich zuſammen, vereinte in ſich die Strahlen der damaligen Bildung wie in einen Brennpunkt, ſchloß die vergangene Zeit völlig ab, und warf eben ſo viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerverſchiedenſten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erſt die neue Zeit, und die Wiedergeburt unſerer Literatur, und nur ein ſo kräftiger und beglückter Geiſt konnte dieſen Wendepunkt herbeiführen. Ueber ſeine Geburt wachte der Genius der Zeit, der ihm alle Neigungen des Jahrhunderts einimpfte, die beſtehenden und die werdenden; mit ihnen ergriff er ſein verwandtes Geſchlecht und machte eine denkwürdige Wirkung. Was irgend die Gemüther vorher bewegt und die Köpfe beſchäftigt hatte, das nahm er mit ſicherem Griff auf und trieb es zu einer Reife, nach der nichts übrig blieb, als Abfall der Frucht und Erwartung neuer und anderer

65) Vgl. Mörikofer, Klopſtock in Zürich im J. 1750—51. Bern 1851.

Blüthen. Das Verschiedenartigste, was die Menschen um ihn getrieben hatten, band er voll Einklang in seinem Wesen und Werken, und dies ist einer der wahrsten Sätze, daß der Mensch, wo er Entgegengesetztes harmonisch zu verknüpfen weiß, immer das Höchste zu leisten sich anschickt. Wir sehen demnach in Klopstock nicht allein die empfindsame Stimmung der Zeit eine ansteckende Kraft erreichen, sondern auch ihre fröhlichheitere, wir sehen ihn nicht allein mit der sokratischen Weisheit Hagedorn's übereinstimmen, sondern auch mit Bodmer auf dem Wege zur Verehrung Young's und Milton's. Nicht allein trat er wie Haller, wie es seiner steten Richtung auf große und erhabene Gegenstände gemäß ist, in sich selbst mit erhöhtem Selbstgefühl zurück, sondern er ging auch, wie Hagedorn und Giseke noch schüchtern thaten, von reicher Empfindung des Schönen überwallend aus sich heraus, und sagte zum erstenmal der Welt die geheimsten Regungen seines Herzens. Er faßte in seiner Beschäftigung mit der Sprache nicht allein Grammatik und Regel ins Auge wie Gottsched, sondern auch ihre lebendige Bildung aus Volkssprache und den alten Klassikern zugleich, gerade wie Bodmer. Er suchte in seinen Dichtungen das Malerische und Musikalische der Haller und Drollinger zu verbinden mit der Lebensweisheit Hagedorn's, und strebte, wie die schweizer Kritik verlangte, für Verstand, Einbildungskraft und Herz zugleich Nahrung zu geben, mit entschiedener Bevorzugung der Wirkungen auf das Gefühl. Wozu Bodmer entfernte Anlage verrieth, sich in verschiedene Gestalten zu verwandeln, das ist bei ihm gleich in entschiedener Fertigkeit. So hatte noch Niemand den Ton der bardischen Urdichtung, die einfache Größe der hebräischen Poesie, den ächten und unverschrobenen Geist des klassischen Alterthums getroffen, wie gleich in seinen Jugendoden Klopstock, wo wir bald Horaz, bald David, bald, was das seltsamste ist, Ossian hören, noch ehe man von Ossian etwas wußte. Diese Gabe hatte selbst Lessing und Wieland nicht besessen, sie zündete zuerst in Herder wieder nur um nachzuahmen, dann in Goethe um frei zu schaffen.

Mit all dieſen Eigenſchaften geboren, ſprang ſeine Dichtung gleich in ſeiner erſten Jugend wie eine bewaffnete Pallas ins Leben. An einem dreifachen Scheidewege ſtand der ungeduldige Jüngling und wählte; die Alten und ihre Kunſtdichtung, das Vaterland und die Naturdichtung der Barden, das Chriſtenthum und David's prophetiſcher Geſang lockten ihn, zwiſchen Leier und Telyn und Pſalter je zu ihren Gunſten zu entſcheiden. Sein Genius zeigte ihm, wie ſtreng das Gericht der Zukunft ſei; er wies ihn vor der Luſtfahrt der Andern auf glattem Strome hinweg auf das weite Meer; aber hier ſah er warnungsvoll viel hochmaſtige Dichterwerke vom Sturm zertrümmert liegen. Er wurde bis zur Schwermuth ernſt, vertiefte ſich in Zweck, Verhalt, Grundton und Gang eines Gedichtes und ſtrebte, geführt von der Seelenkunde, zu ergründen, was deſſen Schönheit ſei. Wie ſelbſtändig die Dichterkraft ſich in ihm bewährte, doch fühlte auch Er, daß wir Deutſchen die alte und fremde Bildung, auf der wir aufgewachſen ſind, nicht verleugnen können, wo wir groß werden wollen. Er wählte ſo, daß er keins von den Dreien fallen ließ; die Hauptelemente der deutſchen Dichtung: das deutſch Vaterländiſche, das chriſtlich Univerſelle, das antik Klaſſiſche hielt er mit Einem Griffe feſt; er umſpannte die Dichtung des Nordens, des Orients und des Alterthums; und was er gleichgültig liegen ließ, die alexandriniſch-ritterliche Bildung war die Ausbeute, die ſeinem entſchiedenen Gegenfüßler Wieland übrig blieb. In ſeinen Oden unterſcheiden ſich, gleich bei den früheſten am deutlichſten, nicht allein dieſe drei verſchiedenen Elemente, ſondern auch drei gleichſam entſprechende Arten, in denen das Eine oder das Andere vorherrſchte. Die einen ſind geiſtlich, die anderen bardiſch, die dritten antik; die erſten dithyrambiſch und hymnenartig, die zweiten künſtlich in Maßen, verſchlungen und dunkel im Inhalt; die letzten einfach und gehalten; jene verwandt mit dem Meſſias, mit David und den Propheten, die anderen mit den Bardieten unſers Dichters, mit dem Tone der Edda und des Oſſian, die dritten mit Pindar und Horaz. Dieſe antik geformten und gedachten ſind unſtreitig die Beſten, vielleicht ſchon weil ſie ſich den alten

Maßen bequemen; Herder meinte wohl mit Recht, daß bei Horaz die Form der Ode erschöpft sei, und wies mit ungemein feinem Sinne die Gebrechen der neuerfundenen gothisch geschlungenen Maße Klopstock's gegen die Alten nach. Und was dieser von dem Versmaß sagte, das behauptete Klopstock selbst von dem ganzen Tone der Ode, ihn habe Horaz bis auf jede feinste Wendung bestimmt. Nur diese Gattung hat in Ramler und Voß nachgewirkt, die andern gingen verloren; so hatte auch gewiß Niemand, wenn wir lateinische Nachahmer ausnehmen, in neueren Sprachen den Geist der ächten Ode wieder erreicht. Klopstock führte hier auf die reinsten Meister, Pindar und Horaz, zurück, so weit es die Zeit gestatten wollte, und er warf Alles, was sich vor und neben ihm bei Hagedorn, Lange, Uz und Aehnlichen mit dem Namen Ode schmückte, ohne daß der bescheidene Jüngling es wußte oder ahnte, in tiefen Schatten. Und dies hauptsächlich darum, weil er mit so strenger Fügsamkeit in die Vorzüge der Formen einging, ohne darum den lebendigen Stoff in sich preiszugeben; er blieb dabei der neuere Dichter des Herzens und des Gedankens, und die horazische Form ward nicht bei ihm wie oft bei Ramler ein leeres Gehäus. Er nahm von den Alten, was unsere größten Dichter ihm nach thaten, den Formensinn, der nur leider bei ihm nicht so weit ging, daß er für ihre plastische Dichtungsart Geschmack gefaßt hätte; er blieb vielmehr bei dem stehen, was sich auf Versmaß und Sprache bezieht. Er lernte bei ihnen den Reim verschmähen, den er (in der Ode an Voß) übertreibend ein Wörtergepolter, Trommelschlag und wirbelndes Gleichgetöne nennt; er fiel, als er überdenkend die epischen Maße der Neueren prüfte und mit eklem Ohre verwarf, auf den Hexameter mit jener Freudigkeit, die des richtigen Gefühles Gefährtin ist. Wie viel seinem Hexameter fehlte, doch war er ein unermeßlicher Fortschritt, wenn man ihn gegen die der Heräus und Weise verglich. Wenn man die beschränkte Kritik jener Zeit bedenkt, mit der noch der Grammatiker Christ und Uz im besten Ernste die alte Versregel an die deutsche Sprache hielten, wie einst Otfried die Sprachregel, so muß man alle Achtung vor dem glücklichen Griffe Klopstock's haben,

der den Accent des Sinnes und der Wortgeltung einführte, die einzig mögliche Regel, die mit Poesie bestehen kann, die alle Dichter nach ihm, und darunter Goethe, befolgten, die aber freilich von den pedantischen Grammatikern und Trochäenverfolgern noch heute angefochten wird, denen es noch immer auf dem Standpunkte des Otfried und der Schulmeister in der Reformationszeit gefällt. Die Frage über das Bürgerrecht des Hexameters bei uns ist längst verjährt. Schon vor Klopstock fiel Kleist gleichsam aus sich selbst auf dieses Maß, dem er eine Vorschlagsilbe gab, und das nicht als Hexameter galt. Wir haben, wenn man nicht etwa den Oberon mitzählen will, nur drei epische oder eposartige Gedichte der neueren Zeit, die volksthümlich geworden sind, Messias, Luise und Hermann und Dorothea, und sie sind alle in Hexametern. Dazu kommt noch Reineke Fuchs hinzu, der in Hexametern populärer geworden ist, als in allen andern hochdeutschen Uebertragungen. Es ist auch nicht zu fürchten, daß die Nibelungenstrophe, hinter die sich die poetische Armuth so bequem versteckt, und die Romanzenabtheilung, die noch viel bequemer für die Dürftigkeit ist und die jedes Epos wieder in seine ersten Elemente zerpflückt, in anderer Zeit einen Werth behalten werden, als in solcher, wo die Dichtungen keinen haben. So wie nun Klopstock diese Maße der Ode und des Epos von den Alten entlehnte, so auch die poetische Sprache. Hier stand er der ganzen Vergangenheit unserer deutschen Dichtung gegenüber, und der tiefe Unwille, den er über die Verstandesdürre und Prosa der bisherigen Dichtungen empfand, muß es erklären helfen, daß er in das entgegengesetzte Extrem fiel, seine Begriffe von Poesie und Sprache übersteigerte, und gleich in seiner Jugend auf einen Stoff für sein Epos, auf eine Form für seine Lyrik kam, die seinem Streben nach Würde und Erhabenheit den weitesten Raum ließen. Er verwirft die Franzosen mit ihrer prosaischen Poesie; die Alten und die Engländer lehrten ihn, zwischen der Sprache der Dichtung und gemeinen Rede scheiden, und er arbeitete daher mit bestem Wissen und Willen an der Weiterbildung der Sprache für beide Zwecke, indem er dem richtigen Gefühle, nicht der Theorie, die Grenzen

in diesen Bestrebungen überließ[66]). Mit Stolz antwortete er denen, die sich über die Schwierigkeit seiner Sprache beschwerten, sie möchten sie lernen. Und allerdings hat uns das Natürliche der wielandischen und goethischen Poesie weit zu sehr verwöhnt und auf den Weg der Franzosen zurückgeleitet. Nur daß wir freilich damit nicht die „Odenkryptik", die allzu kühnen Wortschöpfungen, die lateinischen Satzbildungen, die seraphische Götterspräche und jenen allzu hohen Kothurn preisen wollen, der uns bei Klopstock eben so misfällt, wie dem Aristophanes am Aeschylus und dem Aristoteles am Pindar. Wenn man, wie Klopstock, gefühlt hat, was endlich die Schönheit des Gedichtes, was poetische Rede sei, und wie die Dichtung in Bilder kleiden soll, was die gewöhnliche Rede in abgezogenen Begriffen läßt, so folgt die letzte Schwierigkeit, an der wir den Geschmack erst prüfen, und nach dem sich der Genuß des Lesers bestimmen wird: daß nämlich ein Maß gehalten sei in der Anwendung der poetischen Form, daß nicht Alles Schmuck und Zierat werde, daß man nicht vergesse, wie das Material, in dem der Dichter wirkt, Verstandesbegriffe sind, die jeden Zoll breit in Bilder umzuschaffen die Phantasie des Dichters und Lesers übermäßig anstrengt, so daß dort zuletzt der klügelnde Verstand die Bilder formen und hier sie zergliedern muß, und so durch die Ueberspannung der Einbildungskraft ihr Werk ganz verloren geht. Allerdings ist der Ode, die wie ein Bergstrom abstürzt, hierin mehr zu gestatten, als dem ruhig gleitenden Flusse des Epos, in dem das Poetische gleichsam nur wie die Scenerie des Ufers mitwirken soll. Allein unstreitig ist von Klopstock zu viel geschehen, und seine Gegner hatten vielfach Recht, hier Lohensteinischen Geschmack und undurchdringliche Dunkelheit zu tadeln[67]).

66) Im Nordischen Aufseher. St. 26.

67) „Der Wecker mit dem röthlichen Fuß" (die Sonne), „des frommen Mönchs Erfindung schallt" (ein Schuß fällt) u. dergl. bildliche Ausdrücke, oder solche Worte wie „es kleinelt und zwergelt mit der Größe des Eroberers" berechtigten freilich die Gottschedianer über Lohensteinischen Schwulst zu klagen. Und so finden sich ganze Sätze, die mit Anstrengung wie ein lateinischer Text herausconstruirt werden müssen, über welche Eigenschaft K. doch selbst an den alten Sprachen klagt. In

So weit also reicht Klopstock's Verhältniß zu den Alten. Aber sie waren seine Begleiter gleichsam nur bis zum Austritt aus der Schule; er wandte sich später immer mehr, wie Gellert moralischerseits that, poetisch und moralisch von ihnen ab. Schon als er von Schulpforta Abschied nahm[68]), bedauerte er Homer und Virgil um ihrer Religion willen, und vergleicht ihnen Fenelon als Nebenbuhler des Homer. Sobald sich das Selbstgefühl in ihm so steigerte, daß nun das Individuelle und Persönliche sich seiner Dichtung bemächtigte, so fühlte er den Mangel der Herzenserschütterungen in der alten Poesie; sie war ihm jetzt nur Stimme der Kunst, und der Grieche schien ihm die Sprache der Natur nur zu stammeln. Der Poet, unterscheidet er, läßt die Leier klingen von den Grazien, den leichten Tritt an der Hand der Kunst geführt; der Barde singt zur Telyn die schönere Grazie der seelenvollen Natur. Unter sparsamer Hand tönten (in dem Naturgesang der Barden) Gemälde herab, gestalteten mit kühnem Zug, tausendfältig, und wahr und heiß; ein Taumel, ein Sturm, waren die Töne für das vielverlangende Herz! Dies ist in Wahrheit, nach unserer anfänglichen Andeutung im Beginn dieser Geschichte, der Charakter des deutschen und nordischen Urgesangs, der auf leidenschaftliche Erregung des Herzens ging, der die Kunst verschmähte und die Natur über Alles setzte! Eine ächt deutsche Natur empfindet im späten, aber sich verjüngenden Zeitalter vereinzelt, wie sein Volk im ersten Keime innerer Regungen in Masse empfunden hatte; und wie ihm Cramer die Anklänge an die Edda in seinen Gedichten zeigte, noch ehe er sie kannte, so wies ihn dieselbe nordische Natur auch theoretisch auf die Erkenntniß der Unterschiede antiker und germanischer Dichtung (in der Ode der Hügel und Hain 1767), so fiel er in ähnlichen Zeiten und Verhältnissen auf einen ähnlichen Gegenstand der Dichtung mit

dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" dünkte man sich sehr witzig, daß man Klopstock's Oden ins Deutsche übersetzte.

68) Vgl. Klopstock's Abschiedsrede über die epische Poesie, hrsg. von A. Freybe. Halle 1868.

dem eben so nordisch gearteten Milton, ohne auch diesen zu kennen. Immer entschiedener trat dieser germanische Charakter heraus und verdrängte immer schärfer die Alten. Es hing damit auch sein Haß gegen die Franzosen zusammen, deren Schauspiele er auf Einerlei Linie mit den griechischen sah, deren Epiker, Voltaire und Chapelain, er schon in jener erwähnten Schulrede mit beißendem Spotte verachtete; und gegentheils seine Vorliebe zu den germanischen Engländern. Nicht allein der englischen Dichtung eines Milton und Young sich gleich zu stellen, ward sein Ehrgeiz, sondern auch das Urbild der scandinavischen Poesie zu erreichen, der er gleichsam durch seine Versetzung nach Kopenhagen (1751) nahe gerückt ward. Dies liegt schon in der versuchten Herstellung der nordischen Mythologie gegen die griechische. Wecke ich von den alten Göttern zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf, singt er, so haben die in Teutonia's Hain edlere Züge für mich. Als nun endlich gar Ossian bekannt ward und das erste Zeichen zu der späteren Revolution unserer Dichtung gab, warf sich ihm Klopstock ganz in die Arme, fand, daß er dem Homer trotze und daß Apoll vor ihm verstumme. Auch hier zeigte sich denn in den neuen Dichtern wieder, was unsere Poesie auf ausschließenden Wegen werden sollte. Ramler beschränkte sich auf das Antike und ward vergessen; in dieser deutschen Dichtung bewegte sich Klopstock nachher in den Bardieten, und sie wurden noch schlimmer als vergessen. Nichts schloß sich ihm in dieser Richtung an, als die nachherigen Barden, ein verdorrter Zweig unserer Literatur. Wie sehr diesem nordischen Ungestüm die Kunstlosigkeit, das Versteigen, das Uebertriebene, die Ueberspannung natürlich ist, beweist Klopstock so gut wie die altnordische Poesie. In seinen ossianischen Bardenoden ist jenes verführerische Dunkel am häufigsten, das uns zu nebelhaftem und gedankenlosem Lesen gewöhnt. In seinen Bardieten ist der anspannende heroische Bombast immer peinlich gefunden worden, abgesehen noch von der Anstrengung, die darin liegt, daß wir hier in eine ganz unbekannte Welt versetzt werden sollen, die die unplastische Manier der Darstellung um nichts heller macht. In der Sprache verirrte er sich in diesen

ausſchließenden Germanismus, in jene puriſtiſchen Grillen der Rechtſchreibung, die er zuletzt ſelbſt gern unterdrückt hätte. In ſeinem vaterländiſchen Schwindel ſchrieb er jene heftigen Oden gegen den franzöſirenden Friedrich II, in denen zuletzt keine Spur von Achtung für den großen Mann übrig bleibt. In ſeinem Freiheitsſinne, der mit dem Patriotismus Hand in Hand ging, verſtieg ſich der Eifer gegen Tyrannei ſo übermäßig, daß die Erhabenheit hart an Gemeinheit grenzt. Denke dir, mein Geiſt, heißt es in der Ode Fürſtenlob, daß du nie durch höfiſches Lob die heilige Dichtkunſt entweiht haſt! Durch das Lob lüſterner Schwelger, oder eingewebter Fliegen, Tyrannen ohne Schwert, Halbmenſchen, die ſich in vollem dummen Ernſte für höhere Weſen halten als uns. Nicht alte Dichterſitte, nicht Freunde, die geblendet bewunderten, erſchütterten deinen Entſchluß: denn du, ein biegſamer Frühlingsſproß in kleineren Dingen, biſt, wenn es größere gibt, Eiche, die dem Orkan ſteht! Und deckte Marmor auch das Grab, es iſt eine Schandſäule, wenn euer Geſang Kakerlakken und Orangutane zu Göttern verſchuf. Ruhe nicht ſanft, Gebein der Vergötterer, ſie habens gemacht, daß nur die Geſchichte, nicht mehr die Dichtung Denkmal iſt. — Man hört hier den Freiheitsſchwulſt unſerer teutoniſchen Jugend aus jeder Zeit, die auch ihr Verhältniß zu Klopſtock in den edleren Stimmungen von 1813 u. f. wohl herausfand. Denn edel ſind dieſe Regungen bei Klopſtock durchaus, und das eben muß man ſo tief bejammern, daß Alles, was unſeren vaterländiſchen Dingen je Heil bringen konnte, immer verkümmert, dann durch Verkümmerung verbittert und überſpannt ward. Wie viel mehr hätte Klopſtock für unſere Sprache noch werden können als er geworden iſt, wenn er in ihrer Bildung Maß gehalten hätte, wenn er nicht ſeine Poeſie allzu erhaben ſchrauben und ſeine Proſa allzu niedrig hätte laſſen mögen. Er liebte unſere Sprache ſo ſehr, ſo ſtolz, ſo weit entfernt von dem Undank Goethe's, der die Gründerin ſeiner Unſterblichkeit den undankbarſten Stoff nennen mochte! Wie manche ſchöne Ode hat dieſe ſeine Wärme für deutſche Sprache geoffenbart! Und übrigens iſt er für ſie ſo viel geworden!

Seit länger als einem Jahrhunderte war kein Mann von ähnlicher Bedeutung für die Sprache erschienen. Das haben die verschiedensten Männer anerkennen müssen! Herder bewunderte es poetisch und prosaisch, wie ihm die Sprache so eng, wie er ihr ein Schöpfer geworden sei und seine Macht besonders da vortrefflich geübt habe, wo er „aus der Tiefe der menschlichen Seele Gestalten bildete". Und Wieland wollte in der Hälfte des Messias nachweisen, wie die Sprache dem Dichter zu jedem Ausdrucke jeder Gegenstände und Empfindungen freiwillig entgegengekommen sei, und in der anderen, wie der Dichter die vorgefundene Sprache auszuarbeiten, zu formen, zu wenden, ihre Widerspenstigkeit zu zähmen, und aus dem oft spröden Stoffe einen geschmeidigen Luftkörper zu bilden gewußt hat. Wie schön ferner schlug Klopstock's Herz für deutsche Freiheit, wie freudig weissagte er („denn auch ihm ist der Blick hell in die Zukunft"), daß nach einem Jahrhunderte Deutschland frei sein und Vernunftrecht vor dem Schwertrecht gelten werde, wie wirkte er in dieser Hinsicht lebendig auf seine ganze Umgebung, aber warum mußte ein C. F. Cramer aus seiner unmittelbaren Schule und ein Stolberg hervorgehen, die gerade in dieser Beziehung nach beiden Seiten schwärmten? warum mußte er so übertrieben selbst in Extremen bald die lobhudelnden Wohldiener mit so grellen Farben malen, und doch nachher selbst gegen den dänischen Friedrich im nordischen Aufseher und in den Oden eine Wohldienerei so weit treiben, daß sie ihm sehr hart ist vorgeworfen worden? warum mußte er im freudigen Begrüßen und dann im Verfluchen der französischen Revolution beidemale das Kind mit dem Bade verschütten? Und endlich, welch edle vaterländische Gesinnung, welche feine Kenntniß seines Volks, seiner Schwächen und Größen, spricht nicht aus seinen Oden! Wie schwärmt er in dem Gedanken, dem Vaterlande das Leben zu opfern! und in dem Ehrgeize seiner werth zu sein! Wie ganz erfüllt ihn der große Gedanke der Unsterblichkeit, die ihm des Schweißes der Edlen werth schien! und der Stolz, daß die deutsche Dichtung sich ohne Mäcene emporgeschwungen, und daß unsere Muse den Bühnen-Wettlauf mit der beneideten britischen wagen

dürfte[69]). Er wollte nicht, daß den Deutschen anderer Gesang schrecke als der Griechen, und selbst ihn sollte die Religion überwinden helfen. Ist dir Anderer Dichtung furchtbar, sagt er, so gehören dir Hermann und Luther und Leibnitz nicht an, und die der Hain Braga's verbarg, so bist du kein Deutscher, ein Nachahmer, belastet vom Joch verkennst du dich selber, und hattest nie Nächte, denen der Ehrgeiz den Schlaf nahm! Wie nahe also war die Hoffnung, daß uns ein vaterländischer Dichter einmal werden sollte, allein auch hier ward uns vom Weltbürgerthum das Vaterland beraubt, und, wie das Christenthum so vielfach verschuldete, der Religion wegen entfremdet. Schon da mein Herz den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug, erzählt der Dichter in der Ode *mein Vaterland*, erkor ich Heinrich (den Vogler) deinen Befreier zu singen. Allein ich sah die höhere Bahn, und entflammt von mehr als nur Ehrbegier, zog ich weit sie vor. Sie führt hinauf zu dem *Vaterlande des Menschengeschlechts*! Noch gehe ich sie, und wenn ich auf ihr erliege, so wend' ich mich *seitwärts*, und singe zur Telyn Vaterland dich dir! So mußte sich denn das Vaterland mit dem Nebengesang begnügen; so seitwärts sang er nachher die Bardiete, die denn auch das Vaterland, unzufrieden mit der geringen Abfindung, seitwärts liegen ließ.

So also gab er Homer gegen Ossian auf, und beide zugleich sammt Pindar und Horaz gegen David[70]). Sions Lied schien sich ihm über Hämus und der Hufe Quell zu heben, und Pindar war ihm, wie Gellert, nichts gegen den Isaiden, der den Unendlichen singen konnte. Das Vaterland schien ihm nichts, als Befriedigung der Ehrbegierde zu bieten, die laut in dem Jüngling schlug. Sie verließ auch den Mann nicht, sie ward nur gehaltener; ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend, dem trachtet nach — dies war der Leit-

---

69) Die schöne Ode: die zwei Musen.

70) Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir sollen nach Lorbeer
nicht mehr geizen, uns soll inländische Eiche genügen;
und doch führet er selbst den überepischen Kreuzzug
hin auf Golgatha's Hügel, ausländische Götter zu ehren. Goethe.

stern, der ihm nur noch höhere Pfade zeigen sollte! Als er unter den Denkmalen des Vaterlandes einen Helden suchte und nicht fand, sank er müde hin, und sah dann plötzlich ihn, den er als Christ liebte, mit einem schnellen begeisterten Blick als Dichter. Ueber ihn vergaß er der gedürsteten Unsterblichkeit, und sah mit Ruhe auf die betrümmerten Gestade. Er grub sichs ins Herz, er dürfe erst nach dem 30sten Jahre seinen Messias beginnen, aber er hielt es nicht aus, übertrat und begann. Er wollte sich ein Denkmal errichten durch das Aeußerste, was die Poesie vermöchte: Erhebung der Sprache, gewählteren Ton, bewegteren edleren Gang und Darstellung, und vor Allem Religion. Sie sollte dem Gedichte einen Werth geben, der die Kunst der Griechen und die Leidenschaft des bardischen Volksgesangs überwände. Aber hier lauschte er seinem Genius am wenigsten. Hätte er das Gedicht in einer Jugendbegeisterung hinwerfen können, so würde vielleicht das Gute erreicht worden sein, was es darbot, ohne das Ueble, das es nach sich zog. Allein, nachdem die ersten drei Gesänge 1748 in den Bremer Beiträgen erschienen waren, verschob sich das Gedicht immer mehr (bis 1773), je mehr der Dichter durch den edlen Bernstorf Muße gewann; und seine Freunde begannen, die Dichtergehalte zu verwünschen. Er ermüdete über der großen Anspannung, aber es band ihn eine Art Pflichtgefühl an das heilige Werk! Er gestand es Clodius[71]) selbst, daß er schwerlich Dichter geworden oder geblieben, ohne daß ihn der Gegenstand seines Gefühls und seiner Verehrung gehoben hätte! Es ergriff ihn (schon 1750) Schwermuth, ja Todessehnsucht, aber er wollte leben bis er das Lied von Gott gesungen. Er kehrte immer neu zu diesem Geschäfte zurück, er lebte seiner Dichtung und dichtete sein Leben, Beides sog ihn aus, erschöpfte ihn und überreizte ihn, und so ging diese schöne freudige Kraft in weichliche Schwäche über, erschien in seinen Schauspielen und Sprachgrillen nachher zur Caricatur entartet, und in seinen christlichen Oden zum inbrünstigen Pathos verzerrt. Dies sind jene am häufigsten an-

71) S. dessen Auswahl aus Kl. nachgelassenem Briefwechsel, 2 Theile. 1821.

gefochtenen Hymnen, in denen die Lippe stammelt, was die Seele denkend, und das Herz empfindend nicht erreicht, jene Anbetungen und Entzückungen und Hallelujarufe, zu denen die erhabenen Gedanken von Engeln entlehnt sein sollen, jenes Staunen über den Unendlichen, in welchem hier gepriesen werden soll, was doch „die Welten nicht donnern und der Posaunen Chor nicht hallt", jenes poetische Verstummen im Gebet vor Gott, was ihm schon als Knaben im Milton die höchste Beredtsamkeit war! Dies ging denn auch in den epischen Messias über, mit jenen Wiederholungen, jenem kurzen paraboliſchen Tone des Orients, mit jenem Unperiodiſchen der jugendlichen Poesie der Völker, das dem epischen Gange widerstrebt, mit jener hebräiſchen Zerstückelung der Sprache, der Bilder, der Anschauungen und Begriffe, die höchstens in musikaliſchen Texten am Orte wäre, die in das Epos durchaus lyrische Farbe tragen muß, und die Einflüsse des Persönlichen. Dies sind nun auch die zwei großen Merkmale der klopstock'schen Dichtung, daß sie ganz musikaliſch und pathologiſch, daher ganz unepiſch und unplaſtiſch iſt, was Niemand greller empfunden hat, als der Maler Füßli, der lieber eine nähere Verwandtschaft der Dichtung zur plaſtiſchen Kunſt als zur Muſik gehabt hätte, der nicht Empfindung, sondern Einbildungskraft im Dichtungswerke suchte[72]) und der dieſer richtigen Einsicht sehr derbe aber sehr wahre und vortreffliche Worte geliehen hat.

72) Füßli schreibt an Merck: „Den größten Theil von Kl. Andachtsreden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutoniſchen Mythologie der Teufel. Es iſt eine Lüge, daß der größte Theil von David's Pſalmen poetiſch seien, und das aus dem Grunde, auf welchen Klopstock den vermeinten Vorzug seiner eigenen und der übrigen deutſchen Poesie vor der engliſchen baut: weil ſich nämlich die meiſten Pſalmen auf ein Privatgefühl, eine Lokalität, oder andere empfindungsvolle Grille ſtützen. Wer iſt der, der mir ſagen will, daß dergleichen Trockenbrötelei wie der 119. Pſalm, oder eines von Klopstock's ewig Herr! Herr! rufenden Tonſtücken Poesie ſei. Bilder, die Bilder, die ihr verachtet, die ihr nicht erfinden könnt, die machen Homer. Ein wahres, allgemeines Gefühl gießt ſich durch ein ähnliches Bild in alle Herzen, während ein falſches, örtliches, individuelles nur Einigen gefallen und alle Anderen verwirren und betäuben muß. Die facultas lacrimatoria, dieſes Schönpflästerchen der deutſchen Poesie, die teleſcopiſirten Augen, unnennbaren Blicke, und der ganze theologiſche Hermaphroditismus ſind vergänglichere

Klopstock war selbst musikalisch; er hatte für Musik das feinste Gehör, er war von den großen Meistern jener Tage, von Händel und Bach, von Gluck und Kunz u. A. begeistert, er konnte sich ganz in Wonne verlieren, „wenn geweihte Musik, und des Psalms heiliger Flug die Religion begleitete, wenn die Schaaren des Tempels feiernd sangen, und — ward dies Meer still — die Chöre vom Himmel herab.“ Er warf sich daher mit jener großen Vorliebe auf die Gesänge David's und auf die Propheten; eben da, wo Händel und Bach musikalische Nahrung suchten, fand er seine poetische. Sehen wir einen Augenblick ab von dem Messias, so ist die Ode Klopstock's eigenthümliche Gattung, in der er bedeutend geworden ist. Sie ist der Höhepunkt aller lyrischen Poesie, als deren Vertreter daher immer Pindar und Horaz genannt werden; die Spitze der musikalischen Poesie, die in sich selbst die Musik ersetzen und des Gesangs entbehren will, was eine weit größere Emancipation ausdrückt, als wenn das Schauspiel nicht mehr aufs Darstellen berechnet wird. Wer die Selbständigkeit der Lyrik verfechten will, hält sich an jene beiden Dichter, obgleich der Eine sich schon an Episches, der andere an Didaktisches anhält, ganz abgesehen von dem Verhältniß Beider zur Musik, über das wir nicht so sicher urtheilen können. Allerdings ist die Ode jene lyrische Gattung, die am meisten eine Grenzscheidung zwischen Poesie und Musik verlangt, sie sucht sich selbständig hinzupflanzen, sie kann gelesen und braucht nicht so nothwendig als das Lied gesungen zu werden, sie erscheint als der Musik nicht bedürftig, so wie man damals auf Seiten der Musik die Sonate als das Instrumentaltonstück entgegensetzte, das den begleitenden poetischen Text ersetze und Empfindungen ohne Worte schildere. Allein eben diese Selbständigkeit wird doch nur in der Ode erhalten, indem sie die mangelnde Musik in sich selbst herzu-

---

Lumpen, als die, auf welche sie gedruckt sind. Fühlt, wenn ihr wollt, dergleichen; ich wähnte es auch zu fühlen, wie ich ein Kind war; aber es ist stürzenswerthe Unverschämtheit, es Andern vorzutrommeln, und wenn es in euren heiligen Gedichten ist, so sage ich mit Götz: für die Majestät der Religion habe ich alle schuldige Hochachtung, aber Ihr, Herr Hauptmann u. s. w.

stellen sucht; eben das, was also die Unabhängigkeit von der Musik beweisen soll, beweist das grade Gegentheil. Die Musik sucht in ernsten Texten, eben in solchen, die allein in der Ode behandelt werden, nothwendig jene Erhabenheit, die auch der Ode eigenthümlich ist, weil der verweilende Gang des musikalischen Vortrags eine Schwere des Inhalts verlangt, auf dem Verstand und Gemüth lange zu ruhen hat; die Chöre bedingen gleichsam, um mit Ramler zu reden, den Ton der Tuba. Die Ode sucht ferner, indem sie die Melodie entbehren will, selbst Melodie und Tonstück zu werden, und sie kann daher, je nachdem man es ansieht, sehr schwer oder sehr leicht komponirt werden: sehr schwer, weil der Musik kaum etwas übrig bleibt, sehr leicht, weil Sprache und Versmaß erstaunlich vorarbeiten. Daher kommt es denn, daß das, was wir als Reste griechischer Musik haben, und die Begleitung, die wahrscheinlich mittelaltrige Mönche zu Horazens zweiter Ode machten, und die Kompositionen Klopstock'scher Oden von Gluck gleichmäßig im höchsten Grade einfach gerathen mußten! Und umgekehrt ward es Klopstock geläufig, aus kleinen Tonstücken von Händel, Gluck, Allegri, Paläſtrina u. A. Poesien und Oden zu machen, die er z. Th. unterdrückt hat, die aber in einzelnen Beispielen auch in seinen Werken zu finden sind. Sein großes Vorbild bei Erfindung neuer Odenmaße, sagt er selbst, war die Natur und der tonbeseelte Bach! Aus dem ganz musikalischen Charakter der Ode rührt es her, daß sie uns so leicht verführt, blos dem Klange nach zu lesen, über den Tonfall uns zu freuen und unvermuthet Sinn und Gedanken zu vergessen. Sie verlangt laut gelesen zu werden; das Ohr, das musikalische Organ, will an ihr seinen vorzüglichsten Genuß; die Ode ist daher dort am trägsten und unleidlichsten, und ihrem Zweck entgegen, wo sie, wie bei Uz, philosophische Abhandlung, wo sie, wie bei Ramler, voll von kopfanstrengenden Allegorien und Bildern ist; und daher hat Klopstock auch geradezu wie Lessing sich ganz entschieden gegen alle beschreibende und Lehr-Poesie gesetzt[73]).

73) In seinen Epigrammen:
Poesie, welche den Namen der descriptiven verdienet,

Nicht allein will das Ohr ſein Recht im Empfangen der Ode haben, ſondern es will auch bei Geſetz und Regel der Ode mitſprechen. Die Ode widerſetzt ſich und widerſtrebt allem logiſchen, verſtändigen Gange, und jeder Regel, die eine beſtimmte Ordnung da vorſchreiben will, wo der regelloſe Affekt allein Geſetzgeber ſein ſoll, der vor jedem Gegenſtande anders thätig iſt; wo ſich eine Empfindung, ein Gefühl, aus ſich ſelbſt und nach ſeinem eignen Geſetz zu einem oft ſehr geſetzloſ erſcheinenden poetiſchen Tonſtück formen will. In den Pſalmen, dieſen ganz muſikaliſchen Stücken, die der Kompoſition nur darum günſtiger, weil ſie poetiſch geringer waren, in dieſen Pſalmen hat Luther jene feinen Ausdrücke der Empfindungen von Leid und Freud', Furcht und Hoffnung gefunden, ſo wahr, ſagt er, wie ſie kein Maler beſſer hätte bilden können! Man beachte, wie ſchief dies herauskommt! Viel beſſer hätte er geſagt: wie ſie kein Tonkünſtler tiefer ins Gemüth ſenken kann. Denn dem Ausdruck der Empfindungen gibt die Muſik erſt ſeine volle Stärke, deren reines Gebiet dies iſt. Darüber hat ſich Klopſtock ſelbſt nicht getäuſcht. Worte ſprechen Gott nicht aus, ſagt er, aber ſie ſind doch ſeines Lichts ankündende Dämmerung; ſie werden Morgenröthe, wenn mit herzlicher Innigkeit den nennenden Laut die Menſchenſtimme (ſingend) beſeelt. Aber er wußte auch, daß ſeine Odendichtung hier mit der Muſik wetteiferte[74]). Wenn ſich das Gedicht ſo hoch erhebet, ſind wieder Worte von ihm, daß der Geſang ihm kaum zu folgen vermag, dann entzündet ſich heißer Streit; es wird Vollendung errungen, die nur ſelten dem Friedlichen glückte! Und wie wenig dieſer Wettkampf mit der Muſik bei ihm eine ſelbſtändige Losreißung von ihr ſein ſollte, beweiſt ſeine Ode der Bund.

---

hätten für Poeſie niemals die Alten erkannt u. ſ. f.

Und:

Wenn Lehrdichter zu ſein du wähleſt, ſo kannſt du des Stolzes
Schein nicht vermeiden; denn ohne die leidenſchaftliche Handlung
wagſt du zu gehen des Dichtenden Pfad; der Sterblichen opferſt
du die Göttin auf, Darſtellung auf der Beſchreibung.

74) Der Liederkomponiſt Schulz fand die Worte der Klopſtock'ſchen Oden ſchon in ſich Muſik, die der Melodie der Tonkunſt nicht weiter bedürfen.

Er stellt dort die plastischen Künste eben darum zurück, weil sie vereinzelt sind, weil sie sich nicht verbinden lassen. Aber die zwei redenden Künste, fährt er fort, Musik und Dichtkunst, vereinten sich einst, und so schöpferisch war der beiden Unsterblichen Eintracht, daß sie mit dauernder Glut mich durchströmte, daß auch Seher der Hörende wurde.

Die Ansicht, welche die lyrische Poesie in eine zweite Stelle rückt, schließt darum keineswegs das Außerordentliche aus. Wir wissen Pindar wohl zu schätzen, aber ohne darum über Aristoteles zu zürnen, der ihn neben Homer und Aeschylus zurücksetzt, und seine Gattung gegen Epos und Drama in Schatten stellt. Diese Ansicht muß übrigens nothwendig in einer Zeit misfallen, die nichts mehr als diese dürftigere Gattung hervorzubringen fähig ist, und sie gern zur höchsten machen möchte, um sich im Kleinen recht groß zu fühlen. Damit nun diese Ansicht nicht der historischen Betrachtungsweise allein Schuld gegeben werde, wollen wir einige Stellen einer Beurtheilung der Klopstock'schen Oden[75]) von Herder hier ausziehen, die vom ästhetischen Standpunkte ausgeht. Sie ist so voll von jener feinen Witterungsgabe, die hier gerade in diesem musikalischen Gebiete angewandter ist als Lessingischer Scharfblick, und in der Herder bekanntlich so unerreichbar war. Nie hat vielleicht das Werk eines deutschen Dichters eine so eindringende und dabei vielleicht allzu sehr anerkennende Beurtheilung erfahren, und wir wollen auch kein Wort hinzufügen; nur stelle man sich in Gedanken vor, Herder rede von Tonstücken, nicht von Oden, um zu finden, wie jeder seiner Aussprüche noch treffender werden wird. Er entdeckt also in jeder Ode Klopstock's einen eigenen Ton des Ausdrucks, der sich von der ganzen Mensur, Haltung und Betrachtung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, auf Länge und Kürze der Perioden, Wahl des Sylbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern oder weichern Buchstaben erstreckt. Darin hätten diese Gedichte so etwas Eingegeistetes, daß über

75) Allg. D. Bibliothek, Band 19. 1, 109.

jedem ein anderer Duft und Geist wehe. Die Seele habe immer gewirkt wie sie war und fühlte, und Herder wünscht sich nur, diese Melodie und Modulation jedes Stückes deutlich niederschreiben zu können! Welch eine herrliche Abenddämmerung geht z. B. durch die Erscheinung Thuiscon's! mit Silbenmaß und Ideenfolge und Bildern, die wie aus den letzten Sonnenstrahlen und dem stäubenden Silber und den rauschenden Wipfeln heilig, feierlich und still zusammengewebt sind. Nichts sei daher schrecklicher, als alle diese Stücke mit feister Hand und Stimme fortzublättern und zu lesen, da zu jedem eine eigene Bereitung gehört! Einige von seinen Maßen hätten schon an sich betrachtet Gesang und Melodie, die den sorglosesten (um den Inhalt unbekümmerten) Leser und Deklamator von der Erde erheben müssen. Hier findet der feinhörende Kritiker auszusetzen. Er erkennt den musikalischen Wohlklang höchst ehrenvoll an, gesteht aber, daß oft das Ende nicht dem Anfang entspreche, und dem ganzen Strophenbau die unaufgehaltene Glätte und Runde der Alten fehle. Nach einem meist sanften Anklang stemmen sich die Töne, oft 2—3 hintereinander, dann schließt die Strophe oder bricht meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahnend erhalten wäre, und man weiß, dies war das Geheimniß der griechischen Perioden, des Hexameters und der schönsten lyrischen Silbenmaße. Es komme bei der Melodie der Ode Alles auf die Succession der Töne, auf das Entwickeln des Gesangs der Seele, und der Bebungen des Herzens an! In der musikalischen Zustimmung der Worte zu den Silbenmaßen sei Klopstock Meister. Diese Oden seien Gesang, man müsse sie laut lesen, daß sie sich vom Blatt heben, daß sie verständlich und lebend reden, ein Tanz der Silben, eine Gedankengestalt, sich auf und nieder schwingend. Meist aber würden sie dann, vom einfachen Laut bis zur vollsten Modulation ein in sich vollendeter Ausdruck der Empfindung. Seine Muse sei Rednerin ans Herz (wie man die Musik so oft nennt), die von jedem Bilde der Empfindung gleichsam nur den Seelenlaut nehme und dem Ohre zubringe u. s. f.

So ist denn diese ganz musikalische Gattung höchst charakteristisch von diesem musikalischen Dichter (dem z. B. kein Epigramm geglückt ist) ergriffen worden, allein auch sein Epos, den Messias, hat er zu einem Oratorium gemacht. Er warf der britischen Dichtung vor, daß sie in Bildern weine, selten das Herz treffend; ihm dünkte die Einbildungskraft leer, die ohne Empfindung ist; Dichtung der Phantasie nennt er die leichte scherzende Grazienlyrik der Anakreontiker! Sein Epos entbehrte daher alles Plastischen und Darstellenden, und sein Verehrer Clodius nannte es selbst einen epischen Hymnus. Die Entstehung in der Zeit erklärt dies vollkommen. Man war aus den frommen Opern und aus den frommen Romanen (von Ziegler, Lehms u. A.), den biblischen Staats- und Heldengeschichten herausgetreten, Alles warf sich auf Dichtung von Kantaten und Oratorien. Eine große Reihe Dichter ließen sich aus den Jahren kurz vor der Erscheinung des Messias anführen[76]), die mit Musikerten über die Passion nahe führten zu dem Gedanken an eine epische Leidensgeschichte, oder an biblische Poesie, auf die auch Klopstock, Drollinger, Bodmer u. A. selbständig verfielen. War ja Leibnitz 1711 auf den Gedanken gerathen, es ließe sich ein olympisches Gedicht entwerfen, eine Uranias, in der Adam's Fall und die Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus besungen würde! Er warf den Plan dazu für den ihm befreundeten Mystiker Petersen hin, der ihn aufnahm und in drei Monaten lateinisch ausführte, aber so wenig zu Leibnitzens Zufriedenheit, daß er sich die undankbare Mühe gab, das Gedicht zu verbessern. Wieland entwarf in seinem 13. Jahre (1746) ein Gedicht von der Zerstörung Jerusalems und Lange (um 1745) einen Moses, der Milton nachgehen sollte. Fehlte noch etwas, so erschien sieben Jahre vor Klopstock's großer Dichtung der Messias von Händel, die staunenswerthe Frucht von 21 Tagen Arbeit! Klopstock kannte ihn, bestaunte ihn, er hielt den großen Meister den Engländern triumphirend entgegen: Wen haben sie, der kühnen Flugs wie Händel Zau-

76) Vgl. Raßmann's Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dichtungen 1829.

bereien tönt? Das hebt uns über sie! Und dies machte, daß im Laufe seiner Dichtung immer mehr dieser musikalische Messias auf ihn wirkte, und der plastische Milton zurücktrat, an dessen Stelle auch Young bei ihm rückte, der kein Dichter war, ihm aber der Dichter schien, der allein verdiente ohne Fehler zu sein. Daher fand Schiller in musikalisch-poetischer Hinsicht die Messiade eine treffliche Schöpfung, in plastischer Hinsicht aber lasse sie nichts übrig, wo wir bestimmte Figuren für die Anschauung erwarten.

Wenn den großen Geist schon die Eigenthümlichkeit in lauter Irrungen reißen mußte, daß er mit diesen lyrischen Gaben unternahm ein Epos zu dichten, so noch mehr das Hineintragen seiner Person und seiner persönlichen Empfindungen und Stimmungen in seine Poesie. Er verlangte des Dichters Herz voll Empfindung, und wie sehr ihm selbst dies Beherrschtsein vom Gefühle und dieser erdrückende Ernst bei seiner Arbeit geschadet habe, geben sogar seine größten Verehrer zu. Er ist gegen die Lehre, nach der die Kunst eine Nachahmung sei. Wer thut, sagt er[77]), was Horaz fordert: wenn du willst, daß ich weinen soll, so mußt du selbst betrübt gewesen sein — ahmt der blos nach? Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat, er hat selbst gelitten. Und vollends der, der seinen eigenen Schmerz beschreibt, der ahmt also blos nach? Er stellt also gerade die pathologische Dichtung als die rechte und ächte hin. Und diesen Sinn hat jener Ausspruch, daß sein ersungener Ruhm die Frucht seiner Jugendthräne (Liebe) und seiner Liebe zum Messias sei. Darum denn wagte er auch, was seit zwei Jahrhunderten kein Dichter gewagt hatte: er sang von seiner unglücklichen Liebe zu der Schwester seines Freundes Schmidt (Fanny) und später von seiner glücklichen zu Meta. Er verwarf selbst die kalte Gedankenliebe des Petrarca, wie er all das „brennende Stroh der Künstelei" bei den Franzosen verachtete. Und dieser Trotz auf das eigne Gefühl des Dichters, wie schädlich er Klopstock's Gedichten war, war durchaus wohlthätig und

77) Nordischer Aufseher II, 2, p. 541.

nöthig in der Zeit, um die schreckliche Eisrinde zu brechen, die bisher alle poetische Glut überdeckt hatte. Kein wunderlicheres Beispiel von der Denkart jener Geschlechter in diesen Beziehungen gibt es, als eine Aeußerung des doch schon unbefangeneren Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für Eins nahm. Welcher Gedanke, sagte Bodmer seines Feindes sich annehmend, daß der Mensch mit dem Autor etwas zu thun habe! daß der Mensch es sei, der schreibe!! In einer nichts als witzigen Schrift denke und rede blos der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder u. dgl. rede der Poet, nicht der Mensch! die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts Wirkliches, nur Hirngespinste, Schwindel, die der Poet anspricht, der Mensch aber hat sie nicht mit den Augen gesehen, noch mit der Lippe gedrückt! Gegen diese Engherzigkeit war es wohl nöthig, daß ein von sich selbst und dem eignen Adel so erfüllter Mann, wie Klopstock, die ganze Last seiner Persönlichkeit warf. Und sollte es nicht sehr heilsam gewesen sein, daß er die sinnlichen Gefühle seiner Liebe verließ und sich ganz der Andacht hingab, diese zur dichtenden Kraft in sich machte? Würde er nicht mit seinem machtvollen Beispiele alle moralische Zügellosigkeit eröffnet haben, während er jetzt als Schützer der Moral dasteht? Der geistlichen Dichtung einmal hingegeben, bildete er sich jene Ansicht von der Kunst[78], nach der sie immer moralische Absichten haben solle, wie selten sie sie hat, nach der der letzte Endzweck aller Poesie und das wahre Kennzeichen ihres Werths die moralische Schönheit sei. Von der Kunst die Sittlichkeit trennen, hieß ihm ein Tempelraub. Nach diesem Ziel schreitend nimmt er nun die Offenbarung zu seiner Führerin, das Erhabene zum sichersten Mittel, die Seele mächtig zu bewegen. Er wählte sich jenen Stoff, in dem er die Einbildungskraft mit den in Körperlichkeit gekleideten überirdischen Wesen, den Verstand mit erstaunungswürdigen Wahrheiten, das Herz mit religiöser Beredtsamkeit befriedigen will. Indem nun bei ihm Leben und Dich-

78) In einem Aufsatze über die heilige Poesie von 1755.

tung in so enges Verhältniß und so stete Wechselwirkung trat, erhöhte die anhaltende Beschäftigung mit dem Gedichte die andächtige Stimmung in ihm und diese wieder wirkte um so stärker auf das Gedicht. Er gerieth unversehens in einen christlichen Eifer, sah sich immer mehr der Freigeisterei gegenüber stehen, dem alten Voltaire, der sich über die Sterblichkeit seiner Seele mit der Unsterblichkeit seines Namens tröstete, dem Bolingbroke, der in seinem Vermächtniß mit der feurigsten Beredtsamkeit gegen die Religion wüthete, dem feineren Hume, der sich den Schein eines bloßen Zweiflers gibt, späterhin Kant, der sich an Hume anschloß. Einen Freigeist zu lieben ist ihm eine Sünde; Alles zugegeben, so nimmt er an, daß ein Freigeist höchstens einige nur scheinbar gute Eigenschaften haben kann. Er fragt die schreckliche Frage, auf welcher Stufe der stehe, der den Gottesleugner nicht für rasend halte? Von den Arten an Gott zu denken hält er die angestrengteste, die enthusiastische für die einzig wahre; nicht so würdig als wir können von Gott denken, heißt ihm klein von ihm denken. Beifällig erinnert er an Robert Boyle, der nie Gott sagte, ohne das Haupt zu entblößen. Alle solche Züge der Lebensansichten blieben nicht ohne Wirkung auf sein Epos. Wenn er die späteren Ausgaben durchsah, so besserte er, wie ihm Lessing verwies, nicht mit ästhetischer Kritik, sondern mit dem Geiste der Orthodoxie. Es gab Bewunderer Klopstock's, sagt Clodius, denen er ein Homer blieb, wenn auch einst die Ansicht von den zwei vereinigten Naturen nicht mehr Ansehen behalten sollte als die Mythe von den Centauren; mehr in Klopstock's eigenem Sinne setzte er entgegen, daß dessen Dichterwerth sein Christenthum sei. Dies war aber weder dem Dichterwerth noch dem Christenthum ein Nutzen. Wenn ihn Clodius eine Stütze der Religion nennt, so muß man dagegen erinnern, daß unmittelbar aus der Uebertreibung des Glaubens durch Klopstock der Unglaube seine erste bedeutende Stütze in Wieland, der Ueberglaube einen Ueberläufer an Stolberg erhielt; daß durch die Richtung des schönen Denkens auf die Andacht die Religiosität eine Leidenschaftlichkeit annahm, die jenen Gegensatz der trockenen Berliner

gegen Cramer nothwendig hervorrufen mußte; daß der Eifer, das Christenthum mit der Poesie zu unterstützen, auch auf den verwandten führte, ihm mit der Vernunftreligion eine Stütze zu geben, und ferner ihm in der Schule gegen die trocknen lateinischen Studien mehr Raum zu schaffen: in beiden Richtungen aber ging Basedow von der Verbindung mit Cramer und Klopstock aus, den sie gewiß in seinen weitern Fortschritten verleugneten. Was aber den Dichter betrifft, so wird uns ein Blick auf sein berühmtes Gedicht das Nähere lehren.

Wer die Meinung hat, daß der Verband von Religion und Poesie Beides fördere, den müßte doch bei einiger Nüchternheit ein Blick auf das, was die Poesie und Phantasie im Katholicismus gestiftet, und dann eine Betrachtung der Einflüsse, die die Religion auf unser protestantisches Epos gehabt hat, eines Besseren belehren. Der Dichter, der seinen Gesang, wie Klopstock, „durch den Inhalt für unsterblich, für einen Sieger der Zeiten" hält, kann schon durch seine Frömmigkeit sorglos werden. Viel mehr aber, als diese Sorglosigkeit um die Mittel, die er anzuwenden hat, wird ihm die allzugroße und anspannende Sorgfalt schaden, die ihm die Ueberschätzung seines heiligen Werkes mittheilt. Hier soll eine fortdauernde Erhabenheit erhalten werden, von der kein Ausruhen gestattet wird, über der wir aber völlig ermatten und sinken; es sollen ununterbrochen Empfindungen eingeströmt werden, die sich einander selbst ertränken. Es wird hier aus dem Erhabenen gleichsam eine stehende Gattung von Poesie gemacht, während es nur innerhalb der heroischen Dichtung, (zu der der Messias mitgezählt werden muß) die uns an die Grenzen einer höheren Menschheit führt, als Eigenschaft zuweilen erscheinen sollte, wie es denn schon im Begriffe des Erhebens liegt, daß es nicht dauernd sein kann. Wo die Erhabenheit im Vortrag heroischer Dichtung stehend wird, ist dies noch viel unleidlicher, als wenn im Trauerspiel das Elegische oder Schreckende, im Possenspiel das Groteske ununterbrochen dauert[79]). Die Spannung, in die sie den Leser

79) Was noch den Fehler erhöht, ist, daß sich diese Erhabenheit in das Elegische eindrängt. Die Elegie ruht wesentlich auf dem Grunde der Vereinsamung,

in dieser Leidensgeschichte versetzt, wird für diesen ein Leiden, über dem er das im dunkeln Hintergrunde Erzählte ganz vergißt; die Spannung, in der sich der Leser selbst befindet, läßt ihn über dem Entferntesten das Nächste Alles vergessen. Von diesem Punkte aus erklären sich grade alle Eigenschaften dieses merkwürdigen Gedichtes, das nur eine einzige Reihe ungeheurer Fehler ist. Der Dichter wagt sich, um sein Streben nach Größe und Würde zu befriedigen, an die höchsten Gegenstände; er will uns Gott und die Engel, Himmel und Hölle schildern, für die doch des Menschen dürftige Phantasie kein Maß hat. Er führt uns auf ätherischen Wegen zu Oeffnungen am Nordpol und Sonnen im Mittelpunkte der Erde, zu den Höhen und Tiefen des Himmels und des Abgrunds, die für unsere Sinne eitel Wüste sind. Er will uns Gott Vater zeigen, den zu nennen er Scheu trägt, den abzubilden er dem Maler als gottlos verbietet. Er führt uns in die Kreise der Engel, aber es ist ihm zu materiell, sie uns menschlich zu zeigen, sie wie Milton und wie das alte Testament essen und trinken zu lassen; und obgleich er Raphael und den ersten Malern vorgeworfen hat, daß sie aus der Engelwelt nichts als gleichförmige Kinder zu bilden, keine Persönlichkeit zu unterscheiden, nicht jene Erzengel in größerer Furchtbarkeit als Jupiter zu zeichnen gewußt, so hat doch Er nichts dergleichen Plastisches gebraucht und nur allgemeine innere Formen geschildert; er hat nicht allein, was er versprach, diese geistige Welt zu verkörpern, nicht gehalten, sondern er hat auch allem Körperlichen die Körper ausgezogen. Er hat von Milton die Hölle und die Teufel übertragen, weil auch sie den Charakter furchtbarer Erhabenheit unterstützen, allein er hat nicht ver-

---

wie ihr Gegensatz, alles Komische, auf dem Geselligen. Die Klagen der Zurückgebliebenen um Todte, des unglücklichen verlassenen Liebenden u. dgl. geben daher den ergiebigsten Stoff für Elegien. Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit erträgt aber den Ton des Erhabenen fast grade so wenig, wie sein Gegensatz, die Freude am geselligen Umgang. Und daher ist aller einsame und dabei lebhafte und gesteigerte Verkehr mit Gott und Aehnliches ein peinlicher und in sich widersprechender Zustand, und daher Young's Nachtgedanken z. B. ein Buch, das immer anstrengend ungemein viel fordert, aber nichts im geringsten gibt.

meiden können, daß jener eiteln Titanomachie alle natürliche Triebfeder mangelt, daß alles Intereſſe einem Kampfe der Unmacht gegen die Macht, die ihr nur allzugut bekannt iſt, abgeht, daß ein Geſchöpf keinen Antheil erregt, welches dieſen Kampf nur führen konnte, weil es kein Bewußtſein hatte, weil es aus Erfahrung nicht lernte. Der Dichter ſelbſt macht dem Satan den moraliſchen Vorwurf: Wenn du lernen könnteſt, ſo würdeſt du einmal lernen, daß der Kampf des Endlichen mit dem Unendlichen Qual iſt für den immer Beſiegten und immer wieder Empörten. Aber er hätte ſich ſelbſt, der er lernen konnte, dieſen Vorwurf äſthetiſch machen müſſen. Sind dies zu unmächtige Weſen, als daß ſie in der Dichtung feſſeln und bewegen konnten, ſo iſt dagegen der Meſſias zu mächtig. Hier war es dem Dichter durch ſeine Kunſt nicht allein vorgeſchrieben, ſondern ſelbſt durch ſein Dogma erlaubt, ſeinen Helden menſchlich zu kleiden. Milton, dem die Ueberlieferung mit viel weniger Mitteln entgegen kam, brachte wirklich jene Urzuſtände zu einer ſinnlichen Anſchaulichkeit, Himmel und Hölle ſogar ſtehen bei ihm in ſchärfern Umriſſen und richtigem Verhalte da, und man kann bei ihm Farben und Geſtalten verwerfen, aber nicht Anordnung und Erfindung. Im Charakteriſiren der erſten Menſchen hatte es Milton viel ſchwerer, allein er gab ihnen dreiſt vorausnehmend die ganze Menſchlichkeit, und das idylliſche Gemälde des Paradieſes iſt grade das vortrefflichſte in ſeinem Gedichte geworden. Klopſtock hatte es viel leichter. Er hätte uns einen Menſchen zeigen müſſen, in dem der göttliche Gedanke aufkam, daß der menſchliche Verderb ſeit Adam nicht auch die menſchliche Freiheit verdorben habe, der ſich mit dem Muthe rüſtet, der ſiegreichen Sünde ins Schwert zu fallen, wie bei Milton Satan der ſiegreichen Tugend, nicht ſie hintergehend und umſtellend mit göttlicher Macht; die göttliche Gnade für das Menſchengeſchlecht hätte nicht die Werke ausſchließen ſollen. So wie der Dichter in Chriſtus die göttliche Natur bewußt machte, ſo ging die menſchliche, die allein in der Poeſie und in der Geſchichte Werth hat, verloren. Wie konnte der Chriſtus, der am Oelberge auch bei Klopſtock menſchlich bebt und leidet, im

ſelben Augenblicke den Adramelech mit einem bloßen Blick ohnmächtig machen? Wie gleitet es faſt ins Komiſche ab, daß derſelbe Chriſtus, der am Kreuze hängt und ſchmerzlich duldet, zu gleicher Zeit unſichtbare Winke gibt, Sprachen redet und Befehle ertheilt? Welch menſchlich ſchöner Stoff hätte ſich gewinnen laſſen, wenn als Wirkungen eines ahnungsvollen Triebs nach ſeinem göttlichen Berufe jene auffallenden Züge wären dargeſtellt worden, mit denen ſich Chriſtus offenbar zum Tode drängte, als er plötzlich in Jeruſalem ſo geräuſchvoll erſcheint, das er vorher ſo vorſichtig mied, als er ſich unter die Phariſäer miſchte, die Wechslertiſche umſtürzte, ſich vor dem Hohenprieſter Gottes Sohn, vor Pilatus den Judenkönig nennt und ſeine Jünger faſt zum Verrathe reizt. So aber erſcheint er niemals faſt handelnd, ruht ſtets im erhabenen Hintergrunde und trit als allmächtiger Gottſohn auf, ſo daß ſelbſt der ſchönſte Grundzug des Erlöſers, ſeine ſtille Größe und beſcheidene Würde, ganz und gar gegen die falſche Majeſtät verloren geht, in die ihn Klopſtock kleidete. Man leſe, um dies beſtätigt zu finden, nur im erſten Geſang vor dem erhabenen Erlöſungsſchwure die großprahlende Rede, die alle Wirkung des Folgenden ſtört. Alles, ſieht man wohl, fließt aus dem Einen Streben nach einer wunderbaren Höhe und Würde, die dem Stoffe, den Figuren, den Handlungen gegeben werden ſoll! Wie ſchön hätten ſich Juden, Römer, Jünger und Phariſäer um die Hauptgeſtalt gruppiren laſſen, um epiſchen Boden zu gewinnen! Herder in dem Geſpräche eines Rabbi und eines Chriſten deutete es an, wie viel Plaſtiſches und Pragmatiſches hätte gewonnen werden können, wenn der Dichter uns in den jüdiſchen Nationalgeiſt verſetzt hätte, wie viel Chriſtlichintereſſantes, wenn die Schickſale der Kirche ſo im Auge behalten wären, wie bei Virgil der römiſche Staat, wie viel menſchlich Erregendes, wenn die Handelnden natürliche Geſchöpfe wären. Nichts aber von All dieſem iſt geleiſtet. Die Juden, die dort erſcheinen, die Phariſäer und Prieſter, ſind nicht jene fangfragenden Schlingenleger, es ſind fluchthürmende Großmäuler, ein Art anderer Teufel; ſeine Chriſten, ſein Nikodemus iſt ſchon ein viel zu entſchie-

dener Bekenner und Märtyrer; seine Portia spricht so inbrünstig von dem Heiland, als ob sie schon 1800 Jahre hinter sich hätte; seine liebenden Paare sind wie Gestalten aus Richardson's Romanen. Und so sind im Ganzen seine Menschen Engel oder Teufel, Thiere oder Götter, und seine Engel und Teufel sind im Grunde gar nichts. Eine wahre Furcht sich unter Menschen zu mischen, von menschlichen Handlungen zu reden, spricht aus dem ganzen Gedichte; kaum ist bei Pilatus ein Versuch zu finden, einen Charakter, einen Weltmann und Freigeist zu skizziren. An allen Handlungen ist völliger Mangel; es ist sehr charakteristisch, daß der Held leidend handelt, daß die Passion Gegenstand dieses Epos ist. Wo die Erzählung zu eigentlichen Handlungen führt, schlüpft der Dichter vorüber. So geht der Verrath des Ischarioth in ein Paar Versen vorbei; die Verleugnung Petri geht im Hintergrunde vor sich; dann trit der Sünder auf, klagt sich in einer Verzweiflungsarie seiner Verrätherei an, und „erweint sich die Märtyrerkrone!" Die Kreuzigung schleppt sich durch drei Gesänge, und wir vergessen den eigentlichen Vorgang über den himmlischen und höllischen Heeren, die um das Kreuz her versammelt werden, und reden und klagen und staunen. In der letzten Hälfte des Gedichtes kommen wir vollends in die Regionen, wo die Halleluja Handlungen sind. Nur der 14. Gesang, wo der Auferstandene den Seinen erscheint, wo man einmal Engel und Genien vermißt, ist etwas epischer gehalten; man athmet ordentlich auf. Gleich die folgenden verderben aber wieder den wohlthuenden Eindruck, eine Reihe von Schildereien und Gemälden, wie die Seligen und Patriarchen den Bekennern und ersten Christen erscheinen; der 17. Gesang, das Fest der Freundschaft in Lazarus' Garten, ist eine förmliche Idylle, so wie eine Menge Reden und Klagen ganz eigentliche Elegien sind; die Visionen in den 2 folgenden, die einen Blick auf das jüngste Gericht öffnen, ermangeln wieder aller Handlung, und beleidigen durch den theologischen Eifer, mit dem hier Glaubensfehler bestraft, Menschen verworfen werden, weil sie nicht in Nächten weinend gerungen haben um Gnade. Wie in dem ganzen Gedichte Handlungen gemie-

den werden, sogar da, wo sie Selbstzwecke sind, so auch da wo sie charakterisiren sollten. Christus und Maria, die Herzensgeschichte von Semida und Cidli im 4. Gesang, die Jünger, in deren Gesellschaft wir im 3. Gesang treten, Alle lernen wir nicht durch Werke kennen, sondern durch Reden, durch gehäufte, lange, wortreiche Reden. Wer die oratorischen Massen aus dem Messias striche, hätte neunzehn Zwanzigtheile vertilgt. Nachdem man in den zwei ersten Gesängen Himmel und Hölle durchirrt hat, sehnt man sich nach Land; wirklich sollen wir die Jünger kennen lernen, allein wir kommen unter lauter Seraphim, die durcheinander sentimentalisiren und uns die Jünger gelegentlich kaltwarm beschreiben. Wir lernen die Schutzgeister der Menschen kennen, nicht die Menschen. Und mit diesen Geistern erhalten wir die weitere Plage gedoppelter Reden. Wenn hier Philo zu reden und Nikodemus geredet hat, so flüstert ein Teufel vorher, oder betrachtet ein Genius nachher das Geredete in neuen Reden. Wo Ischarioth stirbt, hält zuerst Er einen Monolog, dann sein Genius und der Todesengel einen Dialog, hierauf redet noch des Abgeschiedenen Seele! Nicht allein alles erdenkliche Redbare wird geredet, sondern auch das Unnennbare und Unaussprechliche wird wenigstens beredet. Die tausendmal tausend Herrlichkeiten, vor denen die Seraphim stille beten, die schweigenden Reden des Erlösers mit Gott, die kein Erschaffner versteht, die Gedanken der Engel und so vieles Ueberschwengliche, das ihm verborgen bleibt, werden doch immer und immer wieder wie ein eitles Schaugericht vorgetragen. Tausend Gedanken, die ihm die Sionitin, seine Muse, sagte, erflog sein Geist nicht, zu tausenden fehlt ihm Stimme, und tausendmal tausend verbarg sie dem Hörer. In der That, sie hat ihn karg gehalten, denn es kommen von den tausendmal tausend Gedanken immer nur ganz wenige zu Tage, und diese sind dann immer schon tausendmal in einigen Variationen dagewesen. So werden wir denn stufenweise zu dem Verstummen des erhabenen Erstaunens geleitet und dann wieder durch ein dithyrambisches Forte aufgeschreckt. Wir haben eben ein unendlich ermüdendes Oratorium vor uns, das mar-

ternde Unisono einer rauschenden Musik, in dem man jede Minute auf einen Ruhepunkt wartet, aber immer wieder in dasselbe Thema bis zum peinigenden Ueberdruß hineinposaunt wird. Alles Erzählte ist wie ein gleichgültiges Mittelglied zwischen die Arien und Chöre, die hymnenartigen Stellen, die oratorischen Recitative geschoben; in den drei Gesängen der Kreuzigung stehen die sieben Worte Christi zerstreut zwischen all den Arietten, Maestosos und Tuttis wie einfache gehobene Recitativstellen zwischen leidenschaftlichen Musikstücken, und das ganze Ende mit Hallelujarufen, Palmschwingen und Psalmsingen ist gewiß ein vollkommenes musikalisches Finale, wie „wenn erhabner Tempelgesang von der Auferstehung oder vom ewigen Licht, Erfindung der Töne, dem Liede gleich, und Stimme des Menschen und Hauch und Saite zu Einem großen Zweck vereint, mit Schönheit beginnt, jetzt steigend, sinkend jetzt, fortfährt mit Schönheit, nun steigender immer, inniger, sanfter, erschütternder mit Urschönheit endet —!"

Wir haben einigemal das Verhältniß zwischen Klopstock und Milton berührt. Es ist natürlich, daß jener diesen vor Augen hatte, daß er ihm die Maschinerien der Engel und Teufel abnahm, daß gewisse elegische und idyllische Färbungen übergingen. Ihre Aufgaben berühren sich nothwendig; es ist nicht Versöhnung ohne Fall denkbar. Im Ganzen gefaßt liegen sich übrigens die zwei Gedichte ganz verschieden einander gegenüber, eben wie ihre Aufgaben Gegensätze sind, oder wie sich altes und neues Testament entsprechen und widersprechen. In Folge der größeren Freiheit, die sich auch nach Klopstock's Grundsätzen, der Dichter alttestamentlicher Gegenstände nehmen durfte, wurde das Gedicht Milton's durchweg freier und plastischer und hat mehr Verhalt zur Malerei. Winkelmann verglich Milton's Beschreibungen mit schön gemalten Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind; Lessing wollte ihn im 2. Theil des Laokoon brauchen wie Homer im ersten, um aus ihm seine dortigen Behauptungen zu unterstützen. Diesen plastischen Charakter unterstützt die Schule des Virgil, die man Milton ansieht. Erhabenheit des

Handelns begegnet uns bei ihm, bei Klopstock aber der Gesinnung und Empfindung. Alles ist männlich groß bei dem Engländer, was weiblich sanft bei dem Deutschen ist, hart und tragisch, was hier weich und versöhnend, wie es dem Stoffe gemäß ist. Bei Milton ist Alles verkörperter und menschlicher, es fehlt nicht an Triebfedern in jenen paradiesischen Zuständen, wo noch wenig Pragmatismus anzuwenden war, sein Adam ist sogar ein Grübler; aber der Messias ist ein leidenschaftloser Gott; nichts, was auch die Menschen bei Klopstock handeln, ist motivirt. Dagegen wendet Klopstock wohl eher einen himmlischen Pragmatismus an, den wir ihm gerne erlassen hätten: als sich die Sonne verfinstern soll, wird von Uriel ein Stern befehligt, sich vor sie zu stellen. Bei Milton ist das Uebermaß der Erhabenheit oft zum Bombast, zur Caricatur und verzerrten Größe geworden, bei Klopstock ist es ins Kleinliche herabgesunken. Christus stößt mit demselben Blicke, mit dem er ein sterbendes Würmchen erhält, dem Satan Entsetzen ein! Mit göttlicher Ruhe, wie wenn er dem Wurme zu sterben geböte, sagt er den Häschern: Ich bins! So soll bei ihm in jeder kleinen Bewegung etwas Bedeutendes, wie in jenem tiefsinnigen Schweigen die erhabenste Poesie liegen. Milton's Gedicht ist durch Lehrhaftes vielfach entstellt, Klopstock's durch Empfindsamkeit. Die Phantasie trägt in beiden wenig davon, bei Milton mehr, und, was man nicht glauben sollte, sogar das Herz. Beide Dichter haben lange gewählt; beide hatten zuerst weltliche Stoffe, Milton den Arthur, Klopstock Heinrich den Vogler vor Augen, ehe sie auf ihre kirchlichen Werke fielen; Milton begann das seine spät und endete rasch, daher steht sein Gedicht abgeschlossen und in einer freudigen Festigkeit; Klopstock fing früh an und vollendete spät, und zog seine Krankheit und seinen Trübsinn mit aller Langwierigkeit seines Verfahrens in den Ton des Werkes hinein. Dabei ist es eigen, daß Milton, der sich weniger vertraute und zweifelte, ob nicht sein späteres Zeitalter, oder der nordische Himmel oder seine hohen Jahre seinen Flug drücken würden, der sogar die Schwäche der rechtgläubigen Muse, die umsonst die göttlichen Muster nachzuahmen strebt,

ſich nicht verhehlte, daß gerade Er ſo kühn und ſtark in Empfindungen und Phantaſien war, während Klopſtock, der voll Selbſtgefühl begann, zögernd dichtete, furchtſam erfand und zu große Kühnheit ſcheute. Beide aber waren von ihrem Stoffe ganz erfüllt, und erwarteten von ihm, was ihre Dichterkraft nicht leiſten würde. Und ſie haben ſich nicht betrogen. Der Eine blieb anfangs vergeſſen, und machte erſt ſpäter ſeine großen Wirkungen, der Andere machte dieſe gleich und ward nachher vergeſſen; bei Beiden aber konnten die Gedichte, wenn ſie wirklich ſo viele Gebrechen hatten, wie wir am Meſſias zu finden meinen, kaum ihren Ruhm als Kunſtwerke an ſich begründen, und um ſo minder, da der Geiſt der Zeit Beiden nicht unbedingt huldigte, da dem Einen Shaftesbury, dem Andern Wieland entgegenſtand, die Beide unter ſich genau in demſelben Verhältniß liegen, wie Milton und Klopſtock.

Dieſe Wirkungen aber, die ſich gewiß in jenen Zeiten auf Viele erſtreckten, welche den Meſſias weder ganz laſen noch verſtanden, die eine gewiſſe epidemiſche Anſteckungskraft zeigten, erklären ſich vollkommen aus den Ideen, auf denen dieſe Gedichte ruhten und die auch den Maſſen geläufig waren, welchen die darauf gebaute Dichtung nicht zugänglich war. Wir haben ein Dichtungswerk vor uns, das auf dem Geiſte von Jahrhunderten ſteht, das mit verborgneren Fäden an die Geſchichte der chriſtlichen Bildung und Literatur ſeit einem Jahrtauſend her angeknüpft iſt, ein Werk wie wir es ſeit den ritterlichen Epen, d. h. ſeit fünfhundert Jahren nicht wieder in Deutſchland geſehen hatten. Dieſe großen Verhältniſſe geben einem literariſchen Werke äſthetiſch keinen Zuſchuß von Werth, hiſtoriſch aber einen ungeheueren, der zwar in den Beurtheilungen der Schöngeiſter überſehen, aber in der Schätzung der Völker und in der dunkeln Stimme der Zeiten angeſchlagen wird. Dies muß es erklären, warum Klopſtock unter uns unſtreitig bei den Einzelnen weniger gekannt iſt, als vielleicht irgend einer auch der viel geringeren Dichter jener Zeiten, aber im Allgemeinen auch ungekannt ſich in Achtung und Würde erhält. Ueberdenken wir alſo, um uns dieſen hiſtoriſchen Werth zu

verdeutlichen und die dunkle Vorliebe für dieſes Werk zu verſtehen, daß eine chriſtliche Poeſie unter uns ſeit tauſend Jahren beſtand. Die erſten poetiſchen Schöpfungen von einigem Umfang, die uns übrig geblieben, ſind jene Evangelienharmonien des Otfried und eines unbekannten Niederdeutſchen, die poetiſch geſchmückten Erzählungen aus dem neuen Teſtamente, neben denen andere aus dem alten Teſtamente hergingen. Hierauf folgten, als der bibliſche Stoff zu enge ward, die gereimten Heiligenlegenden, die immer mehr den epiſchen Theil der religiöſen Ueberlieferung erweiterten. Als dieſe Erweiterung ihr Ende erreicht hatte, ging man von der hiſtoriſchen Ueberlieferung zur moraliſch didaktiſchen über, es kam jener Freidank und Renner und wie die ähnlichen Werke heißen, in denen zu den Lehren des Evangeliums gerade ſo die der Kirchenväter treten, wie in den Erzählungen die der Legenden zu denen der Bibel. Das Geoffenbarte in der Religion ward alſo eben ſo poetiſch behandelt, wie das Offenbarende. Allein auch der allegoriſch-dogmatiſche Theil ſollte, nachdem dies Beides vollendet war, hereingezogen werden; man ſuchte jene prophetiſchen Vorzeichen des Meſſias im alten Teſtamente auf; wie der Held des Evangeliums dort ſeine Vorverkündung hatte und ſeine Geſchlechtsahnen, ſo ſollte jede Begebenheit deſſelben auch dort ihr Vorbild haben, man verglich Beides und erzählte und moraliſirte über Beides erſt in Proſa, dann im Schauſpiel, in den Myſterien. So wie man hier den Hauptgegenſatz von Chriſtus in David, dem epiſchen Helden im Prophetiſch-Lyriſchen, gefunden hatte, war der Uebergang zur lyriſchen chriſtlichen Poeſie nothwendig, und daher füllten die Pſalmen in mehr als hundert Bearbeitungen die zweihundert Jahre aus, die verfloſſen, ſeitdem ſie anfingen die myſtiſchen Religionspoeſien zu verdrängen. Hier haben wir die ganze Geſchichte unſerer Poeſie in einer Nuß, denn die weltliche läßt ſich in einer bis ins kleinſte entſprechenden Parallele daneben ſtellen. Wir ſehen die Uebergänge des Epiſchen ins Didaktiſche, des Didaktiſchen ins Allegoriſche, des Allegoriſchen ins Lyriſche, neben dem ſich zugleich die dramatiſche Form ſchüchtern anfing zu bilden. Seitdem die

epiſche Form verloren und ſo lange die dramatiſche Form nur geahnt und nicht gefunden war, ſteht in der Mitte jener Zwittergattungen des Didaktiſchen und Lyriſchen die Allegorie als eine Miſchgattung, die alle Eigenſchaften des Didaktiſchen und Lyriſchen, und Alles was damit zuſammenhängt, Idylle, Satire und Elegie, das Maleriſche und Muſikaliſche, in ſich vereinigt, und die über dieſe Nebengattung weg eine einzige ungeheure Brücke bildet, zwiſchen Epos und Drama, und daher auch, an ihren Grenzen beſonders, ſelbſt epiſche und dramatiſche Elemente, Erzählung und Dialog, in ſich aufnimmt. Es iſt die große, geſtaltloſe Gattung, die in ganz Europa über den Zeiten herrſcht, wo die Poeſie ſelbſt chaotiſch und geſtaltlos blieb und ſich zu den zwei einzigen ächten Formen nicht erheben konnte. In die Allegorie ſtrömte der verjüngende Samen des abſterbenden Epos über; über ihr brütete die reifende Zeit, und ſie durchging alle Stufen eines embryoniſchen Lebens, bis das Drama aus ihr ans Licht geboren ward. Keine Poetik hat je dieſer Gattung ihr Recht, ja nicht einmal eine einſichtige Erwähnung derſelben gethan; und dies zwar, weil nie die Dichtung hiſtoriſch iſt betrachtet worden. Und doch blieben, ohne daß man dieſe Gattung gehörig erkannte, tauſend ungelöſte Räthſel zurück. Am Ausgang des europäiſchen Volksepos liegt jene Komödie des Dante. Nie hat man dies Werk einzureihen, nie den Titel zu erklären gewußt. Es iſt das kanoniſche Werk, Eröffnung und Vollendung dieſer ganzen Gattung. Es liegt an den Grenzen des Epos und iſt darum von epiſchen Elementen voll, es liegt am fernſten vom Drama und deutet auf dies ahnend mit dem Titel hin, keineswegs weder durch Wunder, noch durch Zufall, ſondern weil der Wechſel der poetiſchen Farben, der Elegie, Satire, Idylle, des Epiſchen, Lyriſchen und Didaktiſchen, weil die bunte Veränderung der Scenen mit nichts beſſer als einem Schauſpiel verglichen werden konnte, gerade wie wir früherhin zeigten, daß unſere geringen Allegorien in Deutſchland die geringen Anfänge des Schauſpiels enthielten, gerade wie man die Allegorie des Venusbergs, des treuen Eckhart, eine Komödie nannte, und wie jener Volkspoet Vogel ſeine

Komödien umgekehrt nach Art eines Venusbergs mit Schauwerk aufſtutzen wollte. Ganz aus dem gleichen Grunde hat der Marquis von Santillana (unter Johann II) ein Gedicht, das ganz in dieſe Gattung der Trauerallegorien gehört, comedieta di Ponza betitelt. Auf der entgegengeſetzten Grenzberührung der Allegorie mit dem Drama iſt der Uebergang in den Myſterien von ſelbſt klar. Die Zwiſchenzeit füllen in Europa jene Allegorien in Frankreich, jene allegoriſchen Idyllen und Romane, die berühmten Namen der Sannazar und Montemayor, der Sidney und Spenſer aus, und was ſelbſt in Italien in epiſcher Form auftrat, ward vielfach allegoriſch gedeutet, oder behielt Elemente der Allegorie in ſich. Daſſelbe iſt der Fall mit unſern erſten Epen, die in England und Deutſchland aus dieſer geſtaltloſen Form herausrangen, in dieſer Zeit, wo ſich Philoſophie und Religion, Kunſt und Muſik wieder ſelbſtändig losrangen aus dem unnatürlichen Vereine, in den ſie hier gerathen waren. Brockes hatte auf ein ſolches koloſſale Vereinigungswerk noch das Auge gerichtet, allein es ging nicht mehr; das Epos drängte zu mächtig hervor. Unſre beiden Werke von Milton und Klopſtock aber geben wohl noch ihren Urſprung zu erkennen. Wie viel ganz ungeheuchelte Allegorie blieb nicht in Milton hängen! wie gingen nicht in Klopſtock Viſionen ein und Schildereien! wie haben Beide die muſikaliſchen, elegiſchen, idylliſchen, lyriſchen Elemente zuſammengehäuft, und die ächt epiſchen nur mit Mühe und vereinzelt gefunden! Ja ſelbſt der Kampf mit dem Drama iſt, wenn nicht in den Werken, ſo doch in den Dichtern zu finden. Milton ſoll von einem Singſpiel Andreini's (Adam) zu ſeinem Werke angeregt worden ſein; er wollte ſogar zuerſt eine Tragödie aus dem Falle des Menſchen machen, zu der ſich verſchiedene Plane und Bruchſtücke vorfanden. Klopſtock umgekehrt ging noch während der Verfertigung ſeines Epos zum Drama gleichſam über und ſchrieb ſeinen Adam. Dies gleiche, aber umgekehrte Verhältniß rührt daher, weil dem Milton die Blüte des Schauſpiels in England vorausgegangen war, auf Klopſtock aber erſt folgte. Wie nahe übrigens Milton der Gedanke zu einem Schauſpiel liegen

mußte, folgte aus dem fortdauernden Bestande der Mysterien, mit denen sein Gegenstand so verwandt war. Denn das war ja der Kern aller jener mystischen Gleichungen, jenes große Verhältniß von Adam zu Christus, von jenem vaterlosen Erdgebornen und diesem vaterlosen Sohn der Jungfrau, die, Beide unsterblich, sterben mußten, der Eine durch Sünde gezwungen, der Andere um der Tugend willen aus freiem Antrieb, als Verderber und Erlöser. Milton sang den Fall des Menschen in einer Zeit, wo sich nach seinem Sinne im Politischen in seinem Vaterlande das große Schauspiel der verlorenen Freiheit der Menschheit wiederholte. Er sagt es im 12. Gesange selbst, daß der Abfall von Vernunft und Tugend den Menschen *auch äußerlich* durch Tyrannen den Verlust ihrer Freiheit bringt; gerechtes Urtheil und Fluch der Vorsehung bringe die innerlich Unfreien auch in politische Knechtschaft; Tyrannei müsse sein, obwohl der Tyrann deshalb nicht zu entschuldigen sei. Er schrieb sein Werk wenige Jahre, nachdem die Republik England aufgehört hatte zu sein, deren Sache er ergeben war bis auf die Vertheidigung des Königmords. Man erkennt den Sohn einer rauhen Zeit, die nur strenge Gerechtigkeit nach religiösen Grundsätzen übt; das ganze Gedicht geht, wie es dem Stoffe gemäß ist, von der Satzung aus: der gefallene Mensch ist dem Untergang geweiht, „er muß mit seiner ganzen Nachkommenschaft sterben, Er muß sterben oder die Gerechtigkeit". Und nach eben diesem Grundsatze stimmte Milton in der Wirklichkeit für jenen Akt einer finsteren Gerechtigkeit, die an Karl I die Erbsünde der Könige unerbittlich strafte. Ein solcher Mann konnte den Fall der Menschheit singen, aber nicht ihre Erlösung. Er versuchte es, es ist aber nur Eine Stimme, daß das wieder erlangte Paradies ein misglücktes Werk ist. Die Entwickelung der Ideen stemmte sich in der Zeit; der strenge gereizte Puritaner konnte nicht das Wort und den Geist der Barmherzigkeit, der Versöhnung, der Toleranz fassen, aber das weiche und sanfte Jahrhundert in Deutschland faßte ihn, Klopstock faßte ihn, dem die Thräne der Erbarmung immer näher lag, als der Ernst des Gerichts, der den gefallenen Abbadonna in seinem Gedichte rettete,

der nur die elegische und versöhnende Todesstunde Adams, nicht seinen Fall besingen konnte, der, nicht minder empfänglich für menschliche und bürgerliche Freiheit als Milton, doch vor dem ähnlichen Akte jener Vergeltung der Erbsünde in Frankreich mit ganz Deutschland zusammenschauderte. Der sang das Werk der Erlösung, nachdem die religiösen Verfolgungen lange aufgehört hatten und ein Geist der Milde und Versöhnung über der Welt wehte, und in unserm Vaterlande besonders. Das Christenthum hatte das Dogma von der Gnade und Vergebung gebracht; bis sich aber der göttliche Begriff in den menschlichen Dingen verwirklicht hatte, brauchte es fast zwei Jahrtausende. Das alte Testament, die ganze alte Geschichte kennt den Begriff der Begnadigung und Billigkeit nicht. Was der Grieche in seinem kräftigen männlichen Gebete: gib mir was mir gebührt (δός μοι τὰ ὀφειλόμενα) ausdrückt, unterscheidet ihn von dem weiblichen Christengebet (vergib uns unsere Schuld) eben so, wie seine ganze Rechtsordnung, in der keine Obrigkeit einen Richterspruch mildern und Billigkeit vor Recht walten lassen konnte, von unserer christlichen. Das Alterthum hatte entschuldigte Sünden, die auch kein moralisches Urtheil verdammte, denn „wo kein Gesetz ist, da ist keine Sünde"; das Christenthum aber gab keine Schwächen zu, die eben dadurch entschuldigt wären, weil sie keine menschliche Anstrengung in uns tilgen kann[80]; sie waren Erbsünden und keine Werke konnten ohne die Gnade (ohne Begnadigung und Vergebung, ohne Billigkeit und Nachsicht) sie verwischen. So sollten denn auch solche Verbrechen, an denen die Schwäche der menschlichen Natur ihren Antheil äußert, menschlich nicht mehr nach ganzer Strenge bestraft werden. Allein dieses Begnadigungsrecht ist im ganzen Mittelalter nur selten geübt worden, die menschliche Natur erwies sich mächtiger als die christliche Lehre. Die Reformation erneute diese Ideen der Milde, auch nach ihr aber drängte Krieg und Unduldsamkeit sie in solchen

80) Denn jeder Mensch hat angeborne Schwächen,
Die Gnade nur, nicht Kraft kann überwinden. Shakespeare.

Zeiten, wie die republikaniſchen in England und der 30jährige Krieg in Deutſchland waren, natürlich zurück. Aber das vorige Jahrhundert machte dieſe Chriſtenrechte zugleich mit den Menſchenrechten in ganz Europa geltend, und dazu half freilich die Philoſophie ihr gutes Theil mit. Vor und um und nach Klopſtock arbeiteten Voltaire und viele Andere nach der Beachtung jener Rechte hin, und Duldung und Menſchlichkeit ward die Looſung des Jahrhunderts. In dieſer Zeit ſteht das Werk Klopſtock's von Erlöſung und Befreiung des gedrückten Menſchen als ein großes Symbol. Er vollendete das Werk des Milton; beide zuſammen geben in der proteſtantiſchen Kirche, einfach epiſch geſtaltet, den Kern der chriſtlichen Mythologie, den Verhalt der Erlöſung zur Schöpfung, der innern geiſtigen Erhebung zu dem phyſiſchen Zwang der Natur, gereinigt von all dem Beiwerk, das der Katholicismus hinzuthat, in jener einfachen Größe und Würde, die dem Chriſtenthum gemäß iſt, und die dieſe beiden Dichtungswerke bei all ihren Fehlern zu weit würdigeren Vertretern chriſtlicher Poeſie macht, als das geſammte, form- und bedeutungslos gebliebene Legendenweſen der mittleren Zeiten. In dem durch die Reformation erneuten Chriſtenthume nehmen dieſe beiden Werke völlig dieſelbe Stellung ein, wie die des Cädmon und Otfried in der Zeit der erſten Verbreitung des Chriſtenthums, und beide Gedichte verrathen auch an einzelnen polemiſchen Stellen gegen den Papismus ihren ausſchließend proteſtantiſchen Charakter, und konnten nur oberflächlich in katholiſche Gegenden eindringen. Im großen und engen Bunde liegen ſie, durch ein Jahrhundert getrennt zwar, doch dicht beiſammen, und es wird nun nicht mehr ſo kühn und willkührlich erſcheinen, wenn wir im erſten Bande zwiſchen den bedeutenderen Dichtungen verſchiedener Zeiten und Völker eine Ideenverbindung vermutheten; denn was ſich dort nur vermuthen ließ, das läßt ſich hier in den helleren Zeiten erweiſen.

Dieſe tiefen Beziehungen der Meſſiade zu der Geſchichte der europäiſchen Literatur erklären uns alſo den ſtillen Beifall der unſichtbaren poetiſchen Kirche hinlänglich. Dergleichen Bezüge finden

sich nie bei bedeutungslosen Männern; sie sind es, die Jedem, bei dem sie sich finden, in der Geschichte der Welt eine Stelle geben. Sie setzen immer das engste Verhältniß zwischen der Bildung des Individuums und der seiner Zeit voraus, was eine viel wahrere Größe in sich begreift, als jener oratorische Ruhm, seinem Zeitalter um Jahrhunderte vorgeeilt zu sein. Denn dieser Ruhm bedeutet eigentlich in der Wirklichkeit nichts, oder er muß gerade solchen Männern zugetheilt werden, die die Bildungsstufe ihrer Zeit, eben weil sie ihre ächten Söhne sind, in sich abschließen und zur Reife bringen. Gerade durch diesen Abschluß des Früheren sind sie zugleich Anfang des Neueren, das sich durch Jahrhunderte fortziehen kann. Wie Klopstock die Eigenthümlichkeiten der älteren Dichtung und die Ideen der Zeit, die er vorfand, in sich vereinte, haben wir oben gezeigt: die Geschichte der Folgezeit wird uns jeden Augenblick in den verschiedensten Gebieten auf ihn zurückführen, wo er anregte, Ziele zeigte und Wege gebahnt hat. Wie friedlich er selbst war und wie sehr er der friedlichen Zeit unserer Dichtung angehörte, doch hat die folgende Revolutionsperiode fast keine Richtung zu zeigen, in die nicht Klopstock hingewiesen hätte. Auch galt er den stürmenden Genies dieser späteren Zeit als ihr Verkündiger, und er hat auch wirklich diese Begriffe von regelloser Naturdichtung, von Genialität und Originalität neben Lessing zuerst wie einen zündenden Blitz unter die Jugend geworfen. Bürdet ihr Satzungen dem geweihten Dichter auf? fragte er die Aesthetiker, dem Künstler ward doch kein Gesetz gegeben, wie es dem Gerechten nicht ward! Wißt, die Natur schrieb es ihm in sein Herz, und er kennt es, ihr Thoren, und sich selbst streng übt er es aus. Kommt zu dem Gipfel, wo ihr gleich im Antritt, wenn ihr zu gehen versuchtet, schon sinken würdet. So galt seine Gelehrtenrepublik selbst Goethen für die beste Poetik, und diese Ansicht sprach sich in seinem Jugendkreise herum und hielt sich gegen mannichfaltige Anfechtungen. So pflanzte er zuerst die Liebe zur Volkspoesie, und Herder konnte bei ihm lernen, fremder Zeiten Sinnesart zu errathen und nachahmend zu treffen, und gegentheils lehnen sich die Grücisten

wie Ramler wieder eben so entschieden an ihn an; die kriegerischen Barden sind von ihm ausgegangen und die friedlichen Idyllendichter; die Verächter der Franzosen und die Verehrer der Engländer hatten an ihm Stützen; wer sich mit Hagedorn und Horaz an einem Weinliede erlaben wollte, konnte ihn aufschlagen, und der, dem mit Young eine mitleidige Menschenthräne lieber war als das Firmament und die Sterne, dem pflichtete er bei. Wer in dem weiten Gebiete unserer Dichtung vor Schiller den Durst nach Vaterland und Freiheit zu stillen sucht, der findet nur bei ihm eine Stelle, wo er sich rastend erquicke. Ueber die ganze Dichtung des Jahrhunderts weg reichte er, selbst unwillig, seine Hand den Romantikern, er hat die ganze dänisch-deutsche Dichtung, die mit diesen so eng zusammenhängt, angeregt. Der protestantische Dichter sah seinen Lieblingsjünger katholisch werden und konnte ihm nicht zu sehr zürnen, der vaterländische Barde sah die deutsche Jugend sich bis in beide Hispanien und Indien verirren, und er mußte es fühlen, daß er zu beidem ein entfernter Anlaß war. Denn eben das, was die Romantik charakterisirt, das hatte Klopstock ganz entschieden, daß er die Poesie nämlich ins Leben und das Leben in die Dichtung trug. Mit eben diesem Zuge hat er durch seine Persönlichkeit den Wirkungen seiner Dichtung noch einen desto größeren Nachdruck gegeben. Der religiöse Dichter durfte nichts anders in der Wirklichkeit sein wollen, als er in der Poesie war; der durch Lehren auf Moralität und Frömmigkeit wirken wollte, mußte es mit seinem Beispiele ebenso. So verlangten ihn daher die Schweizer mehr blos seinem epischen Gedichte gleich, während er zugleich seinem lyrischen glich; so lebte er in seinem Familien- und Freundeskreise in Kopenhagen oder in Hamburg ein ganz poetisches Leben. Die Schriften und Briefe seiner Meta sind hierfür das sprechendste Denkmal. Sie fühlte sich in holder Freude die allerglücklichste Frau, daß sie ihm beim Messias helfen, daß sie beten durfte, während er daran schrieb, daß sie mit ihm reden konnte, wohin sich ihre kleinen Frauenzimmerlichkeiten gewagt hätten, vom Kolorit der Wissenschaften, vom Geschmack, und was über Alles geht — von Empfindungen!

Die verliebteſten Gedanken gehen mit den heiligſten ſehr gut zuſammen; ſie ſtreiten ſich unter einander, wer den anderen, aber auch wer Gott am meiſten liebt. In ihrem Familienkreiſe und auch in anderen war das Schickſal des Abbadonna eine allgemeine Angelegenheit; unter dem Präſidium von Sack in Magdeburg dekretirte man ſynodaliſch ſeine Erlöſung, die Züricher Geſellſchaft ſupplicirte für ihn; im 9ten Geſang, ſchreibt Meta ihrer Schweſter, kommt Abbadonna ſehr wieder vor! Sie lebten nicht nur das Leben der Richardſon'ſchen Romane, und Meta hieß Cläry bei dem Manne ihres Herzens, den ihre ganze Familie wie ein Wunder verehrte, ſondern ſie ſetzt ſich auch mit Richardſon in Korreſpondenz, und ſchreibt ihm in ſeinem eigenen Style. Die Unmittelbarkeit dieſer Schreibart, die ihre Schweſter Schmidt noch mehr beſitzt, ihre Liebe für Klopſtock aus ſeinen Werken, noch ehe ſie ihn kannte, und ihre Erklärungen an Richardſon, daß, wenn ſie in England ſei, ſie nicht auf die kalte Ceremonie der Einführung bei ihm warten würde, dies und die ganze Färbung ihres Weſens, ihre wie Klopſtock's Sinnes- und Lebensart, erinnert und berührt ſich mit der der ſpäteren Romantiker, zwiſchen welchen beiden Kreiſen die Stolberge mitten inne ſtehen. Auch mit Young knüpften ſie noch Verbindungen an und Klopſtock wünſchte ſich, daß jener, wenn er ſtürbe, ſein Genius ſei. Dieſer poetiſche Anſtrich des Lebens pflanzte ſich auf ſeine Freunde über, beſonders in Niederſachſen, deſſen Poeſie bei ihm ihren höchſten Flor erreicht. Die im Harz, in Halberſtadt, in Braunſchweig Zerſtreuten hatten eine Art Mittelpunkt in Gleim, und dieſer, wie oft er auch unzufrieden mit Klopſtock war, ſchwärmte doch in Freud und in Andacht mit, begeiſterte ſich über die Hermannſchlacht, und über den Meſſias, und Klopſtock's Mutter kam ihm wie die des Meſſias vor. Wie die Göttinger Jugend der 70er Jahre für ihn ſchwärmte, werden wir unten genauer hören; dem Chriſtian Stolberg war er, „um wenig zu ſagen, der größte Dichter der neueren Zeit". Und die Liebe, die er in Hamburg, in Holſtein, in Kopenhagen ſammelte, das geſegnete Andenken, in dem er da lange ſtand und noch ſteht, war wahrlich

mehr werth, als die persönlichen Auszeichnungen bei seinem Leben und die vollen königlichen Ehren, mit denen er begraben wurde. Man muß die Pietät der nordischen Familienbande kennen, um sich einen Begriff von der Wärme zu machen, mit der seine Freunde an ihm hingen. Bei diesen persönlichen Verhältnissen gilt übrigens völlig, was bei seinen Gedichten zu erinnern ist. Die Meinung ist durchaus trefflich, die Wirkung nicht so. Eine Zeit lang war die Aussicht da, als ob Klopstock, auch selbst mit seinem Messias, ein ganz volksthümlicher Dichter werden sollte; die erste Begeisterung ließ es ganz erwarten. Sobald sich aber der Widerspruch der Geistlichen und der Laien, der Nüchternen und selbst der Begeisterten (in der Schweiz z. B.) erhob, zog sich Klopstock, unter inneren Vorgängen, die den Goethischen nicht unähnlich sind, in sich zurück und vergaß seine Pflichten für die Nation über dem christlichen Standpunkt, den er einnahm, seine populare Stellung über seiner familiären, seinen Ruhm über seiner Seligkeit. Er ging mit den allgemeinen Forderungen und Bildungen der Zeit nicht mehr fort, und die unter seinen Verehrern, welche diesen Entwickelungen folgten, wie Voß und Niebuhr, wandten sich theilweise von ihm ab, beklagten die Beschränkung seines Ideenkreises, die Genußsucht, den Frieden, die Trägheit, der er sich hingab. Nicht allein die Freigeister, wie Clodius meint, sondern auch eben diese Männer, die noch dazu voll Anerkennung waren, warfen Klopstock mit Recht vor, daß er der Urheber weichlicher Empfindelei wurde, daß er das „griechische Gefühl der gesunden Natur" verdrängt habe. Die ganz eigentlich seine nächsten Freunde waren, die C. F. Cramer, Schönborn, Stolberg kamen durchaus krankhaft aus seiner Schule, und in der Ferne klammerten sich die Krankhaften, die Lavater, die Schubart u. A. an ihn an. Daher hat Schiller so vortrefflich gewarnt, daß kein Dichter sich weniger zum Lebensbegleiter eigne, als er, der unaufhörlich den Geist unter die Waffen rufe; und es sei ihm bange um den Kopf, der sich den Messias zum Lieblingsbuche mache, der nur in exaltirten Stimmungen des Gemüths gesucht werden könne, leicht ein Abgott der Jugend werde, die sich im Unend-

lichen gern ergeht, und dessen gefährliche Wirkungen man hinlänglich in Deutschland erfahren habe. Niebuhr ferner fand, es sei in Klopstock etwas Mädchenhaftes gewesen, nicht nur in dem schönen Sinne makelloser Unschuld, sondern auch in dem, der für den Mann nicht paßt. Daher kam's, daß er so frauenbedürftig ward, daß er empfindsame weibliche Lesezirkel gründete, über die Lessing in den Briefen an seine Braut spottete, und daß die Frauen seiner Umgebung, gelehrig wie sie waren, jene schnelle Bildung annahmen, die Niebuhr befremdete. Charakterisirend wie diese weibliche Umgebung ist auch die adlige. Auch dies hängt mit Klopstock's Persönlichkeit genau zusammen. Er hatte, wie Goethe sagt, von Jugend auf großen Werth auf sich gelegt, er befliß sich der größten Reinigkeit, und die Würde seines dichterischen Stoffs erhöhte ihm das Gefühl seiner Persönlichkeit; gefaßtes Betragen, abgemeßne Rede und Lakonismus gaben ihm ein diplomatisches Ansehn, und es ist eine bedeutsame Thatsache, daß er der erste Dichter war, der sich „eigene Verhältnisse schuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte". Anfangs ein Volksmann, dann ein Hofdichter ward Klopstock zuletzt der Mittelpunkt eines aristokratischen Kreises. In seiner nächsten Nähe sehen wir die Bernstorff und Schimmelmann, die Schönborn und Moltke, die Stolberg und Holk, und wie sie alle heißen. Der ganze Kreis um Klopstock und seine fromme Dichtung her macht einen ähnlichen oligarchischen Eindruck, wie wir es oben von den Pietisten in Halle sagten. Der Dichter der Würde fing je länger je mehr an von dem Publikum wie vom Pöbel zu reden, oder jenen ehrwürdigen Namen nur den Kennern zu geben. Eben der Mann, der so bewunderungsvoll von der volksthümlichen, unhöfischen Pflege unserer Dichtung sprach, bemühte sich später so eifrig um die Wiener Akademie, und dachte wohl darin Diktator zu werden. In eben diesem diktatorischen Sinne suchte er einmal untereinander zusammenhängende Lesezirkel in allen Hauptstädten zu gründen, ein Plan, den uns eine Korrespondenz mit Thielemann näher eröffnet haben würde, wenn ihr nicht ein ausdrückliches Verbot der Bekanntmachung wäre beigefügt gewesen. Mit diesen

Gesinnungen hängt die ganze Richtung und der ganze Ton seiner späteren Werke eng zusammen, die ihn der Nation immer mehr entfremdeten, und nichts war daher übler angebracht, als wenn man uns zumuthete, im Messias unsre deutsche Nationalepopöe, in ihrem Verfasser unsern ächten Volksdichter zu erkennen.

---

5. Christliche Dichtung nach Klopstock.

Die Erscheinung der drei ersten Gesänge des Messias (1748) fiel mitten in die Zeit der größten Aufregung zwischen Gottsched und den Zürichern. Sie waren für die letzteren eine gewonnene Hauptschlacht, nach der die Anstrengungen der Sachsen krampfhafter aber stets schwächer und zuletzt verächtlich wurden. Klopstock gründete durch sein Auftreten ein allgemeines und enges Bündniß zwischen der Schweiz und Niederdeutschland, wo sein Anhang an Zahl und Begeisterung wetteiferte, er zog außerdem Kopenhagen, Halberstadt, Berlin und selbst Wien in sein Interesse, und dies war mehr als genug, Gottsched's Bund zwischen Sachsen, Schlesien und Preußen zu sprengen. Wie vielen Einfluß die Schweizer auf Klopstock gehabt haben, wie natürlich es war, wenn sie ihn als ihr Werk betrachteten, und wie es ihnen schmeicheln mußte, daß dieser bewunderte Jüngling sich ihnen ganz hinzugeben schien, dies geht aus Klopstock's Briefen an Bodmer deutlich genug hervor, die seit 1748 geschrieben sind[81]). Er nähert sich ihm gleich mit jener Mischung von Zutraulichkeit und Ernst, die schon dem Knaben eigen war, mit jener Freundeswärme, die im überlegenen Menschen so gewinnend ist, die nachher den Zauber um ihn breitete, der seine jugendlichen Freunde so sehr begeisterte. Er gesteht ihm, daß er seine kritischen Schriften verschlungen habe noch als junger Mensch; Bodmer's Milton (denn er las damals noch

81) Gedruckt in der Isis 1805.

nicht englisch) mußte erst das Feuer in ihm aufregen, das Homer nicht konnte. Das Bild des Epikers, das Bodmer in seinem kritischen Lobgedichte entworfen, ergriff ihn und weckte jenen neidischen Ehrgeiz in ihm; denn ihm schien das Epos über alle übrigen Dichtungsarten erhaben zu sein, wie die Erde über ihre Theile. Mit diesem literarischen Bekenntniß legt er Bodmer zugleich sein Herzensbekenntniß, seine Liebe zu Fanny vor; er wollte nicht allein seine dichterische Stellung, sondern auch eine amtliche und auch eine Geliebte und Frau seinem Bodmer verdanken, und wirklich legte dieser sein Fürwort in einem Briefe an Fanny für ihn ein. Die Züricher luden ihn zu sich und er kam auch 1750 mit Sulzer und Schultheß dahin. Bodmer täuschte sich in seiner Persönlichkeit etwas, aber dies konnte nicht die Verbindung stören, und noch weniger das Feuer löschen, das sein Messias bereits in der Schweiz entzündet hatte. Was wir oben von dem Charakter der Schweizer-Zustände und Literatur im Allgemeinen gesagt haben, macht mit der ganzen Stimmung der Zeit begreiflich, daß hier die facultas lacrimatoria (wie sie Füßli nannte) und die patriarchalische Salbung am tiefsten eingreifen mußte. Bodmer setzte Tscharner in Bewegung, den Messias ins Französische zu übersetzen, und Meiern in Halle, ihn zu beurtheilen (der Messias 1749); er selbst schrieb Empfehlungen, Auszüge und Abhandlungen und fing an, den Plan seiner Noachide hervorzusuchen. Was Milton dem Klopstock war, sollte dieser wieder für ihn werden; der verständige Mann, der kaum kritische Gedichte zu schreiben gewagt, fühlte sich plötzlich von der seraphischen Muse begeistert. Um dies zu begreifen, muß man auch hier die moralischen Einflüsse nicht vergessen. Klopstock ergriff die jüngeren Gemüther mit einer unwiderstehlichen Anziehungskraft; der zwar 50jährige Bodmer ließ sich jugendlich mitreißen, und ihm war nachher der enthusiastische Wieland persönlich lieber als ihm Klopstock war. Um die Stimmung in diesem Kreise zu bezeichnen, wählen wir eine Stelle aus Briefen von J. G. Heß, Pfarrer zu Altstetten bei Zürich, der gleich 1749 in Zufälligen Gedanken über den Messias ebenso empfindungsvoll diese Erscheinung

begrüßte, als Meier trocken und verständig gethan hatte[82]). Er schreibt an Bodmer, er müsse ihm Klopstock's Freundschaft verschaffen; entweder sei die platonische Liebe eine Chimäre, oder er habe so rechtmäßige Ansprüche an diese Freundschaft, wie Klopstock an die Liebe seiner Fanny, denn er sei in alle seine edlen Gemüthseigenschaften und Tugenden beinahe so schmerzlich verliebt, als Er in seine Freundin. Wenn er ihn nicht zum Freunde annehmen wollte, so werde er (der sich bisher nur in Lohensteinischer schwerfälliger Poesie versucht hatte) noch lernen, zärtliche Oden zu machen, und darin so kläglich thun, daß sich die ganze Nachwelt für sein freundschaftliches Herz ebenso wie für seine Liebe interessiren müsse. Bald darauf schreibt Heß an Klopstock selbst tändelnde Briefe, in denen er die Rolle des Liebhabers zu Klopstock's Tochter (der Messiade) spielt. Mit der größten Gewissenhaftigkeit las man hier und bedachte sich jede Zeile in diesem Werke, damit ja Alles vollkommen sei, damit kein Orthodoxer und kein Ketzer, kein Kritiker und kein Poet etwas zu tadeln haben sollte. Die nüchternen Heidegger, Waser und Künzli hatten ihre religiösen und kritischen Bedenken bei der Sache, sie wagten es aber kaum in Antimessianischen Briefen (1749) unter der Maske von Landpredigern anonym aufzutreten, um es nicht mit Heß und Bodmer zu verderben. Dieser begann nun sich in Young und das alte Testament zu begraben und theilte schon 1749 seinen Freunden Proben der Noachide mit, er fühlte den Geist auf sich gekommen und wollte als ein treuer Jünger mit neuen Wundern die Wunder seines Meisters bethätigen. Hätten Klopstock und Hagedorn gewußt, was sie thaten, sie würden ihm seine Probestücke nicht so gelobt haben, wie vorsichtig sie es übrigens schon thaten; vielleicht aber würde es auch nichts geholfen haben, wenn sie ihn in Schranken zu halten versucht hätten, denn er hatte seinen Wieland zur Seite, der seinen edlen kühnen Schwung bewunderte und nichts tadelte, als daß seine Epen so klein wären.

82) Von ihm hat Lessing sehr schön gesagt:

Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne selbst erhellet,
und Klopstock, der schon stand, von neuem aufgestellet.

So erschien denn 1752 der Noah in 12 Gesängen, der Hauptvertreter seiner sionitischen Gesänge, die kleine Erlösung des Menschengeschlechts, in Klopstock's Versen, Malereien, Empfindungen, aber ganz prosaischem Gange; und die Wieland und Sulzer empfahlen ihn der Welt als einen Nebenbuhler des Messias. Binnen weniger Jahre erschien seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika, Jakob's Wiederkunft, Dina und Sichem. Noch ehe Klopstock's Adam kam, ging er schon 1754 in seinem Joseph zum Drama über, und schrieb eine unübersehliche Reihe patriarchalischer, weltlicher, antikisirender, polemischer, politischer Stücke, indem er sich, ähnlich wie Gleim und Nicolai, verdorben durch sein Protektorat über jüngere Leute und seinen bisherigen kritischen Ruhm, auf eine zudringliche Art in alle Dinge mischte und über alle Dinge wegsetzte. Niemand würde begreifen, wie er in so späten Jahren plötzlich zu einer so großen schöpferischen Kraft kam, wenn man nicht wüßte, daß er über das schriftstellerische Eigenthum die lockersten Begriffe hatte, daß er gleich einer Elster stahl, wie Wieland von ihm sagte, und wirklich auf eine ganz unschickliche Art sich Alles aneignete, was ihm nur irgendwo in fremden Dichtern gefiel. Was Gellert von sich selbst sagte, daß er sich gern wiederhole, was sogar von einem Voltaire und Wieland zu sagen ist, das gilt von Bodmer im höchsten Grade: er schreibt sich aus, er dichtet aus dem Gedächtniß, er wiederkäuet nur. Ganz lernte er von Klopstock, was früher nie seine Eigenschaft war, sich für Alles zu begeistern, von Allem die poetische Seite zu fassen, keine literarischen und politischen Begebenheiten vorüberzulassen, ohne sich irgendwie an ihnen versucht zu haben; er machte den Gang der schweizer Literatur von dem harten Haller zu dem weichen Geßner und zu dem überspannten Lavater ganz mit. In aller Hinsicht steigerte er mit seinen Kräften Dünkel und Eigensinn, und übrigens auch Ansicht und Gesinnung. Er, der noch 1760 dem Dichter nicht gestatten wollte, seine poetischen Empfindungen wirklich zu empfinden, verlangte gegen das Ende seines Lebens, daß die Gesinnungen der großen Personen seiner politischen Dramen den Lebenden

eigen sein sollten, und behauptete, der müsse schlecht sein, dem sie nichts als Poesie wären. Er, der so viel Ehrfurcht für Klopstock's Poesien gehabt, war bald kühn genug, ihn über seine Charaktere aus dem alten Testamente mit entgegengesetzten Stücken zu tadeln, er setzte sich gegen Lessing's Fabeln, maßte sich an, dessen Philotas, und Gerstenberg's Ugolino, und Weiße's Romeo und Julie und Gellert's Yariko zu meistern, und kämpfte mit seinem Schüler Wieland gegen die leichtsinnige Poesie der Grazien. Unglücklicherweise gab Klopstock selbst einigen Anlaß, namentlich zu dem patriarchalischen Eifer seiner Freunde. Er zögerte mit seinem Messias so lange, daß die frommen Schwärmer die langen Lücken auszufüllen strebten; er gab mit seinen Dramen und seinen geistlichen Liedern inzwischen zwei neue Gattungen an, zu denen sich wieder Andere hinzudrängten, und seine geistlichen Dramen waren leider so schwach, daß auch ein dürftiger Geist daneben zu bestehen hoffen durfte. Von seinem Tod Adam's (1757) hat man mit allem Recht gesagt, daß des Dichters Name das Werk, nicht das Werk den Dichter ziere; es ist so dünn an Gehalt, daß es selbst dem misfallen müßte, der am Weinerlichen und Rührenden sich sehr erfreute, und hat übrigens dadurch Bedeutung, daß es als ein tragisches Idyll Geßnern ganz unmittelbar angeregt hat. Klopstock's Salomo (1764) und David (1772) ferner haben verdientem Spotte nicht entgehen können, obgleich er selbst sich nicht wenig darauf einbildete und vielleicht einen Wettstreit mit Sophokles in Absicht hatte. Von dem ersteren sagt Abbt, es ginge in diesem Stücke Alles darauf hinaus, ob der reformirte Hofprediger oder der katholische Kaplan Sonntags bei Hofe speisen sollte; darüber sei der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt, darüber murre der Nachmittagsprediger Chalcol, und dies sei der Knoten, der sich zum Vortheil Nathan's entwickelt. Er erwartete auf dieses Werk eine Mandel Trauerspiele über alle Könige in Juda und Israel, und er hatte ganz Recht; wie bei dem Messias mit Epen geschah, so folgten auf diese Dramen noch in den 70er und 80er Jahren eine Unzahl von geistlichen Stücken und Opern von C. v. Stolberg, Cruz,

Niemeyer u. A., von denen vielleicht der einzige Joseph und seine Brüder als ein Zeugniß auf unsere Tage gekommen ist. Wir erwähnen vorausgreifend diese späteren Erscheinungen, die ohnehin nicht Bedeutung für die Geschichte haben, um zu zeigen, wie natürlich es war, daß, wenn noch in jenen späteren Zeiten, von weit anderen Interessen und Richtungen, Klopstock's geringere Werke so viele Nachfolger nach sich ziehen konnten, sein Messias diese Wirkung auf die Bodmer nothwendig ausüben mußte, wo kein getheiltes Interesse noch da war, wo Alles sich auf dieses blendende Erzeugniß warf, wo die Stimmung für Aehnliches in den Gemüthern außerordentlich erregt war. Man hat daher Unrecht gethan, wenn man dem armen Bodmer allein es verargte, daß er sich von dem Geiste der Zeit so überwältigen ließ. Bisher hatte die Frömmigkeit keine poetische Stimme gesucht; als dies jetzt Bedürfniß ward, so kamen, unabhängig von einander, die verschiedensten Männer auf die Dichtung von Kantaten, Oratorien und Epen, wie wir oben sahen, und so verfielen ungefähr zu Einer Zeit in den 50er Jahren Bodmer, Klopstock und der Dr. L. Fr. Hudemann (damals in Hamburg) auf Racine's Athalia, und eiferten in geistlichen Stücken nach. Und worin wären so viele andere Patriarchaden der 50er und 60er Jahre von zum Theil namhaften Männern besser als der Noah? Moser's Daniel z. B. eine so mechanische Arbeit ohne Werth und Würde, so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sei? Oder der Versuch Zachariä's von einer (unvollendeten) Schöpfung der Hölle, über die die Literaturbriefe ganz vortrefflich jene Stelle aus Klopstock, die der Autor als Motto vorsetzte, als Urtheil gebrauchten: In drei erschrecklichen Nächten schuf er sie, und wandte von ihr sein Antlitz auf ewig! War nicht die Verkehrung Bodmer's zum Poeten ein weit geringeres Zeichen der Zeit, als des jungen Wieland's Bekehrung zum Seraphiker? der bald nach Klopstock zu Bodmer kam, in dessen Haus sich zu großen Entwürfen stimmte, dem Noah nachrühmte, er habe seinen schwankenden Charakter gefestigt, der nun anfing, die Rowe, das große weibliche Ideal des Klopstock'schen Kreises,

in Briefen der Verstorbenen (1753) nachzuahmen und die patriarchischen Epiker im geprüften Abraham; der endlich seinen Bodmer dem Ezechiel verglich, „der die Gesichte Gottes, und den Vertrauten des hohen Eloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen sah, die das Herz des Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen!“

Bodmer blieb unter so vielen Mitschuldigen der Hauptangeklagte, weil sich natürlich gegen ihn die Waffen der erbitterten Leipziger am heftigsten kehrten; die Nemesis erreichte ihn hier, aber sie riß auch freilich seine Gegner zugleich mit in ihr tiefstes Verderben. Wenn die Gottschedianer nur ein bischen Witz und Geschmack gehabt hätten, so war ihnen hier Gelegenheit gegeben, ihre bisherige Schmach glänzend zu rächen, denn vieles Treffende ließ sich an diesen Patriarchaden aussetzen und geißeln. Auch haben sie manches Gute dagegen bemerkt, nur verunzierten sie es mit so vielem Lächerlichen und Verkehrten, was Leidenschaft und Ungeschmack eingab, daß sie sich nur noch mehr blosstellten, als sie bisher gethan hatten, und so ihr letztes Ansehen selbst bei ihren besten Freunden verloren. So erklärte sich Triller in der Vorrede zu einem Bande seiner Gedichte gegen diese neuen Heldengedichte, und in jedem Satze liegt etwas Wahres, etwas Lächerliches und etwas Prosaisches in komischer Mischung beisammen. Es herrsche darin, sagt er, ein ungestümes Lärmen zum Trotze aller gesunden Vernunft, eine Beleidigung des Wohlklangs. Schöpferisch dichten sei ein strafbarer unchristlicher Ausdruck. Diese Gedichte würden verschwinden, so bald das jetzt allgemeine Sinnenfieber nachgelassen habe. Er würde dies Urtheil nicht gesagt haben, hätten es ihm nicht vornehme Standespersonen anbefohlen! er danke Gott, daß er nicht von der Dichtkunst leben müsse, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlicheres gelernt habe! Wie überwiegt hier die kleinliche und gemeine Gesinnung das Wahre in den Ausstellungen! und wie durfte *der* die „knarrenden und knasternden Verse schwülstiger Poetaster und ihr gemaltes Feuer“ tadeln, der ganz gutmüthig „eine gereimte Prosa besser und angenehmer findet, als eine im doppelten

Verstande ungereimte, dunkle Ligata, oder Contorta und Coacta"? Wie mochte Gottsched gegen Klopstock Jemanden stellen[83], der das belagerte Wittenberg, und den Prinzenraub und den Wurmsamen schrieb! Das letzte (1751) ist ein satirisches Heldengedicht gegen den Messias, worin besungen wird, wie ein Seraph aus den Wüsten der Scythen, bei den Sihim und Orim geboren, wo Kobolde und Rohrdommeln sich von Wind und Nebel nähren, den Wurmsamen ausstreut, aus dem die neuen epischen Gedichte aufwuchsen. Aber was sollte dieser Witz in den Händen eines Mannes, der über die neuen Worthecker spottete und über Beleidigung des Wohlklanges klagte, und hier so elende Verse machte[84], daß sie nur mit denen des berüchtigten Nimrod von Naumann zu vergleichen sind, den die patriarchalischen Dichter selbst verleugneten! Ganz in dieser Art läßt sich Gottsched selbst vernehmen! Nur weil man es von ihm verlangte, gab er (1752) im Neuesten sein bescheidenes Gutachten über die christlichen Epopöen, womit er nur die Dichtung solcher Gegenstände meint; denn wie weitläufig er oft vom Messias u. A. spricht, so behauptet er doch wiederholt sehr verächtlich, daß in Leipzig kein Gelehrter sei, der sich nur zu Einem Gesang im Messias zwingen könne,

---

83) Daher hatten denn die Schweizer auch hier gewonnene Sache und reiches Feld zum Witz. Bekannt ist Bodmer's Epigramm auf diese elenden Machwerke:

Triller: Was sagen Sie, mein Gönner, zu Messia?
Gottsched: Jesu Maria!
Tr. Und großer Mann, was sagen Sie zum Noah?
G. Oha!
Tr. So dacht' ich auch, Gott thu mir dies und das!,
Behüte Gott uns die Hermannias,
die Schwarzias und die Theresias!
G. Den Prinzenraub und den Wurmsamen!
Tr. Ja, Amen!

84) Der Seraph wird z. B. so beschrieben:

Wo sonst die Füße sind, da ist sein Haupt angewachsen,
Und wo das Haupt stand, da sind hingegen die Füße.
Ihm ist die Zung unbiegsam, erstarret und ohne Gelenke,
Daß sie nicht schmecket, schwer redet und schwer zu verstehen.

Und dies sollen Hexameter sein!

oder der dessen Nachahmer nur eines Blickes würdige. Hätte er sich begnügt, die Uebertreibung dieser geistlichen Dichtung zu rügen, das Fehlerhafte dieser abstrakten Poesien zu zeigen, allenfalls auch auf den möglichen Schaden in der Kirche aufmerksam zu machen, und übrigens anzuerkennen, was anzuerkennen war, so hätte er viel Beherzigenswerthes sagen können. Aber was sollte es heißen, daß er Klopstock zu Böhme und Pordätsch und seine geistlichen Legenden zu dem Talmud und den Rabbinern stellte? Wenn er über Bodmer sich lustig machte und von einem Freunde erzählte, der sich den entzückten Schweizer vorstellte, wie er mit erhobenen Händen ausrief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Messias gesehen, — dies mochte noch gut sein, obgleich es ihm die Bremer Beiträger als Gottlosigkeit auslegten. Aber was sollten die übrigen Anklagen, daß er sich wunderte, wie die Gottesgelehrten ruhig sitzen möchten bei diesem Unwesen, das er als Nahrung für Freigeisterei und Religionsspötterei bezeichnete, das er in seinem Handlexikon mit den pöbelhaften christlichen Volkskomödien verglich? Mochte er sich doch beschweren, daß man den Messias auf der Kanzel anführe, und daß ein neuer poetischer Schwung in die Predigten kam, aber warum stichelte er auf gedungene Lobredner des Messias, als der Rector Stuß in Gotha sich in verschiedenen Commentarien der christlichen Mythologie und Dichtung annahm? dingte er doch selber, wenigstens mit seinem Beifall, und hetzte zugleich den Dr. Hudemann, der sich des Schadens Joseph's (1754) annahm, und sich dagegen erklärte, daß man den Tod des Erlösers zu einem leichten Spiele der Phantasie mache, und dabei der verderbten Natur schmeichle und sie erhebe, ja ihr hier und da abgöttische Ehre erzeigte? Mochte er sich doch beschweren, daß Stuß den Messias mit Virgil verglich, aber wie konnte Er seinen Schönaich mit Homer vergleichen? Dies war das Aeußerste, wohin es Gottsched treiben konnte. Jener gutmüthige Mann ließ sich von Gottsched ganz leiten und brauchen, wozu er nur wollte; und der Aristarch, der in seiner Schule gern alle Gattungen nicht allein erklären, sondern auch hervorbringen

wollte, und mit diesem Einen alle seine poetischen Blößen decken mußte, machte ihn zum Satiriker, zum Dramatiker und zum Epiker. Er ließ ihn (1751) seinen Hermann, in trochäischen Versen, die die Frau Professorin eingeführt, dem Messias entgegensetzen; seine freiherrliche Feder und die Denkmünze, die ihm der Landgraf von Hessen schenkte, und die Dichterkrone, die ihm Gottsched aufsetzte, und ein Belobungsbrief Voltaire's[85]), der der 2. Ausgabe vorgesetzt ward, sollten dem elenden und hohlen Gedichte einen Platz über dem begeisterten Werke Klopstock's erobern, und das nannte Gottsched nicht Lob dingen! Der treueste Anhänger Gottsched's, und der zugleich Verehrer von Schönaich's persönlichem Charakter war, Kästner, verspottete Gottsched und Schönaich zugleich über dessen Hermann und Dramen. Gottsched's eigner Bruder schrieb ihm aus Cassel, er werde über den Hermann „schwerlich, schwerlich recht urtheilen können, denn er sehe die ganze Kunst davon nicht ein; er müsse aber ohne Zweifel alle guten Eigenschaften haben, da der Herr Bruder einer ganzen Nation damit Trotz zu bieten gedenke!" Endlich erschien noch (1754) Schönaich's neologisches Wörterbuch der Aesthetik in einer Nuß (anonym, von einigen Verehrern der sehr-affischen Dichtkunst); deren Titel schon ein Stich auf die neue Wissenschaft der Aesthetik sein sollte, deren Zueignung (an den Geistschöpfer, Seher, Evangelisten, Träumer, den göttlichen St. Klopstock und den Sündfluthbarden, Patriarchendichter, rabbinischen Mährchenerzähler Bodmer) die affektirte Erhabenheit Beider verspottete, deren Inhalt aber die ganze Prosa der Gottschedianer in Masse zu Tage legte, indem hier die anstößigen Bilder und Ausdrücke der neuen Epen ausgezogen und darunter die einfachsten und schönsten bekrittelt wurden. Von diesem Augenblick an war fast nur Eine Stimme über Gottsched, und

85) Der gute Gottsched und seine Jünger fühlten nicht den versteckten Schalk in diesem Briefe, der mit den Worten schließt, es würde unverzeihlich sein: d'ignorer une langue que les Gottscheds et vous rendez necessaire à tous les amateurs de la litérature — (und zum Beweise, daß er sie verstehe:) Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener V.

dies mag bezeugen, wie unaufhaltsam diese mizraimische Dichtung, wie man sie nannte, sich Bahn machte. Käſtner, der gewiß nicht ihr Verehrer war, ärgerte sich an diesem Wörterbuch; Kleist, der Gottsched nicht so ganz verwerfen mochte, brauchte die hier getadelten Ausdrücke gerade zum Trotz; Gleim, der eine Zeitlang den Namen eines Gottschedianers mit Freude trug, epigrammatisirte gegen den Meister, den Er und Viele für den Verfasser der Aesthetik hielten; Wieland meinte, nun würde bald das Schilf flüstern auriculas asini Midas rex habet; er schrieb den Entwurf einer Dunciade, von der der salbungsvolle Cramer das derbe Wort brauchte, es müsse nach ihrer Erscheinung dem Gottsched der erste Strick der liebste sein. Und es mußte der Unmuth gewiß in Deutschland groß und allgemein sein, da selbst Lessing vor hatte, Gottscheden in einer Satire als einen Don Quixote mit seinem Knappen Schwabe auf die Jagd nach Seraphim gehen zu lassen, und da er in den eben erscheinenden Literaturbriefen anfing, in einem ganz anderen Tone mit Gottsched zu reden, als er es bisher erfahren hatte. Wie anders äußerte sich Lessing über Klopstock und seinen Anhang! selbst in seinen Grillen unparteiisch! abweisend gegen die üblen Folgen und die üblen Nachfolger des Messias, jedoch für den Werth des Dichters darum nicht blind, blind vielmehr im entschiedenen Eifer gegen die jämmerlichen Anfechter voll Prosa, die er aufs schnödeste abfertigte.

Wie wenig übrigens die patriarchalische Dichtung in der Schweiz sich durch die Schmähungen Gottsched's und durch die vernünftigen Einreden Lessing's stören ließ, beweist ihr regelmäßiges Fortschreiten von dem trocknen Stile bei Bodmer zu dem weichen bei Geßner und zu dem überschwenglichen und prophetischen bei Lavater. Daß wir die Idyllen von Salomon Geßner[86] aus Zürich (1730—87) auf Eine Linie mit diesen Patriarchaden stellen, wird Niemand wundern, der die geschichtlichen Verhältnisse beachtet hat. Er ging aus Klopstock hervor, wie Thomson aus Milton. Bei beiden Epikern haben

86) Schriften. 1762, und sehr oft nachher.

wir Mangel an Handlung, Ueberfluß an Zuständen und deren Schilderung gefunden, was eben die Idylle ausmacht; bei beiden waren die idyllischen Gemälde oft das Ansprechendste; der geringere Nachahmer fiel wohl natürlich gerade auf diese Stellen. Die Liebhaberei an der Natur, das Malerische in der Beschreibung derselben, ist bei Geßnern auf der höchsten Spitze. Nicht allein Brockes, den er hoch verehrt, den er als einen unbillig Vergessenen empfiehlt und mit dem er in sehr naher Verwandtschaft steht, hat in ihm den Sinn genährt, die Natur für seine poetischen Gemälde zu studiren, nicht allein Bodmer, dessen treuer Schüler und Verehrer Geßner ist, hat diesen Sinn mit seiner Lehre von der poetischen Malerei geschärft, sondern auch Klopstock wirkte hinzu, der in dergleichen Naturmalereien stark war, den in seiner Jugend schon die gewaltigen Vorstellungen aus der leblosen Natur in Hiob und den Propheten entzückten, eben jene Stellen, die wir in aller Urdichtung des Volks schon frühe als die ersten Aeußerungen der poetischen Kraft bezeichneten, und auf die ein Dichter nothwendig verfallen mußte, der zu aller Natur- und Jugenddichtung so sehr hinneigte. Und was mehr als Alles ist: er war selbst Maler und zwar Landschaftsmaler; er stand mit den Künstlern (Füßli u. A.) in Verbindung, die damals auch der Malerei in der Schweiz ein neues Leben gaben, er sah ganz nach der Lehre Breitinger's bei dem „großen Thomson" Gemälde, die ihm aus den besten Werken der größten Maler genommen schienen, und so hat Meißner gefunden, daß Geßner's Landschaftsstücke in Erfindung, Zeichnung und Farbgebung seinen Gedichten durchaus ähnlich seien[87]). Dies ist so wenig zufällig, wie daß auch der Maler Müller und Usteri Idyllen machten, oder daß der große Flor der schäferlichen Dichtung in Italien und Spanien gleichzeitig mit dem Flor der Malerei fiel,

87) Geßner hat noch selbst eine Prachtausgabe seiner Werke in 2 Bdn. 4. besorgt, die mit vielen Kupferstichen und Vignetten von seiner eigenen Radirnadel begleitet sind. Diese Ausgabe ist neuerlich wieder hervorgesucht, und bei dieser Gelegenheit eine Sammlung aller Radirungen Geßner's in 2 Bdn. Fol. ausgeboten worden.

oder daß man dieſe ganze Gattung Idyllen, wie Geßner einmal ſagt, Bilderchen nennt. Denn es gibt keinen andern Namen für dieſen eigentlichen Vertreter der maleriſchen Poeſie, da er ſo einzig erſchöpfend iſt, wie alle griechiſchen Benennungen ſind, wie Lyra für die muſikaliſche geſungene Poeſie, Epos für die erzählende, Drama für die darſtellende. Hier nun ſcheint Geßner dem muſikaliſchen Klopſtock gegenüberzuliegen. Aber nur darum, weil Er ſich einen Beſtandtheil klopſtock'ſcher Poeſie ſo vorzugsweiſe herauswählte, wie Ramler z. B. eine andere, die Ode, Lavater die Prophetie, die Barden eine vierte, und Andere Anderes. Wenn man ſich nämlich zwingen wollte, ſo könnte man ſagen, Klopſtock ſei jener Dichter, den wir oben vermißt haben, der die Beſtandtheile der Allegorie in ſich verbände, wenn nicht in Einem Gedichte ſo doch in ſeinen Werken. Unter dieſen Beſtandtheilen iſt aber die Idylle, oder wir wollen lieber ſagen die Schäferpoeſie keine der geringſten. Sie hat gleich der Allegorie Verhältniß zu allen poetiſchen Hauptgattungen: zur lyriſchen Poeſie, wo ſie Ekloge, zu Epos und Schauſpiel, wo ſie Schäferroman und Schauſpiel wird. Die großen Werke dieſer Gattung, die unter Spaniern, Portugieſen und Italienern entſtanden, die Dichtungen der Ribeyro, Saa de Miranda, Montemayor, Sannazar und der Engländer, die ihnen folgten, ſind ſehr oft Träume, Viſionen, Allegorien; allegoriſch ſind die Schäferromane und was ihnen verwandt iſt faſt immer gemeint, ja die ganze Einkleidung der erotiſchen Lyrik in ſchäferliche Lieder iſt Allegorie. Die Allegorie, wie die Idylle, war ſchildernde Poeſie, die ſich zur darſtellenden und erzählenden verhält, wie Zuſtand zu Handlung, Ereigniß zu That, Natur zu Menſch, Friede zu Krieg. Dieſe Gattung iſt daher in ſolchen Ländern und in ſolchen Zeiten zu Hauſe, wo Mangel an ſelbſtbewegter Geſchichte iſt, wo vorherrſchend blos Zuſtände ſind, die nur von außen geſtört, nicht durch innere Triebe verändert werden; Portugal, Sicilien, Neapel ſind ſolche Länder, die im Grunde eine innerliche Geſchichte nie gehabt haben, die Zeiten Geßner's waren eine ſolche Ruheperiode für die Schweiz. In ſolche Stände, Zeiten und Räume trägt nun

auch der Idyllendichter seine Erfindungen über, wo Ruhe und Frieden herrscht, denn sein Gemälde, das nur ruhende Zustände schildern kann, vermeidet alle Leidenschaften und alle grellen Geschicke, und es ist daher auch in den Dichtern, wie in Brockes und Geßner und selbst in Klopstock so charakteristisch, daß sie einen übertriebenen Schauder vor allem Krieg und allen Eroberern und ausschließlich handelnden Charakteren haben. Hier nun berühren sich Geßner und Klopstock, die Idyllen und die erzväterlichen Epopöen; denn die Hirtenwelt ist eine patriarchalische, in Beiden sahen jene Dichter das goldene Zeitalter ungestörter Eintracht zu Hause. Geßner ist nicht der einzige, der diese Verbindung ausfand. Jac. Friedr. Schmidt (aus Blasienzell 1730—96), der die heidnische Vorwelt in sanften „Idyllen" (1761) zeichnete, der wie Geßner eine Zeitlang als einer der größeren Dichter, besonders in den literarischen Blättern seiner Heimath, gepriesen und, wie Geßner, durch Huber den Franzosen bekannt gemacht ward, obgleich sein Ruf nicht so aushielt wie Geßner's, eben dieser hat (1759) poetische Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, und darin einen Noah u. A. gedichtet; er fand die Einfachheit der Natur, die er suchte, nicht in der Zeit, und holte sie nicht in Arkadien, sondern in der Urwelt. So zweifelt Geßner nicht an der gewissen Existenz eines goldnen Zeitalters, wie es die Hirtenwelt beschreibt, und dafür ist ihm die Zeit der Patriarchen der Beweis, die doch Niemand abzuleugnen wagen werde; daher sind ihm denn auch natürlich jene makellosen Menschen kein Traum, die bei ihm, wie Herder sagt, nicht verschönerte Natur, sondern verschönerte Ideale sind. Fehlt noch etwas, um Geßner's Zusammenhang mit Klopstock augenscheinlich zu machen, so kann es sein Tod Abel's (1758), das gerühmteste seiner Werke, vervollständigen. Nicht allein ist das Ausgehen auf das Rührende, die Haltungslosigkeit, Charakterisirung und Motivirung durchaus gleich mit dem Tod Adam's, und der Ton seiner Prosa durchaus klopstockisch, sondern er fühlt sich hier selbst dem epischen Dichter näher, er will hier Höheres singen, er wünscht der Welt recht viele Homere, und er gibt ihr hier gleich selbst einen. Das Eine, was

ganz gegen Klopstock's Sinn wäre, ist seine Prosa; diesem schien die Frage, ob ein Gedicht in Versen geschrieben sein müsse, gar nicht aufzuwerfen, da die Dichtung des ganzen Ausdrucks der Sprache bedarf und oft damit nicht ausreicht. Aber die Freunde Bodmer und Sulzer hatten ihn mit kritischen Urtheilen und mit dem Beispiel prosaischer Uebersetzungen des Milton u. A. gerechtfertigt, und so emancipirten sich die Schweizer immer mehr von Klopstock, indem sie sich auf Einseitigkeiten und einseitige Abweichungen zurückzogen. Geßner gab mit dieser Einführung der Prosa ein sehr verderbliches Beispiel für viele Stümper, die ihm in seinen Idealen nacheiferten. Die Wilmsen (Sammlung für Geist und Herz 1762), Brückner (Unschuldswelt), Breitenbach (in jüdischen Schäfergedichten) u. A. gehören überhaupt unter die elendesten Erscheinungen unserer Literatur; aber auch in andere Gattungen ging diese halb verstiegne, halb elegante, immer aber ganz matte Redeweise über. Wie sehr sie ihm selbst geschadet hat, wie ganz mit Poesie unverträgliche Dinge die prosaische Rede an und für sich mitführen muß, zeigt jede erste beste Stelle[88]). Seinem Rufe ist sie vielleicht sehr günstig gewesen. Man weiß, daß kein Dichter Deutschlands im vorigen Jahrhunderte und vielleicht selbst noch jetzt dem Auslande so bekannt war, als Geßner[89]). Ich vermuthe, daß dies theilweise daher kommt, daß nichts für den Ausländer zum

88) Der Anfang des Todes Abel's lautet so: „Stehe du mir bei, Muse, oder edle Begeisterung, die du des Dichters Seele erfüllst, bei nächtlichen Stunden, wenn der Mond über ihm leuchtet, oder im Dunkel des Hains, oder bei der einsamen beschatteten Quelle. Wenn dann die heilige Entzückung seiner Seele sich bemächtigt, dann schwingt sich die Einbildungskraft erhitzt empor, und fliegt mit kühneren Schwingen durch die geistige und sichtbare Welt hin, bis in die ferneren Reiche des Möglichen, sie spürt das überraschende Wunderbare auf und das verborgenste Schöne. Mit reichen Schätzen kehrt sie dann zurück und bauet und flicht ihr mannichfaltiges Ganzes, indeß die haushälterische Vernunft sanft gebietend Aufsicht hält, und wählt und verwirft, und harmonische Verhältnisse sucht. O wie entfliegen da der erhitzten Arbeit die goldnen Stunden! Wie bist du der Bemühung und der Achtung der Edlen werth." Hier haben wir eine prosaische bodmerische Theorie in Klopstock's Odenschwung und Worten.

89) Die Uebersetzungen seiner Idyllen in fremde Sprachen verzeichnet Jördens 2, 125 ff.

Einüben einer fremden Sprache so förderlich ist, als solche Werke wie Geßner's; wie wir denn für das Italienische und Französische das Aehnliche von Guarini und Fenelon brauchen. In diesen Schriften muß das Inhaltlose durch die höchste Glätte der Form ersetzt werden; den Anfänger stört keine Schwierigkeit des Stoffs, das Verständniß wird durch die Ebenheiten der Satzbildung, die Wiederholungen, und selbst die dieser Gattung oft eigenthümlichen Gegensätze und Spitzfindigkeiten erleichtert. Unglücklicherweise waren die Muster des Fontenelle und Pope in der Schäferdichtung noch nicht verwunden; ja die Erinnerungen an jene süße Zeit dauerten noch, wo der pariser Hof das Schäferwesen zu seiner Unterhaltung brauchte, und wo sich die Deshoulières wünschte, ein Schäfchen zu sein. Je roher die bisher in Deutschland erschienenen Schäferspiele und Gedichte waren, desto natürlicher war's, daß man auf die französische Eleganz fiel. Gleim, der selbst einen blöden Schäfer (1743) gedichtet hat, sagte, unsre Schäferspiele seien z. Th. wahre Schweinhirtenspiele, und er selbst hielt sich wie Gottsched, Dusch und Andre hier an die Franzosen. Wie sehr sich auch Geßner den Theokrit zum Muster nahm, doch blieb Alles bei ihm modern gefärbt, wie in Wieland's Romanen, neben denen Geßner's Schäfergedicht so natürlich liegt, wie beide Gattungen im großen Umfange im 16. und 17. Jh. neben einander bestanden. Seine Schäfer mögen weniger französische Hofleute sein, als Fontenelle's, aber etwas bleibt davon übrig. Er sagt selbst, er wolle für die jungen Herren von Geschmack im Tode Abel's sorgen, wenn sie sich mit der einfältigen Sprachweise der alten Welt nicht vertragen könnten, er wolle für sie eine Intrigue anbringen, Abel solle ein zärtlicher junger Herr sein, Kain wie ein russischer Hauptmann, und Adam solle nichts reden, als was ein betagter Franzose von Welt sagen könnte. Es ist dies Scherz; aber abgesehen von dem russischen Hauptmann, so hat es mit dem alten Franzosen seine ernsthafte Richtigkeit. Und so sind seine Phyllen und Chloen nichts als schnippische Stadtmamsellen, und wenn in dem Romane Daphnis die Mädchen schon blos an den Bach gehen, um ihr Gesicht zu

waschen, als sie sich in Putz werfen wollen, so sind es doch im Grunde seine Damen, die gar nicht in einfältiger Redeweise der Schäferwelt sprechen. Wie schaal und süßlich diese Redeweise ist, so matt ist aller Inhalt. Wie er mit seiner laxen Prosa Haller's gedrungner Poesie so gegenüberliegt, wie sein geliebter Wieland gegen Klopstock, eben so macht die bequeme Sinnesart gegen Haller's Ernst, und die ganze friedliche Gattung gegen Haller's oft herbe Satire den schneidendsten Kontrast. Nirgends stoßen wir auf ein kräftiges Moment, wie nahe wir es oft liegen sehen. In dem ersten Schiffer sollte man denken Matrosencharakter und Korsarenblut zu treffen, aber wir finden weder große innere Entwürfe, noch unbestimmten Drang, noch materiellen Zwang, der die Schifffahrt erfindet, sondern Amor zettelt eine Liebschaft an, indem er ein getrenntes Paar einander in Traumbildern bekannt und dann den Steuermann macht! So lag es so nah, daß Geßner, gerade nach Haller's Vorgang auf Schweizerzustände gekommen, auf heimathlichem Boden geblieben wäre, wie Voß, Usteri, Hebel, und der Maler Müller, ja daß er sich der Volkssprache bedient hätte, die bei diesen und im Theokrit, und für spanische Leser in den portugiesischen Schäfergedichten so heimlich anspricht. Denn wenn wir uns einmal für ein so bescheidenes Stillleben, solche ruhige Zustände interessiren sollen, so seien es wenigstens häusliche, zu denen wir den ähnlichen Zug fühlen, wie zu unsern Jugenderinnerungen. Warum hat nie ein Idyllendichter sich diese zum Gegenstande genommen? Denn die Kindheit ist das wahre goldne Zeitalter des Menschen, und wenn wir den gereiften, den gewordenen und vollendeten Menschen von den kleinen Keimen selbst erzählen hörten, und von den Zuständen, aus denen sein Charakter und seine Handlungen geworden sind, so würden wir jenen wunden Fleck vermeiden, an dem fast jeder Idyllendichter leidet, daß er uns nämlich parteiisch erscheint gegen das Leben der Stadt und das Treiben der Welt und die Leidenschaften der Menschen, die er uns nicht zeigt, die er nicht kennt, die er nicht aus Erfahrung sowohl, als aus einem empfindsamen Hang zum Pflanzenleben und zum moralischen Quietismus zu verwerfen

scheint. Wie anders, wenn der im Leben Geprüfte und Bestandene im Geiste zu jenem Frieden seiner Kindheit zurückkehrt, oder wenn man uns z. B. zeigte, wie die in der Welt gescheiterten Napoleon und Karl die Einsamkeit der Insel und der Zelle empfängt. Die Reize der Robinsonade liegen eben hier, die einzigen Idyllen, die eine populare Verbreitung gefunden haben: sie liegen an der Grenze von Handlung und Zustand, von Epos und Idylle, und es ist bezeichnend genug, daß sie in diesen Zeiten des wiederbelebten Idylls sich ausbreiteten, und daß Geßner schon auf der Schule über Robinsonaden brütete [90]). So ließen sich vielleicht doch noch Wendungen finden, mit denen der Idylle selbst ein tieferes Interesse zu geben wäre, obwohl die Schwierigkeiten sehr groß sind. Niemand hat darüber schöner gesprochen als Schiller, bei dem es so charakteristisch ist, daß er lieber zu Haller's Gunsten etwas sagt, als zu Geßner's, den dagegen Goethe in seiner Jugend neben Kleist auf Einer Linie mit Klopstock dem Gellert und Aehnlichen entgegengesetzt. Jedes Wort, was Schiller über diesen Gegenstand gesagt hat, ist klassisch. „Der Zweck der Idylle ist, den Menschen im Stande der Unschuld, des Friedens mit sich und von außen darzustellen. Das natürlichste Mittel dazu schien fast immer die Schäferwelt, eine Stelle *vor* aller Kultur. Es gibt aber auch einen solchen Zustand am Ziele aller Kultur, die Idee davon und der Glaube daran versöhnt uns allein mit allen Uebeln der Kultur. Das Dichtungsvermögen bringt diese Ideen zur sinnlichen Anschauung, und will sie verwirklichen, da es die Erfahrung nicht thut. Die Idylle, die also einen solchen Naturzustand schildert, schließt aber, vor den Anfang aller Kultur gepflanzt, mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, sie stellt das Ziel hinter uns, zu dem sie uns hinführen soll und kann uns daher blos das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche einer Hoffnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführt, so hat sie bei dem höchsten Gehalt

90) Vgl. Bronner's Schriften 1794. I. p. 211.

für das Herz zu wenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist schnell geendigt. Sie kann nur dem ruhebedürftigen kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben, sie kann nicht beleben, nur besänftigen. Keine Kunst der Poeten hat diesem Mangel abhelfen können, der in der Gattung gegründet ist. Bei den Liebhabern derselben ist es nicht ihr Geschmack, der urtheilt, sondern das individuelle Bedürfniß; ihr Urtheil ist also nicht von Belang. Weniger gilt dies von der naiven Idylle als von der sentimentalen. Jener kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst enthalten ist. Der naive Dichter stellt seinen Gegenstand mit all seinen Grenzen individualisirt dar, er verfehlt seinen Gehalt nicht, wenn er sich nur an die Natur hält; der sentimentale, der seinen Gegenstand idealisirt und allen Grenzen entrückt, sollte daher nicht dem naiven *seine* Gegenstände abborgen, welche an und für sich gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. So haben unsre sentimentalen Schäferdichter ein Ideal ausgeführt, und doch die dürftige Hirtenwelt beibehalten; sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individualer Wahrheit verliert, und so weit individuell, daß der ideale Gehalt darunter leidet. Ein Geßner'scher Hirt kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß." Bei diesem nehmen wir daher diese Bemerkungen wieder auf. Es mußte durchaus erst eine kräftigere Haltung in die deutsche Literatur kommen, ehe die reine Naivetät, der einfachere Ton und die heimathliche Farbe für die Idylle wieder gefunden ward. Dies lernt man am besten von dem einzigen Schüler Geßner's, der einer Erwähnung werth ist, aus den Fischeridyllen von Franz Xaver *Bronner* aus Hochstädt (1758—1850). Seine Idyllen sind aus wirklichen Naturzuständen entlehnt, tragen aber ein völlig ideales Gewand; der Dichter selbst ist ein naiver, ungekünstelter Mensch, aber seine Bildung nicht. Bronner

stammt nämlich aus einer Bauernfamilie, und ward in seiner Jugend zum Kloster halb bestimmt halb gezwungen. Er selbst hat sein Leben (1795—97) beschrieben, in einem trotz seiner Breite sehr fesselnden Buche, das alle gedichteten Klosterromane so weit übertrifft, wie im 17. Jh. der Simplicissimus alle picarischen Romane, oder wie Stilling's Jugendleben alle unsre Nachahmungen des Yorick. Bronner machte die Schule der Jesuiten, das Kloster der Benedictiner, die feinen Ränke der Pfaffen, die Thorheiten der Illuminaten und Freimaurer, der Jesuiten und Rosenkreuzer durch, und läßt in all dieses Treiben und in den Zustand der katholischen Länder Süddeutschlands auf eine treffliche Weise hineinblicken, da seine ganze Erzählung ruhig und schonend ist, ja da er selbst von dieser Schule und diesen Verhältnissen angesteckt erscheint, wiewohl er dies weiß und in naiver Denkart gesteht. Er riß sich aus eigner Kraft, angesteckt von dem Bildungstriebe der Nation, aus den Beengungen des katholischen Religionsglaubens los, und floh aus dem Kloster in die Schweiz, aber er war zu kräftigem Handeln unfähig geworden, eine rein idyllische Natur selbst. Er hatte im Kloster seit 1777 Fischeridyllen gedichtet, da er aus „seiner Höhle, wo Murmelthiere und Dachse schnarchten", aus einer engen Spalte nichts vor sich hatte als das Fischerdorf Ried bei Donauwerth; tausend kleine Anläße liegen seinen Bildchen zu Grunde, die aber ganz luftig und schwebend geriethen, und daher Geßnern sehr gefielen, der sich des geflohenen Dichters annahm und seine ersten Fischeridyllen (1787) herausgab. Es sind nicht etwa die Schäferlichkeiten blos dem Fischerleben untergeschoben, wie es Bronner in den piscatoriis des Jesuiten Gianettasius (1685) fand, sondern die sehr einfachen, oft gar zu kleinen und unbedeutenden Schildereien sind selbständig gefunden, tragen aber einen Ton, der die Lektüre der alten Eklogen, des Geßner, des Siegwart, des Yorick und Ossian verräth. Ueberall geben sie die elegische Simmung des Dichters im sanften Abdruck wieder, und dies ist ihre naive und natürliche Seite. Aber der Geschmack der Zeit erlaubte ihm nicht, kräftiger das nahe Leben zu ergreifen, die Kluft zwischen ihm und der Dichtung

nicht ſo groß zu machen, und ſo kam es, daß er zuletzt ſelbſt fühlte, wie die Idylle ſchwerlich mehr eine Lieblingslektüre des Volks werden könnte, und daß er unbewußt in der wirklichen Abſchilderung ſeines Lebens viel ſchönere Idyllen eingeflochten hat, als in ſeiner Sammlung ſtehen.

Wenn man ſagen kann, daß Bodmer die leere Form, Geßner die empfindſame Weichheit und die idylliſche Schilderei der klopſtock'ſchen Poeſie auf die Spitze trieb, ſo that dies Joh. Kaspar Lavater (1741—1801) in Bezug auf ihren chriſtlichen Gehalt. Wir kommen ſpäter auf dieſen merkwürdigen Mann zurück, an dieſer Stelle heben wir blos ſeine Poeſien hervor, die ſich ohnehin von ſeinen übrigen Schriften ganz ablöſen, und die uns am beſten zeigen, wie die geiſtliche Poeſie bald in ſich ſelbſt zerfallen mußte, in einer Zeit, wo der Religionsglaube ſich anfing in Fanatismus und Gleichgültigkeit zu theilen, wo Wieland und Lavater gleichmäßig aus Einer Schule hervorgehen konnten. Lavater's Studienzeit fiel in die Periode, wo Klopſtock's Meſſias und Rouſſeau's Freiheitsideen in der Schweiz die Stimmungen der Jugend beherrſchten und religiöſe und patriotiſche Hochgefühle nährten, die in Zürich beſonders durch Bodmer und Breitinger unterhalten wurden. Auch in Lavater iſt daher, wie in Klopſtock, anfangs dieſe Doppelſeite vaterländiſcher und chriſtlicher Intereſſen zu bemerken. Sein Name ward zuerſt laut, als er mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel in Gröningen Erpreſſungs halber angriff. Der junge, feurige Geiſt, der zu dieſem Sturme antrieb, iſt ganz derſelbe, der Klopſtock's freiere Oden eingab, der ſich in Lavater's Schweizerliedern Luft machte, der von der Schweiz aus die gedrückten ſchwäbiſchen Schriftſteller ergriff, weil er in der ſchweizer Jugend, unterſtützt von der Freundſchaftsſchwärmerei jener Tage, zu einer kräftigen Blüte kam. In Schinznach verſammelte ſich ſeit 1762 eine patriotiſche Geſellſchaft von Jünglingen, unter denen wir außer Lavater und Geßner auch Zimmermann, Hirzel, Iſelin und viele andere wohlbekannte Namen finden. Ihnen allen war jenes klopſtock'ſche Selbſtgefühl, jener Stolz auf einen Seelenadel neben der Ver-

achtung des gemeinen Geburtsadels, jenes schwärmerische Wohlgefallen an Idealen einer Menschen- und Staatenkultur eigen, die sie in diese absondernde, emporhebende Gemeinschaft zusammentrieb, welche wieder ihrerseits jene Empfindungen steigerte. Zimmermann's Einsamkeit und Nationalstolz, Iselin's Träume eines Menschenfreundes sind in den ersten Ausgaben, ehe jene dort zu Anekdotensammlungen, diese hier zu einer Staatslehre anwuchsen, die sprechenden Zeugnisse für den edlen, guten, erreglichen Sinn dieser Jugend, die schnell anfing, den Diplomaten, den Häuptern der aristokratischen Cantone, den Katholiken, gefährlich zu dünken. Selbst Haller neckte sich lange an dieser Gesellschaft; er hielt die Mitglieder „für Feinde der allein seligmachenden Landesorthodoxie, für Lehrlinge und Mitverschworene des verrufenen Rousseau“ [91]). In dieser Gesellschaft fiel durch einen Herrn Planta 1766 die Aeußerung, wie vaterländische populare Lieder edle Volksgesinnungen erwecken könnten; der junge Lavater griff sie auf und lieferte im folgenden Jahre seine Schweizerlieder, deren Druck anfangs von der Büchercensur in Zürich verboten wurde, weil man „den alten Mist nicht wieder aufwärmen solle.“ Diese Lieder sind das reinste, schönste und unverkümmertste, was Lavater gemacht hat; sie sind zwar formell den Gleim'schen Kriegsliedern nachgeahmt und mit der Aengstlichkeit eines Mannes gemacht, der seinen dichterischen Talenten nicht so viel traute als einer Kritik von Klotz, allein sie zeigen dennoch, selbst ihre Muster und Originale übertreffend, wie ein freier Boden solche ungezwungene, vaterländische Empfindungen weckt, die wieder ganz anders auf ihre Umgebung wirken, als da, wo erst Volkssinn und Vaterlandsgefühl geschaffen werden muß. Diese Lieder drangen wirklich in das Volk ein, und in alle Klassen des Volks, wurden damals mit Begeisterung von Alt und Jung gesungen und haben bis heute ausgehalten. Uebrigens sind diese Dichtungen ganz im Dienste moralischer Gesichtspunkte gemacht, nach Bodmer's Vorbild und

91) Zimmermann, von der Einsamkeit. Im dritten Bande der späteren Ausgaben.

Vorschrift[92]; und bald gab Lavater, entschiedner noch als Klopstock, seine Poesie Gott und der Religion ausschließend in Dienst. Auf seiner ersten deutschen Reise hatte er schon Klopstock kennen gelernt; er las seine Oden, ahmte sie nach, betete nach ihnen, er konnte an dem Messias sich nicht sättigen, er lieferte spät noch eine Ilias nach dem Homer, nachdem das Feuer für diese fromme Poesie so ziemlich in ihm allein übrig geblieben war, und ein patriarchalisches Schauspiel (Abraham und Isaak), nachdem der patriarchalische Geschmack schon auf der Neige war (1776). Er bildete Klopstock's Geschmack fürs Erhabene noch übertriebener in sich aus, er steigerte jene oligarchischen Begriffe vom Christenthum so hoch, bis Er denselben höchstens allein noch entsprach, und aus Bescheidenheit bekannte, daß er Keinen wisse, der ihnen entspreche; den vermenschlichten und persönlichen Gott, den er predigte, lehrte und besang, ließ man sich in der Poesie noch gerne gefallen, die praktische Lehre darüber ward aber kindisch. Der brausende Kopf überspannte Alles, was er berührte, und trieb Alles zu einer Höhe, die den Herabsturz ins Gegentheil nothwendig machte. Wenn man in Klopstock den Stand der Empfindung bei seinen geistlichen Poesien nicht bezweifeln konnte, dagegen bei Cramer schon das Feuer kalt fand, so hat es nicht an solchen gefehlt, die Lavater's Flammen für Eis hielten. Man fand zuletzt bei seinem übertriebenen Christenthum keine weitere Ueberzeugung mehr, als etwa die poetische während seiner Ausarbeitungen; und ein Mann wie Humboldt, der ihn persönlich sah, fand die Ideenleere dieses Kopfes sogleich aus, und vermißte die Thätigkeit in ihm, mit der geniale Menschen die geahnte Wahrheit suchen und die Wärme, mit der sie die gefundene umfassen. Wollen wir dies auf seine Poesien

92) Schweizerlieder 1768. p. 422.
Dir, dir sind alle meine Lieder, moralischer Geschmack, geweiht!
Das, Bodmer, hast du mich gelehrt, zu dieser Wahrheit will ich stehn,
Und wenn uns auch die Welt nicht hört: nein, was nicht gut ist, ist nicht schön!
Lacht laut, so viel ihr lachen wollt, ich singe mehr als Lieb und Wein,
Verdammt mit lauter Stimme sollt ihr mir, ihr Wollustlieder, sein!

anwenden, so sehen wir, wie sie blos aus überspannten Anforderungen so schlaff, ja aus jäher Hitze so kalt wurden. Wie Cramer sah Lavater die Bibel vielfach mit poetischen Augen an, sie bot ihm die schönsten dramatischen Gemälde dar, er lernte aus ihr die feinsten auf jede menschliche Natur wirkenden Regeln der ächten Alle begeisternden Dichtkunst; wer aus der Bibel nicht dichten lernte, meinte er, der werde gewiß aus keinem Lehrbuch der Dichtkunst etwas lernen. Lavater hat das Dichten gewiß nicht aus Lehrbüchern gelernt, das können schon seine zahllosen Gelegenheitsherameter beweisen; aus der Bibel aber eben so wenig, und aus eigner Natur am wenigsten. Er hat später als alle damaligen bedeutenden Liederdichter, auf die wir sogleich zurückkommen werden, später als Klopstock, Gellert und Cramer seine christlichen Lieder gedichtet, er hat größere Anforderungen an das geistliche Lied gemacht, als Alle, und hat weit geringere geliefert. Gewiß setzt ein christlich Lied, sagt er, mehr voraus, als Klopstock's Schwung oder Triumphton, mehr als Gellert's Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, mehr als Cramer's Kühnheit und Fleiß! Erleuchtung! eigene Empfindung, Erfahrung, Schriftkenntniß, tiefe richtige feine Schriftkenntniß, und himmlische Salbung! ein feiernder Ton, dem lieber etwas Deutlichkeit geopfert werden soll! Er scheint dies Alles vereinigen zu wollen, und dadurch hebt er Alles auf; selbst diesem Feiertone geht am Ende die Deutlichkeit vor, und wenn nicht im Texte, so doch in den Noten, in denen er strahlenspaltend die klarsten Ausdrücke erklärt. Jede Zeile, jedes Wort ist ihm bedeutungsvoll, er begleitet die ausgesprochenen Gedanken mit geheimen, die Bedeutsamkeit des Einzelnen soll dem Ganzen Bedeutung geben, und raubt sie ihm. Diese Lieder sind daher Gebete, aus der größten Subjectivität, von einem Glaubenshelden für Glaubenshelden geschrieben, ohne Musik und ohne Poesie, mit zu viel Beredtsamkeit, wie Herder meinte, so daß ein armer Zöllner mit seinem einsilbigen Gebete nicht wisse, wo aus und ein. Einzelne dieser Lieder haben indeß bereiten Eingang gefunden; sein Jesus Messias [93]) dagegen, das Gedicht, das

93) Zürich 1783. 4 Bde.

er für alle Leser Klopstock's bestimmte, für alle, die mehr als trivialen Dichtersinn haben, das er eins seiner ausgezeichnetsten, dauerfähigsten, tief aus der Seele quellenden Produkte nannte[94]), ist ganz verschollen. Er paraphrasirte unter diesem Titel erst (1780) die Apokalypse in Hexametern, und man kann denken, mit welchem Schwung der neue Johannes in eigner Person die Gesichte des alten wiederholt. Dann folgten die Evangelien und Apostelgeschichten in Gesängen, ein Werk von dem breitesten Umfang, das Hamann der klopstock'schen Messiade wie Martha der Maria gegenüberstellte, und dessen historischer Stoff alle poetische Form nach seiner Meinung übertrifft. In der That ist es eine blos historisch-encyklopädische Paraphrase und Exegese des neuen Testaments, rhapsodische Erzählungen ohne alle epische Farbe, ein Werk von vielleicht gelehrter Erbauung, nicht von religiöser, geschweige poetischer, ein Gedicht des Studiums, nicht der Begeisterung. Der Dichter will etwas erzwingen, was die Zeit nicht mehr hat und mag, er wiederholt sich, dehnt sich, überschreit sich bis zur Heiserkeit, um im Tumult anderer Dinge gehört zu werden. Klopstock's Werk war die Frucht einer edlen heißen Jugendglut, Andacht und wahrer Empfindung, dies aber ist die Frucht der Bibellektüre mit Kommentar und Konkordanz; jenes ist lyrischer Gesang, dies Doktrin und Exegese im Salbton des prophetischen Kothurns; jenes Oratorium und Hymnus, dies Evangelienharmonie voll kleinlicher Pedanterie, bis auf die Bewahrung der Geschlechtsreihen, um ja kein biblisches Brosämlein verloren gehen zu lassen. Dort sprach uns rührend eine ächte Liebe zu Christus an, hier schreckt uns ein hohler Stolz des dünkelhaften Schülers auf den Meister unwohlthuend ab. Kurz, dieses Werk ist das non plus ultra der bodmerischen Nachahmungen, von der höchsten Höhe prophetischer Erhabenheit zur Tiefe historischer Prosa herabgesunken. Die „Hochflüge und Gemeingänge" des lavater'schen Geistes liegen hier dicht neben-

94) In den Herzenserleichterungen, wo er eine kritische Ueberschau seiner Schriften hält.

einander, und würden, wie bei den mystischen Dichtern des 17. Jahrhs. noch schroffer beisammen liegen, und Lavater würde Klopstock so gegenüber stehen, wie eben diese einem Gerhard, wenn es die Zeit gelitten hätte, statt in Predigt und Prosa. Allein weder die Zeit litt dieses, noch Lavater's Natur, deren poetische Nüchternheit Goethe noch in den Jahren des guten Vernehmens mit ihm vortrefflich bemerkte. Als Lavater 1768 die Aussichten in die Ewigkeit schrieb, in denen er den Plan zu einem Gedichte über diese Materie niederlegte, befremdete Goethen die Berechnung dieses raisonnirenden Werkes über einen *solchen* Stoff, der so (poetisch) behandelt werden sollte, für Gelehrte und Denker. Hätte Lavater, sagte er, für den *empfindenden* Theil des Menschen zu singen sich zum Seher berufen gefühlt, so sollte er diese Briefe (an Zimmermann) nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle, und Alle mit fortgerissen, allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da man eher hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er Gesichtspunkte variiren, Skrupel wegräumen, und dazu bestimmte er diese Briefe. Er hätte besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen. Dazu hat er über diese Materie schon genug, schon *zu viel* gedacht. — Dann wünscht er ihm zu diesem Werke „einige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen, und in dessen Busen die Engel wohnten." Wer auch so wenig wie Goethe auf die Dauer mit Klopstock oder Lavater empfindet, der fühlt doch schon aus diesen Worten, wie richtig der grübelnde Theologe hier auf seinen Weg gewiesen und gegen den empfindenden Dichter in Schatten gestellt wird.

Im Süden Deutschlands, wo die epische Dichtung zu Hause war, gruppirten sich mehr die epischen Nachfolger Klopstock's zusammen; im Norden schließen sich von Seiten der religiösen Poesie, die wir hier allein im Auge haben, mehrere *Kirchenliederdichter* an ihn an. Er war 1751 nach Kopenhagen berufen, wo schon früher durch Elias Schlegel eine deutsche literarische Kolonie eröffnet war;

Klopstock zog 1753 Basedow nach sich, 1757 J. A. Cramer und dieser wieder G. F. Funck. Eine Weile lebte später auch Gerstenberg in der Nähe. Diese Pflanzstätte deutscher Literatur fing schon frühe an, auf die dänische zu wirken (in Jernstrupp, Jacob Graah, der Frau von Passow u. A.), und späterhin sehen wir die Baggesen und Oehlenschläger die Verbindung beider nachbarlichen Dichtungen auf die Spitze treiben, und an der ganzen Nord- und Ostsee bildete sich eine jüngere Dichterschule, die Klopstock's Farbe nicht verleugnen konnte. Unter allen seinen ersten Anhängern, Freunden und Geistesverwandten steht J. A. Cramer (aus der Gegend von Annaberg 1723—88) obenan; von ihm geht auch das Kirchenlied der damaligen Periode aus und auf ihn zurück. Er gab, ehe er noch die Sammlungen seiner Lieder und übersetzten Psalmen (1755—64) veranstaltete, einzelne Hymnen in den Bremer Beiträgen und in dem mit Schlegel herausgegebenen Jüngling, und in diesen herrschte, schon ehe Klopstock auftrat, jener Schwung, der Beiden immer eigen blieb, und das Streben sich über das Gewöhnliche zu heben. Von diesem Standpunkte aus muß das Kirchenlied dieser Zeiten durchaus betrachtet werden; auch in ihm ziehen wir uns vornehm aus der großen Masse zurück und schließen uns aristokratischer zusammen. Spalding, Zollikofer und ähnliche Geistliche fühlten damals das Bedürfniß, für eine feinere Gesellschaft feinere Lieder zu haben; man fing an die alten zu bessern; Klopstock, Schlegel, Cramer, Alle haben diese Verbesserungspoesie getrieben. Herder, der den Sinn für Natur und Einfachheit nicht verlor, der diese Vornehmheiten gering achtete, hat sich immer gegen die Art und Weise dieser Verbesserungen erklärt. Was sie geben konnten war statt der Einfalt Glätte oder meinethalb Würde und Poesie; ob aber diese das Kriterium für gute kirchliche Lieder waren, haben wir gleich anfangs bezweifeln müssen. Nicht als ob wir das Unpoetische in der Religion so sehr liebten; wir haben uns im Gegentheil bei Gryphius nicht anders als freuen können über diese neue Zierde der geistlichen Dichtung. Aber bei ihm floß, sie aus einer unbewußten Fülle, während sie bei diesen jetzigen Dichtern viel-

fach von Absichten und Ansichten, von vornehmer Stellung und Polemik eingegeben ist. Das Zurückziehen der Kultur in engere Kreise kann für die Dichtung vielfach förderlich sein, die wir dem großen Haufen von Anfang an nicht gern verfallen sahen, allein mit der Religion und religiösen Dichtung ist es weit anders. Statt also mit Rambach hier eine Wiedergeburt der Kirchenlieder zu finden, sehen wir nichts als die höchste Spitze derjenigen Kunst, die diese Gattung verträgt, und damit das eigentliche Ziel derselben gekommen. Sie hat in jenen Tagen ihre letzte Bedeutung für die Oeffentlichkeit gehabt; was später fiel, kann nur als Ausnahme gelten, an der es in der Mannichfaltigkeit des Lebens niemals fehlt, obwohl ich auch da keine besonders auffallende anzuführen, und, als charakteristische Erscheinungen der Weiterbildung dieses Zweiges, nur geschmackvollere Sammlungen und kritische und historische Forschungen auszuzeichnen wüßte. Selbst an den damaligen Liederdichtern ist es schon nicht ohne Bedeutung, daß sie bessere Theorien als Lieder, und nie Lieder ohne Theorien machten. Unter ihnen ist Gellert derjenige, der am meisten popular blieb, der am wenigsten jene oligarchischen Eigenheiten theilte, der auch weit mehr aus seiner eigenen religiösen Natur als aus Anregung durch Klopstock seit 1754 ungefähr sich mit Liedern beschäftigte, und 1757 deren veröffentlichte. Allein wir haben oben gesehen, wie diese Natur durch Kränklichkeit vielfach bedingt war. Jene alte Freudigkeit und gesunde Kraft eines Gerhard suchen wir daher hier umsonst, auch die Stärke der Empfindung, die hier dichten sollte, ist ihm nicht eigen. Er unterscheidet zwischen Liedern, die vorzugsweise für den Gesang oder für den Lehrvortrag bestimmt sind. Jene sind bei ihm die seltneren, aber weit die besseren, und es ist gewiß, daß darunter ganz vortreffliche Stücke sind; die lehrhaften sind die ihm eigenthümlichen. Hier wird die Sprache der Empfindung und Phantasie ganz preis gegeben, und jene deutliche, prosaähnliche Rede aus Grundsatz angewendet, die ihm überhaupt eigen war, die leicht zum Kopf, schwerer zu Herzen geht, weil es nur auf dem Umwege durch den Kopf geschehen kann. Eben diese Eigenschaft machte seinen Lie-

dern Eingang auf die Schule; sie passen zum Auswendiglernen und zur Erklärung, weil sie plan und logisch sind. Daß sie auch zum Gesang so viel gebraucht wurden und als eigentliche Andachts- und Erbauungsbücher viele älteren verdrängten, beweist nur gegen die Lebendigkeit der alten gläubigen Empfindungen. Der Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser, als die schönsten Gründe der Ueberzeugung. Aber allen Liedern dieser Zeit sieht man an, daß sie die Freigeister überzeugen wollen, daß sie keinen Boden mehr vermuthen, auf dem sie mit den alten einfältigen Mitteln ausreichen. Das Christenthum ist nicht mehr ein unangefochtener Besitz, es ist ein Eigenthum, das gefährdet, angegriffen, zu vertheidigen, zu rechtfertigen ist, die Dichter sind alle auf der Defensive. Es ist daher eine gewisse Aengstlichkeit bei Gellert; er betet, ehe er seine Lieder dichtet; er schickt sie allen seinen Freunden zur Kritik, er treibt das ganze Werk als eine Sache der Pflicht. Vielfach thaten seine Lieder daher keine Genüge. Cramer war ihnen entgegen, der überhaupt als das andere Extrem des verständigen Lehrliedes auftrit; zwischen beiden liegen die übrigen als Bindeglieder. Von Seiten der großen Sanftmuth und des wohlwollenden Herzens, und wieder des glücklichen Gebrauchs der Bibel, der Deutlichkeit und leichten Eingänglichkeit, sind wohl die geistlichen Lieder (1766—72) von Chr. Fr. Neander (1723 — 1802) den Gellert'schen am ähnlichsten, der schon mit 18 Jahren aus Halle Beiträge in die Belustigungen schickte und von der frommen Bewegung um geistliche Lieder unter Gellert, Klopstock und Cramer hingerissen ward, die seinigen herauszugeben. J. Ad. Schlegel (aus Meißen 1721—93) billigt im Grundsatz Gellert's Unterscheidung zwischen Liedern des Affekts und der Lehre, er hält auch die letzteren von gleichem Werth wie die ersteren, ja er stellt das geistliche Lied unter die Künste, die mehr nützen und unterrichten, als ergötzen. Die Lehrlieder sind ihm das Lehrbuch des gemeinen Mannes. Aber in seinen geistlichen Gesängen (1766—72) selbst versucht er sich doch mehr Cramer und Klopstock zu nähern, und noch mehr in jenen andächtigen Liedern, die in

seine vermischten Gedichte (1787—89) eingegangen sind. Er war überhaupt so wenig selbständig und lehnte sich in seinen Beschäftigungen mit Liedern und Fabeln, mit dem Chrysostomus und Batteux, mit Zeitschriften und Predigten immer an Jemanden, und am meisten an Cramer an, und an ihm allein hat auch Klopstock selbst in jener Freundschaftsode zu tadeln, daß er „des Richters Stirne zu wenig falte." Uebrigens entfernt er sich in seinen Liedern mehr von der Herrschaft des Verstandes und von den längeren Perioden, weil nach seiner Ansicht weder die wahre Empfindung, die *in* dem Liede, noch der gemeine Mann, *für* den das Lied sein soll, sich periodisch ausdrücken. Er arbeitet also schon aus der Verständigkeit zur bloßen Verständlichkeit weg. Anders gestaltet sich die Theorie und Praxis des Lieds bei *Klopstock* (geistliche Lieder 1758). Er unterscheidet erhabne und sanfte Psalmen, *Gesänge* und *Lieder*. Jene, zu denen eigentlich seine Neigung steht, würden von den Meisten nicht verstanden, in diesen muß man sich „*herablassen*", und viele poetische Schönheiten opfern, um der moralischen Absicht willen, Vielen zu nützen. Der Gesang ist kurz, feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, kühn, bildreich, das Lied mildert diese Sprache der Entzückung in sanfte Andacht und Demuth. Den Gesang würde keine Religiosität ohne Genie erreichen, das Lied kein Genie ohne Religiosität. Wer Lieder machte, die auch dem gefielen, der dem Gesang, der Ode folgen kann, der hat treffliche Lieder gemacht; und solche Lieder wollte Er offenbar liefern. Beide Gattungen aber sollten nach ihm keine Abhandlungen von einer Lehre der Religion sein, sie sollen das Herz bewegen, weil die Andacht mehr Herz als Betrachtung ist, ihr Inhalt soll mehr Dank als Klage sein, sie sollen die Werke Gottes und Jesu besingen, ihr Hauptton soll der Ausdruck der Empfindung des neuen Testaments sein. Aus diesen Bestimmungen, die zum Theil seinen Tadel gegen Gellert enthalten, sieht man aber, daß, wenn Einer, so Er auf dem Wege unsrer alten freudigen Liederdichter steht; dabei hatte er gewiß alle inneren Gaben und dazu die äußeren Begünstigungen der in Sprache und poetischem Ausdruck vorgerückten Zeit. Warum be-

friedigt dennoch sein Lied noch weniger als selbst Gellert's? Weil in die Zeit des poetischen Urtheils und Geschmacks versetzt diese Gattung nothwendig untergehen mußte. Lessing hat über diese Lieder Klopstock's an Gleim eine Fragschlinge gestellt, aus der man sich bei unserer ganzen christlichen Poesie nicht helfen kann. Was sagen Sie dazu, fragt er? Wenn Sie schlecht davon urtheilen, so werde ich an Ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geschmack. Wir wollen aber den freieren Lessing nicht hören, sondern ein Urtheil von Herder anführen. Ich glaube nicht, sagt dieser, daß Klopstock's geistliche Lieder immer Lieder fürs Volk sind, und daß sie seltner ganze Gegenstände, ganze Pflichten, Thaten und Gestalten des Herzens besingen, als Theile, feine Nuancen, oft Mittelnuancen von Empfindungen, daß also ein sehr sympathetischer und zu gewissen Vorstellungen sehr zu gebildeter Charakter zum ganzen Sänger seiner Lieder gehört. Man beachte ja, wie dies wieder den adlichen Dichter bezeichnet, der sich zur Herablassung herabläßt in diesen Liedern, der für die Masse dichtet, nicht weil ihn seine Dichtung dahin zieht, sondern blos das christliche Pflichtgefühl, der zwischen Gemeinde und Chor scheidet, für jene das Lied, für diesen den Gesang als für eine obere Behörde, zurichtete, und der sich mit der dritten Gattung, „die nicht für den Gottesdienst geschrieben ist", (mit dem Messias) in eine noch auserlesenere Gesellschaft zurückzog. Seine Lieder streifen eher immer an den Gesang, nach seiner Unterscheidung; sie setzen seine messiadische Mythologie gleichsam voraus, sie haben nichts Praktisches, sie reden oft in Konstruktionen, die dem gemeinen Mann schwer fallen würden; sie sind zu aufregend für die Menge, diese Donnerstimmen, dies Händeringen ist nicht für das ruhige Gebet einer großen Gemeinde. Diesem Charakter seiner Lieder sind die von Funck, Basedow und Cramer verwandt. Auch die Theorie des Letzteren[95]) führt das nur schärfer aus was Klopstock will, und setzt sich bestimmt gegen Gellert. Daß es möglich sei, sagte

95) Nord. Aufseher Bd. III, 1. p. 151.

er, nützliche Lehrlieder zu machen, ist wohl unstreitig. Aber darf man wohl Denkversen den Namen eines Liedes beilegen? Gottesdienstliche Lieder sollen gesungen werden, *das ist ihre Natur*; die Musik aber ist eine Tochter der Empfindung. Sie kann nichts ausdrücken als was Empfindung ist. Die Lieder sollen von *Allen* gesungen werden, wer soll also lehren und wer lernen? und warum sollen die Lieder unterrichten, da dies *die Predigt* und die Katechisation thun soll? Sie sollen erbauen; dazu reicht der Unterricht nicht aus: man ist noch nicht erbaut, weil der Verstand erleuchtet ist. Lieder, worin Empfindung und Affekt herrscht, werden mehr erbauen als Lehrlieder. Viele von Gellert's Liedern würden weit mehr erbauen, wenn sie den Ton hätten, den die meisten (?) schon haben. Wie Klopstock für die Ode, so will Er, bei dem auch in der Praxis Klopstock's Unterschied zwischen Gesang und Lied mehr schwindet, für alles Kirchenlied nicht die Regel des verständigen Denkens, sondern die des Affekts festgesetzt, er will es immer, wie übrigens auch Klopstock, auf Gesang berechnet haben. Er wendet daher der kälteren Sprache der Gnomen den Rücken, er ist auch in seinen gemäßigteren Liedern kühner, als Gellert in seinen gehobensten. Auch ihm ist der Gehalt seines Gegenstandes zu unendlich für seine endlichen Gesänge, und die Folge ist die angestrengtere Erhebung. Er ist in Glanz der Farben, in überraschenden Bildern, nicht selten sogar in sehr einfältigen Stellen, die sich unter dem Pomphaften desto besser hervorheben, oft vortrefflich, er kann an Gerhard erinnern, aber er ist nicht schlicht genug, um lange an ihn zu erinnern. Was bei Gellert zu viele Feile war, das ist bei ihm zu wenig. Er verfolgt in einer gewissen Ordnung mit seinen Liedern (Sämmtliche Gedichte 1782) die sämmtlichen theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums, und durch dieses Zuviel, wie durch das gewöhnliche Zuhoch wird sein Feuer, wie die Literaturbriefe ihm vorwerfen, kalt. Seine Begeisterung, seine Stärke stellt sich nicht mehr wie bei Luther's Zeitgenossen ungerufen ein. Sein Lied, wie sehr er es auf die Musik berechnen wollte, wird in den Händen des berühmten

Predigers redneriſch [96]). Daher ſind jene nicht für den Geſang berechneten Stücke, wie ſeine Oden an Luther und Melanchthon, eben die, worinnen Alles von Ausrufungen, Fragen, Sprüngen und jauchzenden Tönen voll iſt, immer am charakteriſtiſchſten gefunden worden. Auch ſeinen Predigten machte man die ähnlichen Vorwürfe wie ſeinen Liedern. Wenn man damals Zeter ſchrie über den neuen koſtbaren Pomp, den die prieſterlichen Klopſtockianer auf die Kanzel brachten, ſo war Cramer damit nicht am wenigſten gemeint. Nachdem Mosheim mehr von den Trublet und Bourdaloue, die noch Wieland anpreiſen mochte, weggewieſen hatte zu Tillotſon und Clarke, kehrten Cramer und Schlegel wieder zu den Franzoſen zurück, und ſelbſt Ebert fand, daß Cramer, wo er Clarke ſein wollte, Chryſoſtomus wurde. Alle dieſe Eigenſchaften hängen damit zuſammen, daß Cramer ſeine unpoetiſche Natur und Gattung zur poetiſchen zwingen wollte. Wie Klopſtock, ſo iſt auch er, und noch greller, eine völlig nordiſche Natur; wie ganz Norddeutſchland mit dieſer Gattung des chriſtlichen Geſanges that, ſo Er: es ſollte Poeſie mit Religion erſetzt werden, denn, wie er ſelbſt meinte, ſo könnte das Herz ſehr oft das Genie erſetzen. Und wie wir im Gefühl des Mangels an innerer Dichterweihe oft thun, wenn wir ihn uns nicht geſtehen: er ſchraubte Sprache und Stoff, und endlich ſelbſt ſeine Geſinnung zu einer Höhe, die einen Rückſchlag nothwendig hervorrief. Wir haben angedeutet, daß die berliner Literaturbriefe an ſeinen Liedern und Predigten auszuſetzen anfingen; ſie tadelten auch ſeine Geſinnungen, die in dem Nordiſchen Aufſeher laut wurden, einer Wochenſchrift, die ſeit 1758 in Kopenhagen erſchien, und an der außer ihm nur Klopſtock und Funck mit arbeiteten. Hier begann eigentlich ſchon der Kampf der Nüchternheit mit der Verſtiegenheit, und wie bei den Patriarchaden ſo werden wir auch hier auf die preu-

96) Sämmtl. Gedichte Bd. 3. p. 262.
Ein heilig Band vereint euch Beide,
Dich fromme Dichtkunſt, meine Freude,
Dich heilige Beredtſamkeit u. ſ. f.
wie Klopſtock von ſeiner Dichtung und Muſik ſagte.

tische Literatur hingewiesen, zu der wir zunächst übergehen müssen. In jener Wochenschrift, die sich noch als eine Fortsetzung des Spectators ankündigte, war die Art von angestrengter Beschaulichkeit und Frömmigkeit, wie sie die klopstock'sche Schule zunächst mit sich brachte, in der That am weitesten getrieben. Hier erklärte Klopstock selbst das Leben für einen Gang zum Grabe und einen Schauplatz des Elends; hier ward Young für ein weit größeres Genie als Milton erklärt; unter allen Menschen sei er dem Geiste David's und der Propheten am nächsten, und nach der Bibel sei kein geliebteres Buch als seine Nachtgedanken. Alle Ironie und Satire wird finster verworfen, alle thörichte Heiterkeit auf der Bühne, der Pantalon der italienischen Bühne wird mit Gottsched geschmäht, auf dessen Standpunkte die ästhetischen Urtheile und die Liebhaberei am Batteux Cramern überhaupt noch sehen lassen. Er vergiebt selbst Molièren seine Farcen nicht, und läßt sich nicht von dem *verführen*, was an Shakespeare Erhabenes, Pathetisches und Erstaunungswürdiges sein mag; er empfiehlt lieber die Lebensfreuden der englischen Dichterin Rowe (geb. Singer), die sich stets nach dem Tode sehnte. Die Freigeister nennt er die Schmeißfliege der Gesellschaft, und er vermuthet nicht, daß ein Mann ohne Religion ein rechtschaffener Mann sein könne. Noch dazu ist ihm wie seinem Meister Young deutliche Erkenntniß der Religion nicht genug; man soll bis zur Begeisterung davon gerührt sein, die Religion soll gleichsam *eine Leidenschaft* werden. Ihr Quietisten in der Verehrung Gottes, ruft er mit Young, die ihr zwar hinkt, aber ohne mit Gott um den Segen gerungen zu haben, denkt ihr, daß die Leidenschaften eben die *Heiden der Seele* sind? Ist die Vernunft allein getauft? allein verordnet, geweihte Gegenstände anzurufen? Bei der Religion und Erlösung *ist es gottlos* ruhig zu bleiben! Affekt ist hier Vernunft, hier ist Entzückung Gelassenheit. Eine laue Andacht ist unandächtig, aber wenn sie glüht, so schlägt ihre Hitze bis zum Himmel hinauf! Es giebt keine Stelle die ein schlagenderes Licht auf die Poesie und das Christenthum dieser Männer werfen könnte, so wie es überhaupt keinen Schriftsteller gibt,

der damals so elende Finsterlinge zur Nachahmerei und Schriftstellerei trieb als Young. Alles wollte in den ersten Jahren, nachdem Ebert's Uebersetzung erschienen war (1754), in Prosa und Versen den Poeten von der trauernden Gestalt machen, und wir wurden mit Einsamkeit und Nachtgedanken überschwemmt, die nicht wenig die aufkeimende Reizbarkeit und Hypochondrie zur Reife zu bringen halfen. Gewiß war es gut, daß die heitere Lebensphilosophie des Gleim'schen Kreises, die es mit dem Leben nicht so ängstlich und schwer nahm, diesem Geiste einen Damm entgegenwarf und daß sich zuletzt die Berliner mit Heftigkeit widersetzten.

Diese beiden Gruppen epischer und lyrischer Dichter bahnen uns den Uebergang von den christlichen Dichtern der klopstock'schen Schule zu den theils antikisirenden, theils teutonisirenden Dichtern und den mehr philosophirenden Literaten in preußischen Landen; es bleibt uns noch eine dritte übrig, die uns eben dahin den Weg weist. In Würtemberg nämlich hatte seit langer Zeit, wie in der Schweiz, alle Literatur ganz gefeiert, und es lassen sich überhaupt sehr ähnliche Erscheinungen hier wie da nachweisen. Seit dem 30jährigen Kriege war Würtemberg in Frieden und Ruhe zurückgefallen; die nächsten Herzoge nach dieser Zeit ließen jene Thätigkeit der früheren, die kleinern Fürsten allein möglich ist, auf Vergrößerungen bedacht zu sein, fallen; das Land versank in Gleichgültigkeit gegen alle fremde Einwirkungen, und nur die benachbarten Jesuiten in Dillingen und Augsburg übten noch spät im 18. Jahrhundert Einflüsse, die natürlich der Literatur nicht günstig waren. Auch als sich späterhin neue politische und literarische Thätigkeit entwickelte, ging es wie in der Schweiz sehr langsam, bis sich eine allgemeine Theilnahme bildete, und es sah damals weit anders in Schwaben aus als jetzt, wo vielleicht in keiner deutschen Provinz die erworbene Bildung so sehr Gemeingut zu werden strebt, wie dort. Abbt hat die Bemerkung gemacht, daß in seinem Vaterlande damals der Haß des Fremden ein Haupthinderniß der Bildung war, die engen häuslichen Verhältnisse, das Anschließen an einander und das Abschließen im Dialekt. Aehnlich klagte Wieland, seine Landsleute

seien der Art, daß ihn seine Schriften statt ihn zu empfehlen, um allen Kredit brächten. Ein Poet sei da ein Zeitverderber, ein Philosoph ein andächtiger Grübler, und beide Wissenschaften brodlose Künste, mit denen sich ein vernünftiger Mensch nicht abgebe. In den 60er Jahren hatten Studirende in Tübingen eine Monatschrift herausgegeben, sie ward aber sogleich eingezogen und den Verfassern aller Umgang mit Poesie verboten; sie sollten sich an ihre Theologie halten, wurden mit Wächtern umgeben und in ihre Zellen geschlossen. Noch ein Jahrzehnt später waren Klopstock und Geßner von den dortigen Theologen in Bann gethan und G. D. Hartmann (1752—75) fand Schwierigkeit, als er für Bodmer alte Manuskripte aus dem Staube ziehen wollte. Daher nun rührt die ähnliche Erscheinung wie in der Schweiz, daß Schwaben fast alle seine großen Männer, Abbt, Wieland, Spittler, Schiller, Hegel u. A. entzogen wurden; Andere verdarb die Last des Despotismus, der langehin die Aufblüte der Bildung gewaltsam drückte. Noch ehe Klopstock erschienen war, finden wir übrigens in Würtemberg das Ersatzmittel der Dichtung, das so oft zur Einführung und Einleitung derselben dienen mußte. Das Wirken J. A. Bengel's (1687—1752) war nicht in jeder Hinsicht seinen apokalyptischen Rechnungen gleich; wir konnten ihn schon früher als Dritten in der Reihe von Frank und von Zinzendorf nennen, dessen Sekte er vielleicht allein damals Gerechtigkeit widerfahren ließ. Um ihn her steht wie um jene eine Reihe von Liederdichtern, an deren Werken wir übrigens wie dort vorübergehen wollen, um uns nicht allzu oft bei dieser einförmigen Gattung wiederholen zu müssen. Wir wollen nur anführen, daß in dem alten würtemberger Gesangbuch, das 1742 von Fromman und Tafinger redigirt ward, noch keine Spur von dem neuen Geiste ist, der sich um diese Zeit zu regen anfing. Auch nicht in Ph. Fr. Hiller (1699—1769), der in seinen vielen Sammlungen [97]) einzelne vortreffliche Lieder gemacht hat, die vielleicht am meisten mit

97) Seine sämmtlichen Lieder sind gesammelt von K. Ch. E. Ehmann. Reutlingen 1844.

den künstlerischen der Klopstockianer im Gegensatz stehen, da sie sich jener volksmäßigen Kürze und praktischen Manier nähern, die jetzt ganz aus den Augen gesetzt ward, wo die erhabenen Dichter immer nur mit Gott zu reden suchten. Daher ward auch sein geistliches Liederkästlein (1746) eines der verbreitetsten Bücher in Würtemberg. Neben ihm würde J. A. Lehmus aus Rothenburg an der Tauber (1707—88) an Geltung stehen, wenn er sich nicht in so mechanische Massen von Psalmen, Evangelienliedern u. A. verbreitet und dadurch seine Kraft geschwächt hätte, so daß nun auch bei ihm und Hiller jenes Merkmal des Sammelns, des Ausdehnens sichtbar ist, jene allzugroße Sorgsamkeit für die Menge, gegen die das Einschränkungsprinzip der Klopstockianer ein natürlicher Gegensatz war. Dies Sammelwesen und mechanische Dichten von Liedern ist bei J. J. v. Moser (aus Stuttgart 1701—85) auf der Spitze. Dieser bekannte Publicist[98]) hatte sich schon in den 30er Jahren mit Erbauungsschriften des Breiteren abgegeben. Immer waren seine Gesinnungen und Handlungen aus religiösen Grundsätzen geflossen; dies lehrt seine offenherzige Lebensgeschichte; man kann bei ihm also nicht sagen, daß die Lieder, die er nach seiner Gefangensetzung auf Hohentwiel (1759)[99]) auf eine oft erzählte Weise verfertigte, aus Langerweile entstanden wären, wohl aber aus mechanisch erworbener Fertigkeit. Denn das Sammeln war viel früher eine Lieblingsbeschäftigung von ihm; er besaß über 250 Gesangbücher, und sein bändereichen gesammelten Lieder (1766) enthalten über tausend Stücke. Noch waren bis dahin von dem neuen poetischen Tage wenige Strahlen nach Würtemberg gedrungen; denn diese z. Th. nach Klopstock fallenden Dichtungen und Sammlungen waren doch durch Männer veranstaltet, deren Jugendbildung in andere Zeiten zurückging. Allein seit 1750 änderte sich dies plötzlich. Die Oden, Lieder und Erzählungen (1751) von J. L. Huber (1723

98) Vgl. J. J. Moser's Leben, aus einer Selbstbiographie, den Archiven und Familienpapieren dargestellt von A. Schmidt. Stuttgart 1868.

99) Hermann, J. J. Moser als Gefangener auf Hohentwiel. Stuttgart 1869

— 1800) und die Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken (1753) von Eberhard Fr. v. Gemmingen (1726—91) stehen schon in großem Zusammenhang mit den schlagartigen Wirkungen, die das Auftreten des Dichterbundes der Bremer Beiträge und dann der Messias in Deutschland machte, und die auch Wieland ergriffen. Beide jammern mit ihrem Freunde Hartmann um die Wette über die Finsterniß und Barbarei in ihrem Vaterlande und es fehlte Hubern auch nicht an Muth sich mit dem Reich der Unwissenheit dort in Kampf einzulassen, und sein altschweizerisch Blut wirken zu lassen gegen die Despotie in Staat und Literatur. Beide Freunde, die man nicht mit gleichnamigen spätern Schriftstellern verwechseln muß, stehen mit ihren genannten Schriften ungefähr auf Einer Linie mit Uz; man sieht ihren Dichtungen noch die vereinzelte Lage an, aus der sie geschrieben sind. Beide theilen sich, wie etwa Zachariä und Ebert, in die beiden Hauptrichtungen der Zeit. Gemmingen steht mit Bodmer, der (1752) seine Blicke ins Landleben herausgab; auch Huber ist in genauer Verbindung mit den Zürichern, und Beider Dichtungen, wie Hartmann's, sind durchaus von dort und von Klopstock angeregt. Gemmingen sagt ausdrücklich, er wolle nicht gestehen, zu welcher der zwei großen bestehenden Faktionen er gehöre und er deutet in Prosa und Versen an, daß er jeder ihren Werth läßt. Beide sind zugleich mit den Dichtern im Harze und im niedersächsischen Kreise vertraut. Gemmingen hatte Zachariä in Göttingen kennen gelernt, und ihr Freundschaftsbund war der innigste; daß ihn Gemmingen liebte, war des andern liebster Ruhm. Und so hat es ein historisches Interesse, daß derselbe Zachariä Hubern warnt, er solle, indem er sich in seinen freimüthigen Liedern von dem Schwarme der kriechenden Reimer entferne, nicht dabei vergessen, daß er in Deutschland singe, wo nicht britische Freiheit herrsche. In England nur sei es möglich, hohen Stand und Reichthum nicht zu fürchten und vom Laster ungescheut zu schreiben. Dies ist nämlich derselbe Huber, der, weil er sich von dem verfassungswidrigen Herzog Karl nicht zu Erpressungen brauchen ließ, auf Asberg gefangen gehalten ward, ein wahrhaft

deutscher Ehrenmann, dessen Selbstbiographie [100]) auch wir mit Herder's Worten Jedem zu lesen empfehlen, „der den Traum von Freiheit und Sicherheit eines deutschen Staatsbürgers unter der Willkür des gesetz- und strafosen Despotismus träumt". Auch Er machte auf der Festung einige fromme Lieder, wie auch Fr. Rieger auf Hohentwiel, von denen mir übrigens nichts bekannt ist. Vorübergehend erinnern wir uns auch hier an Schubart, den späterhin dieselbe Lage zum geistlichen Dichter machte, und der ein entschiedener Klopstockianer war. Merkwürdig ist es übrigens, wie hier in Würtemberg grade die patriotische Seite von Klopstock zuerst einen Widerhall findet und zugleich praktisch zu werden anfängt. Die Deutschheit und Freisinnigkeit der neuern Geschlechter in Würtemberg hat schon von jenen Zeiten her etwas Nationales, und Schiller's Sympathien mit der Freiheit der Völker waren durch den gleichen Druck erregt, der in diesen Männern und in Wieland den Gegenstoß hervorrief. Hartmann's Dichtungen [101]) und Briefe sprechen patriotischen, freimüthigen Sinn aus; Huber beweist diesen nicht allein durch Worte, sondern auch in Charakter und Handlungsweise; auch Abbt wäre hier schon zu nennen, besonders aber der berühmte Fr. Karl v. Moser (1723—98), des vorhin erwähnten Sohn [102]). Wir haben nicht Raum, diesen vielbesprochenen Schriftsteller hier ganz zu charakterisiren; er gehört aber wesentlich unter die Männer, die von Klopstock's Dichtung um so mehr angeregt wurden, als sie sehr verwandte Naturen entgegenbrachten. Die geistlichen Gedichte, Psalmen und Lieder, und den Daniel in der Löwengrube (beide 1763) würde man am wenigsten gebrauchen, um Mosern an Klopstock anzuknüpfen, weil fast alle seine Poesien noch mehr aus körperlichen Leiden als aus Anregungen von außen hervorgegangen sind, weil die Lieder eine fromme Verzückung an sich tragen die nicht klopstockisch ist, der Daniel aber, wiewohl er

100) Etwas aus meinem Lebenslaufe und meiner Muse auf der Festung 1798.

101) Wagenseil's Sammlung von Hartmann's hinterlassenen Schriften. 1779.

102) Vgl. Fr. Carl Frhr. v. Moser, von Dr. Hermann vom Busche. Stuttg. 1846. und einen Aufsatz von Robert Mohl in den Ergänzungsblättern zur Allg. Zeitung. August 1846.

mehrere Auflagen erlebte, gar zu sehr auf der Stufe der schweizerischen Arbeiten steht. Moser selbst bedauerte so, daß Klopstock's Messias eine Pandorenbüchse von schlechten Nachahmungen geworden sei und er legte doch hier selbst ein Scherflein, und dazu ein sehr dürftiges hinein. Was ihn mit Klopstock in Eine gemeinsame Richtung von einer ehrenwerthen Seite stellt, ist, daß Er aus einer höhern Gesellschaft heraus, zu der Klopstock auch im Norden so vielen Zugang fand, zuerst den Ruf nach Achtung der Menschenwürde erhob, daß er suchte Selbstgefühl zu wecken und aus dem dumpfen Leben der Schule, des Hauses, des kleinen Staates in eine weitere Atmosphäre herauszulocken. Es ist außerordentlich interessant, zu beobachten, wie der Instinct bei diesem Unternehmen, das ein durchaus gemeinsames in Klopstock's Tagen ward, die deutsche Natur auf Einerlei Weg hielt. Man spornte die Nation nach allen Richtungen mit dem Rufe der Freiheit und hielt dabei die Zügel auf's straffste an, als ob man durch die extremen Erscheinungen in Frankreich, halb nach Erfahrungen, halb nach Ahnungen, gewitzigt wäre. So hatte Brockes Freude an der Natur, Achtung vor des Menschen Sinnlichkeit geweckt, aber er bezog Alles auf den größern Ruhm Gottes mäßigend zurück. Wir fanden bei den Bremer Beiträgern das Streben nach geselliger Heiterkeit, aber durchaus von religiöser Sittenstrenge, und bald selbst von Schwermuth niedergehalten. Die Satiriker wagten nur schwach die gedrückten und lächerlichen Zustände eines kleinstädtischen Lebens zu kitzeln. Die Dichtung und ihr Vertreter Klopstock ist durchaus der reichhaltigste Mittelpunkt, um diese ächt deutsche Erscheinung einer gehemmten Fortbewegung zu erklären, die wir schon bei Luther und noch jeden Tag um uns her beobachten können; eine Erscheinung die uns allerdings vor manchen Abgründen bewahrt, aber auch oft wieder in rückgängige Bewegung geworfen und zu einem Schneckengang der Entwickelung verdammt hat. Klopstock erlöste in mehr als Einem Sinne den Menschen; er gab diesen einzig würdigen Gegenstand der Dichtung zurück, allein er blieb fesselnd stehen, indem er sich auf den geistigen Heroismus der menschlichen Natur beschränkte, dem er nachher gleichsam den physi-

schen in den Bardieten zur Seite stellte. Er entband die Dichtung von der Regel der Aesthetik, aber er fesselte sie in der Moral; er löste die poetische Sprache von dem Joch der grammatischen Pedanterie, aber er legte ein anderes dafür auf die prosaische Rede. Er warf eine neue Freiheit der persönlichen Bewegung in den abgezirkelten Umgangston, aber er steigerte zugleich die Forderungen an Würde und Anstand. Die Summe seines Wirkens witterten jene finsteren Orthodoxen vortrefflich aus, die ihm vorwarfen, er lege der menschlichen Natur eine übertriebene Würde bei, aber er zügelte den menschlichen Hochmuth durch christliche Demuth zugleich. Ganz diesen Standpunkt nehmen die ersten freisinnigen Theologen, Semler und Michaelis, ein. Wie Cramer die Bibel aus einem neuen, freieren, ästhetischen Gesichtspunkt betrachtete, ohne darum den streng orthodoxen aufgeben zu wollen, so Michaelis, als er orientalischen Geist und Geschichte, und die Zustände des Lebens forschend an die Bibel hielt; Beiden aber ward unversehens der Fuß, der auf der Orthodoxie ruhte, unterschlagen. Ganz ähnlich war es mit Basedow, auf dessen Pläne zur Schulreform auch Wieland in seiner klopstockischen Periode einmal ganz unabhängig verfiel. Völlig in Klopstock's Sinn wandte sich Basedow in seiner ersten Thätigkeit, die selbst Cramer's und Gellert's und seiner nachmaligen Feinde Beifall hatte, gegen das Herkommen des pedantischen Schulzwanges, das des Menschen freiere Entfaltung hemmte, aber das herrschende Glaubenssystem schien ihm damals noch nicht unter diese Hemmungen zu gehören. Ganz in diese Reihe nun gehört Moser. Was jene Anderen gegen Haus- und Stubenleben, gegen die Pedanterie im Umgang, gegen die Satzung und Gewohnheiten der Kirche und Schule durchfechten wollten, das wollte er gegen den Staat, d. h. gegen die Höfe und ihre Geschöpfe. Poetisch wird dies durch seinen Hof in Fabeln (1761) vertreten, eine Reihe von schlecht erzählten und allegorisirten Staatsfabeln, die mit Recht vergessen sind. In seinem politischen Freiheitssinne ist er ganz wie Klopstock von den Engländern angeregt, von dem Hereinspielen einer gehobeneren Stimmung und Lehre nach Göttingen, von jener Sym-

pathie mit freieren Staatsformen, die wir auch in Hubert, Ebert, Zachariä und Dusch gewahren. Er sah in Deutschland nichts als kleinlichen Trennungs- und Stammgeist; die engen bürgerlichen Zustände fesselten ihn nicht wie Möser; er sah nichts von Vaterland, nichts von Staat, sondern überall den großen politischen Irrthum, der die ganze deutsche Geschichte seit der Reformation durchdringt, daß dem besonderen Interesse zu Liebe das Allgemeine aus den Augen gesetzt wird. Er sah nur Höfe und Knechte; er sah selbst den einzigen Stand, der damals zu neuem Ansehn kam, die Gelehrten zu höfischen Werkzeugen, die Professoren zu Hofräthen geworden, und nannte die Lehrer der Politik und des Staatsrechts Lehrer des Eigennutzes und des blinden Gehorsams, denen die Liebe zum Vaterland ein versiegeltes Buch ist, die ihre Wissenschaft als Handwerk zum Lebensunterhalt treiben und keine anderen, als knechtische, eigennützige und niederträchtige Gesinnungen einflößen. Das traurige Resultat seiner politischen Betrachtung des Vaterlandes war: Es fehlt uns Alles. Jene Eifersucht Klopstock's gegen die Fremden faßte auch ihn, denen wir ein Gegenstand der Spötterei in politischen Dingen damals und bis vor kurzem noch waren. Er rang nach Herstellung des deutschen Namens und der verdunkelten Würde und Geltung des Gesetzes. Es war bei ihm Anfangs eine so feine Mischung von Natur und Klugheit, wenn er sich bei diesen Anfechtungen auf die Religion stützte, daß Jeder Recht behalten kann, der eins von beiden allein verficht. Er nannte das Saug- und Bedrückungssystem der Fürsten politische Freigeisterei, also mit eben dem Namen, mit dem alle unsere bisherigen Freunde ihre Gegner schreckten; und er ist daher ganz wie Klopstock ein Gegner von Friedrich dem Großen. Er nahm keine plötzlichen Aenderungen in Gesinnungen und Formen in Aussicht, er wollte weislich den Schlag der Patriotenstunde erwarten und nur einstweilen christliche (d. h. in ihrer Menschenwürde sich fühlende) Unterthanen, und christliche Vaterlandsliebe erwecken. Grade wie Klopstock, außer von England her, auch von den politischen Zuständen in der Schweiz angeregt ward zu seinen gesteigerten Begriffen von Vaterland und Frei-

heit, ſo Moſer. Er war mit Lavater befreundet, nachdem dieſer ſchon ſeinem erſten patriotiſchen Eifer Luft gemacht hatte, er ſtand mit Iſelin in einem ganz ähnlichen Verhältniſſe, wie Klopſtock zu den ihm befreundeten Schweizern. Wie in deſſen Haus die helvetiſche Geſellſchaft von einer patriotiſchen Begeiſterung ergriffen ward, ſo hoffte er auf das Erwachen eines ähnlichen Sinnes in Deutſchland, und hätte wohl gern, wie Klopſtock durch Leſezirkel im Gebiete der Poeſie, ſo im Politiſchen an der Spitze einer ähnlichen rein haltenden Körperſchaft gewirkt, wie in der Schweiz die Schinznacher war. Schade, daß er dies Alles, was er wollte, nicht in den rechten Formen zu ſagen wußte. Er hatte ſich, wie aus ſeiner Staatsgrammatik (1749) hervorgeht, noch von dem barbariſchen Kanzleiſtil loszuringen, und obgleich er ſich nachher in ſeinen bekannteſten Schriften (Herr und Diener 1759. Vom deutſchen Nationalgeiſt 1765 u. A.) verhältnißmäßig freier bewegt, ſo ſieht man doch auch hier, daß die Ausbildung der Poeſie früher fällt als die der Proſa, indem unſere damaligen Dichter und Schönredner ihre Ideen weit beſſer zu Papier zu bringen wiſſen. Mehr Schade war es, daß er ſich nachher in eine entſetzliche Vielſchreiberei verlor, und noch weit mehr, daß er, ähnlich wie Klopſtock zwiſchen Poeſie und Moral, ſo in eine Klemme zwiſchen politiſcher Wirkſamkeit und jener ſittlichen Religioſität gerieth, die er immer mehr, eben wie Klopſtock und Lavater, ſteigerte. Daher kam es denn, daß er faſt allgemeinen Widerſpruch fand, wozu denn auch freilich der Mangel an politiſchen Gefühlen das Seinige beitrug. Möſer beklagt ſich über ſeine Schwarzſichtigkeit, Hamann über die Galle ſeiner Schreibart, Herder über ſeinen frommen Menſchenhaß. Und er überſpannte dieſen auch in der That grade ſo wie Cramer und Klopſtock, und grade ſo kündigen ihm die Literaturbriefe dafür den Krieg an, denen er ſeinerſeits gehäſſige Abſichten gegen die Religion Schuld gab. Abbt wollte ſeinen Beherzigungen Gegenbeherzigungen entgegenſetzen; er warf ihm vor, daß er in ſeinen moraliſchen Schriften behauptet habe, man dürfe nur fromm ſein, ſo erhalte man auch zu bürgerlichen Geſchäften Verſtand, und am Ende ſei es beſſer, ein Land gehe mit

einem frommen Minister zu Grunde, als es blühe mit einem irreligiösen. Diese späteren Schriften verdienen diese Vorwürfe; aber den Vorwurf der politischen Schwarzsichtigkeit in seinem Herrn und Diener und in dem Nationalgeiste könnte selbst heute noch nur der politische Stumpfsinn machen. Wie viel Blößen er dort richtig aufgedeckt hatte zeigten die Anfeindungen, die sie ihm eintrugen, und die neuerdings bekannt gewordenen Briefe des Herzogs von Weimar an Merck sprechen eine Schadenfreude über seinen Fall in Darmstadt aus, die auch der bitterste Gegner nicht äußern sollte. Dort hatte er freilich, als er sich zum Minister des kleinen Landes und zum Alleinberather des abwesenden, in Pirmasens lebenden Landgrafen aufgeworfen hatte, wie Spittler und so manche andere namhafte Leute ein Beispiel mehr davon gegeben, wie groß die Kluft zwischen politischen Grundsätzen und Handlungen ist und wie nahe der pietistische Hochmuth mit dem weltlichsten zusammengrenzt [103]).

Wir haben Moser hier erwähnt, um gleich an einem Beispiele zu zeigen, wie die Tendenzen unserer Dichtung immer mit denen des allgemeinern Volkslebens zusammen, und in gewisser Hinsicht wegzeigend voran gehen; und wir werden an einem späteren Orte es übersehen können, wie Jedem unserer größeren Dichter ein entsprechender Politiker und Historiker folgt, was diese wechselseitigen Berührungen vortrefflich ausdrückt. Keineswegs bezeichnen wir diese Nachfolger als Nachahmer; sie pflanzen sich selbständig, aber der Zeit nach etwas jünger, den poetischen Leistungen zur Seite, indem sie gleichsam den Fortgang von Dichtung zu Geschichte, von Ideal zur Wirklichkeit versinnlichen. Moser's ähnliche Sinnesart ist daher so echte Natur wie bei Klopstock; Beide blieben auf dem einmal genommenen Stand-

103) Die Ehrsucht, „sich als Götzen der Emanation alles Wohl und Wehe des kleinen Landes darzustellen" trieb ihn zu Ueberhebung, Herrschsucht, Willkür, Eingriffen in die Rechtspflege, Amtsmisbrauch aller Art und Verachtung der Eingebornen; mit dieser Saat erndtete er allgmeinen Haß. Ueber diese Verhältnisse muß man Merck und Wagner nachlesen in des Letzteren „Briefen aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merck". (Leipz. 1847). p. 200 ff.

heit, so Moser. Er war mit Lavater befreundet, nachdem dieser schon seinem ersten patriotischen Eifer Luft gemacht hatte, er stand mit Iselin in einem ganz ähnlichen Verhältnisse, wie Klopstock zu den ihm befreundeten Schweizern. Wie in dessen Haus die helvetische Gesellschaft von einer patriotischen Begeisterung ergriffen ward, so hoffte er auf das Erwachen eines ähnlichen Sinnes in Deutschland, und hätte wohl gern, wie Klopstock durch Lesezirkel im Gebiete der Poesie, so im Politischen an der Spitze einer ähnlichen rein haltenden Körperschaft gewirkt, wie in der Schweiz die Schinznacher war. Schade, daß er dies Alles, was er wollte, nicht in den rechten Formen zu sagen wußte. Er hatte sich, wie aus seiner Staatsgrammatik (1749) hervorgeht, noch von dem barbarischen Kanzleistil loszuringen, und obgleich er sich nachher in seinen bekanntesten Schriften (Herr und Diener 1759. Vom deutschen Nationalgeist 1765 u. A.) verhältnißmäßig freier bewegt, so sieht man doch auch hier, daß die Ausbildung der Poesie früher fällt als die der Prosa, indem unsere damaligen Dichter und Schönredner ihre Ideen weit besser zu Papier zu bringen wissen. Mehr Schade war es, daß er sich nachher in eine entsetzliche Vielschreiberei verlor, und noch weit mehr, daß er, ähnlich wie Klopstock zwischen Poesie und Moral, so in eine Klemme zwischen politischer Wirksamkeit und jener sittlichen Religiosität gerieth, die er immer mehr, eben wie Klopstock und Lavater, steigerte. Daher kam es denn, daß er fast allgemeinen Widerspruch fand, wozu denn auch freilich der Mangel an politischen Gefühlen das Seinige beitrug. Möser beklagt sich über seine Schwarzsichtigkeit, Hamann über die Galle seiner Schreibart, Herder über seinen frommen Menschenhaß. Und er überspannte diesen auch in der That grade so wie Cramer und Klopstock, und grade so kündigen ihm die Literaturbriefe dafür den Krieg an, denen er seinerseits gehässige Absichten gegen die Religion Schuld gab. Abbt wollte seinen Beherzigungen Gegenbeherzigungen entgegensetzen; er warf ihm vor, daß er in seinen moralischen Schriften behauptet habe, man dürfe nur fromm sein, so erhalte man auch zu bürgerlichen Geschäften Verstand, und am Ende sei es besser, ein Land gehe mit

einem frommen Minister zu Grunde, als es blühe mit einem irreligiösen. Diese späteren Schriften verdienen diese Vorwürfe; aber den Vorwurf der politischen Schwarzsichtigkeit in seinem Herrn und Diener und in dem Nationalgeiste könnte selbst heute noch nur der politische Stumpfsinn machen. Wie viel Blößen er dort richtig aufgedeckt hatte zeigten die Anfeindungen, die sie ihm eintrugen, und die neuerdings bekannt gewordenen Briefe des Herzogs von Weimar an Merck sprechen eine Schadenfreude über seinen Fall in Darmstadt aus, die auch der bitterste Gegner nicht äußern sollte. Dort hatte er freilich, als er sich zum Minister des kleinen Landes und zum Alleinberather des abwesenden, in Pirmasens lebenden Landgrafen aufgeworfen hatte, wie Spittler und so manche andere namhafte Leute ein Beispiel mehr davon gegeben, wie groß die Kluft zwischen politischen Grundsätzen und Handlungen ist und wie nahe der pietistische Hochmuth mit dem weltlichsten zusammengrenzt [103]).

Wir haben Moser hier erwähnt, um gleich an einem Beispiele zu zeigen, wie die Tendenzen unserer Dichtung immer mit denen des allgemeinern Volkslebens zusammen, und in gewisser Hinsicht wegzeigend voran gehen; und wir werden an einem späteren Orte es übersehen können, wie Jedem unserer größeren Dichter ein entsprechender Politiker und Historiker folgt, was diese wechselseitigen Berührungen vortrefflich ausdrückt. Keineswegs bezeichnen wir diese Nachfolger als Nachahmer; sie pflanzen sich selbständig, aber der Zeit nach etwas jünger, den poetischen Leistungen zur Seite, indem sie gleichsam den Fortgang von Dichtung zu Geschichte, von Ideal zur Wirklichkeit versinnlichen. Moser's ähnliche Sinnesart ist daher so echte Natur wie bei Klopstock; Beide blieben auf dem einmal genommenen Stand-

103) Die Ehrsucht, „sich als Götzen der Emanation alles Wohl und Wehe des kleinen Landes darzustellen" trieb ihn zu Ueberhebung, Herrschsucht, Willkür, Eingriffen in die Rechtspflege, Amtsmisbrauch aller Art und Verachtung der Eingebornen; mit dieser Saat erndtete er allgmeinen Haß. Ueber diese Verhältnisse muß man Merck und Wagner nachlesen in des Letzteren „Briefen aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merck". (Leipz. 1847). p. 200 ff.

punkte stehen, unbekümmert um die fortschreitende Zeit. Anders war es z. B. mit Basedow, der zur Heterodoxie überging, ohne sich jedoch in seiner tumultuarischen Art zu leben und in seiner cynischen Unbekümmertheit um sich selbst davon deutliche Rechenschaft zu geben. Noch weit anders aber mit Wieland, auf den wir hier noch einen Blick werfen müssen. An ihm können wir die fliegende Hitze am besten beobachten, die auch bei ganz anders gearteten Naturen die überraschende Erscheinung des Messias hervorrief, nachdem die ganze Stimmung der Zeit die Wärme der Empfänglichkeit dafür fast allgemein verbreitet hatte. Bei ihm kommen die Symptome der Zeit zu einer solchen Deutlichkeit, und die Krisis jenes andächtigen Sinnenfiebers zu solch einer heftigen Höhe, daß das Umschlagen zu einer anderen geistigen Lebensweise bei ihm in solcher Schärfe vorliegt, wie die Geschichte selten ein Beispiel so schroffer Uebergänge aufzuweisen hat. Dies erklärt sich durch die ungemein reizbare und empfängliche Natur Wieland's, die durch die Aufgeregtheit der Zeit und durch seine Erziehung noch sehr erhöht ward, daß in der That nur ein so leichtes Talent und ein so schlanker Charakter wie der seine diesem Uebermaß von Reizungen und Anregungen und von entgegengesetzten Einwirkungen Stand halten konnte, indem er ihnen schmiegsam nachgab.

Christoph Martin Wieland (bei Biberach 1733—1813) ward mit der entschiedenen Anlage zu einer Frühreife der Bildung geboren, die sein Vater noch mehr mit treibhausartigen Reizmitteln unterhielt [104]). Er ward schon im 3. Jahre zum Unterricht angehalten, las schon im 7. den Cornelius mit Vergnügen, dachte schon mit 13 Jahren auf größere epische Gedichte, las zwischen dem 12—16. fast alle Schriftsteller des römischen goldnen Zeitalters neben Fontenelle und Voltaire, und war schon in dieser Zeit von Bayle hingerissen. Auf der Schule in Klosterbergen unter dem Abte Steinmetz sehen wir ihn schon, ähnlich wie Klopstock, an jenem Scheidewege stehen zwischen Alterthum und

104) Ein Schulheft Wieland's ist herausgegeben von Rich. Hoche. Leipzig 1865.

Christenthum; der gute klassische Unterricht und die frommen Andachtsübungen theilten ihn; er schwärmte schon für Addison aber auch für Xenophon's Sokrates und Cyrus, und diese letzte Neigung am Anfang seiner geistigen Thätigkeit ist im höchsten Grade bedeutsam, da die Cyropädie und Sokrates in der Geschichte gerade die Anfangspunkte der beiden Geistesrichtungen und der Erzeugnisse sind, die Wieland's ganzes Leben ausfüllen. Und eben so ist es nicht ohne Wichtigkeit, daß er auf die Lektüre des Don Quixote so früh mit besonderem Nachdrucke geführt ward. Alles arbeitete wie durch die wunderbarsten Zufälle oder Schickungen zusammen, ihn auf die Denkarten und Stoffe zu leiten, die seiner Natur am bestimmtesten zusagten; und es *scheint* nur diesem Satze zu widersprechen, daß er vielfach so sehr in Extreme gerissen ward, da ihn doch diese allein so entschieden auf den Weg der Mitte leiten konnten, der nachher sein Ideal wie seine Natur war. Schon auf der Schule verdarb er sich mit gequälter Frömmigkeit die Nächte, und doch stand er zugleich im Rufe eines Freidenkers; ganz frühe wollte er dem Spinoza darin folgen, dem Kopfe nach ein Freigeist, und im Herzen der tugendhafteste Mensch zu sein, und darum neigte er so sehr zu Shaftesbury hin mitten in seinen Schwankungen, da dieser überall selbst in einem so unsteten Lichte erscheint, daß man seine Schriften eben so oft für als gegen die Religion gebraucht hat. Mit 17 Jahren faßte er eine schwärmerische Liebe zu einer Verwandtin, der nachherigen Frau La Roche [105]), in deren Dienst er das Lehrgedicht von der Natur der Dinge (1751) in der Hast des jungen Schöpfungseifers hinwarf. Hier stand er auf Haller, obwohl er behauptete, Lukrez sei sein Muster gewesen. Es war natürlich, daß dies Werk eines so jungen Menschen die Meier und Bodmer entzücken mußte; man nannte ihn gleich den deutschen Lukrez, und es war lustig genug, zu sehen, wie altklug der junge Meister sich mit metaphysischen Systemen herumschlug und wie nase-

105) Vgl. Neumann-Strehla, Sophie La Roche und Chr. M. Wieland. Weimar 1862.

weis er zwiſchen Bayle und Leibnitz, und gegen Ariſtoteles als ein Stimmberechtigter auftrat. Es war daher kein Wunder, daß er auf Kleiſt, der ihn in dieſem Alter ſah, den Eindruck machte, als habe er ſtark vor, die ganze Welt zu reformiren. Ahmte er hier in dieſem dogmatiſchen Gedichte die lehrhaften Syſtematiker nach, ſo in den moraliſchen Briefen (1752), die den épîtres diverses des Landdroſten von Bar nachgeahmt waren, die moraliſchen Lehrdichter, deren Mittelpunkt Hagedorn war. Indem er nachher zu Klopſtock übergeht, ſo ſehen wir auch ihn gleich dieſem den Hauptrichtungen der Zeit völlig folgen, jedoch iſt er weit von der Energie entfernt, mit der Klopſtock dieſe in einem ſelbſtändigen Weſen verſchmolz. Wieland lehnt ſich vielmehr überall an, und geſtand es ſelbſt, daß jede Lieblingslektüre damals und ſpäter ihn veranlaßt habe, etwas in der ähnlichen Art zu verſuchen, nnd dies Talent bildete er bei Bodmer noch mehr aus, von dem er die Geſchicklichkeit zu ſtehlen erlernt zu haben bekannte [106]). In dieſen erſten Schriften iſt nicht religiöſe, ſondern nur die edle Schwärmerei der Jugend ſichtbar, der Glaube an Tugend, der Haß gegen Laſter, vor denen Wieland ſpäterhin gleichmäßig warnte. Die Weisheit des Sokrates iſt hier, wie bei Hagedorn, das große Ziel, und er ſieht den Weiſen hier noch mehr ſo, wie ihn Plato auslegte, während er ihn ſpäter mit Ariſtipp's Augen anſah. Im Keime liegt hier unter dem Heiligenſcheine der Idealität ſchon ſeine ſpätere Glückſeligkeits- und Mäßigungslehre verborgen. In der Natur der Dinge ſagt er ſchon, daß das Glück der Zweck der Schöpfung ſei, und das, was uns beſelige, das mehre den Ruhm der Gottheit. In den moraliſchen Briefen wendet er ſich von den Timonen und Catonen und ſelbſt von Zeno ganz wie ſpäter ab. Ja in Briefen an Bodmer, mit dem er durch ſeine erſten Arbeiten in Verbindung kam, vertheidigt er noch den freiern Ton der Dichtung, in dem er noch Oden auf den erſten Kuß gemacht und ſeine Liebe beſungen hatte, und wagt zu ſchreiben, daß jener Kuß in jener Elegie mehr werth ſei, als hundert Geſänge mit ihrer ganzen langen

106) Vgl. Gruber's Leben Wieland's I. p. 67.

Unsterblichkeit. Dergleichen durfte man dem strengen Bodmer damals nicht schreiben. Er wies ihn zurecht, er krittelte beständig an seinem Leichtsinn und erregte Zwiespalt in seinem Innern. Bald bereute er seine Liebesständeleien, wollte sich nicht mehr mit Boccaz und Lafontaine beschmutzen, verurtheilte den Leichtsinn (!) der Bremer Beiträger und der Anakreontiker, er wendet dem „affenmäßigen und flüchtigen Nationalcharakter der Franzosen" den Rücken, und zieht sich zu Milton und zu Young, der auch ihm jetzt unmittelbar an die Engel grenzt! Er schrieb 1752 seinen Antiovid, in dem er die schäferliche Liebe besang, die später so viel Spott von ihm erfuhr, und den Crebillon verdammte, den er nachher nachahmte. Als er in Zürich sich aufhielt, liebte er, nach Zimmermann's Erzählung, ein Mädchen, dem er nach vierjähriger Bekanntschaft zum erstenmale die Hand küßte. Er las jetzt Klopstock, und meinte Alles ausgesprochen in ihm zu finden, was er immer selbst gefühlt hatte, und dieselbe Bemerkung machte er über der Lektüre des Plato. Er schrieb einen Frühling in Hexametern, in dem er sich Kleist näherte; dann moralische, oder besser empfindsame Erzählungen (1752), die uns in die Unschuldswelt, unter Einfalt und schöne Natur versetzen, wo noch die Rehe mit Pardeln spielen. Hier wetteiferte er mit Thomson und seinem Geßner; glaubt mit ihnen an die goldne Zeit, „deren mächtige Wahrheit noch jetzt in den Tagen trübster Hefe auf jede menschliche Seele wirkt, wo ihm die Töchter der Natur lächeln, die Bodmer uns so liebenswerth als den ersten Frühling der Vorwelt zeigt". Bei all diesem ätherischen Hauch aber ist doch eine gewisse wollustathmende Atmosphäre hier, in der man ahnt, diese Gabe der Schilderung könnte sich leicht einmal anders wohin verirren. Dies witterten die Literaturbriefe, die Feinde aller unnatürlichen Verstiegenheit, vortrefflich aus, und sie luden Wieland zeitig ein, sich wieder aus diesen Sphären zur Erde herabzulassen. In eben diesem Jahre ging er nach Zürich zu Bodmer. Er bezauberte diesen mit seinem fügsamen, eingehenden Wesen so sehr, als dieser ihn mit jenem neu erworbenen Firniß, hinter dem Wieland den langgesuchten Weisen entdeckte. Beide wetteiferten nun in

Dichtungen und in der Fertigkeit, mit Plagiaten ihre Werke zu füllen. In den Briefen von Verstorbenen (1753) ahmte Wieland die gefeierte Rowe nach; wir haben hier in Seen von Strahlen und Aether, die Seele sieht hier Erde und Luft in Wasser nachgeahmt, menschliche Fische, schuppige Vögel, thierische Pflanzen und was Alles die irdische Sprache nicht nennen kann, und dieser reinere Stoff der ätherischen Welt so hier gleichsam in einer gehauchten und seufzenden Sprache der Verklärten dargestellt werden, zu der der weichliche Prunk des Hoffmannswaldau ein wenig aufgeboten wird. An demselben Tische, wo Bodmer seine Epopöen schrieb, verfertigte Wieland den geprüften Abraham (1753), an dem Bodmer sogar mitgearbeitet hat, die einzige Patriarchade, zu der sich Wieland bekannte, obwohl ihm sein Freund, wie er sagt, mehrere Kinder dieser Art vor die Thür gelegt habe. In den Sympathien (1754) erreichte die fromme Wuth Wieland's ihre Spitze. Es sind dies Warnungen, Ermahnungen, Visionen, Predigten an sympathetische Seelen, die gemahnt werden, die Welt mit den Augen des Christen anzusehen. Weise sein, selbst in der Blüte des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzt, wenn tausend Sirenen die leichtsinnige Seele an ihre Ufer laden, dies ist ein Triumph für die Seraphim. Gegen Gleim und Uz richtet sich eine gehässige Polemik. Die Grazien (die er selbst später zu Dienerinnen der Wollust machte) sollen Aufwärterinnen der Weisheit sein. Ovid höre nicht auf abscheulich zu sein, weil er reizend ist, lehrt er hier, und that später nach der Lehre des Gegentheils. Auch die Religion und Tugend habe ihre Grazien; nachher aber suchte er sie gefliſſentlich an Lastern und Schwächen heraus. Ein frommer Alter habe der misbrauchten Dichtkunst den rechten Namen gegeben: Wein der Teufel, womit sie die unbesonnenen Seelen berauschen. Die wollüstigen Weisen, die in lydischen Tönen zu Weichlichkeit und zum Schlummer am Busen der Venus einladen, sollen die Worte bei sich gelten lassen: daß die Musen nie schöner sind, denn als Dienerinnen der Tugend: oder ihr Witz soll zu Wasser werden, die Feder lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervorbringen, die Leier gähnen, wenn sie scherzen. Dieser Fluch

ist auf Wieland's Haupt ein wenig zurückgefallen, als er einige Jahre später plötzlich zu diesen angefochtenen Dichtern der Grazien überging, und die Verbrechen, die er hier an diesen anakreontischen Dichtern rügt, überbot. Er ging noch weiter. Er gab Empfindungen eines Christen (1755), drei Psalmen in Prosa, heraus (die übrigens heterodox gefunden wurden), und die er mit einer Vorrede an Sack begleitete, worin er diesen aufforderte, der Unordnung zu steuern, die gewisse leichtsinnige Anbeter der Venus und des Bachus anrichteten, und er bezeichnet deutlich unter diesen die lyrischen Gedichte von Uz. Bodmer hetzte ihn gegen diesen, weil ihn Uz seiner Anglomanie und seiner langweiligen Epopöen wegen verspottet hatte. Die Polemik aber, die ihm Uz entgegensetzte, der Spott der Literaturbriefe, die Sättigung und Entfernung von Bodmer, und die Mahnungen der eigenen Natur begannen jetzt nach dieser höchsten Anspannung des heiligen Eifers eine Abspannung herbeizuführen, die gegen das Ende des 6. Jahrzehnts Wieland plötzlich zum Abfall von den seraphischen Dichtern brachte. Er wandte sich geradezu auf die Seite der angefochtenen Dichter der Grazien herüber, als deren Schlußstein er so erscheint, wie Klopstock als Grundstein der Seraphiker. Diesen Uebergang aber machen wir mit, und wollen uns daher zunächst in der neuen Gesellschaft, mit den veränderten Lokalen und Verhältnissen bekannt machen.

---

6. Preußens Theilnahme an der poetischen Literatur.

Die preußische Dichtung war bis hierhin in einer anhaltenden Abhängigkeit erst von Schlesien, dann von Sachsen gewesen. Berlin war kaum zur Zeit der Canitz und Besser genannt worden, der Mittelpunkt der preußischen Literatur war Königsberg; Halle ward erst mit Anfang des 18. Jahrhs. von Bedeutung. Seitdem Besser und die Pietisten aus Leipzig nach Berlin und Halle geflüchtet waren, setzte sich nachher die Auswanderung der Literatur aus Sachsen gleichsam fort. Lessing, der der für die Geringfügigkeit der sächsischen

Literatur von Luther bis auf ihn hätte entschädigen können, verfinnlicht gleichsam mit seinen Aufenthalten in Leipzig, Breslau, Berlin, Hamburg und Wolfenbüttel [107]), und mit seinen gestörten Beziehungen zu Wien und Mannheim, daß es künftig keine vorherrschende Hauptstätte deutscher Literatur, geschweige eine Provinzialherrschaft geben sollte. Schon zu Canitz' und Pietsch's Zeiten hatte es allen Anschein, als ob Berlin und Königsberg sich an die Stelle von Leipzig und Dresden setzen würden; dann hätte der Preuße Gottsched hier seinen Sitz genommen und Besser wäre nicht nach Dresden zurückgewandert. Allein unter Friedrich Wilhelm I, wo die Gundling und Morgenstern, die Hofnarren der Tabaksgesellschaft, die ersten Posten der Wissenschaft einnahmen, war in Preußen keine Stätte für die Musen. Sobald er seine Augen schloß, im selben Augenblicke fast begann Gleim seine Laufbahn, der die Hebamme der preußischen Literatur genannt zu werden verdiente. Und je mehr der vorige Druck Spannung in der preußischen Bildung hervorgebracht hatte, desto elastischer war der Gegenstoß.

Joh. Wilh. L. Gleim (aus dem Halberstädtischen 1719—1803) [108]) studirte um 1730—40 in Halle unter Baumgarten, mit Uz, Götz und Rudnik aus Danzig befreundet. Sie lasen den Anakreon zusammen; der Streit über die reimlose Poesie, durch Bodmer belebt, war im Gange; Pyra, den wir oben schon mit Lange genannt haben, hatte dürftige Versuche gemacht (im Tempel der Dichtkunst 1732 u. f.), den Reim zu entbehren. Die Frucht der gemeinsamen Beschäftigungen mit Anakreon kam 1746 (Oden Anakreon's in reimlosen Versen) heraus, schon vorher aber (1744) erschienen Gleim's scherzhafte Lie-

107) Von ihm auch gilt, was Käſtner von Leibnitz sagt:
Von mir ward Leibnitz dir gegeben,
warf Sachsen einst Hannover vor.
Dir, sprach Cherusien, hieß ihn der Zufall leben,
mir sein erkannter Werth, nach dem ich ihn erkor.
Das Glück gab dir ihn erst, du ließest dir ihn nehmen;
ist dies zum Prahlen Grund, ist's einer sich zu schämen?

108) W. Körte, Gleim's Leben. Halberstadt 1811.

der, die gleichfalls anakreontisch sein sollten. Verwandt mit dieser Liebe zum Anakreon war, wie wir schon bei Hagedorn sahen, die zum Horaz, mit dem sich Uz und Pyra's Freund Lange beschäftigten; und diese ganze hallische Schule verhält sich auch zur schweizerischen, wie Hagedorn zu Haller, und sie standen mit jener auch anfangs in so freundlichem Vernehmen, wie diese beiden Männer untereinander. Gleim hielt sich mit Gottsched öffentlich, stand aber heimlich mit den Schweizern [109]; Hirzel trat aus der Ferne in den hallischen Bund zu, Sulzern verschaffte Gleim 1747 eine Professur in Berlin, und als der Messias Bodmern noch nicht bethört hatte, sagte dieser in seinen kritischen Lobgedichten noch ohne alles Arg von Gleim, er solle die ganze Welt für nichts als einen Raum voll schöner Mädchen halten; auch in Briefen an Lange sprach er sich noch 1747 billigend über Gleim's und Hagedorn's anakreontische Lieder aus. Die leichte erotische Lyrik hatte sich in diesem Kreise schon einen Boden gewonnen, ehe Klopstock die Stimmung in Deutschland veränderte. Es war eine starke Masse gebildet, die dem neuen andächtigen Ernste eine ungestörte Heiterkeit entgegensetzte. An die beiden obigen Werke schlossen sich in Einer Reihe, wenn nicht immer dem Tone, so doch der persönlichen Anregung nach, die freundschaftlichen Lieder von Lange und Pyra (1745), Gleims Lieder (1745), die horazischen Oden von Lange (1747), Uz' lyrische Gedichte (1749), Gleim's liebliche Lieder (1749), Löwen's zärtliche Lieder (1751), Götz's Gedichte (1752), Lessing's Kleinigkeiten, Weiße's scherzhafte Lieder u. A. an; es zog sich dieser Geist nach Leipzig und Berlin, und nistete in Männern, die Festigkeit und Stetigkeit genug hatten, diese Gattung gegen die Klopstockianer zu verfechten. Dies war nicht das Einzige, was ihm die Kraft gab, deren er auf alle Weise, um gegen die Macht der Sera-

109) Sulzer schrieb an Bodmer, Gleim sei heftig gegen Gottsched, doch wollte er verborgen bleiben, er habe das Herz nicht sich gegen ihn zu erklären, das Lob eines Gottschedianers sei ihm doch immer angenehm. Man muß übrigens beachten, daß dies in einer Zeit geschrieben ist, wo die Spannung zwischen Gleim und den Schweizern schon angefangen hatte.

phiker zu bestehen, bedürftig war. Anakreon's Ansehen und die anakreontischen Lieder hätten dieser Lebensrichtung die hinlängliche Nahrung und den nöthigen Schutz nicht gegeben, am wenigsten durch ihren poetischen Werth. Gleim's spätere Lieder nach dem Anakreon sogar (1764 und 1766), und die Uebersetzungen seiner Freunde sind so fern von Anakreon, wie Geßner von Theokrit, und wie Gleim's petrarchische, horazische und Minne-Lieder von ihren Originalen. Er gestand es von seinen scherzhaften Liedern selbst, daß darin so viel Schlechtes, Ueberflüssiges und Weniges in Anakreon's Geist sei, daß er es wohl nur dem unbestimmten Geschmack zu danken habe, daß man sie schön fand und übrigens noch ungeschickter nachahmte. Noch wird hier Tanz, Wein und Liebe besungen, nüchtern und ohne Empfindung und rhythmischen Wohlklang, mit Zwang. wird ein leichtfertiger Ton angeschlagen, der hier und da lehrartig klingt, und ironisch unmoralische Vorschriften verkündigt. Götz und Uz wandten sich von Anakreon's Formen zum Reim wieder zurück; sie schienen sich leichter zu bewegen in als außer diesem Zwang. Die Liebesliedchen von Joh. Peter Uz [110]) (aus Anspach 1720—96), die ihn Cypripor zur Laute des Tejers singen lehrte, sind gelenker als viele andere, und kein Name ist auch neben Hagedorn unter den Verehrern unsers alten Stils so oft genannt worden, wie der seinige. Wie Gleim voll Jugendgefühls der pedantischen „alten Ehrenmänner" lacht, so sticht dieser gegen die Gelegenheitspoeten, gegen die altmodischen Dichter, die durch schulgerechte Schlüsse der Mädchen Küsse fordern; ihm ekelt vor der Liederbrut, die Gleim's anmuthlose Nachahmer heckten, in denen sich unleidlich jeder Ton stemmt und der träge Witz nur wörterreiche Sätze gebiert. Er ist selbst gegen Gleim in seinen erotischen Liedern hier und da muthwillig, in seinen Weinliedern leichter als Lessing und Aehnliche, überall flüssiger als sein Freund Joh. Nik. Götz (aus Worms

110) Henriette Feuerbach, Uz und Cronegk. Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert. Leipzig 1866. Briefe von Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—1782. Herausg. v. Henneberger. Leipzig 1866.

1721—81). Die anakreontischen Kleinigkeiten, catullischen Scherze, erotischen Madrigale und Epigramme dieses letzteren sind auch dem Anakreon II, Hagedorn, und dessen französischen Quellen nachgeahmt, aber wenig treu und wenig geläufig. Es ist bekannt [111]), daß er unsicher und mühsam arbeitete, und man sieht auch seinen Liedern trotz der Ramler'schen Feile an, wie sauer sie ihm wurden, und die prosaischen Abfälle, die in diesen anmuthigen riens so übel stehen, konnten nicht ganz getilgt werden. Obgleich seine Mädcheninsel bekanntlich vor Friedrich dem Großen Gnade gefunden hat, so ist doch die Runde und Glätte der französischen Lyriker, die er bei seinem langen Aufenthalte in Lothringen und Elsaß lieben und nachahmen lernte, nicht von ihm erreicht; in Hagedorn vollendet sich sein Ideal, mit dem ihm alle Grazien in Deutschland ausgestorben schienen. Wo er sich vollends aus seinen erotischen Gegenständen verirrt in das, was er Balladen, Idyllen u. A. nennt, greift er überall fehl. Am nächsten wird uns der ästhetische Standpunkt dieser Anakreontiker durch Lessing's lyrische Sachen gelegt, und Jedermann weiß, auf wie wenig poetisches Verdienst diese Anspruch machen können. Wie nothwendig es war, daß unserer Sprache auch von Seiten der Gefälligkeit und Anmuth, und nicht allein von Seiten des Ernstes und der Gedrungenheit aufgeholfen wurde, und wie richtig Gleim's Ansicht sein mochte, daß Bacchus und Amor uns eher helfen könnten, als Moses und David, dennoch erhielt die Poesie bei weitem nicht so viel Zuwachs von dieser Seite, als von der entgegengesetzten. Mit ihrem inneren Werthe hätte also diese Lyrik der Grazien den Anfechtungen der Moral und Religion nicht widerstanden, die sie sogleich zu erleiden hatte. Gleim's Schäferwelt wurde in den 40er Jahren in Hamburg öffentlich verbrannt; ein Geistlicher fand, nach Gleim's eigner Erzählung, aus den scherzhaften Liedern heraus, daß der Verfasser weder an Gott noch an die Ewigkeit glaube. Hagedorn selbst wünschte ja, die Anakreontiker möchten die Gottheit nicht höhnen. Sind Ihnen solche be-

111) S. Voß über Götz und Ramler.

kannt? fragte Gleim Bodmern, so will ich sie mit Dithyramben, nicht mit leichten Liedern strafen. Der Pfarrer Götz, der sich am Oberrhein in Gegenden umtrieb, wo alle schönen Wissenschaften verachtet wurden, und auf 16 Stunden Wegs kein Buchladen und keine Bibliothek war, hielt seinen Namen voller Aengstlichkeit vor dem Publikum, und seine Poesien sogar vor Weib und Kind geheim, und wollte nur das Allersittsamste von seinen Freunden herausgeben lassen.

Man sieht schon aus den weiteren Wendungen der Dichtung unserer Anakreontiker, daß sie sich aus diesem Gebiete leicht hätten herausschlagen lassen. Allein sie fußten zugleich auf einer Autorität, an die sie sich eigensinniger anklammerten, die sie auf das Gebiet der Moral und Philosophie herüberleitete, in dem sie sich so sicher wußten, wie die eifrigen Religiosen auf der Gegenseite. Dies war Horaz. An diesem Römer entzückten sich damals, wie wir schon bei den Leipzigern sahen, alle Männer, die in sich edel von Sitte, nach außen anmuthige Geselligkeit und einen erlaubten Genuß und Gebrauch des Lebens suchten, die des närrischen Lehrernstes der deutschen Schule satt, sich an der feinen Ironie und Urbanität des weisen Dichters erholten, dessen Weisheit von eben so viel Freiheit gehoben, dessen Freiheit von eben so viel Anstand und Anmuth gemildert war, als die strenge Zucht in Deutschland vertrug und verlangte. Bei ihm erschien Dichtung und Philosophie am reinsten und edelsten in jenem schwesterlichen Bündniß, das damals jeder suchte; wer ihn nachahmend erreichte, durfte sich schmeicheln, ein philosophischer Lehrer im Gewande der Anmuth, ein gefälliger Dichter in der Würde des Weisen, ein bescheidener Lebemann, bei seinen Hofsitten ohne Anspruch an Größe zu scheinen. Selbst um die Fabel drängte sich daher kaum eine solche Unzahl von Nachahmern wie um ihn. Seine Dichtkunst ward verschiedentlich übersetzt und galt immer mehr als ästhetischer Kanon. Seine Episteln bildete man in freieren Formen besonders in dem späteren halberstädter Kreise um Gleim herum nach. An seinen Oden versuchte sich Alles, was reimen und nicht reimen konnte, wer eine mäßige Gabe hatte, Lektüre zu nutzen, wer ein Paar verworrene

Konſtruktionen zuſammenbrachte. Man erklärte, verglich und rettete ſeine Schriften und ſein Leben; ſelbſt ſeine Nachahmer Balde und Sarbiewsky wurden hervorgezogen und nachgeahmt; nur ſchüchtern glitten Uz und Gleim zuweilen auf Petrarka mit ihrer Begeiſterung über. Von den erſten rohen Ueberſetzern, den Weidner, Lange, Groſchuff, bis zu den Ramler, Maſtalier, den beiden Schmidt und den noch ſpäteren, welche Verwandlungen hat dieſer Dichter nicht durchmachen müſſen! Seit Klotz ſeine Vindicien und ſeinen Kommentar ſchrieb, oder ſeit Herder's Briefen über Horaz, von wie viel Seiten war der Dichter nicht beſprochen und beleuchtet! In Voß's Ueberſetzung und in Wieland's, wie ſonderbar wechſelte er die Kleider! Und wie viele unſerer Odiſten wurden damals mit dem Ehrennamen des Horaz belegt! Auf Einem blieb er vorzugsweiſe hängen, nicht weil er die dichteriſche Form des Originals am beſten erreicht hätte, ſondern weil er den Kern von ſeiner Lebensweisheit zuerſt am treffendſten ausſprach, auf Uz nämlich. Und von ihm fand man aus, daß er ſogar in ſeiner äußeren Geſtalt wie in ſeinem inneren Leben dem Bilde glich, das der römiſche Dichter von ſich ſelbſt entwarf: ein Mann von mittlerer Größe, rundlicher Figur und leicht beweglichem Körper.

Dieſe Lebensweisheit der anakreontiſchen Horazianer bildet ihre moraliſche, für die Zeit wichtigere und für ihre Bedeutung in der Literatur charakteriſtiſchere Seite! In Gleim's früheren Liedern ſpricht ſie ſich formell mehr als materiell aus; die durchgehende Leichtfertigkeit verkündet die liberale Lebensanſicht, die der gellert'ſchen ſo ſehr entgegenſteht: daß Welten voll Jugendluſt die allerbeſten, daß Feinde der Freude auch Feinde der Tugend ſeien[112]). In den „Liedern,“

112) Die Seele ſeiner Moral liegt in den bekannten Verſen:

Unſchuldige Jugend, dir ſei es bewußt, nur Feinde der Tugend ſind Feinde der Luſt.

Ja Jugend und Freude ſind ewig verwandt, es knüpfet ſie Beide ein himmliſches Band;

ein reines Gewiſſen, ein ehrliches Herz macht munter zu Küſſen und Tänzen und Scherz.

Dieſe Stelle ſteht in den Werken hrsg. v. Körte I. p. 145. Zu einer hiſto-

wo er uns in die niedern Lebenskreise von Bürgern, Bauern, Bettlern führt, ist Alles von Frühling, Jugend, Wein und Küssen belebt, er führt uns aus der Hirtenwelt in die angrenzenden Sphären unseres wirklichen Lebens, und preist Landleben, Mittelstand, Zufriedenheit, die Mittelpunkte der weisen Bescheidenheit des Horaz. Aehnlich ist es mit Götz [113]; seine Lieder, in denen Herder eine Daktyliothek von lieblichen, zierlich gefaßten Liedern fand, stellen jene Philosophie der Freude und der Gemächlichkeit mehr lyrisch dar, als daß sie sie didaktisch lehren. Auch *seine* Wünsche gehen die Mittelstraße, auch *seine* Theorie der Glückseligkeit sucht dieses Ziel durch Bescheidung zu erreichen; das Vergnügen verfolgen, heißt ihm es fliehen, durch bloße Empfindungen zieht man es nach. Im kleinen Dorfpalast macht ihn Zufriedenheit und Ruhe mit keuschem Scherz verschwistert zum König. Auch Uz's Lieder bringen diesen harmlos fröhlichen Sinn zum Anschauen; allein sie gaben auch der nackten Lehre deutlichere Worte, und fanden damit näheren Eingang; sie schlossen sich auch enger und auffallender, als Hagedorn, an Horazens Lehre an. Mit geheimer Zierde, singt er an Horaz, vergnügst du den feineren Geist; sieh auf drei Freunde nieder, die dir flehen; sie glühen, die Muse deiner Lieder in ihrem Reize zu sehen. Dem Meister ähnlich gibt der Schüler zu *empfinden*, was die Philosophie mühsam lehrt, und gewinnt dadurch den Verstand; er lehrt den Muth und die Standhaftigkeit des Weisen, der das Uebel in Vergnügen verkehrt; Freude, Frieden, Natur und Frühling und die sanften Genüsse stiller Herzen singt er, und die Lust ist ihm wie Horaz der Quell der echten Dichtung [114]. In seiner „Kunst

---

rischen Beurtheilung Gleim's muß man übrigens auf die Originalausgaben zurückgehen, die zum Theil sehr selten geworden sind.

113) Götzens Gedichte sind in der Ausgabe von Ramler 1785 von dessen kritischer Feile zugerichtet, freilich nach des Dichters ausdrücklichem Willen.

114) Uz poetische Werke 1768. I. p. 100.

Horaz trinkt Chier Wein und jauchzt bei seinem Weine,
Sein ewiger Gesang ertönt in Tiburs Haine
Nur an der weisen Wollust Brust. Der Wollust weihe deine Leier
Bloß diese Mutter wahrer Lust beseelt ein Lied mit echtem Reiz und Feuer

fröhlich zu sein" ist dieser unschuldige Epikureismus zum System gerundet. Der Glückseligkeit Wesen ist die Lust; die Kunst, sich zu erfreuen, ist für uns die Kunst glücklich zu sein, und diesen Satz hält er in einer Parabel den neuen Andächtlern vor, die diese Kunst nicht kennen. Er lehrt dann das Vergnügen nicht im Sinnlichen suchen, sondern in den reineren Freuden der Tugend und Wahrheit; die Freuden, die sich die Seele denkend schafft, sind die Grazien, die dem Weisen allein lachen, seine Einsamkeit schmücken, seine Muse adeln. Zärtliche sinnliche Gefühle entehren uns nicht; der uns die Sinne gab, will nicht mürrisch die Menschheit zerstören; aber man muß die Lust der Sinne mit Geschmack genießen und mit Fassung entbehren lernen. Diese Standhaftigkeit, die niederen Güter verachten, den Schmerz lindern, den Tod ertragen zu können, wird schließlich sogar mit dem Uebergang in christliche Weisheit gelehrt.

Welche doppelte Thorheit war es von Bodmer und besonders von Wieland, diese fromme Heiterkeit mit fanatischem Eifer zu verfolgen, die noch (1751) im Kriton von ihnen gelobt worden war, und die Wieland in ihrem ganzen Umfang nachher weit ausbildete; welche Thorheit von dem letzeren, diese Dichtung der Grazien zu beschmutzen, die er bald mit komischem Eifer auszuschmücken strebte. Welcher Unsinn, diese Männer mit dem Schimpfnamen von Ungeziefer zu belegen, und sie in Eine Klasse mit den schmutzigen Dichtern der Nachtigall, der Brautnacht[115]) und der unzüchtigen Schäfergedichte (Rost's) zusammenzuwerfen, und mit diesem letzteren zu verdammen, der noch dazu das einzige deutsche Vorbild war, von dem Wieland die Sprache der Schlüpfrigkeit gelernt haben konnte. Nichts hat daher Wieland später so sehr bereut, als diesen Angriff auf Uz, der sein Liebling ward, und nichts hat dieser so übel empfunden und

---

Der Weise kann das Glück betrügen, Auch wahres Uebel fühlt er kaum,
Und macht sich's leicht und macht es zum Vergnügen.

115) S. Rost's vermischte Gedichte. 1769. Die Nachtigall ist in der hier angeführten Sammlung gedruckt und Rost zugeschrieben; sie ist aber von einem anderen, berliner Dichter, eine freie Uebersetzung eines Stückes von Lafontaine.

so lange nachgetragen. In einem poetischen Briefe an Gleim spottet er daher bitter über den schwachen Geist, der die Grazien von dem Parnasse jagen wollte, über den finsteren Kopf, dem Schwermuth Tugend schien und Niemand weise dünkte, als wer immer weint. Auch Uzens Freund, Cronegk, griff Wielanden heftig in seinen Gedichten an. Uebrigens war dieser eben so wie auch Dusch durch Bodmer aufgehetzt, auf den Uz in seinem Sieg des Liebesgottes stichelte. Die züricher Freimüthigen Nachrichten erklärten ihm den Krieg darüber; Dusch, der sich mit den Schweizern setzen wollte, die ihn bisher schlecht behandelt, machte es in seinen vermischten Schriften (1758) nach. Auch ihn fertigte Uz ab und er konnte sich jetzt schon auf die neue berliner und leipziger Kritik berufen, die sich seiner entschieden gegen diese Frömmler annahm, auf die Briefe über den jetzigen Zustand der Literatur von Nicolai, die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Weiße und die Literaturbriefe.

Von hier aus nämlich bereitete sich jetzt für die züricher Kritiker dasselbe Schicksal, das sie früher den leipzigern bereitet hatten, und Bodmer zerfiel deßhalb mit Lessing und Weiße, eine Zeitlang auch mit Gleim, und es bildeten sich Gegensätze zwischen Ramler und Sulzer, die vorher in Eintracht gewirkt hatten. Alles waren Folgen dieses Kriegs gegen die Anakreontiker, deren sich Lessing und Weiße in Theorie und Praxis annahmen, und auf deren Seite die berliner Literaturbriefe entschieden gegen die seraphischen Dichter traten. Das verständige Prinzip, das hier von den Redaktoren Abbt, Mendelssohn, Nicolai, Lessing und Ramler gegen die Kopenhagener und Züricher und deren Ueberschwenglichkeit verfochten ward, läßt uns auf eine Art Reaktion gegen die Uebermacht des Empfindungswesens blicken; und dieser Kampf ist ein natürlicher Vorläufer der nachherigen heftigen Streitigkeiten zwischen Nicolai und Lavater. Wie sehr verschieden nämlich die Farbe der neuen preußischen Literatur von der der schweizerischen ist, und wie nothwendig diese Verschiedenheit einen Zusammenstoß herbeiführen mußte, leuchtet auf den ersten Blick ein, den man auf die durchaus trockene und verständige Richtung in Preußen

wirft, nachdem man die reizbare Stimmung in der Schweiz kennen gelernt hat. Stellt man die Erzeugnisse Ramler's gegen Bodmer's, so hat man das sprechendste Beispiel dieses Gegensatzes. Dazu kamen dann die durchaus verschiedenen Verhältnisse. Ein patriotischer Wetteifer in einem monarchisch regierten Volke stellt sich gegen die universellere Nebenbuhlerei der Schweizer. Eine kriegerische große Zeit erhöhte die kräftige Stimmung der preußischen Nation, als gerade die Schweizer eine beschauliche Richtung genommen hatten, und es ist daher sehr bezeichnend, daß sich an Preußen angelehnt vorübergehend die kriegerische Bardendichtung der weichen idyllischen des Geßner entgegenstellte. Wie endlich die republikanische Redefreiheit früher der schweizerischen Kritik Kraft und Nachdruck gegeben hatte, so geschah es mit der berliner, die sich der größten Ungebundenheit zu erfreuen hatte, und Sulzer, der die kritischen Theorien seiner züricher Freunde auf die Spitze stellte, mußte vor den Literaturbriefen weichen. Wie sehr übrigens die empfindsame Stimmung, die durch Klopstock erregt worden war, diese sämmtlichen vorübergehenden kräftigeren Hebungen in der Nation überflügelte, (so weit wie nur immer jener Dichter die Erzeugnisse, die aus diesen hervorgegangen waren), das beweist, daß sich die preußische Dichtung in Halberstadt aus dem frohen anakreontischen Tone in einen süßlich sentimentalen umgestaltete; daß Gleim von den Volksliedern und Kriegsgesängen zu läppischen freundschaftlichen Episteln und zu Halladat zurückging, und auch dadurch mit Bodmer und Klopstock ausgesöhnt ward. Diese Andeutungen nun werden uns den Faden durch unsere nächsten Erörterungen darbieten.

Was zuerst den allgemeinen Charakter preußischer Literatur angeht, so ist schon der Eingang französischer Bildung an dem Hof, die Gründung einer französischen Akademie und einer Zufluchtsstätte für fremde Literaten, die von Seiten des literarischen Geschmacks ganz französische Färbung des sonst so deutschen Charakters Friedrich's des Großen, äußerst bezeichnend für das Verstandeswesen, das die ganze preußische Literatur beherrscht. Was wir von der Poesie des deutschen Nordens überhaupt bemerkt haben, gilt im 17. Jahrh. von der säch-

fisch-schlesischen, im 18. aber von der preußischen um so vorzüglicher, als sie in diesem helleren Jahrhundert umfassender und massenhafter hervortrit, als die sonstige nordische Dichtung bisher. Sie bewegt sich zwischen Musik und Philosophie, zwischen Empfindung und Verstand; einen eigentlichen wahrhaft schöpferischen Dichter von vorstrebender Größe hat Preußen trotz der lebendigsten Theilnahme an unserer neuen Literatur nicht gehabt. Es ist daher eigen, daß kein Dichter und kein Historiker Friedrich den Großen anziehen konnte, daß dagegen Wolf's Philosophie entschiedenen Einfluß auf seine Bildung gehabt hat, und daß er mit deutschen Musikern stets umgeben war. In der Geschichte der preußischen Theologie, einer Wissenschaft, die so entschieden zwischen Empfindung und Verstand sich theilen kann, sind auch diese beiden Gegensätze stets zu finden. Bald nach der Reformation haben wir in Königsberg die empfindungsvollsten Lieder neben den heftigsten und thörichtsten Kontroversen; in den Zeiten, worin wir stehen, finden wir die Pflege kirchlicher Musik neben den Bestrebungen jener Sack und Spalding, Jerusalem und Anderer, die, dem freigeistigen Könige gegenübergestellt, vor Allem trachteten, die Religion „von Unverstand zu säubern und dem gemeinen Menschenverstand begreiflich zu machen," und dies artete nachher in jene dürre Nüchternheit aus, mit der Nicolai und sein Anhang auch jede Erinnerung an einen poetischen Religionsglauben zu tilgen suchten. In den breitesten Zügen des Nationalcharakters wie in den höchsten Kreisen der wissenschaftlichen Kultur treffen wir dies verständige Element vorherrschend. Die ganze süddeutsche schwerfällige Gemüthlichkeit sträubte sich von jeher gegen die Herzlosigkeit des preußischen Witzes und Anekdotenjagens, das in den Späßen der Eckensteher und in den Anekdoten von Friedrich und in den Epigrammen von Wernicke und tausend anderen Aeußerungen gleichmäßig wieder gefunden wird. Männer, die dem menschlichen Leben tiefere Seiten abgewonnen haben, wie Forster und Goethe, haben sich daher übermäßig heftig über die „Entartung der Denkart in Berlin, gegen jenen faden Witz und die jolis riens des geselligen Tons, gegen das peinliche und quä-

lerische der vielfach verbreiteten und zur Schau getragenen Bildung der Berliner" erklärt. Und gegen jene Anfeindungen alles Poetischen, gegen die fade Aufklärerei, die von Berlin und Nicolai ausging, erhob sich seiner Zeit Alles, was von Einbildungskraft einige Begriffe hatte, und in Berlin selbst geschah nachher der Uebergang in das andere Extrem der Hyperpoesie in Tieck, Fouqué, Zach. Werner, Hoffmann, Arnim u. A., wie es immer da geschieht, wo man nicht weiß, was wahre Dichtung ist. Preußen ist durch das, was es in Philosophie und aller Wissenschaftlichkeit geleistet hat, großartig verdient geworden, und steht hier an der Spitze und auf der Höhe der deutschen Leistungen. Sein erster Eintritt in die literarische Verbindung der Welt geschah mit Copernicus! Und in diesen spätern Zeiten hat Preußen die Humboldt und Buch, die Kant, Herder, Forster und hundert Männer des ersten wissenschaftlichen Ranges geboren; es strebte immer, dem übrigen Deutschland seine großen Namen zu entreißen, und ist dadurch der Bildung in Süddeutschland wahrhaft gefährlich geworden, wo seit langeher die Sorge für höhere Bildung nirgends in einer heilbringenden Stetigkeit betrieben worden ist. Die Gebiete aber, in denen die Phantasie zu Hause ist, haben von Preußen wenig Anpflanzung erfahren. Es ist daher bezeichnend genug, daß ein Eingeborner, der sich gegen das derbe Verstandeswesen empörte, der allem logischen Denken und aller Philosophie blind entgegen war, daß Hamann mit seinem Vaterland, mit seinem großen König, mit dem großen Philosophen Königsbergs und mit der Welt in Berlin, das ihm ein Babel war, ganz zerfiel. Eben so eigenthümlich ist es, daß die bedeutendsten Männer aus Preußen hervorgingen, die oft das beste Kunsturtheil, den schärfsten Kunstverstand oder auch die feinste Kunstempfindung hatten, ohne das geringste Schöpfungsvermögen damit zu verbinden. Dahin gehören die unsterblichen Namen Winckelmann's, des jungen Forster's, Wilh. Humboldt's und Herder's, der als ein Zögling der Königsberger angesehen werden darf. Unter ihnen hat Winckelmann selbst den Satz ausgesprochen, daß in einem Lande wie Sparta die Künste nicht Wurzel fassen könnten und, gepflanzt, ent-

arten müßten. In den Zeiten, als sich die deutsche Dichtung selbständig erhob, setzten sich die Nicolai und Hermes gegen die versprechendsten Erscheinungen, und die Romane von Belden und von Hippel sind mit die charakteristischsten Vertreter preußischer Literatur in jenen Tagen. Als die Literaturbriefe in Berlin als Richter des Geschmacks auftraten, fühlten die Verfasser bald, daß kein dichterisches Vermögen unter ihnen war, und daß sie, wie sie selbst sagten, ihre poetische Blöße zu decken, den einzigen Ramler hätten. Und dies ist eben der rechte und echte Vertreter der damaligen Schule in Berlin, aus der bald genug die Poesie ganz wegflüchtete in einen anderen Zufluchtsort. Gleim, der eine ungemeine Beweglichkeit in die deutsche Literatur brachte, hatte die Poesie aus Halle nach Berlin geführt, aus Meier's Schutz in den des Ramler, er führte sie aber auch bald wieder weg nach Halberstadt, was bezeichnend genug ist, weil er mit der preußischen Verständigkeit einiges niedersächsische Gemüth verband, das ihn nie von Klopstock und dessen Schule ganz trennte. Das Aehnliche hat Goethe in einem spöttischen Tone geäußert, wo er uns von Gleim's Gedichten, die so gut wie vergessen sind, glauben machen will, sie seien dem allgemeinen deutschen Wesen am meisten verwandt. Sie sind, fügt er bei, der Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Gleim kam nämlich nach 1740 aus Halle nach Berlin und Potsdam, und lernte dort zuerst Kleist kennen, der in einem Duell verwundet worden war und krank lag. Die Anekdote ist bekannt, daß Gleim mit der Vorlesung eines seiner scherzhaften Lieder zu der Heilung des Kriegsmannes beigetragen habe, der sich nun entschiedener als vorher der Dichtung widmete und so, neben dem General von Stille, die ersten Funken einer literarischen Kultur in die preußische Offizierwelt trug, die nachher mächtig um sich griff. Auch mit Spalding kam Gleim in Verbindung und mit Karl Wilh. Ramler (aus Colberg 1725—98), den er dem lästigen Studium der Medicin entzog, indem er ihn als Hauslehrer zu seiner Schwester empfahl. Später brachte er Sulzer nach Berlin, und die erste Frucht dieses Zusammentreffens

waren 1750 die Kritiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit, die von Sulzer, Ramler, Sucro u. A. herausgegeben wurden, und dann die Wochenſchrift, der Druide. Ramler lehrte ſeit 1748 an der Kadettenſchule, die Friedrich neu eingerichtet hatte, um ſein Militär vernünftig zu machen; er trieb bald ſtatt der Logik Geſchichte und ſchöne Literatur, zog einen großen Kreis von Zuhörern an ſich, und wirkte nun wie Gottſched und Gellert auf Stil und Geſchmack. Alles bezog er in ſeinen Studien auf Poeſie; er hatte ein feines Gehör für Rhythmus ſchon in ſeiner Jugend gezeigt, und hatte ſich unverhofft ſchon im 10. Jahre einen Dichter nennen hören. Weiterhin ſchien er ſich ganz zum Dichter geboren; ſeine Mutter war zur Zeit ſeiner Empfängniß ins Bad gereiſt, mehr um der Nachtigallen, als um des Bades willen, wie ſie ſagte: dies nun war ihm das huldreiche Lächeln der Melpomene über ſeiner Geburt. In Wahrheit aber war ihm von den Gaben der Muſen, des Lyäus und der Aphrodite nichts geworden. Seine Wirkſamkeit iſt durch nichts ſo berühmt und berüchtigt, als durch das, wozu ihn eben ſeine poetiſche Unfruchtbarkeit antrieb, durch Sammeln von Blumenleſen, durch Kritik der Gedichte ſeiner Freunde, durch Ueberſetzung ſeines Batteux. Noch ſpät machte er den Plan zu einem Reimlexikon. Der Mittelpunkt ſeiner ganzen Thätigkeit wurde die Bearbeitung der Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften von Batteux (1758), der damals der Lieblingsäſthetiker in dem Kreiſe Cramer's und Schlegel's war, und in Ramler's Ueberſetzung eine ganze Zeit lang als Lehrbuch galt. Hier kam noch einmal die franzöſiſche Technik als griechiſche zu uns herüber, die Lehre von der Nachahmung ward das Prinzip der Kunſt; und obwohl Ramler ſich überall als einen Franzoſenfeind zeigt, ſo iſt er doch dem franzöſiſchen Geſchmacke aufs ſtärkſte verfallen, und hat auch ihre pathetiſche Tragödie ſo gut wie Klopſtock für ächte Nachbildung der antiken genommen. Indem er aber bei dieſer Arbeit am Batteux die Beiſpiele aus deutſchen Dichtern ſuchte, fand er ſo Vieles zu beſſern, um vollkommene Muſter zu gewinnen, daß er dieſes Geſchäft der Korrektur nun anfing ins Große zu treiben, das er übrigens auch ſchon früher

mit Eifer gegen sich und andere ausgeübt hatte. Wenn er in seiner „Werkstatt" saß, so lachte er oft laut und spottete seiner selbst mit lauter Stimme, wenn er heute las, was er gestern geschrieben hatte. Als er (um 1747) Lange's Oden mit Gleim durchging, so zankten „Anakreon und Horaz" halbe Tage um ein Wort, verwarfen eine Zeile und stellten sie her, und „holten ihren Tadel und Lob aus dem Innersten der Philosophie" [116]). In den ersten Rosenjahren dieser poetischen Freundschaft war dies vortrefflich. Damals als Lange und Pyra, Gleim und Jacobi, Lessing mit Ramler oder Moses, Götz mit Uz und Andere mit Anderen in Einerlei Werk als Zwillingsdichter und poetische Oreste und Pylade Arm in Arm gingen, tauschte man friedlich, in demselben kritischen Eifer wie die Bremer Beiträger, seine Arbeiten aus, tadelte und lobte, und nahm das Eine willig auf, und das Andere nicht übel. Ramler war in seinem Lobe karg und ward es immer mehr, je mehr die Anderen ihm ihre Gedichte überließen. Uz nahm seine Verbesserungen mit Freuden an, Götz dankte ihm innig, daß er sich seiner Kinder erbarmte, Kleist, Kuh, Nicolai, die Karschin, Lessing und Weiße ließen ihn in ihren Werkchen gewähren, und es ist keine Frage, daß er mit seinem rhythmischen Feingefühle die altmodischen Unebenheiten oft tilgte, und also unter diesen Poeten eine wahre Autorität war, in einer Zeit, wo (wie Voß mit einem Stich auf Herder sagt) die „dieser besonnenen Dichtung ungünstige Poetik der 70er Jahre noch nicht begonnen hatte, da ein talentvoller Mann kühnen Wurf und ersten Guß in poetischer Prosa zu empfehlen und in prosaischer Poesie auszuüben begann". Geßner hielt Ramler's Kritik nicht aus, und schrieb dann in Bodmer's Schule, der in seiner nachlässigen Nachahmerei der reinste Gegensatz zu Ramler ist; es ist gewiß keine Frage, daß ihm Ramler sehr gut gethan haben würde. Aber hier zeigten sich schon die Gegensätze zwischen Berlin und Zürich. Mit der Zeit ward dann Ramler anmaßender; seine Person ward ganz Ziererei und Eigenliebe; seine Dichtungen sprachen, mit Pin-

116) S. Lange's Sammlung freundsch. und gelehrter Briefe 1769.

dar's Worten, von den goldenen Pfeilen, die ihm im Köcher klirrten; seine Kritik ward schärfer und unduldsamer und machte ihm Feinde. Lichtwer's Fabeln gab er verbessert ohne dessen Vorwissen heraus, was diesem äußerst beschwerlich, obwohl nicht ohne Nutzen war. Weil Mendelssohn ihm seine Psalmen nicht durchzusehen gab, nannte sie Ramler in einem Lobgedichte auf denselben von kälterer Sprache. Weil Gleim weiterhin stets weicher und empfindlicher wurde, die spitzen Ausstellungen Ramler's nicht mehr ertrug, zuletzt nur Bosheit und Herzlosigkeit in seinen Briefen sah, und als jener seiner freundschaftlichen Tyrannei nicht nachgab, ihm aufkündigte, so überging Ramler dafür in seinem Batteux die Kriegslieder mit Schweigen und lobte dafür die schlechten Amazonenlieder des willigeren Weiße. So bildeten sich Gegner, die es dann mit Schadenfreude aufnehmen mochten, als Chodowiecky den todten Kleist im Sarge abbildete, wie ihn Ramler rasirte. Nichts ist charakteristischer für die Poesien dieser Zeit, als wenn man die oft feinen Einzelnheiten der Verbesserungen Ramler's mit seinen eigenen Gedichten im Großen vergleicht. Alles ist hier nachgeahmt und erlernt, schwach und geschmacklos, Alles soll im antiken Kleide erscheinen, und diese „gemachten Gefühle, die aus der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten fließen", die Anlehnung und Abhängigkeit von Horaz hat Ramler auf seinen Schüler Blum (aus Rabenau), bei dem sie Goethe lästig fiel, und auf viel spätere märkische Dichter, wie Stägemann, vererbt. So wie Ramler die kleinen Häuslichkeiten des deutschen Stubenlebens, viel hochtrabender als Voß, in antikem Tone bespricht, die geröstete Frucht des arabischen Kaffeebaumes trinkt, während ein blaues Ambrosiawölkchen die Stirn' umwirbelt, wie er bei Einweihung eines Kamins den Vulkan besingt und bei dem Tod einer Wachtel eine Ränie anstimmt, so meint er mit bloßer Einkleidung in Mythologie und Allegorie poetische Form gewonnen zu haben; und nach jener übeln Sitte, nach der man Friedrich den Großen in eine antike Statue bilden wollte, nach der Ramler's Freund Rode damals die Siege Friedrich's unter der Allegorie der Arbeiten des Herkules darstellte, gab Ramler selbst

mit Eifer gegen sich und andere ausgeübt hatte. Wenn er in seiner „Werkstatt" saß, so lachte er oft laut und spottete seiner selbst mit lauter Stimme, wenn er heute las, was er gestern geschrieben hatte. Als er (um 1747) Lange's Oden mit Gleim durchging, so zankten „Anakreon und Horaz" halbe Tage um ein Wort, verwarfen eine Zeile und stellten sie her, und „holten ihren Tadel und Lob aus dem Innersten der Philosophie" [116]). In den ersten Rosenjahren dieser poetischen Freundschaft war dies vortrefflich. Damals als Lange und Pyra, Gleim und Jacobi, Lessing mit Ramler oder Moses, Götz mit Uz und Andere mit Anderen in Einerlei Werk als Zwillingsdichter und poetische Oreste und Pylade Arm in Arm gingen, tauschte man friedlich, in demselben kritischen Eifer wie die Bremer Beiträger, seine Arbeiten aus, tadelte und lobte, und nahm das Eine willig auf, und das Andere nicht übel. Ramler war in seinem Lobe karg und ward es immer mehr, je mehr die Anderen ihm ihre Gedichte überließen. Uz nahm seine Verbesserungen mit Freuden an, Götz dankte ihm innig, daß er sich seiner Kinder erbarmte, Kleist, Kuh, Nicolai, die Karschin, Lessing und Weiße ließen ihn in ihren Werkchen gewähren, und es ist keine Frage, daß er mit seinem rhythmischen Feingefühle die altmodischen Unebenheiten oft tilgte, und also unter diesen Poeten eine wahre Autorität war, in einer Zeit, wo (wie Voß mit einem Stich auf Herder sagt) die „dieser besonnenen Dichtung ungünstige Poetik der 70er Jahre noch nicht begonnen hatte, da ein talentvoller Mann kühnen Wurf und ersten Guß in poetischer Prosa zu empfehlen und in prosaischer Poesie auszuüben begann". Geßner hielt Ramler's Kritik nicht aus, und schrieb dann in Bodmer's Schule, der in seiner nachlässigen Nachahmerei der reinste Gegensatz zu Ramler ist; es ist gewiß keine Frage, daß ihm Ramler sehr gut gethan haben würde. Aber hier zeigten sich schon die Gegensätze zwischen Berlin und Zürich. Mit der Zeit ward dann Ramler anmaßender; seine Person ward ganz Ziererei und Eigenliebe; seine Dichtungen sprachen, mit Pin-

116) S. Lange's Sammlung freundsch. und gelehrter Briefe 1769.

dar's Worten, von den goldenen Pfeilen, die ihm im Köcher klirrten; seine Kritik ward schärfer und unduldsamer und machte ihm Feinde. Lichtwer's Fabeln gab er verbessert ohne dessen Vorwissen heraus, was diesem äußerst beschwerlich, obwohl nicht ohne Nutzen war. Weil Mendelssohn ihm seine Psalmen nicht durchzusehen gab, nannte sie Ramler in einem Lobgedichte auf denselben von kälterer Sprache. Weil Gleim weiterhin stets weicher und empfindlicher wurde, die spitzen Ausstellungen Ramler's nicht mehr ertrug, zuletzt nur Bosheit und Herzlosigkeit in seinen Briefen sah, und als jener seiner freundschaftlichen Tyrannei nicht nachgab, ihm aufkündigte, so überging Ramler dafür in seinem Batteur die Kriegslieder mit Schweigen und lobte dafür die schlechten Amazonenlieder des williger Weiße. So bildeten sich Gegner, die es dann mit Schadenfreude aufnehmen mochten, als Chodowiecky den todten Kleist im Sarge abbildete, wie ihn Ramler rasirte. Nichts ist charakteristischer für die Poesien dieser Zeit, als wenn man die oft feinen Einzelnheiten der Verbesserungen Ramler's mit seinen eigenen Gedichten im Großen vergleicht. Alles ist hier nachgeahmt und erlernt, schwach und geschmacklos, Alles soll im antiken Kleide erscheinen, und diese „gemachten Gefühle, die aus der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten fließen", die Anlehnung und Abhängigkeit von Horaz hat Ramler auf seinen Schüler Blum (aus Rabenau), bei dem sie Goethe lästig fiel, und auf viel spätere märkische Dichter, wie Stägemann, vererbt. So wie Ramler die kleinen Häuslichkeiten des deutschen Stubenlebens, viel hochtrabender als Voß, in antikem Tone bespricht, die geröstete Frucht des arabischen Kaffeebaumes trinkt, während ein blaues Ambrosiawölkchen die Stirn' umwirbelt, wie er bei Einweihung eines Kamins den Vulkan besingt und bei dem Tod einer Wachtel eine Nänie anstimmt, so meint er mit bloßer Einkleidung in Mythologie und Allegorie poetische Form gewonnen zu haben; und nach jener übeln Sitte, nach der man Friedrich den Großen in eine antike Statue bilden wollte, nach der Ramler's Freund Rode damals die Siege Friedrich's unter der Allegorie der Arbeiten des Herkules darstellte, gab Ramler selbst

damals Denkmünzen an, und führte Orte und Personen unter alten Namen auf: Berlin ist Athen, die Kaserne ein Tempel des Mars, der König Herkules, Daun der östreichische Fabius u. s. f. Seine Oden sind oft ganz über horazische Risse geformt: seine Concordia ist eine Nachahmung von Horazens Ode an das Glück; die an den Arzt folgt der horazischen an den Weinknaben und andere wieder anderen. Seine Uebersetzungen der horazischen Oden sind allerdings von Vielen später benutzt, aber auch von Vielen übertroffen worden. So wie diese schläfrig und selbst metrisch sehr nachlässig sind [117]), so haben seine eigenen nichts von der Kühnheit, um die er die Lateiner beneidete, und der Klopstock so keck nachstrebte; seine ganze Kunst besteht darin, daß er lange Perioden in seinem schwierigen Maße in so natürlicher Folge bindet, daß aufgelöst eine einfache Prosa daraus wird [118]). Alles steckt er voll Allegorien, die oft in Dingen gesucht sind, an die kein symbolischer Scharfsinn ohne die breiten Noten jemals gedacht hätte. Und hierin gleicht er den nürnbergischen Emblematikern ganz, daß ihm die Allegorie vielleicht die höchste poetische Kunst zu sein scheint! Dies sagte er in der genannten Zeitschrift, den kritischen Nachrichten, und eben dort wird auch, gerade wie bei jenen Nürnberger bildnerisch-musikalischen Poeten, auf die Feinheiten seiner Oden für Aug' und Ohr aufmerksam gemacht. In der Ode an den Granatapfel, der in Berlin gewachsen, liefen die Strophen gegen das Ende schmal zu und spitzten sich wie ein Pfeil, was dem Auge so schön

117) Man darf nur aufschlagen, wo man will. Z. B. vergleiche man mit Voßens Uebersetzung das:

Welch ein Jammer, wenn man weder sich der Liebe Spiel erlauben — u. s. f.

118) Poetische Werke hrsg. v. Göcking. 1800. Zur Probe: I, 211.

Schutzgeist, sitze nächtlich am Haupte junger Gekrönten; zeige diesem den goldenen Fallstrick, den ihm ein Sklav eines benachbarten Königs legte; nimm jenem den Nebel von dem Gesicht, daß er die redlichen Weisen sehe, von denen er lerne, Bündnisse klug schließen und unverrückt halten, Schätze des Staats und seiner Bürger zugleich mehren, den Ueberfluß in die prächtig erweiterten Städte bringen, und Macht, Freiheit und Sicherheit in das völkerbesuchte Land. — Man sieht wohl, dies ist Prosa, die nicht einmal rhetorisch sich versteigt, und nun darf man nur das Versmaß abtheilen; es ist keine Sylbe verändert.

dünke als dem Ohr wohlklinge! Es seien darin Verse, die gleichsam Kränze flöchten, oder wie der Sturmwind eilten. Nicht leicht fänden sich darin drei Konsonanten hinter einander, kein Reim zweimal, kein Hiatus, nicht einmal zwischen zwei Versen. Dies letztere hängt wieder mit Ramler's musikalischem Gehöre zusammen. Auch Er nämlich sucht wie Klopstock im Horaz die musikalische Seite, die Ode, nicht wie Uz die moralische, die Epistel und Satire. Er ist eben hierin so eigenthümlich, daß sich Musik und Kritik, Gefühl und Verstandesdürre so nah bei ihm berühren. Er hatte den Vortheil mit Graun und Krause in Verbindung zu stehen, er vollendete für jenen den Tod Jesu, den die Prinzessin Amalie angefangen hatte, und übersetzte für eben diese das Alexanderfest von Dryden. Auch hat Graun Schlacht- und Loblieder von ihm gesetzt, und mit Krause, der das erste Werk in Deutschland über musikalische Poesie geschrieben, machte er den ersten Versuch, für den geselligen Gesang zu wirken; sie gaben 1758 zwei Hefte Lieder heraus, mit leichten Kompositionen von beiden Graun, Quantz u. A. So hat er viele andere Kantaten, Operetten, Singspiele und Gelegenheitsstücke geschrieben, und er ist neben Gleim der Chorführer der ganzen Reihe jener bardischen Dichter, die von großen Persönlichkeiten angefeuert wieder Gelegenheits- und Lobgedichte verfertigten, die sich von denen des 17. Jahrhs. nur durch bessere Objekte und poetische Gabe unterscheiden. Und so findet sich denn Manches bei ihm zusammen, was an die ersten preußischen Dichter Dach und Albert zurückerinnert.

Ramler war schon in den Bremer Beiträgen sehr frühe aufgetreten; er producirte aber wenig, wie die Freunde des hallischen Bundes auch, und so stand die preußische Dichtung langehin still. Kaum ließ Gleim einige Lieder und Fabeln ausgehen und auch sein und Ramler's Freund Christ. Ewald von Kleist (aus Pommern 1715—59) dichtete wenig und ohne großen Beruf. Er hatte schon in seiner Jugend gereimt, und sein Talent bescheiden an Stöckel und Gottsched gebildet, deren er sich auch gegen Gleim noch annahm; die Spuren des schlesischen Geschmacks trug er unverkennbar an sich. Gleim trieb

die Dichterkraft in ihm zur Reife, auch Leſſing ſpornte ihn zu Epen und Tragödien, die er mit Widerſtreben ſchrieb; in Einem Nu war er mit der ganzen dichtenden Welt in Verbindung und ward nun mit in den Strudel geriſſen. Was ihn zum Dichter machte, war derſelbe Hang zur Einſamkeit, den Klopſtock trug, Noth, unglückliche Liebe und eine krankhafte Anlage, die ſein freies und ſelbſt unbändiges Gemüth drückte, ein ganz edles goldenes Herz, und jenes muſikaliſche Feingehör, das Klopſtock und Ramler eigen war. Aus dieſer letzten Eigenſchaft floß ſein Vertrauen zu Ramler, den er in ſeinem Frühling ſchalten ließ, auch wenn ihm das Herz dabei weh that; und ſeine Achtung vor Klopſtock, nach deſſen Meſſias er erſt an eine deutſche Dichtung glaubte. Sein Geſchmack beſtimmt ſich ganz nach dieſer Eigenſchaft. So liebte er die Naturdichtungen von Zachariä und Uz, aber die geſchmackloſen Malereien von Zwiebeln und Meerrettig bei dem Einen mißfielen ihm, und die vielen Lorbeerwälder bei dem Andern: Hauen Sie doch ein wenig aus, ſchreibt er an Gleim; und rupfen ſie auch den Majoran weg, der beſſer in eine ſchöne Wurſt als in ein Gedicht paßt. Dies ſind eben die Verbeſſerungen, die auch Ramler zu machen hatte, dem immer der würdevolle Klang antiker Poeſie das Ohr rein und ekel hielt. Eben mit dieſem muſikaliſchen Maßſtabe richtet ſich Kleiſt gegen Uzens lateiniſche Proſodie: man muß bei uns das Silbenmaß blos nach dem Gehöre richten, ſagt er, und ich weiß nicht, was Uz mit ſeinen reinen Daktylen will. Laßt unſere Nachkommen ſich aus uns eine deutſche Proſodie machen, wie die lateiniſchen Grammatiker die Proſodie aus den Autoren zogen, nicht dieſe aus jenen[119]. Ganz ſo iſt nun auch ſein Frühling, (eigentlich die Landluſt), das berühmteſte ſeiner Gedichte (1747)[120], eine muſikaliſche Dichtung. Ein unverdorbenes Naturkind führt uns, wie Brockes, zur lebendigen Empfänglichkeit für die Reize der Natur und ohne das Syſtembuch in der Hand zu haben wie jener, oder das Schnupftuch wie Geßner. Dem durchaus kräftigen Charakter folgen wir noch

119) Kleiſt's Werke hrsg. v. Körte 1803. I. 20.
120) Zuerſt gedruckt Berlin 1749.

einmal so gern, wenn er uns die Reihe seiner Naturbilder zeigend vorführt, und lauschen ohne das Gefühl der Mattigkeit seinen Empfindungen und den ergreifenden Klagen seiner Sehnsucht nach der Geliebten und den Freunden, nach Ruhe und Dichtung, die in einer nach Reinheit, Reichthum und Hoheit ringenden Sprache vorgetragen sind. Auf dieser Einen schöneren Seite ganz Empfindung wie Klopstock, ist er aber auf einer andern oft blos wieder Gedanke und vereinzelte Anschauung wie Ramler. Wir haben kein erschöpfenderes Urtheil als Schiller's über ihn. Die Reflexion, sagt er, stört ihm das geheime Werk der Empfindung. Seine Phantasie ist thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, spielend als schaffend, unruhig fortschreitend, als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Ganzen zu gestalten. So lang er blos lyrisch dichtet und blos bei landschaftlichen Gemälden weilt (wie im Frühling), läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürliche Beschaffenheit des Stoffes diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Der Fehler wird aber allzu merklich, wenn er sich wie in (dem epischen) Cissides und Paches, und in dem (dramatischen) Seneca herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstande hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager, und bis zum Unerträglichen frostig; ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne inneren Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich versteigen, wie denn dem verwandten Thomson die gleiche Menschlichkeit begegnet ist. — Dieses streng scheinende Urtheil ist nicht um einen Zug übertrieben.

Kleist ist in seiner Landlust ganz von dem elegisch sentimentalen Geiste beherrscht, der in Klopstock's Dichtungen liegt, er ist auf dem idyllisch malerischen Gebiete der Brockes und Geßner, er sehnt sich wehmüthig nach Friede und Muße, er verflucht die Kriege und läßt den

Eroberer Alexander wie einen armen Sünder klagen. Aber nun bricht der siebenjährige Krieg aus, und in dem kernigen Manne, in dem die Kraft seiner Jugend sammt ihrem Leichtsinn bisher geschlummert hatte, brach die alte Ehrsucht und kriegerische Natur wieder durch. Aus Noth und Niedrigkeit herausstrebend nährte er seinen Ruhm und seine Schlachtbegierde, vergaß über Thaten und Krieg die Freunde und die lyrische Dichtung, versuchte es mit dem epischen Stücke Cessides und Paches, das Clover's Leonidas anregte, das die Kriegslust, nicht mehr die Landlust eingab; er vertheidigte jetzt den Krieg und redete nun vom Alexander anders als wenige Jahre vorher. Der Tod fürs Vaterland ward das Ziel seiner Wünsche und seines Lebens [121]). Er starb 1759 in der Schlacht bei Kunersdorf nach einer denkwürdigen Tapferkeit den wahren Tod eines Helden. Sein Fall erschütterte seine Freunde Gleim und Lessing aufs heftigste; diese seine Tapferkeit gewann der deutschen Dichtung und Literatur weit mehr die Herzen des preußischen Heeres und Volkes, als es je seine Poesien vermocht hatten, die er bei Lebzeiten vor seinen Kameraden sorgfältig versteckte; auf dem Grabe des kriegerischen Sängers ließ Kretschmann den Bardengesang erschallen, der eigentlich die ganze Bardendichtung hervorrief.

Wie dieses Eine Ereigniß, so machte der ganze siebenjährige Krieg eine schlagartige Wirkung in Deutschland. Es trat nicht nur diese Eine Persönlichkeit in einem poetischen Glanze hervor, auch auf viele andere hatte die kräftige Stimmung dieser Jahre einen entschieden vortheilhaften Einfluß, und hier müssen die Keime gesucht werden zu jenen jungen Charakteren der 70er Jahre, die mit einer neuen Kühnheit unsere alte Literatur erschütterten. Der kriegerische Ton der Literaturbriefe, die gerade in die Jahre des Kriegs fallen, der erobernde

121) In Cissides und Paches schrieb er sich selbst diese Inschrift auf sein Denkmal:

Der Tod fürs Vaterland ist ewiger
Verehrung werth! wie gern sterb ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft.

Ungeſtüm Leſſing's, mit dem er alle hergebrachten Gattungen angriff, ſind von den Einwirkungen der Zeitverhältniſſe nicht frei. Das peinigende Gefühl gedrückter Verhältniſſe und dürftigen Lebens, das ſich gleichmäßig in den Leſſing, Kleiſt und Winckelmann regte, erhielt hier neue Nahrung, und ihre Strebſamkeit neuen Schwung. Ein gewaltſameres Treiben, eine Haſt der Gefühle und Leidenſchaften, ein raſcherer Umſchwung kühnerer Ideen und Anſichten durchdrang die Nation. Es kam in die Lebensſchickſale eben dieſer Männer und Anderer eine neue Bewegung, und wieder in Andere ein poetiſcher Anſtrich, der in dem Geſchlechte neue Empfänglichkeit für die Dichtung der Leidenſchaft und Handlung anregen mußte. Eine unbeſtimmte Unruhe faßte die Menſchen, und riß ſie hier zur Größe, hier ins Verderben. Der Freiherr von der Trenk iſt das bekannteſte der mannichfachen Beiſpiele, die ſich hier anführen ließen. Ein Freund Kleiſt's, der Epigrammatiſt Fr. Ewald aus Spandau, Auditeur in Prinz Heinrich's Regiment, forderte in dem erſten Jahr des letzten Feldzugs ſeinen Abſchied, ging an den Hof der Landgräfin von Darmſtadt, ward von Liebe berückt und entlaſſen, trieb ſich nun in aller Welt um, fiel in Rom Winckelmann zur Laſt, ſoll dann in Livorno gebettelt haben, und in Afrika geſtorben ſein. Friedrich ſelbſt hatte ſich in einer gedrückten Jugend frei erhalten müſſen; er war unter Umſtänden aufgewachſen, denen ſonſt kein Regent unterworfen zu ſein pflegt; auf ſeiner Jugendgeſchichte ruht ein Strahl jener Freundſchaftsſchwärmerei, auf ſeinem ganzen Leben der Zug des allgemeinen Bildungstriebes, in ſeiner Seele jener wetteifernde Ehrgeiz, was Alles die ganze Zeit mit ihm theilte. Nun kamen jene Thaten hinzu, die dem philoſophiſchen Helden die Bewunderung der Welt verſchafften; ſie gaben ſeinen patriotiſchen Dichtern einen Gegenſtand der Bewunderung, einen Anſtoß der Begeiſterung und der Poeſie „die Ereigniſſe der Völker, das Menſchlichſte, auf dem ſie ruhen konnte.“ Gleim war durch die ſtete Verbindung mit Kleiſt mitten in die Kriegsereigniſſe verſetzt; der gleiche Enthuſiasmus des Freundes für den Freund, des Unterthans für den König, des Patrioten für das Vater-

land begeisterte ihn zu den Liedern des preußischen Grenadiers (1756. 57.), die sonst seiner Natur sehr abgelegen hätten. Der glückliche Anschluß an die Begebenheiten des Tages, die Maske, unter der der gelehrte Dichter eine Weile verborgen blieb, die Aufregung und Theilnahme an den öffentlichen Dingen schafften diesen Liedern allgemeinen Beifall. Nicht allein Weiße ahmte sie in den Amazonenliedern, Lavater in den Schweizerliedern, Willamov in russischen Kriegsliedern und Andere anders nach, auch Lessing übersah es, daß der Patriot darin den Dichter überschrie, und Herder sogar meinte, sie hätten mehr Anspruch auf Unsterblichkeit als die Kriegslieder des Tyrtäus. Goethe hat mit Recht darauf hingedeutet, wie überraschend diese frisch aus dem Leben gegriffenen, originalen Stücke gegen die platte, nachgeahmte Dichtung der früheren Jahre abstechen mußten; und Lessing, der in seiner empfehlenden Begleitschaft aufs feinste die Fehler dieser Lieder bezeichnete, verbat sich jedoch mit Recht den französischen Maßstab, und verglich den Dichter mit den alten Barden. Bald hieß er im ganzen Reiche nicht mehr anders, und der grăcisirende Ramler sogar gab sich selbst den Ehrentitel des brennischen Barden. Lessing's Philotas war ganz von dem kriegerischen Geiste der Zeit eingegeben, und ihn setzte Gleim in frischester Wärme in Jamben um. Die Minna von Barnhelm nannte Goethe von unberechenbarer Wirkung, das erste Werk, das den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der blos literarischen und bürgerlichen eröffnete, in der sich die Dichtkunst bisher bewegte. Ramler ist dort fast am vorzüglichsten, wo er gehoben durch Friedrich's Größe die Sänger Heinrich's und Ludwig's ganze Zunft hinter sich zu lassen hoffte. Willamov's pindarische Lyrik und Denis' und Mastalier's Oden trugen den von ihm und Gleim angestimmten Ton nach Petersburg und Wien, und sangen Katharine, Maria Theresia und Joseph, wie Klopstock seine dänischen Könige feierte. Die Karschin gehört ganz hierher; ihre Natur hatte sie zur Dichterin gemacht, aber die Siege des Königs gaben ihrer Dichtung ein neues Gepräge, sie schloß sich an Gleim und Ramler mit ihren Ehrengesängen an. Wie bei Kleist

der Fall war, ſo brachte ihr Leben entſchieden mehr poetiſche Elemente mit als ihre Dichtung. Ein ſchleſiſches Bauernmädchen [122]), die mit 13 Jahren die Rinder weidete, mit einem Hirtenknaben Volksbücher las und ſich aus der ſchönen Meluſine Ritterideale bildete und Naturlieder dichtete, die dann mehrmals unglücklich verheirathet und ins tiefſte Elend gebracht war, endlich durch Gelegenheitspoeſien bekannt und nach Berlin gebracht ward, wo ſie in die erſte Geſellſchaft gezogen, am Hofe empfangen, in Verbindung mit den größten Literaten geſetzt, als deutſche Sappho begrüßt ward, eine ſolche Erſcheinung war wohl für die neuigkeitsſüchtige Welt reizend genug [123]). Es ſchien, als ob Preußen neben dem würdigen Stoffe dieſer Jahre auch Anekdoten und Sonderbarkeiten zur deutſchen Literatur hätte liefern wollen, mehr als würdige Dichtungen. War es nicht ſonderbar genug, daß ein Wiener, ein Jeſuit, den preußiſchen König beſang, der freilich die Jeſuiten lobte, ſeitdem ſie die Welt verfolgte? Und war es nicht ganz etwas Neues, der ſibylliniſche Ton, in dem ſich der Magus in Königsberg zuweilen vernehmen ließ? Und in Berlin haben wir bald einen Buchhändler, der den literariſchen Mäcenas machte, und einen Juden, der ſich zwiſchen Komptoirgeſchäfte und ſokratiſche Philoſophie theilte. Ueberall wo neue Ideen in Schwung kommen, beobachtet man, wie auch heute in politiſch-moraliſcher Beziehung, daß Juden und Frauen kraft ihrer leichteren Erreglichkeit gerne mit thätig ſind. Moſes Mendelsſohn ſammelte einen ganzen Kreis jüdiſcher Literaten um ſich, die Gumperz, Friedländer, Salomon Maimon u. A., in Königsberg Euchel, in Breslau Ephraim Kuh (1731—90) [124]). Noch dieſer letztere gehört mit ſeinen Schickſalen als Seitenſtück neben Ewald. Leichtſinn und Gutmüthigkeit brachte ihn um ſein Vermögen, falſche Empfindlichkeit um ſeine Verſorgung, mit den Trümmern ſei-

122) Eine ſpätere Landsmännin der Karſch, eine ähnliche Naturdichterin, aber beſcheidener und glücklicher war die Webersfrau Schubert in Würgsdorf, deren Gedichte 1811 bekannt wurden.

123) Ihr Leben iſt in der Ausgabe ihrer Gedichte, von ihrer Tochter von Klencke. 1792. Vgl. noch Heinze, A. L. Karſchin. Anclam 1866.

124) Kayſerling, der Dichter Ephraim Kuh. Berlin 1864.

nes Besitzes durchreiste er in hypochonderer Stimmung die Welt, die Leibzölle reizten seinen Menschenhaß, Armuth und zerrüttete Nerven, Unmäßigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung, dazu die Plackereien von orthodoxen Glaubensgenossen und christlichen Freunden trieben ihn zum Wahnsinn [125]).

In dieser flüchtigen Skizze von dem, was Preußen und sein König und seine Geschichte unmittelbarer auf die deutsche Literatur wirkten, mischt sich Großes und Kleines, und Scherz und Ernst. Ist es aber auch nicht ein Spott, ein Volk zu sehen, in dem für Thatengröße und Völkerschicksale so wenig Sinn liegt, daß in der Zeit der größten dichterischen Erregung eine Erscheinung, wie dieser ruhmreiche schlesische Krieg nichts Wichtigeres hervorruft, als jene sogenannte Bardendichtung, die so flüchtig vorbeiging und so hohl und bedeutungslos geblieben ist, wie ihr Gegensatz, die Idyllendichtung jener Zeit? Geht man nämlich dieser Bardenpoesie auf den Grund, so ist sie auf der einen Seite nichts als eine erneute Hofpoesie, wie sie die Besser, Canitz, Herâus und Pietsch betrieben hatten. Nur die größeren Personen, um die sich das Lob dreht, und nur die gehobnere Sprache und Form der Poesie, die Herstellung eines ächteren Odenstils, gibt dieser Poesie ein klein wenig mehr Werth. Wie voll in Gleim's Liedern Alles von seiner Bewunderung des Königs ist, ist bekannt; sein Enthusiasmus litt hier wie in der Freundschaft keine Lauheit, er konnte sich gegen Klopstock und seinen Waffenträger Cramer erboßen, die stets auf den kriegerischen Friedrich Ausfälle thaten, und dafür ihren Christian in den Himmel erhoben, der das Papier zum Messias geschenkt hätte. Aller seiner Freunde Ver-

125) Seine von Ramler durchgesehenen hinterlassenen Gedichte (1792) sind nur als Abbild des Verfassers merkwürdig. Sein Zorn gegen die intolerante Christenschaft, seine freie Religionsansicht, getäuschte Freundschaft, Geringschätzung des Geldes, Alles drückt sich in diesen Epigrammen aus, die übrigens meist auf den gewöhnlichen Schlag sind, und nur durch anakreontische Tändeleien und Madrigale, die eingestreut sind, etwas Besonderes haben. Diese Gattung kleiner Spielereien, die weit besser sind als das Aehnliche bei Gleim, fällt desto mehr auf, da er sie meist in dem Mittelzustand zwischen Wahnsinn und Vernunft machte.

ſammlung war ihm wohl nicht ſo viel als die Eine Unterredung, die er ſpät bei dem König erlangte, und die ganze Gallerie ihrer Bildniſſe wog ihm ſchwerlich den Hut des alten Fritz auf, der ihm nach deſſen Tod für ſeine Unterthanen-Schwärmerei geſchenkt ward. Mehr als an ſeine mehr populären Lobſprüche lehnen ſich an Ramler's Oden die übrigen Fürſtendichter an. Anna Louiſe Karſch (aus Schleſien 1722—91) hatte in ihrer früheſten Zeit die ſchleſiſche Dichtung gleichſam wieder zu ihren erſten Anfängen zurückgeführt, zur Gelegenheitspoeſie. Lieder von Franken hatte ihrer poetiſchen Anlage die erſte Richtung gegeben. In allen ihren Gedichten iſt höchſtens das von einigem Intereſſe, wo ſie anſpruchslos auf die Vergangenheit zurückblickt. Das übrige iſt nichts als die platteſte Gelegenheitspoeſie, und dies iſt überall das weite Gemeinſame der damaligen preußiſchen Dichtung, daß ſie nichts thut als das gemeine Leben in Verſe oder Romane tragen. Die vertretende Gattung in dem halberſtädter Kreiſe iſt daher die poetiſche Epiſtel, die ſich ganz an die Wirklichkeit und gewöhnliche Perſonen und Dinge des Lebens ſchließt. Auch ſie iſt von der Karſchin behandelt worden, als ſie mit den Halberſtädtern in Verbindung trat. Kaum werden einige ihrer Hof- und Gratulationspoeſien in ihren beſten Zeiten von 1741—8 durch größere Gegenſtände, wie durch des Königs Perſönlichkeit, gehoben; ſonſt iſt es ergötzlich genug, ihre gereimten Dankſagungen an die Hofbauadminiſtration und andere Wohlthäter zu leſen [126]). Wunderbar ſtreitet ſich in ihren Sachen dieſe dürftige Proſa mit dem altſchleſiſchen Pompe, den ſie mitbrachte, und dem ſappho-griechiſchen Anſtrich, den ihr Ramler zu geben ſuchte. Am verwandteſten mit Ramler ſteht in dieſer Reihe J. Gottlob Willamov (aus Morungen 1736—77),

126) In der von Gleim beſorgten Ausgabe ihrer Gedichte 1764 fängt ihr Dankgedicht für ein Paar Oefen ſo an:

Vergebung von der königlichen Adminiſtration bitt ich,
Weil auch des Winters Länge Sich ſo nach und nach hinweg geſchlichen,
Eh die dankbare Karſchin ſich Mit großem Dank hat abgefunden
Für ein Paar Oeſchen ihr geſchenkt! u. ſ. f.

der durch seine Fabeln uns bekannter geblieben ist, als durch seine Oden, Enkomien und Dithyramben, die dagegen in jenen Jahren des Krieges, da die ersten entstanden, angesehener waren und ihm den Namen des deutschen Pindar eintrugen. Nicht allein Friedrich und Berlin sind die Gegenstände seiner Preisgesänge, sondern, da er später nach Petersburg kam, auch Katharina, Peter, Sobiesky und Petersburg. Schon Herder, der seinen Landsmann so viel nur möglich schonte und bei dem es eine Art Ehrgeiz schien, ihr „gemeinsames verschrieenes Böotien in besseren Ruf zu bringen", hat angedeutet, welche ungeheure Kluft die heutigen Verhältnisse von dieser hochgehenden Form trennt, die nur in jener schrankenlosen Sprache, jener Sinnlichkeit und Bilderwelt der Alten, unter bacchischen Gegenständen und Tänzen möglich war. Willamov verspräche Dithyramben auf dem Titel, in der Vorrede nur halb, im Buch seien gar keine. Es sei nur eine Sammlung von unnatürlichen Ausrufungen bei allerhand Gelegenheiten, kein brennendes, nur blendendes Feuer; ein Hüpfen und ruckweises Fliegen, nirgends der gewaltige Zug des Pindar; der Sänger spiele auf einer Pfeife von dritthalb Tönen. Ganz eigen berührt es, wenn der hellenistische Dichter, der selbst griechische Verse gemacht hat, auf höherem Kothurn als Ramler das Gemeine aus den Strophen verbannt und sein Lied singt, „das dem Unwissenden abenteuerlich, aber verständlich ist den Söhnen griechischer Musen, die ein wohlthätiger Lichtstrahl getränkt und Götterbekanntschaft ihrer schaffenden Seele eingepflanzt hat", und wenn auch Er dabei auf die widerlichsten Gegenstände fällt, z. B. auf die Genesung ihrer kaiserlichen Majestät von Einimpfung der Blattern, und mit einer solchen bloßen Ueberschrift alle Gedanken der Erhabenheit dämpft. Auch auf die dritte Hauptstadt in Osten, nach Wien, ging die Wiederbelebung dieser fürstlichen Ehrenlieder über; wie Joseph nicht hinter Friedrich, so wollten die Verehrer des Ersteren nicht hinter denen des Letzteren zurückbleiben. Unverkennbar ist in Michael Denis (aus Schärding 1729 — 1800) derselbe Humanismus wie in Joseph,

und die gleiche Ehrbegierde und Eiferſucht gegen Preußen [127]), und wie Joſeph dem Friedrich, ſo beut er die Freundeshand den Gleim und Klopſtock, die den Feind ſeines Landes beſangen, oder eines andern Glaubens waren. Bei Denis ſind die Bardengeſänge auf Maria Thereſia, auf Joſeph und andere ausgezeichnete Perſönlichkeiten in Oeſterreich mehr Gemüthsſache und von Empfindungen voll; der Barde ſtreitet ſich in ihm mit dem Poeten, der Natur- mit dem Kunſtdichter, doch herrſcht in dieſem Theile ſeiner Gedichte Horaz vor, und bei ſeinem Schüler Maſtalier iſt der antike Dichter wieder ausſchließliches Muſter.

Es liegt durchaus in der Natur der Dinge, daß eine epiſche, handelnde Zeit auch epiſche Dichtungen anregt, allein wie dieſe wenigen Kriegsjahre nur ein Bruchſtück einer ſolchen Zeit waren, ſo ward es auch unſere epiſche Dichtung; wie ſich in dem Helden Kriegsluſt und Philoſophie ſtritten, ſo im Jahrhundert, und überall zeigte ſich das Wiſſen und Lernen mächtiger als das Handeln und Wirken. Der ganze deutſche Volkscharakter aber und die weichliche Stimmung der Zeit kam hinzu, uns im Keim die epiſche Dichtung zu zerſtören, und ſie auf der Einen Seite nach der Muſik, auf der andern nach der Philoſophie hin abzulenken. Ein Volk, das nicht gewöhnt iſt, ſich ſelbſt handelnd zu ſehen, auf Thaten zu halten und einen Werth auf den Ruhm des Kriegs zu legen, ein ſolches Volk verzichtet leicht auf die Dichtung, die Thaten und Handlungen Denkmale ſetzt. Es war daher zufrieden, daß Friedrich den Ruhm des Kriegs allein erntete. Man hatte in Deutſchland lange her, ſo lange der Abſolutismus herrſchte, unter Heldengedichten weit weniger epiſche Gedichte als

127) Lieder Sined's des Barden hrsg. 1772 p. 127.

Müßig brütender Witz, luſtiges Wortgezänk,
nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
ſcholl vom lärmenden Saale
wahngetäuſchter Druiden aus.
Deinen Barden erzürnt, war der Geſänge Geiſt,
war das ächte Gefühl, Donau, von dir entflohn,
zu den Quaden und Sachſen,
zu den Katten und Brennen hin u. ſ.

fürstliche Ehrengesänge verstanden. Und so geschah es jetzt wieder, nur daß man es deutschthümlich Bardengesänge nannte, die doch wohl eben so gut wie heroische Gedichte epischen Inhalts sein sollten. Wie dürftig Kleist's Versuche zu eigentlich epischen Gedichten ausfielen, haben wir oben gehört; wie Wieland in diesen Jahren in allen Bestrebungen nach der Höhe der epischen Poesie abglitt, werden wir unten erfahren. Daß nur der kriegerische kräftige Sinn in Lessing's Philotas Wurzel gegriffen hätte, daran war gar nicht zu denken. Löwen z. B. ahmte gleich das Stück nach, d. h. er suchte sich eine griechische Anekdote, die sich aber um eine elende Liebesgeschichte drehte. Wer auch am Ende von den Ereignissen der Tage sich zu einem etwas kräftigeren Sinne aufraffte, der fußte, wo er sich zu poetischen Erzeugnissen verstieg, nicht auf der Gegenwart wie Lessing in der Minna oder Gleim in den Kriegsliedern, sondern zog sich ins teutonische Alterthum zurück. Lessing selbst hatte Gleim's Geschäft mit dem der alten Barden verglichen, und wie verschieden auch die Bardendichtung, die sich jetzt an ihn anschloß, von seinen Grenadierliedern war, doch galt er als eine Hauptquelle dieser Poesie, der aber alsobald ein viel mächtigerer Seitenstrom eine ganz andere Richtung gab.

Hier nämlich wollte das Geschick, das sich mit dem empfindsamen Hang des Zeitalters verschworen zu haben, und selbst Wunder aufzubieten schien, um ja nicht eine kräftigere Sinnesart bei uns überhand nehmen zu lassen, das Geschick wollte, daß gerade in den Zeiten der kriegerischen Wärme, im Jahre 1764 „Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst", und das Heldengedicht „Fingal" uns den Ossian nach Deutschland brachten, eine Erscheinung, die für unsere Poesie gerade so wunderbar wichtig war, wie daß das Schicksal dem in Winckelmann neu erwachenden Kunstsinn mit der Aufgrabung von Pompeji entgegenkam. Wir haben oben gehört, wie schon Klopstock aus sich den Ton dieser nordischen Dichtung getroffen, und wie viele elegische Empfindung für Natur und Einsamkeit Alles vorbereitet hatte, um diesem Sänger die begeistertste Aufnahme bei uns zu verschaffen. Die Neuheit der Sache und der thörichte Streit über die

Aechtheit dieser Gesänge reizten schon äußerlich die Neugierde [128]); aber weit überwog diese die süße Bewunderung, die sich des ganzen Geschlechts bemächtigte, das soviel Zuneigung zeigte zu diesen Naturmalereien, zu diesen idyllischen Scenen, dieser Wehmuth und Sehnsucht, die hier untergegangenen Welten nachseufzt. Hier war gerade so viele oder wenige, geringe und einförmige Menschheit, daß sie den Empfindungen breiten Raum gab, und nicht mehr epische Erzählung, als sich über dem musikalischen Eindruck vergessen ließ. Wie formlos und des Zusammenhangs entbehrend, wie unplastisch und zerrissen diese Gemälde dalagen, fühlte man damals nicht, wo der poetische Sinn durchaus noch für keinen Ueberblick großer Verhältnisse geschärft war. Man setzte Ossian über Homer, weil er mehr Herz und Gemüth zeigte, weil er Kraft und Empfindsamkeit paarte, weil die bis zum Erhabenen edlen Charaktere mehr als die menschlichen des Homer dem kleinen Menschenstolz der Pedanten schmeichelten, die von Welt und Menschheit keinen Begriff hatten. Daher ergriff der neue Dichter nicht allein die Goethe, Klopstock und Herder, sondern auch die Denis und Kretschmann, die Bodmer und Sulzer. Wer sich am prosaischsten fühlte, durfte hoffen, seine dürftigen Gedanken am wirksamsten mit den verschwimmenden Tönen dieser musikalischen Prosa zu verhehlen, oder seine poetische Blöße mit dem bauschigen Gewande der nordischen Mythologie zu bedecken. Gerade dieser kam Ossian wie gerufen zu Hülfe. Klopstock hatte sie bereits eingeführt, der Professor Gottfried Schütze hatte schon 1758 in seiner „Beurtheilung der verschiedenen Denkungsarten bei den alten griechischen und römischen, und nordischen und deutschen Dichtern" nachdrücklich auf sie hingewiesen, Gerstenberg folgte nachher zuerst. Aber weder diese Autoritäten, noch die späteren Bemühungen der Gräter, Karl von Münchhausen u. A. wollten etwas verfangen; die Welt zeigte nicht die

128) Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich hier von Ossian in dem Tone rede, in dem ihn die Zeit damals empfing. Soll sich der Streit in unsern Tagen noch einmal erneuern? S. Talvj, die Unächtheit der Lieder Ossian's. 1840. und Patric M'Gregor, the genuine remains of Ossian etc. Lond. 1841.

Anlage aus ihrer Fremdheit heraus uns nahe zu treten. Doch schien für die vaterländische Dichtung, die Klopstock im Auge hatte, durch Ossian neue Nahrung zu kommen. Die Bardendichter setzten sich, wie Kretschmann, entschieden gegen die antikisirende Poesie und die neuen Horaze; sie empfahlen den Gebrauch der alten und veralteten Volkssprache, sie wollten die Bardenpoesie brauchen, um den Vorwurf, daß wir keine Nationalität hätten, von uns abzuwenden; sie setzten das Feuer der Empfindung und Leidenschaft in diesen alten Naturdichtern gegen die leichte Wasserblase des französischen Witzes. Der Bardenname fing an eine Ehre zu werden; wie Gleim und Ramler Alles gräcisirten, so teutonisirten diese alle Verhältnisse und Personen: Klopstock hieß Werdomar, Kretschmann Rhingulph, Denis Sined; Gleim war der Bardenführer der Brennenheere, Ramler Friedrich's Barde, Weiße der Oberbarde der Pleiße. Einer der frühesten Gesänge in Ossian's Ton war Kretschmann's Rhingulph, fünf Lieder über die Varusschlacht, und die Klage; an sie schloß sich gleich Klopstock's Hermannsschlacht (1769) an, deren Widmung an Joseph allgemein mit patriotischen Begeisterungen füllte. Gleim begrüßte dafür den göttlichen Sänger und wünschte Kaiser zu sein, um dieses Bardiet aufführen zu lassen mit den Kosten des peloponnesischen Kriegs: eine Million für die Probe! Allein alle diese Dinge hatten keinen Körper und für das Volk in keinerlei Weise einen Reiz. Die Verbindung mit dem Norden brachte uns das Unheil, daß man uns mit Gewalt in die teutonische Urzeit zurückzaubern wollte; es war als stecke jener Boden mit dieser Manie an, denn so hatte schon Schlegel in Kopenhagen einen Hermann gedichtet und der Kapellmeister Scheibe daselbst ein Singspiel Thusnelde (1749). Man setzt uns hier in eine Welt zurück und unter Figuren, die nur aus Fülle der Körperkraft handeln und gegen Nöthigungen, uns, die wir mit Geisteskräften und nach Grundsätzen uns bewegen; wir hatten so wenig Verhältniß zu diesen kriegerischen Gestalten, wie zu den friedlichen der geßner'schen Idylle. Das hat Goethe bei der Wahl seines Götz ganz vortrefflich gefühlt, daß unsere Urzeit in der Reformationsperiode zu suchen ist,

wo körperliche und geistige Kräfte nebeneinander, die leidenschaftliche physische Gewalt eines Urgeschlechts neben den Anfängen jener Kultur liegt, an deren Vollendung wir noch arbeiten [129]). Noch dazu ist uns jene frühere Welt durch geschichtliche Ueberlieferung nicht klar; es gelang aber diesen Dichtern nicht, mit zweckmäßigen Handlungen diese Faßlichkeit in der Poesie herzustellen durch die Kraft der Phantasie. In Klopstock's bardischer Trilogie von Hermann reden die Helden immer von ihren Thaten, von denen man nichts sieht, in großwortigem Pompe; sie machen, hat man gesagt, so viele Worte davon, daß sie wenig Worte machen. Ihre Redeweise dazu ist eine ganz unerhörte, und wer diese Dinge nüchtern ansah, nahm das größte Aergerniß daran [130]). Derselbe Füßli, den wir oben so grob schweizerisch über den Messias und die Hymnen hatten urtheilen hören, urtheilt nicht anders über die Bardiete. „Was Klopstock's Vaterlandspoesie betrifft, sagt er, so nehme ich Hermann und Thusnelde und die beiden Musen aus und sage noch einmal: hole sie der Teufel. Es wäre ebenso leicht, der Synagoge den Talmud zu erklären, als die glasortischen Locken der Enherion auseinanderzulesen." Und allerdings machte es die Anstrengung nach dieser neuen Sprechart Klop-

129) Goethe schrieb 1769 an Friederike Oeser über den Rhingulph unter Anderem: „Gott sei Dank, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei? Ja wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. — Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut die im Muth aus den Augen blitzt, der goldne Huf, mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges ha! ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenn's lang währt, die Monotonie des Sylbenmaßes, das ist zusammen nicht auszustehn! — Und was geht mich der Sieg der Teutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll, ah! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. — Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gern Commentars, sein Costüm zu erklären; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben."

130) „Es ist ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit, und die paar rührenden Situationen, die es enthält, sind mit einer Gefühllosigkeit und Kälte behandelt, daß man indignirt wird." Schiller.

ſtock noch unmöglicher, als es ihm ſchon an und für ſich ſein mußte, die Figuren ſeiner Bardiete gehörig zu umſchreiben. Die übrigen ohnehin haben viel zu wenig Gabe, ſich nur in den Ton ſolcher alten Geſänge zu verſetzen, geſchweige in die Verhältniſſe alter Zeiten. Kretſchmann iſt unter ihnen ein durchaus proſaiſcher Gelegenheitspoet, an deſſen elenden Gedichten und Epigrammen und Luſtſpielen man leider nur zu deutlich ſieht, wie große Armuth ſich hinter dieſen dithyrambiſchen Verſen verſteckte; bei ihm erkennt man noch den gleichmäßigen Ausgang der Bardendichtung von Gleim und Oſſian. Hier wird noch nicht der altväteriſch moderne Ton verleugnet, den zu verbannen noch am erſten Hoffnung ward durch dieſe Dichtung, die ſich in den Anfängen der Völker bewegte; nicht einmal der Verſuch zu jenem kecken Wurf iſt hier, den Denis und Herder ſich für die naive Poeſie aus Oſſian abſtrahirten, Kretſchmann iſt noch gläubig an das horaziſche Dogma nonum in annum. — Weit beſſer griffen es die Denis und Gerſtenberg an, die nordiſche Dichtungen überſetzten und ſich in den Ton der Skaldenpoeſie zu verſenken ſuchten und dies zum erſten Erforderniß eines Barden machten. Denis überſetzte (1768) den Oſſian [131]) in Hexametern; erſt 1772 erſchienen ſeine „Lieder Sined's.“ Aber in ihnen war nichts Epiſches mehr, außer was überſetzt und entlehnt war. So blieb von dem ganzen Bardengeſang nichts als der muſikaliſche Hall übrig, und ſonſt war auch nichts daran, was übrig bleiben konnte. So hatte ſich damals Seckendorf und nachher Zumſteg an Kompoſitionen aus Oſſian verſucht. So haftet von Gerſtenberg's Gedichten eines Skalden (1766), der den Untergang der nordiſchen Götterwelt beſingen will, nichts als der reine muſikaliſche Fall der Verſe; was der Inhalt eigentlich ſagen wollte,

131) Als Denis zuerſt den Oſſian las: „Wie war mir,“ ſagte er, „von welchen Gefühlen Erbebte mein Buſen; wie brannte die Wange, Wie ſchwellten die Zähren der ſüßeſten Wehmuth mein ſtarrendes Aug'! Da ſchwur ich dich Lehrer zu nennen, Die Saiten der Donau nach deinem Geſange zu ſtimmen, Zum Herzen, zum Herzen die Wege zu ſuchen wie du; die Zeiten der Ahnen, die Zeiten der Vaterlandsliebe, der Tugend, des Muthes, der Ruhmgier und Einfalt Im Liede zurückzuführen wie du.“

war vielleicht dem Verfasser bei der Ausgabe seiner Werke[132]) selbst nicht mehr klar. Gerstenberg war im feinen musikalischen Gehör Ramler und Klopstock ähnlich; seine Ariadne auf Naxos hat wahrscheinlich zu Ramler's Ino den Anlaß gegeben, wie zu Herder's Ariadne, und ist ganz musikalischer Rhythmus. Wir verfolgen in den dreien gleichsam den Uebergang der Musik vom Oratorium und geistlicher Kantate zur weltlichen und zur Oper. Sobald diese Gattung hergestellt ward, so hörte die unnatürliche Zwischengattung derjenigen musikalischen Poesie, die ohne Musik die Wirkungen der Musik affektirte, auf, gerade wie die Gattung von philosophisch-historischen Romanen, die Wieland aufbrachte, ihre Bedeutung verlor, als ächte Philosophie und Geschichtschreibung aufkamen. Was allein als segensreiche Frucht dieser Skaldenpoesie übrig blieb, war daß durch sie der Sinn für Naturdichtung zugleich mit dem Begriffe davon, den Klopstock zuerst aufgefaßt hatte, sich weiter verbreitete. Es war der erste Schritt zur Vereinfachung, die den Hereintritt einer Revolution verkündete. An dieser Art Poesie durfte Keiner so leicht verzagen und er konnte sich Ossian und Homer dabei dünken. Dies half denn zuerst an die Stelle der geklügelten Kunstgattungen ein Anderes, ein Neues setzen; man fing an diese „aus fettem Erdreich blühend und farbreich gebornen Gewächse" höher zu schätzen, als die mit Scheere und Schnur des holländischen Gärtners zugestutzten. Für die Stimme der Natur in dem Volksliede, für diese Erzeugnisse der einfachsten Anschauung den Sinn zu wecken, war nichts so geschaffen wie Ossian; auch ist seine Wirkung auf Herder außerordentlich bedeutend gewesen, der diesen Sinn erst recht bei uns weckte. So wie auch der Gebrauch, der von Ossian im Werther gemacht wird, darauf hindeutet, von welchem Werthe er auch für die einzige Unmittelbarkeit in diesem goethischen Jugendwerke gewesen ist. Eben hier findet sich auch wieder das Verhältniß der ossianischen Bardendichtung zu Gleim heraus. Seine Kriegslieder waren fast das erste Unmittelbare und Volksthümliche, was un-

132) Gerstenberg's vermischte Schriften. 1815.

sere Poesie aufzuzeigen hat, und neben Ossian muß Er mit diesen Grenadierliedern, mit seinen Romanzen und Volksliedern als Anfangspunkt der erneuerten Volksdichtung angesehen werden.

Wenn man die Lage der deutschen Literatur Friedrich dem Großen gegenüber betrachtet[133]), so begreift man wohl, warum er in eine bittere Stimmung gegen sie gerieth, auch wenn man nicht einmal daran denken wollte, daß ihm seine französische Erziehung die Kenntniß und das kindliche Gefühl für die deutsche Sprache verkümmert habe, geschweige der kleinen Umstände zu gedenken, daß er mit Niemandem so oft deutsch verkehrte als mit rohen Soldaten, oder daß er persönlich keine anderen Vertreter deutscher Schriftstellerei kennen lernte als die Gottsched, Gellert und Sulzer, oder daß man ihm, wie Gleim meinte, die asiatische Banise in die Hände gegeben habe, um ihm den Geschmack zu verderben. Friedrich war ein Freidenker und an den gewürzten Verkehr mit Voltaire und witzigen Franzosen, an die Lektüre ihrer wasserklaren Prosa gewöhnt. Nun lagerte sich ihm die fromme Dichtung Klopstock's mit all ihrem salbungsvollen Pompe und einer Sprachbildung gegenüber, die selbst denen anstößig war, die sich der deutschen Sprache Pfleger zu sein rühmten. Was Wunder, daß er sich von dem unverständlichen Zeuge abwandte, da er an Gellert's Fabeln nur darum eine Art Geschmack zeigte, weil er sie verstand. Wenn ihm die Beschaffenheit jener überschwenglichen Poesie auch nie zu Augen kam, zu Ohren kam sie ihm gewiß, und dies war genug ihn zu sättigen. Wenn ihm ja nur einfiel, daß er in seiner Jugend deutsche geistliche Lieder zur Strafe hatte auswendig lernen müssen, wie sollte er jetzt solche Hymnen zur Erbauung suchen oder zum Genuß! Jetzt nun kam hinzu, daß sich ihm eine deutsch-vaterländische, teutonische Dichtung entgegen warf, die die französische lebhaft anfeindete. Er hatte für diesen Empfindungsschmelz, für diese Naturschule, für die Nachahmer Shakespeare's, für den Götz von Berlichingen und der gleichen

133) Vergl. hierzu Höpfner, Friedrich der Große und die deutsche Literatur, in seiner und Zacher's Zeitschrift 2, 484 ff. H. Pröhle, Friedrich der Große und die deutsche Literatur. Berlin 1872.

keinen Sinn, und es ist gewiß noch nicht bedacht worden wie selbst an dem popularen und etwas kecken Patriotismus Gleim's ein preußischer König des 18. Jahrhunderts noch weniger als einer des 19. Wohlgefallen finden konnte [134]). So war auch Friedrich gegen alles Teutonische eingenommen; als ihm Müller seine altdeutschen Gedichte zuschickte, schrieb er ihm voll Aerger zurück, der ganze Plunder sei keinen Schuß Pulver werth! Dies erklärt nicht allein seine gallische Bildung, sondern auch schon, daß er König eines Staates war, der ganz in neuen Verhältnissen wurzelt, und dessen Regierung es nie verstanden hat, den Weg, auf den ihn das Geschick zwingt, mit kluger Willkür zu verfolgen: den Weg, nach dem Mittelpunkte deutscher Bildung und Zustände, den die macedonischen Könige, Griechenland in ganz gleicher Lage gegenüber, so geschickt einzuschlagen wußten. Es fragt sich sehr, ob Friedrich gegen eine Literatur gleichgültig geblieben wäre, die sich als preußische hätte absondern können. Wie viel seiner Eigensinn mag sich auch in ihm angehäuft haben, und selbst wie viel versteckter Aerger und Rechthaberei, daß er noch 1780, als er die Schrift über deutsche Literatur schrieb, von der Nation behauptete, sie könne nichts, als Essen, Trinken und Schlagen. Wieland hat er gewiß nicht kennen wollen, weil man ihn als deutschen Voltaire ausschrie. Daß er Lessing nicht sprach, war gewiß recht Schade; aber sollte er nie gehört haben, wie übermüthig dieser seinem Voltaire begegnete, und

---

134) Als Friedrich Wilhelm III den Thron bestieg, schrieb ihm Gleim in seinem zudringlichen Enthusiasmus so: „Sir! Voltaire der Dichter schrieb an Friedrich den König wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen sich mit ihren Königen nicht so gemein! weil ihre Könige sich nichts aus ihnen machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts. Sie sind stolzer als die französischen! Wenn aber ein König anfängt Einer zu sein wie Ew. Maj., dann sind sie nicht mehr stolz. Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben. Dann sagt der Dichter: Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen? So gehts dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen. Friedrich der Große hatte nur einen Fehler; diesen Einen haben Ew. Maj. nicht! Sie sind ein deutscher König!" Der König ließ sogleich durch seinen Kabinetsrath „dem Kanonikus Gleim für sein Andenken, und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen unter den aufrichtigsten Wünschen für die Ruhe und Zufriedenheit seines Alters in Höchstdero Namen danken!"

ſollte er das irgend anders angeſehen haben, als Gottſched's Aeußerung gegen ihn, daß er es wohl mit der franzöſiſchen Kürze noch aufnehmen wollte? So ging er auch an Moſes ſchweigend vorbei, der ihn gewiß als jüdiſcher Schriftſteller intereſſirt hätte; er ſtrich ſeinen Namen unter den Vorgeſchlagenen zur Aufnahme in die Akademie, aber wie ſollte er es denn auch ihm und Leſſing vergeſſen, daß ſie in ihrem Pope eine Preisfrage ſeiner Akademie und dazu eine recht echt franzöſiſche durchgehechelt hatten? Als übrigens jene Schrift des Königs erſchien, bedurfte es kaum mehr der Widerlegung, die von guten und ſchlechten Schreibern, ſogar von Franzoſen ausging; es that auch gar nichts, daß unter dieſen Gegnern Jeruſalem die deutſche Literatur ſo ſchlecht vertheidigte wie die Religion gegen Voltaire, und ſich Tralles mit ihm das Wort gegeben zu haben ſchien, etwas zum Beweis zu liefern, daß die Deutſchen dumme Teufel ſeien, wie der König wolle[135]). Die deutſche Literatur hatte ſich längſt ihren eigenen Werth und ihre Freiheit erobert. Daß ihr ein Mann wie Friedrich dieſen Ruhm nicht gönnen wollte, ſo wenig als er der deutſchen Freidenkerei geſtatten mochte, was ihm an der franzöſiſchen gefiel, dies wird immer, man mag auch zu ſeiner Entſchuldigung ſagen was man will, in der Geſchichte als autokratiſche Laune ſtehen[136]), und man wird ſeine Schrift nie ohne Unwillen, und dagegen Klopſtock's Oden wider Friedrich, die weit die ſchärfſte Widerlegung dagegen ſind, mit vaterländiſchem Selbſtgefühl und vielleicht ſogar mit Schadenfreude leſen. Wo war, fragt er ihn, dein Adlerblick, als ſich der Geiſt regte unter uns, daß du nicht ſahſt, daß ſich Deutſchlands Dichtung ſchnell aus feſter Wurzel zu dauerndem Stamm erhob? Lange warteten wir, du würdeſt Deutſchlands Muſe ſchützen, die dir Gleim und Ramler ſchickte, um anzufragen. Du antworteteſt, daß ſie ſcham-

135) Worte von Gleim.

136) Klopſtock: Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
was er werth war, zu ſein. Aber ſie hört es doch!
Sagts ihr traurig, und fordert
ihre Söhne zu Richtern auf.

roth das Auge senkte. Der Deutsche war schonend genug, sich nicht zu rächen, hier auch deiner werther als du ihn kennst, Fremdling im Heimischen! Doch du selbst hast dich an dir gerächt! du erniedertest dich, Ausländertöne zu stammeln, und dafür den Hohn zu hören, selbst nach Arouet's Säuberung bleibe dein Lied noch tüdesk. Und dann — dein Blatt über deutsche Sprache! Die Rache ist selbst durch Widerruf nicht tilgbar, du könntest es nur dadurch verschleiern. — Wie richtig empfunden dies Alles ist, so muß man übrigens doch bekennen, daß Friedrich's Gegensatz gegen die deutsche Literatur dieser mehr nützte, als ihr sein angelegentlicher Schutz je hätte nützen können. Sein Schutz hätte nicht halb so viel gespornt, als, da er ihn entzog, der Eifer ihm zu trotzen. Friedrichs Aeußerung an Mirabeau: „Welchen größeren Vortheil hätte ich der deutschen Literatur thun können, als daß ich mich nicht um sie kümmerte?“ hat daher den vielfachen Sinn, daß er ihren Ehrgeiz stachelte, daß er ihr freie Presse gewährte und ihr keine gezwungene Richtung gab, daß er hier sein Volk deutsch und selbständig ließ. Wir haben gesehen, wie panegyrisch die Poeten und Barden sich an ihn drängten: die kleinste Handreichung von ihm oder Joseph hätte unsere Dichtkunst in Fesseln geschlagen, während sie jetzt frei aus dem Volke wuchs, wie Alles was wir in Religion, in Kunst, in Wissenschaft, selbst im Staate unser nennen. Er hätte uns mit leichter Mühe in den französischen Geschmack zurückgeleitet, aus dem jetzt Alles mit Macht herausstrebte. Die Niederlassung französischer Bildung mitten im Herzen von Deutschland verursachte, wie später die Invasion, den Gegenstoß, der gerade von Berlin zuerst ausging. War es doch so weit gekommen, daß die Franzosen selbst, daß ein Premontval über die Gallomanie der Deutschen schreiben mußte! Die Mitarbeiter an den Literaturbriefen in Berlin machten zuerst eine systematische Opposition gegen das Ansehen der französischen Literatur. Die Wirksamkeit dieser hat in der Literatur das meiste Aehnliche mit den politischen Erscheinungen des siebenjährigen Kriegs. Sie setzten sich im Geiste des preußischen Königs gegen alle Finsterniß und übertriebene Religiosität; sie warfen das Ansehn der sächsischen

Literatur eben so völlig nieder, wie der König das sächsische Land; und schlugen wie dieser die Franzosen auf eine ganz unverhoffte Weise aus dem Feld.

Hier sind wir in dem Gebiete der Kritik, in dem die preußische Literatur von sehr großer Bedeutung geworden ist, was wir sogar schon bei Ramler unter den herrschenden Umständen nicht verkennen konnten. Neben ihm ist der Buchhändler Friedrich Nicolai (aus Berlin 1733—1811) eine durchaus merkwürdige Erscheinung in der preußischen Literatur. An seine Person und seinen Unternehmungsgeist knüpft sich eigentlich die ganze Anstalt des kritischen Journalismus in Deutschland an. Was vor den Blättern lag, die von ihm ausgingen, war fast Alles mehr oder weniger mit den moralisirenden Wochenschriften verwandt; und es ist für den ganzen Charakter der poetischen Literatur seit den 70er Jahren bedeutsam, daß Nicolai von Lessing geleitet anfing, schon durch die äußere Einrichtung seiner Zeitschriften auf die Trennung von Sittenlehre und Dichtung hinzuarbeiten. Noch als unbekannter junger Mann gab er 1755 die „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" heraus, eine Art Gutachten über den Streit der Schweizer und Leipziger, worin ein unparteiischer Standpunkt gesucht und den züricher Poeten ebenso viel Unangenehmes als den dortigen Kritikern Beifälliges gesagt wird. Schon in diesen Briefen tritt die eingetretene Spaltung zwischen Ramler und den übrigen Berlinern mit Sulzer hervor; die Sympathie dieses Letzteren mit den Epopöen seines Bodmer und sein gutes ästhetisches Glaubensbekenntniß, das auf Vereinbarung der Moral mit der Poesie beruht, wird angefochten. Auf diesen Briefen bauten sich nun die eigentlichen kritischen Blätter Nicolai's auf. Er gewann zuerst Weiße und Mendelssohn für die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften (1757 u. f.), die er nach Leipzig verlegte und seit 1759 Weiße überließ: so hatte er an dem bisherigen Throne der Kritik ein Blatt und einen geborenen Sachsen zum Redacteur. Von diesem Augenblick an, der mit der Besetzung Sachsens durch Preußen zusammenfällt, ging die bisherige Bedeutung

Dresdens und Leipzigs für die deutſche Bildung auf Berlin und Königsberg über. Der Sachſe Leſſing ſelbſt fiel ja gleichſam zu den Preußen ab, denn er hatte im höchſten Falle nur einen deutſchen Patriotismus. Mit ihm verlor Sachſen den Einzigen, der ſeine Provinzialliteratur hätte heben können, es gab ihn aber dem gemeinſamen Vaterland, um die gemeinſame Literatur zu erziehen. Sachſen hat in der Zeit zwiſchen Luther und Leſſing vieles Unheil und Verkehrtheit in die deutſche Literatur gebracht, aber mit dieſen Beiden und mit Leibnitz hat es Alles reichlich vergütet. Bisher hatte man unter dem ſächſiſchen Adel und ſelbſt unter der Mittelklaſſe Bildung und Lektüre gefunden; Dresden war im Nordoſten ein Mittelpunkt des Geſchmacks und der feinen Lebensart, Künſte und Gewerbe blühten unter dem maßloſeſten Luxus, den die früheren Höfe auf Ballette, Opern, Jagd, Tafel und Stall verſchwendeten. Aber freilich mußte ein ſolcher Hof, der lieber ungeheure Schulden häufte, als ſeine Tänzerinnen entlaſſen wollte, ſeine Intereſſen in dem Zuſammenſtoße von Preußen und Oeſterreich miskennen, er ſchloß ſich an den Mächtigern an und fiel. Die Kataſtrophe, die dies zugleich für die ſächſiſche Literatur war, hat Adelung bezeichnet, der ungefähr ſo auf der Höhe der gottſched'ſchen Sprachforſchung und äſthetiſchen Dürre ſteht, wie Sulzer auf der Poetik ſeiner Züricher. Er verfocht in ſeinem Magazin der deutſchen Sprache, daß der Geſchmack eigentlich in Meißen allein zu Hauſe wäre; er ſei ſchon vor der deutſchen Literatur da geweſen, denn er mußte erſt feinere Sitten und Sprache gebildet haben, ehe er auf die Literatur wirken konnte, und zu dieſem Zwecke mußte er ſich erſt in der Provinz, die er zu ſeinem Sitze erwählt hatte, gehörig vorbereiten. Wohlſtand, Volksmenge, die in Sachſen hergeſtellte Philoſophie, die prächtigen Höfe der Auguſte, die die Schöpfer des feinen Geſchmacks wurden, die von Gottſched gereinigte und von fremden Auswüchſen befreite Sprache, all dies wirkte zuſammen, Sachſen zu Deutſchlands Attika, Leipzig zu Athen zu machen, und die Zeit von 1740—60 zur ſchönſten Epoche der deutſchen Literatur! Der ſiebenjährige Krieg verdarb Alles. Sachſen verlor

seinen Glanz und Einfluß, und die übrigen deutschen Provinzen glaubten nun ohne fremde Beihülfe weiter gehen zu können! Aber da die aus dem deutschen Athen erhaltene Geschmacksbildung noch unvollkommen war, so artete der Geschmack in den Provinzen sehr bald aus, und daher denn die Vernachlässigung der Reinheit und Richtigkeit der Sprache, die Jagd auf fremde Wörter und Provinzialismen, daher der Bardengesang, die fremden Silbenmaße u. s. w. Entweder (diesen Trumpf spielt er zuletzt aus) hat Sachsen zwischen 1740—60 gänzlich den guten Geschmack verfehlt, oder die Wege der Provinzen sind Abwege und Verirrungen. Mit diesem letzten Stiche freilich war das ganze Spiel verloren.

Von der Leipziger Bibliothek, die wie später die Hallische von Klotz und die Jenaische von Daries nicht viel andere Bedeutung erhalten hat, als daß sie zugleich die Züricher und Leipziger Kritik verdrängte, zog sich Nicolai 1759 zurück und gab nun mit Mendelssohn die Literaturbriefe (1759—65) heraus, an denen auch Lessing, später Abbt und Resewitz mitarbeiteten, und an diese wieder schloß sich dann die berühmte Allgemeine deutsche Bibliothek, ein Werk, das zuerst jenen anfänglichen Zweck unsers Journalwesens ganz erfüllte, daß es Gemeinsamkeit in unserer Literatur und Nation und freilich dadurch wieder Reibung und Spaltung hervorbrachte. Wie schädlich es ist, wenn die Buchhändler die Literatur beherrschen, so wird man doch zugeben müssen, daß Nicolai im Anfang seiner Thätigkeit und im Verband mit Lessing, besonders also durch die Literaturbriefe, zunächst auf die aufkeimende Literatur in Preußen, und dann auf ganz Deutschland ungemein viel Gutes gewirkt hat. Wir haben nirgends die Absicht auf Zeitschriften zu verweilen, deuten daher auch hier nur flüchtig auf das Bestreben der Literaturbriefe hin, die übrigens eine periodische Schrift bildeten, welche auf einen klar vorstehenden Zweck mit Geschick und mit Folgerichtigkeit hinarbeitete. Dies ist von fast Keinem unserer späteren Blätter zu sagen, außer etwa von den nächsten, die durch die Literaturbriefe veranlaßt waren; am wenigsten von der allgemeinen Bibliothek, die uns jene thörichte Universalität der Kritik

eröffnete, bei der entweder Gründlichkeit oder Folgerichtigkeit, und gewöhnlich Beides verloren geht. Wie iſt es auch möglich, das eine und das andere bei einer Zahl von Mitarbeitern, die in die Hundert geht, zu bewahren? An den Literaturbriefen aber waren lauter Leute einerlei Schlages thätig, die einerlei Richtung feſtzuhalten fähig waren. Hier leitete Nicolai ein vortrefflicher Takt. Er ſelbſt war ein Mann des Lebens, nicht der Wiſſenſchaft; das Studium des Menſchen war ihm ein natürliches Bedürfniß, und ſelbſt ſpäterhin, wo ihn ſeine mäcenatiſche Stellung zu mancherlei Voreiligkeiten hinriß, läßt ſich ihm glückliche Beobachtungsgabe, eindringliche Menſchenkenntniß und ein ſtets gleicher Trieb nach Wahrheit nicht abſprechen. Er geſellte ſich Mendelsſohn, der gleichfalls Kaufmann und gleichfalls kein ſyſtematiſcher Gelehrter war. Wie wenig Leſſing und Abbt aus dem Ruhme ſyſtematiſcher Gelehrter machten, iſt allbekannt; Beide waren weltkluge Leute, nur daß der Eine es zu ſein und zu ſcheinen verſchmähte, während der Andere in Bückeburg bei dem Grafen Wilhelm Gelegenheit hatte, ſein hierhin einſchlagendes Talent zu üben. Auch Reſewitz (aus Berlin 1725—1806) war ein feiner Weltmann, in den Künſten des Umgangs bewandert; als Prediger, Schriftſteller und Pädagoge ſtets auf das Praktiſche gerichtet, ſo ſehr, daß er in letzterer Beziehung den Ruf der altklaſſiſchen Schule in Kloſterbergen, an der er auf die Breithaupt und Steinmetz als Rektor folgte, herunterbrachte, weil er in ſeinen pädagogiſchen Theorien der praktiſchen Richtung Baſedow's zu viel nachgab. Dieſe Eigenthümlichkeit nun des mehr praktiſchen Talents gab nicht allein den Literaturbriefen, ſondern auch dem was dieſe Männer ſonſt ſchrieben, einen Charakter der Unmittelbarkeit, der Verwandtſchaft zwiſchen Leben und Schriftſtellerei, die wir überhaupt von dem lebensvollen verjüngten preußiſchen Staate, und wie ſchon bisher deutlich geworden iſt, von dem ſiebenjährigen Kriege angeregt finden. Und daher kam es, daß ſich Herder an die Literaturbriefe ſchloß, der zuerſt mit dem edlen Ungeſtüm auftrat, das dem Selbſtgefühl und der Unmittelbarkeit des Wirkens eigen iſt. Daher ſind von den Literaturbriefen die Briefe über Merkwürdigkeiten der deutſchen Literatur von Gerſten-

berg u. A., die Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter und weiterhin der Ton aller jener übermüthigen Züricher, Frankfurter, Dessauer und anderer Blätter angeregt, die das neue Leben der Originalgenies verkündeten. Daher hebt Goethe an Mendelssohn so sehr dies Vertrauen auf das eigene Wissen, die Autodidaxis, die Entfernung von der Schulphilosophie hervor, weil auch er jener Empirie anhing, die das Leben einfach anschauen mochte und auf eigene Anschauung eigene Philosophie gründen. Die Schulphilosophie, sagt er, hat stets das Verdienst, nach angenommenen Grundsätzen Alles, wornach der Mensch fragen kann, in einer beliebigen Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen. Sie wich jetzt, und Mancher dachte nun, er habe so viel guten Sinn von Natur, um sich von den Gegenständen einen deutlichen Begriff zu machen, ohne sich gerade um das Entfernteste mühsam zu kümmern. Der so geübte Menschenverstand wagte es dann, auch in das Allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen und dies drang in alle Fächer ein. Dies charakterisirt die Literaturbriefe und ihre Verfasser erschöpfend. Sie stehen am Anfang jener großen Gruppe der Fragmentisten, die Lessing eröffnet und Herder fortführt, die im 7. 8. und 9. Jahrzehnt zu ungeheurer Verbreitung kamen, nicht mehr Polyhistoren im alten Sinne der Bildung, sondern Pansophen, wie Herder unterscheidet, der so gern ein neuer Leibnitz zu werden strebte, und der, wie er zuerst mit Fragmenten auftrat, so auch nachher die umfangreichsten und kolossalsten, und fast überall Fragmente geliefert, eben dadurch aber ungeheure Anregung gebracht hat. Alle jene Sturz, Lichtenberg, Hamann, Merck, Jacobi, Möser und was ihnen befreundet und befeindet war, traten unter diese Eine Klasse von Männern zusammen, die von der Schulphilosophie so wenig wissen wollten, wie zuerst diese Berliner, die mehr oder weniger ganz unfruchtbare Schriftsteller und negative Gelehrte waren, die daher lieber den Begriff einer Lebensphilosophie in die Nation warfen, und die Weltweisheit wie Sokrates auf den Menschen bezogen, und unter denen daher Moses zuerst mit dem Namen des deutschen Sokrates begrüßt wurde. Eben dies

ſetzt dieſe Berliner mit den Halberſtädter Dichtern in Verbindung, deren gemeinſame poetiſche Aufgabe ein Syſtem heiterer Lebensphiloſophie war, und mit Wieland, der dies am meiſten ausbildete, und der eigentlich von den Literaturbriefen bekehrt ward. Denn wir begreifen nun, warum dieſe jene finſtere Religionsmoral ebenſo verwarfen, wie die wolfiſche Philoſophie; warum ſie Moſer, Cramer, den bodmeriſchen Wieland und Duſch ſo entſchieden angriffen, wie Gottſched und ſeine elenden Geſchöpfe, warum ſie Rouſſeau bei Seite ſchoben und Shakeſpeare empfahlen, die Vergötterung Youngs belachten, und lieber die leichte phantaſievolle Poeſie des Südens rühmten, die eben Meinhardt's Verſuch über die italieniſchen Dichter neu einführte; warum ſie Withof, der um der Religion Platz zu machen alle menſchliche Weisheit beſeitigt, zurückſetzen gegen Uz, der zwiſchen Beiden einen Vergleich traf; warum ſie ſo ſehr über den Mangel einer Poeſie klagten, die ſich den Menſchen zum Vorwurf nähme; warum ſie, unparteiiſch und fern von elendem Zunftgeiſt, und nur auf die Veredelung der Literatur bedacht, ihren eigenen Gegner Hamann hervorzogen, in dem ſie das Talent ehrten und das Herausſtreben aus den alten Befangenheiten; warum ſie Wieland und Baſedow trotz ihrer Anhänglichkeit an Bodmer und Cramer ſchonend ſtraften und ſtrafend ſchonten, in denen ſie mit wahrem Scharfblick die Keime des Abfalls von ihren erſten Idolen erkannten.

Wollen wir einen Augenblick die beiden Hauptmitarbeiter an den Literaturbriefen, Thomas Abbt (aus Ulm 1733—66) [137] und Mendelsſohn abgetrennt verfolgen, ſo werden wir in ihnen im Beſonderen den Charakter dieſer Zeitſchrift wieder finden. Wir nennen nur ſie, und trennen Leſſing ausdrücklich ab, weil er ſich ſelbſt von den Briefen trennte, nachdem er ihnen den Weg gewieſen; denn er war wohl geeignet im ſchönen Eifer ein ſolches Unternehmen zu beginnen, aber gar nicht der Mann, auf die Länge mit ſolchen immer ſehr untergeordneten Männern gemeinſame Sache zu machen (wie er denn

137) Vergl. Geiſler, über die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit Th. Abbts. Breslau 1852, und Prutz im liter. Taſchenbuche IV. Jahrg.

auch die ausschließenden Richtungen der Berliner nie getheilt hat), und von den Fragmentisten der Zeit dadurch himmelweit getrennt, daß diese, tastend auf dem Wege der Natur, nachdem sie den bequemen und mechanischen Weg der Schule verlassen, nach einem Berufe und einem Standpunkt für sich suchten, und sich demnach an tausend Gegenständen, des Erfolges unsicher, versuchten, während Er der Zeit und der Nation ein Ziel zeigte und einen Standpunkt, auf dem er selbst fußte, und zu dem er mit jedem Strich seiner Feder, bald froh hoffend, bald mismuthig, immer aber im gleich richtigen Takte hinleitete. Weit so war es nicht mit jenen Männern. Moses Mendelssohn (aus Dessau 1729—86)[138] war im 14. Jahre arm nach Berlin gekommen, und war mit rührender Mühe durch freundliches Entgegenkommen einiger gebildeter Glaubensgenossen in die Literatur eingegangen. Aber diese Schule und seine Dürftigkeit hatte ihn immer blöde und bescheiden gehalten, und Lessing, mit dem er durch das Schachspiel bekannt geworden war, mußte ihn halb mit Gewalt zur Oeffentlichkeit zwingen. Der Plan zur Allgemeinen deutschen Bibliothek schreckte ihn; die erzwungene Theilnahme an den Streitigkeiten, die ihm Lavater und Jacobi erregten, war ihm im höchsten Grade lästig. Es ist daher wohl begreiflich, daß grade ein solcher Mann von strenger Philosophie ablenkte, dessen Schriften sämmtlich theoretisch den geringsten Werth haben, der es selbst gestand, daß ihm systematischer Vortrag nicht möglich sei, dessen Briefe mit Lessing über das Trauerspiel, des Gegensatzes wegen, am peinlichsten fühlbar machen, wie wenig Schärfe des Gedankens und klares Erfassen und Verfolgen eines bestimmten Zieles ihm eigen war. Er dilettirte, was jeder Autodidakt und Fragmentist gemeinhin thut, nur daß es ihm wie seinem Freunde Abbt Ernst war um Alles was sie trieben, nur daß ihr Dilettantismus eine Art Absicht und Bewußtsein in sich schloß. Sie sahen, daß man sich in Poesie und Prosa, in Philosophie und Wissenschaft überall rathlos umtrieb, und daß schon

138) Kayserling, Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1862.

der Vortrag im Kanzleideutſch und im Schulſtil alle freie Bewegung des Geiſtes hemmte. Deshalb raffte ſich Abbt zuſammen, und zwang ſich, wie man damals fand, in eine ſalluſtiſche oder taciteiſche Schreibart; er ſuchte die Sprache des Volks auf, preßte Stil und Gedanken zuſammen, ließ etwas zwiſchen den Zeilen zu leſen, und ſticht daher gegen Wieland und ähnliche ſo ab, wie er gegen Moſer Oppoſition machte. So ſuchten die Literaturbriefe ſelbſt Muſter einer minder ſchwerfälligen Schreibart zu werden, ſie leiteten von dem ſeichten Witz und der Oberflächlichkeit der Franzoſen und von dem Sprachverderb der deutſchen Schulmeiſter ab, aber ſie wollten die Glätte der Einen, und die Gründlichkeit und den Ernſt der Anderen beibehalten wiſſen. Philoſophie wollten ſie im Schmuck der Poeſie, Deutlichkeit zur Klarheit verſchönt und was Skelett auf der Studierſtube war, als fleiſchigen Körper dem Publikum geben. Aber ſie fühlten dabei wohl, daß ſie ſich bei dieſen Beſtrebungen ſelbſt noch ſo oft den Schweiß vom Geſicht wiſchten! Sie fanden ſelbſt, daß die Literaturbriefe hie und da matt wurden, und zweifelten ob aus Güte des Herzens oder Schwäche des Kopfs; ſie merkten ſelbſt, daß das Aufräumen ihr Fach war, nicht das Aufbauen. Dies iſt nicht allein mit dem Vortrage der Fall, ſondern mit den Sachen ſelbſt, und eben hier trit ihr gleichſam beabſichtigter Fragmentismus zu Tage. Bei Gelegenheit von Spalding's Buche über die Beſtimmung des Menſchen ahnte Abbt, daß mit dem Hinweiſen auf die Unſterblichkeit, und der Frage über das Gute und das Uebel nichts gethan ſei, daß unſer Verhältniß zu unſerer Umgebung eine untheilbare Mitfrage von der nach unſerer Beſtimmung ſein müſſe. Zu einer ſolchen Unterſuchung aber fand er die Zeit nirgends reif, und er ſah ein, daß ſich unſere Schriftſteller überall zu große Aufgaben ſteckten, denen ſie nicht gewachſen waren Ein ſolcher Skepticismus machte ihn, und ein ähnlicher viele Andere in den nächſten Jahren nothwendig zu Dilettanten. Er, wie Moſes, wie Garve, wie Hamann und hundert Andere, gab dem Hange nach, ſich mit nichts Beſtimmtem zu beſchäftigen. Wie Abbt zwiſchen Metaphyſik, Geſchichte, Moral und Politik ſchwankt,

wirbt ihn Moses für die Philosophie des Menschen, ein vages Feld, das wieder demselben Schwanken Raum ließ. Auch Er also flieht in dieser Unsicherheit die Schulphilosophie, „die immer ihre eigene Logik citirt und deßhalb immer Recht behalten muß", wie eine Pest. Er hält es mit Bayle, dem Hasser aller Systeme, er folgt dem Zuge der Zeit, die, nachdem Wolf's Philosophie zum Modeartikel geworden war [139], sich ganz von der Philosophie abwandte und die Liebe zur systematischen Erkenntniß fallen ließ, seitdem „die Bekanntschaft mit den Ausländern stärker ward und die Dichtkunst mit Erwerbung eines schnellen Ruhms Vielen schmeichelte [140]. Dieser eigenthümlichen Auflehnung gegen die Schule, diesem unmittelbaren Leben, diesem praktischeren Takte haben wir in seiner weiteren Verbreitung die ganze Regeneration unserer Literatur zu danken. Was im Kleinen jeden Tag vor uns geschieht, geschah dort im Leben der Nation. Die Schule hatte bisher Tausende geirrt, und wir hatten daher *massenweise* unsere Poeten in ganz falschem Berufe wirken und nach *Einer* Richtung irre gehen sehen; jetzt da jeder der Natur und der Neigung folgte, gingen *die Einzelnen* in der ersten Unsicherheit auch noch fehl, jedoch nach *vielen* Richtungen, und die Kräftigeren fanden sich endlich zurecht; es trennten sich die Wege, es schieden sich die vielfach verschmolzenen Künste und Wissenschaften rein ab, und jede fand ihre eigenen und angemessenen Pfleger. Indem die Wege der Bildung sich nun theilten, kreuzten sie sich auch, und dieselben Männer, die unter diese Gattung der Philosophieverächter und Fragmentisten zusammenfallen, stehen sich auf's grellste oft in ihren Tendenzen entgegen. Schon in der Stellung Hamann's gegen die Berliner, die wir später nachholen, kündigt sich der nachherige große Bruch zwischen Verstand und Phantasie, zwischen Anhängern des Alten und Neuen, Reformern und Revolutionairen, Aufklärern und Frommen an. Die Verfasser der Literaturbriefe machten schon reine Partei für die Sache

139) Vgl. den 20. Lit. Brief.

140) Worte Abbt's in seinem Schriftchen über Baumgarten.

des geſunden Menſchenverſtands. Abbt ſah die Philoſophie nur dafür gut an, daß ſie die Dinge des gemeinen Lebens ſolle richtig beurtheilen helfen, was ihr das Anſehen des geſunden Menſchenverſtandes geben würde; er empfiehlt den geſunden Menſchenverſtand überall, er ſucht ihn in der Poeſie und wünſcht, daß ihn Spalding auf die Kanzel bringe; er hält ihn für den Nationalcharakter der Deutſchen, von Seiten des Kopfs, und er hat wohl recht, wenn er ſich an die mittleren Sphären des deutſchen Lebens hält, für die er mehr als für die Gelehrten zu ſchreiben ſtrebte, was ſchon aus der Wahl ſeiner Aufgaben: über Verdienſt, über den Tod für's Vaterland u. a. einleuchtet. So verwickelt er ſich noch vor Moſes und Leſſing mit den Rechtgläubigen, und wie er mit Moſer angebunden hatte, ſo in der Nachricht von einem evangeliſchen Autodafé mit den berüchtigten Goeze, Winkler, Paulſen, Treſcho, Ziegra und den andern Mitarbeitern an den Hamburgiſchen Nachrichten. Auf eben dem Standpunkte des geſunden Menſchenverſtandes, wo wir die Philoſophie dieſer Berliner finden, werden wir die Halberſtädter und die Wielandiſche Poeſie treffen; daß wir ſie in derſelben Oppoſition mit der religiöſen Richtung finden werden, läßt ſich aus der weltlichen, epikureiſchen, nüchternen Sinnesart dieſer Kreiſe erwarten. Jene Poeſie iſt zu dieſer Kritik und Philoſophie die natürliche Kehrſeite. Hier gibt und verlangt man Philoſophie im poetiſchen Gewande; Mendelsſohn leiht ſo ſeinen Aufſätzen den Schmuck von Einkleidungen und Formen, und iſt durch ſeine Behandlung des Phädon am bekannteſten geblieben; Abbt ſucht überall auf die Einbildungskraft ſeiner Leſer zu wirken; und ihren Freund Spalding loben die Literaturbriefe um ſeines Vortrags willen, der ſelbſt da, wo er blühend, ja üppig iſt, einen nothwendigen Aufwand macht, weil er ſich der Denkart eng anſchließt. Die Epiſtolographen und Wieland geben dagegen Poeſie im philoſophiſchen Kleid, ſie ſteuern auf eine Moral die in ſich ſchön ſein ſollte, und nannten dies in Bezug auf den Inhalt die Philoſophie, in Bezug auf die Form die Poeſie der Grazien. Auf Menſchenkenntniß und Menſchenumgang iſt man hier und dort

gerichtet; sie wird hier auf dem Wege halber Wissenschaft, dort auf dem Wege halber Kunst gelehrt. Wie jene Philosophie des Menschenverstandes sich gegen die Klopstock'sche Empfindungsphilosophie stellte, die ausdrücklich in den Literaturbriefen angefochten wird, so lagert sich dann die verwandte philosophische Grazienpoesie der musikalischen seraphischen gegenüber, und auf ihrer Höhe bildet Wieland den schneidendsten Gegensatz zu Klopstock.

Den letzten kritischen Vertheidiger der musikalischen Poesie haben wir in Joh. G. Sulzer (aus Winterthur 1720—79). Wir erwähnen ihn hier, weil er in Berlin lebte, weil er eine Weile mit Ramler, mit Gleim und den Anakreontikern zusammenhielt, dann aber, als er zu Bodmer und Breitinger ausschließend zurückkehrte, am deutlichsten den ersten Bruch bezeichnet zwischen den kritischen Rationalisten und Sensualisten, zwischen welchen hindurch sich die Männer um Goethe herum Platz schafften. Er nimmt in der schweizer Literatur die Stelle des universaleren Kopfes ein, die Lessing bei uns ausfüllte; in Pädagogik, Naturkunde und Mathematik umgetrieben, blieb er spät auf den Künsten hängen, und registrirte in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste, zu der er lange unter vielen Zerstreuungen sammelte und mit der er des Lacombe dictionnaire des beaux arts zu überflügeln strebte, Alles was aus der Kritik, der Poesie und der Malerei seiner Züricher Freunde folgte. Nicht allein blieb er auf den meisten Theorien Bodmer's und Breitinger's (wie von dem Neuen, der Fabel u. A.) hängen, in einigem ging er vielleicht wieder zurück; er führt noch 1771 Opitz an und eifert gegen Hans Sachs! Er nimmt sich wie Opitz des Regelnwesens an, indem er zugleich wie dieser von der Begeisterung des Dichters und seiner vernünftigen Raserei, an der er nie Erfahrung gemacht hat, faselt; er will mit seinem Buch die Künstler lehren, wie sie sich in diese Begeisterung setzen sollen. Zugleich will er den Philosophen mancherlei ins Ohr sagen; und er sagt dies in einem Tone des Dünkels, wie Bodmer weder von seiner Poesie noch Kritik, wie höchstens Gottsched von seinen kritischen Trophäen sprach. Batteux und Baumgarten

sind seine ästhetischen Autoritäten, Lessing wird kaum in dem dickleibigen Buche genannt; Bodmer und Klopstock sind seine poetischen Ideale, und die Noachide, zu deren Empfehlung er ein besonderes Buch geschrieben hatte, noch mehr als der Messias. Rousseau und Dante bewunderte er der musikalischen oder seraphischen Verwandtschaft wegen, obgleich er den Letzteren nicht zu verstehen bekennt; Homer würde nach ihm mit Vergnügen den Bodmer im Heldengedicht neben sich, und Theokrit in Einer Hinsicht den Geßner über sich, in jeder neben sich erkannt haben. Hier kehren wir also ganz zu Gottsched's Manier zurück, das Große herabzureißen, das Elende emporzuheben; man thut es, indem man meint, mit dem Schönpflästerchen der Empfindung und der Moral die ästhetische Häßlichkeit zu entschuldigen. Die Theorien Klopstock's von pathologischer und musikalischer Dichtung sind hier ganz eingegangen [141]; der Grund des poetischen Genies wird in „ungewöhnlicher Fühlbarkeit der Seele" gesucht, und in den lebendigen Gefühlen des Dichters; das Höchste ist, wo des Dichters eigenes Herz zu dem Herzen des Lesers redet. Die Ode ist daher die höchste Dichtungsart, weil ihre Art Gedanken und Empfindungen auszudrücken poetischer ist, als der epische und übrige Vortrag. Die Oper, obgleich sie in Wirklichkeit das Niedrigste sei, könnte das Größte und Wichtigste alles Schauspielwesens werden! Wie hier ungefähr Klopstock aus ihm redet, so in seinem Eifer gegen das „Ungeziefer" der Anakreontisten Bodmer, der noch 1769 sein Werkchen über die Grazien des Kleinen ausgab, und darin seinen alten Freund Gleim selbst nicht schonte. In Schilderung der Liebe sollen die Dichter vorsichtig sein, ein Weh wird dem Jüngling zugerufen, der nichts kennt, als das Gefühl zu lieben und geliebt zu werden; Bodmer habe durch gesetzte Gottesfurcht die Liebe der Noachiden vor überwältigender Kraft geschützt. Lustige Lieder werden kaum statthaft

141) Die beiden Artikel Kunst und Empfindung sind besonders aufschlußreich über die ganze Theorie Sulzer's.

gefunden; ehe man ein „Brüder laßt uns luſtig ſein“ ſingt, ſolle man wenigſtens „Brüder laßt uns redlich und fleißig ſein“ geſungen haben! Gegen die lachende und ſpottende Komödie wird als edlerer Stoff jene geſetzt, die ohne Lachen durch anmuthige Gemälde ergötzt, und Plautus und Molière werden da am trefflichſten gefunden, wo ſie ernſthaft geweſen! Hier hören wir Cramer reden. Damit aber ja keine elende Autorität unſerer bisherigen Kritik fehle, ſo ſpricht hier und da auch Gottſched. Sonderbar genug vereint der Mann mit ſeiner Klopſtock'ſchen Empfindſamkeit die Verſtandstrockenheit des Leipziger Kritikers. Er wollte die beiden Vermögen des Menſchen, Verſtand und ſittliches Gefühl, auf deren Entwickelung, nach ihm, das Glück des geſellſchaftlichen Lebens begründet werden muß, wie es ſcheint, gleichmäßig in ſich ſelbſt entwickeln. Er verbindet alſo die ſyſtematiſche Philoſophie mit der muſikaliſchen Empfindung in ſich; er kann ſich nichts Erhabeneres denken als das leibnitz-wolf'ſche Syſtem, er nimmt daher auch das Lehrgedicht in Schutz, und ermahnt Wieland zu dieſer Gattung zurückzukehren, und dem Leibnitz zu werden, was Lucrez dem Epikur war. So erinnert auch das beſonders an Gottſched, daß er eine allgemeine philoſophiſche Grammatik empfahl, welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit einer Sprache beurtheilt werden müßte, und daß er auf jene Klaſſicität, auf Verbannung von Idiotismen und dergleichen drang, was ſogar Bodmer einſt angefochten hatte. Der Gipfel ſeiner äſthetiſchen Kritik iſt, daß er in dem ſittlichen Gefühl, dem Quell der Dichtung, das Moraliſche und Aeſthetiſche zuſammen begreift. Der letzte Endzweck der Künſte geht auf Erweckung moraliſcher Gefühle; feineres Gefühl unter dem anſehnlichſten Theil der Nation zu erwecken, iſt ſein angelegenes Beſtreben, weil er mit dieſem die Künſte zu befördern hofft, und mit den Künſten das ganze öffentliche Leben zu bilden. Hierin iſt er ganz Republikaner, daß er eine ſtete Verbindung der Poeſie mit Religion und Politik ſucht, wie Klopſtock, daß ſich die Künſte daher an Feſtlichkeiten und alles Nationale anlehnen ſollen, um die Völker „mit Eifer für die Rechte der Menſchheit zu entflammen“, daß er

daher Männer am berufenſten zum Dichten findet, deren herrſchende Leidenſchaft die Liebe zum allgemeinen Beſten iſt. Dieſe Geſinnung machte ihm Herder günſtig geſtimmt, aber Alles, was auf reine Poeſie hinauswollte, ſtrebte ihm entgegen, und nur für einen Hackert blieb ſeine Lehre ein Geſetz. Goethe warf ſich in den Frankfurter Anzeigen gegen ſeine „ſchönen Künſte“ (1772) und gegen die Theorie auf, deren Berechnung auf Dilettanten übrigens in Sulzer's letztgenanntem Zwecke und ſeiner ausgeſprochenen Abſicht lag; vortrefflich aber tadelt Goethe die Strafpredigten auf die Anakreontiker und die Anpreiſungen der Noachide; „nachdem ſich die Waſſer der epiſchen Poeſie verlaufen, hätte man die Trümmer der bodmer'ſchen Arche auf dem Gebirg der Andacht weniger Pilgrime überlaſſen können.“ Wenige übrigens achteten auf dieſe wohlgemeinte Theorie. Sulzer enthielt ſich des Polemiſirens, er nannte die Literaturbriefe ſelten, obwohl unzufrieden damit; dieſe ihrerſeits erwiederten dies, und gingen ihn nur gelegentlich über ſeine Sprachphiloſophie an. Daß ſie aber durchweg Gegenſatz gegen ihn waren, überſieht man leicht. Sie waren ja überall gegen ſeine Empfindungspoeſie und gegen dieſes Syſtemwerk, das er empfahl, ſie verwarfen den Rouſſeau und das Lehrgedicht, die Bodmer und Geßner, die er ſo rühmte, und ſie ſuchten den Wieland eben dort wegzuwenden, wohin ihn Sulzer zurückwollte. Sie ſetzten endlich die Freundſchaft mit jenen Anakreontikern fort, von denen ſich Sulzer ſchied. Zu dieſen kehren auch wir nun endlich zurück.

Gleim war ſeit 1747 Domſekretär in Halberſtadt geworden und ward dort der Mittelpunkt einer ungemein verbreiteten Freundesverbindung. In anderer Art als Nicolai, ſo enthuſiaſtiſch als dieſer trocken, ſo uneigennützig als dieſer berechnend, ward er zu einer Art Schutzherrn der deutſchen Dichterjugend und zu einem populären Mäcen, wie Bodmer in Zürich war, mit dem Gleim überhaupt mancherlei Aehnlichkeit hat. Wie Leſſing fürs Theater, ſo war er in ſeiner Liebe für alle Poeſie überhaupt ein wahrer poetiſcher Proſelytenmacher und Propagandiſt. Er ſetzte ſeinen Ehrgeiz hinein,

als ein literariſcher Werber junge Männer zur Dichtung zu überreden; er machte Ramlern in ſeiner Jugend Luſt, und Kleiſten Muth, und Jacobi Vertrauen auf ſich ſelbſt, und dieſer Letztere dankte ihm dafür laut, weil er ihm mit ſeiner Muſe das Glück ſeines Lebens bereitet habe. Wie wenig dazu gehörte, um ſo weit Dichter zu ſein, daß man ſich mit ſeiner Dichtung das Leben erheitern könne, lernte er Gleimen genau ab. Michaelis meinte, man könne Gleim nicht denken, ohne in die Verſuchung zu fallen, nach Kräften dichten zu wollen. So warf Gleim die inneren Hemmungen des Talentes bei den Einen nieder, bei vielen Anderen aber die äußeren. Die uneigennützige Bereitwilligkeit iſt bewundernswerth, mit der er durch das ganze Jahrhundert zahlloſe Beweiſe ſeines Eifers gegeben hat, jungen aufſtrebenden Geiſtern die Laſt der Armuth zu erleichtern; Ramler, Sulzer, die Karſchin, Bürger, Heinſe, Michaelis, Kleuker, Jean Paul, Seume und wie viele Andere dankten ihm Aemter oder Unterſtützung; in Halle war kein armer Student, der ſich nicht an ihn wandte, und es ſollen ſich in ſeinem Nachlaſſe unzählige Briefe dorther gefunden haben, die alle mit Bitten und Klagen, mit Dank und Freude gefüllt waren. Kleiſt ſteckte er mit dieſer Aufopferungswuth an, der ſein bischen Armuth mit Leſſing und Ramler theilen, und ſeine kleine Muſe zu Erwerben für Beide verwenden wollte. Gleim war der Meinung, daß aus der Jugend Alles zu machen wäre, und in ſeinem Kopfe gährten die wunderbarſten Ideen, was er nicht Alles aus ihr machen wollte. Wäre er ſeines Friedrich's Mäcenas geweſen, vermaß er ſich, ein Jahrhundert wie Auguſt's und Ludwigs XIV zu ſtiften. Es war unter den Gährungen des ſiebenjährigen Kriegs auch eine Projektenwuth in die Köpfe gefahren. Von ihr gibt Baſedow das auffallendſte Beiſpiel; in Bezug auf Poeſie müßte Gleim neben ihm genannt werden. Plane zur Unterſtützung armer Gelehrten, Plane zur Beförderung einer Ueberſetzung des Homer, Plane zu Denkmälern für alle großen Deutſchen, alles Mögliche dieſer Art kreuzte ſich in ſeinem Kopfe, bei Allem ſah er nur die Möglichkeit und Leichtigkeit der Verwirklichung. Wir wollen eine Akademie ſtiften, ſchrieb

er 1768 an Jacobi[142]), deren Mitglieder dem Verdienſt Verehrer werben ſollen; Jeder dieſer Verehrer ſoll jährlich etwas in eine Kaſſe ſteuern, aus der allen großen Männern ein Denkmal von Marmor errichtet werden ſoll; Leibnitz, Wolf, Thomaſius, die beiden Baumgarten, Hagedorn, Kleiſt, Meinhard, Pyra ſollen zuerſt ſo begraben werden. Wie hier die Todten ſo wollte er die berühmten lebenden Dichter gern in einem parnaſſiſchen Bunde vereint ſehen. Er war es, der ſo freigebig ſeine Freunde auf dem Parnaß mit großen Titeln begabte: ſein Klopſtock hieß ihm Homer, ſein Michaelis Juvenal, Leſſing Sophokles, Uz Pindar, Ramler Horaz u. ſ. w., manche Stelle wußte er zweimal zu beſetzen, und nicht allein im Alterthum, ſondern auch unter Franzoſen und Engländern[143]). Frühe beſchäftigte ihn die Lieblingsidee, in Berlin oder Halberſtadt ein deutſches Athen zu gründen; ſobald er Sucro und Lichtwer in Halberſtadt ſah (von denen der Letztere zwar wenig in Gleim's nachmaligen Kreis paßte, weil er dieſen Weichmüthigen zu ſchroff und zu hart war), ſo griff er die Sache, wie er es denn überall mit der That lieber als mit dem Worte hatte, werkthätig an. Die Nähe von Quedlinburg, wo Klopſtock's Eltern und Cramer lebten, von Braunſchweig, wo Ebert, Zachariä, Eſchenburg, Schmid u. A. verſammelt waren, ſpornte ihn noch mehr. Er dachte Klopſtock nach Halberſtadt zu ziehen, und ließ Spalding berufen, Götz wünſchte er aus ſeiner Grafſchaft Sponheim zu erlöſen; aber mit dieſen glückte es nicht. Die Sappho-Karſchin lud er zu ſich ein, und dieſe wäre ihrem Gliphäſtion gerne geblieben, wenn er ſie hätte heirathen wollen, allein ſein Herz gehörte ganz der Freundſchaft an und hatte keinen Raum für Liebe. So zog es ſich lange hin, bis einige Ausſicht zur Verwirklichung dieſer Plane erſchien. Erſt 1766 lernte Gleim Georg Jacobi in Lauchſtädt kennen, der ihn im Heiligenſchein eines großen Dichters ſah. Ihn zog er 1769 an ſich, jauchzte nun, daß neben Anakreon Aeſop und Greſſet an einem

142) Briefe von Gleim und Jacobi. 1778. p. 231.

143) Vgl. hierüber Körte's Leben Gleim's.

deutschen Stifte wären, und wünschte nur, daß die Mönche von Huysburg Jesuiten wären, um sie fortjagen zu können. Jacobi war bisher in Halle Hausgenosse von Klotz gewesen, der dort gleichsam die anakreontische Zeit fortgesetzt hatte, und durch lateinische Gedichte, so wie durch seine Geschichte Amors aus Gemmen der gelehrte Vertreter dieser Hetärie ward, der man auch bald Wieland in der öffentlichen Meinung gesellte. Von Halberstadt aus und von Gleim's Zeit her fiel damals noch zuweilen ein Strahl heiterer Fröhlichkeit unter die Hallenser, unter denen es sonst so steif und finster herging, wie Jacobi schreibt, daß Viele gar nicht auf den Gedanken kämen, sie könnten auch lachen. Klotz, Gleim, Jacobi, Meyer, Koch[144]) in Braunschweig und Lange schrieben sich untereinander jene kleinen närrischen Briefe, wie sie Amor vorsagte, oft halb Prosa halb Poesie, wie sie nachher als poetische Episteln häufig veröffentlicht wurden. Bekanntlich sind die zärtlichen Briefe der neuen David und Jonathan oder Damon und Pythias, Jacobi und Gleim, gedruckt; das Widrigste, was die läppische Freundschaftständelei in diesem Kreise neben der Briefsammlung von Lange (1769) hervorgebracht hat. Die Freundin Karsch schrieb es selbst an Gleim nicht ohne Bitterkeit, daß darin doch zu viele Küsse ausgetheilt würden, als daß diese Geistesvereinigung dem Gespötte entgehen könne. Dieser verliebte Ton herrschte übrigens schon in den 40er Jahren in den Briefen Lange's mit Gleim und Waser, Meyer's mit andern Zürichern u. s. f. und die Briefe Waser's unter andern wetteifern mit allen übrigen an läppischer Zärtlichkeit und Tändelei. Lange und seine Doris, die „deutsche Anakreon", werden in diesem Kreise geehrt, genannt und gekannt wie Cleveland und Pamela, und die richardson'sche Empfindsamkeit erhielt sich von Halle aus genährt unter Pedanten und Philosophen, bis sie von der yorik'schen in den 60er Jahren abgelöst ward. Der Freundschaftsenthusiasmus blickte in diesem Kreise verächtlich auf

144) Seine „kleinen Gedichte" sind Braunschweig o. J. (1772) gedruckt, und tragen genaue Familienähnlichkeit mit den übrigen aus diesem Kreise.

alle herab, die sich über ihre Zärtlichkeit kaltsinnig wundern. In den 60er Jahren nun war eine Zeit der Briefwuth gekommen, die vor der Fragmentenperiode hergeht, und die vortrefflich den werdenden Charakter der Unmittelbarkeit in unserer Literatur ankündigt. Man legte jetzt ohne Scheu die inneren häuslichen und Herzenszustände der Welt vor; und dies auszubreiten, war Gleim ganz geschaffen, der arglos in die Welt hineinlebte, der in dem weiten Kreise seiner Freunde nichts als Lob und Schmeichelei und Dank zu hören und zu geben gewöhnt war, was man denn gern veröffentlicht sehen mochte. Dazu lebte er ganz in Briefen, und selbst von Freunden zuletzt umgeben, konnte es nicht ohne schriftliche Mittheilungen abgehen. Seit den 60er Jahren erschienen nicht allein eine Unzahl von Zeitschriften, deren wir oben einige genannt haben, unter dem Titel von Briefen, nicht allein ward der Mittelpunkt der halberstädter Poesie die Epistel, sondern auch die Privatbriefe von Gleim, von Klotz, von Boysen an Gleim, von Schirach, der auch unter Koch's und Klotzen's Bekanntschaft gehörte, von Lange, der Frau Gottsched und zahllosen Andern wurden ans Licht gegeben, und eröffneten eine ganz neue Quelle für die Geschichte der Literatur. Gleim's glücklichste Zeit begann nun, als er mit seinem Jacobi persönlich verbunden war; er sann auf Stellen für Klotz, Riedel, Uz, Meusel und Herder; ein junger Schlag wuchs in Halberstadt selber auf; Klamer Schmidt, der Feldprediger Jähns, Sangerhausen [145]), der jüngere Gleim, Michaelis fanden sich zusammen, von denen Jähns und Michaelis 1772 schon starben. Dafür kam in diesem Jahre Wilhelm Heinse, von Wieland empfohlen, dessen Feuerkopf für Gleim eben gemacht war, weil er bei allem Enthusiasmus nie vergaß, wie verbunden er dem Vater Gleim war [146]). Als auch

145) Briefe in Versen, 1771; leicht versificirt; im gewöhnlichen Jacobischen Stile.

146) Der gutmüthige Freundschaftsenthusiasmus artete zuweilen gar zu komisch aus. Jacobi gab 1774 einen heinse'schen Brief mit der Adresse: An unsern lieben Vater Gleim — auf die Post. „Um Gotteswillen, schreibt er zurück, nicht mehr diese Addresse! In der ganzen Stadt klatscht man, Gleim habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten!"

Jacobi 1774 nach Düsseldorf zog und Heinse dorthin entführte, wie Gleim ihn (mit Unrecht) beschuldigte, ersetzte diese der Rektor Fischer und später Tiedge und Bothe. Der Domdechant Freiherr von Spiegel nahm Theil an der Minnedichtung dieses Kreises; ihn ersetzte, als er 1786 starb, der Graf Christian Stolberg, bei dem Klamer Schmidt Hausfreund und Hausdichter ward. In engerer Verbindung stand dieser ganze Verein zugleich mit den benachbarten Dichtern in Göttingen und im Harz, mit Göckingk, Unzer, dem Hauptmann Stamford, der seit 1769 in Ilfeld war, später nach Halberstadt kam und um 1777 entfernt wurde, um den Prinzen von Oranien in der Befestigungskunst zu unterrichten. Von ihm sind Lieder und Fabeln in den damaligen Almanachen und nachgelassene Gedichte, von Marcard (1808) herausgegeben, bekannt geworden.

In diesem Kreise führte man ein poetisches Leben, wie unter den Freunden um Klopstock und im göttinger Bunde. Früher, wenn Klopstock und Schmidt oder Cramer und Ramler kamen, feierte man anakreontische Becher- und Rosenfeste, d. h. man zechte im Weinhause wol ganze Nächte durch und kränzte Flaschen und Becher. Der nüchterne Gleim aber war dem Tempel des Bacchus nicht so hold, er zog sich in den der Musen und Freundschaft zurück und schmückte dazu ein Zimmer seines Hauses mit den Bildnissen seiner Freunde. Es ward eine Büchsengesellschaft gestiftet, zu der auch Damen gehörten; unter ihr ging eine Büchse herum, in die jedes Mitglied einen poetischen Beitrag warf; Sonnabends versammelte man sich bei Gleim, er las anonym vor, ließ den Verfasser errathen, der beste erhielt einen Preis. So entstanden zahllose Blättchen, eine neue Art Gelegenheitspoesie, der reine Gegensatz gegen die pomphafte und höfische der Ramler und Willamov. Sie blieben Privatgut; übten aber auch auf die veröffentlichten Dichtungen der Theilnehmer Einfluß, deren Sorglosigkeit und Flüchtigkeit so durchgehend ist, daß die Herausgeber der Werke von Gleim und Klamer nicht wagten, alles Gedruckte wieder zu drucken. Jacobi ist es gewiß nicht gedankt worden, daß er nicht noch mehr zurückhielt, als er that; Jähns verbot die Heraus-

gabe seiner Gedichte. Gleim war es ein Bedürfniß auf diese Art zu spielen und er neigte daher so zu Jacobi und Schmidt, die auf diese schwache Seite eingingen. Wenn er nicht schlafen konnte, so schrieb er Verse und sandte sie dem Nachbar Klamer, der ein geverstes Handbriefchen zurückschickte [147]). Alles Vorfallende gab Gelegenheit zu Reimen, alles Gelesene zu Nachahmungen. Bald Petrarcha, bald die Minnesänger, Horaz, Lafontaine, Jakob Balde regten zu Nachbildungen an; eine Zeit lang fiel die Wuth auf Sinngedichte, auf Elegien, Triolette oder Sechsfüßler, und Gleim mußte wohl selbst lachen über die seinigen, die er oft unter dem Zorn der Musen gemacht hatte. Uns geht es so bei den meisten, selbst seiner gedruckten Gedichte. Sie sind, wenn nicht mit Bodmer's Diebsaber, doch mit dessen Verwandlungslust geschrieben. Wie Gleim ohne Wahl und Urtheil in seiner freundschaftlichen Schwärmerei sich Jedem hingab, der ihm nahe kam, und dann bittere Erfahrungen zu machen hatte, so fand er in seiner poetischen Begeisterung Alles göttlich, Alles gut und schön; Opitz war ihm noch unübersungen, da Klopstock doch da war, und die Henriade galt ihm und Johannes von Müller neben Homer. Er trug seine eigene Wärme in die Sache hinein und las nur halb, nur was ihm gefiel, so in Klopstock wie in Jean Paul, verweilte auf dem Zusagenden, theilte es im Drang seines Jubels mit, und sollte ihm gleich ein roher Bauer herhalten müssen, wenn Niemand anders zur Hand war; er ahmte dann das Halberfaßte nach und mußte sich über die Sticheleien der Kritik ärgern. So ist es denn Schade, daß seine Gabe der Unmittelbarkeit aufgewogen ward durch seine Hingebung an Stoffe, die seiner Natur fremd waren, die er mit sammt den Formen verdarb, und die dann immer eine nachgeahmte und mechanische Sache blieben. So versificirte er den Tod Adam's und den Philotas, und opferte die feinsten Züge den Versen auf. Er machte Schäfergedichte im alten Ton der Franzosen und zu gleicher Zeit (1744) Romanzen im Bänkelsängerstile, wie sie Löwen

147) S. Kl. Schmidt's Leben, in den Werken hrsg. v. Schmidt und Lautsch. 1826 I. p. 35 fg.

nachleierte; dann zu Einer Zeit wieder Fabeln und Kriegslieder (um 1756), die mit das natürlichste sind, weil sie beide aus dem lebendigen Triebe der Zeit emporwuchsen. Ganz anders ist es mit seinen Minneliedern, mit seinen horazischen und anakreontischen Oden, welche letztere er oft versuchte, und fast am besten ganz spät erreichte in den tändelnden Amorettenepigrammen, Amor und Psyche betitelt, wo er gerade vielleicht den Anakreon ganz vergessen hatte. Original ist er noch in seinen Liedern für das Volk (1772). Er läßt sich darin zu dem Stande der Bauern und Bürger, des Gärtners und Hirten herab. Hier ist er Vorbild und Seitenstück zu Claudius, Bürger, Voß, obgleich er noch nicht verstand, sich nicht allein in die Verhältnisse, und zu dem Verstand und der Gefühlsweise des Volks herabzulassen, sondern zugleich, wie Bürger und Hebel, in dessen Anschauungsweise zu versetzen. Wer sollte denken, daß derselbe Mann ungefähr gleichzeitig den (dramatisirten) Apfeldieb machte, dessen Inhalt ist, wie Amor einen Apfel stiehlt und dafür von der Venus die Ruthe erhält! Auch zu Epoden und Sinngedichten verstieg er sich, da er doch den Witz nicht leiden mochte, den er mit der Krätze verglich. 1774 schrieb er, veranlaßt durch die Beschäftigung Boysen's mit dem Koran, sein Halladat. Der Anakreontiker, der Grenadier, der Pfaffenhasser wandelt hier in erhabenen Sphären, und stammelt von Gott und seinem Wesen, oder erzählt orientalische Parabeln voll wunderbarer Namen, die er mit sichtbarem Wohlgefallen häuft, als ob sie der mysteriösen Erhabenheit zugäben. Es war einst ein Kindesgedanke bei ihm, ein Buch wie die Bibel zu schreiben, dieser Kindesgedanke ist hier ausgeführt. Die Freunde, die Alles loben mußten, lobten auch dies. Zwar Lessing stutzte und fragte, ob das Alles aus seinem Kopfe sei? Aber Bodmern „erquickte es sein welkendes Leben", Herder rühmte, er habe Morgenlandsposaunen aus der Hand des Engels erhalten; Zimmermann, es sei ihm mehr werth als hundert der berühmtesten Bücher; Wieland, es müsse so allgemeine Theilnahme erregen, als ob es eine Taube vom Himmel gebracht. Allein es blieb unbeachtet, wie seine späteren goldenen Sprüche des Pytha-

goras, von denen er ſelbſt wußte, daß ſie ihm unter der Feder zu ſilbernen geworden. 1790 gar ließ er ſich noch zu Marſchliedern für die preußiſche Armee befehligen. Gegen alle dieſe mechaniſchen Zwangsverſuche machte ſich ſeine Natur im Laufe der Revolution, die ihn in ſeiner Friedlichkeit peinvoll aufſtörte, in den Zeitgedichten Luft, und endlich im Hüttchen (1794) kehrte der alte Mann ganz wieder zu ſich ſelbſt zurück. Nachdem ihn der Strom der Welt in Dichtung, Vaterlands- und Fürſtenliebe, Freundſchaft und Theilnahme an den öffentlichen Dingen, an vielfache Klippen geworfen hatte, lebte er jetzt wieder wie Vater Epikur ſtill nach der Natur, und in dieſer Periode ſahen ihn Herder und Voß am liebſten und ſprachen mit tiefer Ehrfurcht von dem patriarchaliſchen Eindruck, den der jugendliche Weiſe zurückließ.

Das poetiſche Treiben der Halberſtädter unter ſich, ſieht man wohl, mochte erbaulicher geweſen ſein, als die gedruckten Ergebniſſe davon, obwohl Schmidt und Göckingk uns kein günſtiges Zeugniß von dem poetiſchen Geſchmack in Halberſtadt geben[148]), und keine rechte Frucht aus dieſem etwas einförmigen Verkehre hervorging als die Reimfertigkeit, die nach Körte noch heut in Halberſtadt dauern ſoll. Gewiß iſt wenigſtens Gleim's Leben und Wirken wichtiger als ſeine Gedichte, ſeine Geſchichte beſchäftigt uns daher auch mehr als ſeine Werke[149]). Gleim bezog alle ſeine Gedichte auf ſeine Freunde, er ſchrieb nicht für Krickler, wie er ſagte, ſondern für Uz die ſcherzhaften Lieder, für Kleiſt die Fabeln, für Leſſing die Kriegslieder,

148) In Göckingk's Gedichten 1780. I, 192:

Was träumteſt du von Halberſtadt? daß hier Athen im Kleinen ſei?
Geh hin du Freund der Schwärmerei, ob Kleiſt dort 15 Leſer hat!
Der Hunger hätte da geheim Michälis ſicher aufgezehrt,
Wenn nicht die Freundſchaft ſeines Gleim des Tigers Zahne noch gewehrt.

149) Sollte ich ihm unrecht thun, ſo entſchuldige er dies ſelbſt. Werke Bd. V. p. 256.

Ich war ein guter Mann; und wär' ich etwas mehr geweſen,
als nur ein guter Mann, ein Etwas nur, ſo ſoll
man etwas mehr doch nicht auf meinem Grabſtein leſen,
weil etwas mehr zum Lobe wohl
nicht ſtrenge Wahrheit wär.

Halladat für Heinze. Seine Leier erſang ihm keinen König, aber einen Kleiſt. Mit dieſem lebte er auch nach deſſen Tode im Geiſte fort, er wähnte ſeinen Geiſt in ſeiner Nähe, und glaubte, er würde ſich ihm zu erkennen geben, wenn es ſein könnte; ſeine Richte lehrte er in Allem dem Engel Kleiſt wohlgefällig werden. In dem Andenken des todten Freundes konnte er zufrieden ſchwelgen, und dies war ſeiner ungeduldigen, zwar friedlichen aber reizbaren Natur am wohlthuendſten. Die Lebenden machten ihm viele Sorgen, er aber auch ihnen. Er war eiferſüchtig auf ſeine Freunde, die Freundſchaft war bei ihm Enthuſiasmus, wie ſein Patriotismus und ſeine Liebe zu Friedrich, ſie ward zur Leidenſchaft wie bei Klopſtock die Religion, ſie ward eine Kunſt und Wiſſenſchaft bei ihm, wie bei Wieland die Ehe. Die Freundſchaftsperiode hat in ihm ihre Kriſis; Müller und Bonſtetten ſind nur noch ein Paar Nachzügler, von denen der Erſtere auch noch in Gleim's genaue Bekanntſchaft gehört. Wie dieſer überhaupt nichts Halbes that und ertrug [150]), ſo am wenigſten in der Freundſchaft. Er drängte ſich (ähnlich wie die Jacobi und Wieland an Goethe) mit Ungeſtüm zu, und ward Manchem dadurch läſtig, und Herder hatte es ſchon 1771 vorausgeſagt, man ſolle an ihn denken, wie Gleimen alle ſeine Freunde einmal lohnen würden. So war es eine anſtoßerregende Geſchichte, als er mit Spalding brach und Michaelis ſich in dieſen Bruch unzeitig einmiſchte. So hörten wir, wie er mit Ramler ſich überwarf und auf Klopſtock ungehalten ward; Keiner that ihm genug im Feuer der Liebe, denn Keiner hatte wie Er die Anlage des Eiferers und des Zärtlichen zugleich, die polternde Gutmüthigkeit, die menſchenfreundliche Timonie, den reizbaren Quietismus, die ſchroffe Humanität und humane Derbheit, und jene tauſend Züge, die in Zelter's Briefen, ſcheint mir, einen nicht unähnlichen Charakter darlegen. Er ver-

150) Schon Klopſtock pries früh in Gleim
ſeinen brennenden Durſt, Freunden ein Freund zu ſein;
wie er auf das Verdienſt deß, den er liebet, ſtolz,
edel ſtolz iſt, von halbem
kaltem Lobe beleidiget.

einte grobe Schmeichelei und ſchmeichelnde Grobheit am liebſten, er konnte derbe Wahrheiten ſagen mit dem ſchönſten Lobe verblümt, und bis in den Himmel erhob er die Sachen ſeiner Freunde, deren ſich ein rechtlicher Geſchmack geſchämt hätte. In dieſem Stile redeten Heinſe und Michaelis wieder zu ihm; Jacobi und Schmidt waren ihm ganz ergeben und erhielten ihn freundlich; wenn dann einer wie Ramler in eignem Tone zu ihm ſprach, und ihm, wie dieſer that, triftige Wahrheiten ſagte, ſo klagte er, ſeine Freunde brächten ihn um [151]). Mit dieſem brauſenden Temperamente, das immer in vollen Segeln ging, ſtieß er in der gährenden Zeit, in die er hineinlebte, überall an. Er ſcheiterte mit ſeiner Dichtung und fühlte das in ſeinem Alter ſtets mehr, ohne ſeinem Vorſatz aufzuhören nachkommen zu können. Er ſcheiterte an dem Ideal der Freundſchaft und an manchen patriotiſchen Hoffnungen; und wie ſeine guten Freunde nicht immer ſeine Zudringlichkeit Freundſchaft nannten, wie ihm der Naturdichter Hiller in's Geſicht ſagte, was ſeine Anhänger ſich nur leiſe zuflüſterten, daß ſeine Dichtung oft nur ſehr werthloſe Reime ſeien, ſo ſprach ihm Dohm ſogar den Sinn für Menſchen- und Bürgerrechte ab. Wie ſein Temperament gemiſcht, ſein Charakter doppelſeitig iſt, wie ſeine Gedichte getheilt ſind zwiſchen das alte hohle Formenweſen, und die neue Natürlichkeit ſeit den 70er Jahren, ſo vereinigen ſich in ihm Züge von Philiſterei und freier Genialität, von Greiſenthum und Jugend. Der Kampf der ganzen Zeit zwiſchen Altem und Neuem gährt in ihm; den Prozeß der Verjüngung ſollte er mit dem ganzen Geſchlechte in dem ſchauerlichen Medeenkeſſel der 70er Jahre durchmachen, und er war nicht molluskenartig genug, wie die Jacobi

151) In friedlicheren Stimmungen ſtrafte er ſie mit Großmuth. Werke 5. 265:

Hier iſt mein Lebenslauf: Ich lebte gern in Frieden
und liebte meinen Gott und meinen Friederich,
und meinen Kleiſt und Uz und alle meine Freunde.
Da ſtehen ſie umher um mich;
und wurden einige von ihnen meine Feinde,
ſo wurden ſie's, nicht ich.

und Wieland, ſich durchzuwinden, noch knöchern genug, wie ein Käſtner und Lichtenberg, um zu widerſtehen. Wie ſehr er rang nach dem Stillleben ſeiner behaglichen, ſanften Freunde, dennoch mußte er ſich, mit einem Widerſpruch in adjecto, einen Timon in Sanſſouci nennen. Wie ſehr er ſich in ſeine epikureiſche Weisheit einniſtete, doch riſſen ihn die Zeitereigniſſe heraus und ſtörten ihm ſeine Freude; er hätte, um konſequent zu ſein, Jedem ſein Steckenpferd laſſen müſſen wie Wieland, ſich die böſe Welt abhalten wie Goethe im ähnlichen Falle ruheſüchtiger Reizbarkeit. Aber er ärgerte ſich an den Greueln der Revolution wie an den Plackereien der Kritik. Als 1797 die Xenien auf „den alten Peleus“ ſtichelten, waffnete er ſich entrüſtet dagegen, und ſeine Freunde beſänftigten ihn am Geburtstag mit 50 lobenden Diſtichen. Er ärgerte ſich an der kantiſchen Philoſophie und an aller Spekulation, wie ſeine berliner Freunde; wie eben dieſe an allem Pfaffenweſen und Verfinſterung; und es iſt ebenſo ergötzlich zu hören, was Friedrich Jacobi und Lavater und Klopſtock (wegen Stolberg) von ihm in dieſer Hinſicht von ſcharfem Tadel hören mußten, wie ſeine Lobſprüche auf den preußiſchen Patriarchen Semler und auf Leſſing. Wer einen Nathan ſchuf, ſingt er an Friedrich Jacobi, *der könnte wohl ein Gott ſein* aber kein Atheiſt! In den drei Großmeiſtereien der Ketzermacherei, Grübelei und Lobpoſaunerei, ſagt er in den Epiſteln, blieb er am liebſten klein; gern wäre er der Erſte in drei andern: der Dichterei, Malerei und in der Kunſt ſich zu freuen. Dieſe Kunſt, in der es Uz hochgebracht und die überhaupt alle ſeine zahmeren Freunde leicht fanden, nennt er ſchwer, ein Werk der Ewigkeit. Er lehrte aber Freude und Zufriedenheit in dem Kreiſe der fröhlichen Armuth, wohin ſeine Volkslieder verſetzen, und im Halladat und im Hüttchen. Hier meint er zuletzt die Freude in der Natur wieder zu finden, die ihm zuvor mit den Ereigniſſen der Zeit hingefloſſen ſchien; er mahnt ſogar Matthiſſon, ſeinen elegiſchen Ton zu verlaſſen, froh zu ſingen oder zu ſchweigen, aber bei all dem geht der Klageruf über dies Leben und über den Tod der Freude durch. Hagedorn's und ſeine Lieder, ſagt

er trauernd, singe Keiner mehr, und „alle muntren Seifensieder seien aus der Welt verschwunden.“ Wirklich gingen diese mit den Jacobi's und ähnlichen aus. Eine neue Zeit ward von den Michaelis und Heinse eingeleitet, die mit Gleim's misanthropischer Laune und hypochondrer Stimmung so zusammenhängen, wie Jacobi und Schmidt mit seiner heiteren. Er theilt sich also zwischen seine Freunde, und wie wir bei diesen beiden Hälften finden, daß die friedlichen und sanften davon der älteren Zeit, die unruhigen, die aus den Strängen schlagen, der neueren angehören, so meinten wir eben dasselbe in den zwei gegensätzlichen Hauptseiten von Gleim's Charakter und Poesie zu beobachten.

Joh. Benjamin Michaelis (aus Zittau 1746—72) hat wie Gleim noch Verhältniß zu den Bremer Beiträgern, unter denen er Gellert ehrte und hörte; auch zeigen seine ersten Versuche, die Fabeln, Lieder und Satiren (1766) schon den Gattungen nach auf Gellert und Lafontaine, auf Canitz und Boileau zurück. Leider nagte schon seit dieser Zeit eine Krankheit an ihm, die ihn bald wegraffte, und eine dürftige Existenz drückte ihn zu Boden, aus der ihn Lessing zu helfen suchte, indem er ihn als Theaterdichter der Seyler'schen Gesellschaft empfahl, und aus der ihn Gleim rettete, als diese Truppe verfiel. Er war also wie Heinse nur hereingezogen in den halberstädtischen Kreis und paßte auch nicht dazu. Klamer Schmidt scheute wenigstens seine Hypochondrie; auch seine Verse wurden hie und da dunkel gefunden und seine Archaismen von diesem glatten Geschmack der Halberstädter, der überall auf der Heerstraße blieb, getadelt. Aber Voß, dem er hierin ähnelt, pries ihn dafür; und wie wenig er dem Wesen nach, gleich den übrigen Anhängern von Uz und Gleim, sich Wieland nähert, den er zwar in seinem Freund Jacobi hoch verehrt, liegt schon darin, daß ihn Voß geradezu Wieland entgegensetzt [152]).

152) — Nicht würdig war
des edlen Jünglings dieses entnervte Volk,
das Wieland's Buhlgesängen horchet,
Daniens Königen Klopstock's Lied schenkt.
— Keinem Lotterbuben fröhnen
konnt er, noch betteln im Fürstenvorsaal.

Der Ton seiner Dichtung ist auch überall ganz verschieden. Man schlage nur ein Gedicht auf, wie die Küsse, welche andre Gluth hier herrscht! Man sehe in seinen Episteln und Satiren, wo er überall feuriger, kräftiger, lebhafter, malerischer ist als irgend Einer dieses Vereines; die Verse sind freier gebaut, Alles schwungreicher und leidenschaftlicher. Er hat nur Verhalt zu Gleim's unmittelbarer Naturdichtung, zu seinem Landsmann Kretschmann, zu den Barden, zu denen er vielfach hinneigt, zu Gleim's, Löwen's oder Bürger's Volkston, wie man z. B. aus dem rhapsodischen Gang der Erzählung Paros und Hyle sieht, die ganz auf tragische und heftige Eindrücke ausgeht, oder aus seiner Probe zu einer travestirten Aeneis, die Blumauer aufgriff. Durchaus eigen ist ihm die Laune, die in dergleichen herrscht. In der fünften seiner Episteln[153]) erzählt er uns von der Laune, die ihren Sitz im Monde hat. Sie sei ein Mittelding zwischen Grazie und Faun. Wenn wir später zu den Naturdichtern wie Heinse, Lenz, Maler Müller und Aehnlichen übergehen, so werden wir finden, daß diese sich ganz wie Faunen zu den halberstädter Grazien verhalten; und ganz in der richtigen Mitte zwischen Beiden liegt Michaelis. Er würde hierher kaum gehören, wenn er nicht die Gattung der horazischen oder popischen Epistel gleichsam gegründet hätte, die in unserem halberstädter Bunde zu Hause ist. Schon in seinen „Einzelnen Gedichten" (1769) kamen solche Briefe vor; die etwas später erschienenen (1772) gehören immer noch unter die frühesten in diesem Kreise, und sie sind unter allen die einzigen geblieben, die nicht als Privatmittheilung und Ersatz für Briefprosa entstanden, sondern als Gedichte. Darin sieht man ihn deutlich nur erst als Grenzstein gegen die Naturdichter und Shakespeare's Schule hin liegen, und übereinstimmen mit dem Sinne der Halberstädter, die diesen shakespearischen Genies gram waren, daß er (in der charakteristischen Epistel VI von Erziehung des Dichters) die Regel lobt, den Anfänger vor Shakespeare warnt, und die griechische Kunst als das höchste

153) In den poetischen Werken, hrsg. v. Chr. H. Schmid. 1780.

Beiſpiel aufſtellt[154]). Aber ſieht man genauer zu, was er doch an die Natur verlangt und die Geburtsgaben ſeines Dichters, und wie er von Shakeſpeare und den Griechen ſprach, ſo ahnt man, daß, wenn er länger gelebt hätte, er mit Heinze zu jener neuen Schule würde übergegangen ſein, und daß er ſich zum Satiriker würde gebildet haben. Daß er nicht mit den Jacobi, Schmidt und Göckingk nach der entgegengeſetzten Seite gegangen ſein würde, erklärt er faſt ſelbſt, wo er andeutet, wie wenig das Erotiſche ſeine Sache ſei. „Ein kleines Geſpräch zwiſchen der Taube der Venus und Jupiters Adler" ſagt er Jacobi „das er einmal einem Franzoſen nachſchwatzte, und einige flüchtige Reime, die nur unter ſeinem dramatiſchen Hokuspokus zu einer Operette umgezaubert ihm zur Laſt liegen, das iſt Summa Summarum Alles" was er in dieſer Art gemacht hat.

Die ausſchließend friedliche Seite der Anakreontiker und Graziendichter auf der Höhe und Spitze der Weichlichkeit und Süßlichkeit zeigt Joh. Georg Jacobi (aus Düſſeldorf 1740—1814). Wenn Gleim als ein Guido Reni bald in harter bald in weicher Manier auftrit, ſo iſt Jacobi ganz Albano, ganz Carlo Dolce. Gleim und Wieland gaben ihm den Ruhm der weichen Behandlung unſerer Sprache anheim und das Verdienſt, der franzöſiſchen Glätte, und ſelbſt dem muſikaliſchen Inſtinkt des Metaſtaſio nahe gekommen zu ſein; ſeine Lieder an

---

154) Ein Shakeſpeare, Freund, taugt für den Schüler nicht,
ſein Leben war ſo kühn wie ſein Gedicht.
Der kleinſte Zug bleibt auf dem Jüngling haften,
er wird zu groß für kleine Wiſſenſchaften,
und ſieht zu ſpät, es glücklich zu bereun,
für große ſich im Alter einſt zu klein.
Ach die Natur iſt blos ein Buch für Götter,
auch das Genie verſteht nur halbe Blätter,
nur Aberwitz verachtet Fleiß und Lehren. —
Den höchſten Reiz enthüllte die Natur
für Griechenland. Da nahm ihn die Skulptur
und grub ihn ein. Nun lebt er, übergeben
der Ewigkeit, ſein unverwelklich Leben.

Man muß hierbei auch wohl erwägen, daß er ſelbſt in ſeiner Jugend die Schule nicht ertrug und es früh zu bereuen hatte.

zoll, machten sich im Mondschein ihr Bettchen, wollten allmählich ihr Gefühl erhöhen, es floß die Quelle, es sang die Nachtigall, es blies der Zephyr nicht zauberisch genug. Der Tempel der griechischen Götter eröffnete sich jetzt (Wieland); aber auch Er wird befehdet von den Barden, den kriegerischen, mit teutonischen Tönen, rauh und prachtvoll, nur in wenigen Gesängen den Musen unverdächtig u. s. f. Mit dem Uebergang zur Empfindung bezeichnet er die weltlich-sentimentale Stimmung, die an die Stelle der geistlichen trat. Wie die berliner Sokratiker die Philosophie aus den metaphysischen Fragen über Gott und Unsterblichkeit zurückrufen wollten zum Menschen, so diese epikureischen Weisen und Dichter die Poesie von den Engeln des Himmels zu denen der Erde. So sagt Michaelis: Mein Standpunkt ist dieses Rund; was außer ihm liegt, gehört nicht meinen Sorgen; der Erdball aber ganz, und meinem Geiste ward Licht, mein ganzes Wohl, das dieser Ball verflicht, auf diesem Balle ganz mir aufzuklären. Aehnlich wie dieser in Bezug auf das Intellektuelle, äußert sich Klamer Schmidt über das Empfindende. Ich lasse, sagt er, dem hohen Dichterschwunge seinen Werth, doch Alles, was nicht enger um *unser liebendes* Herz sich dreht, ist ein fremdes Gut, das die Gefühle nicht reiner macht, das sie nur verwirrt. Er sucht daher nach *verstandenen* Empfindungen und macht den Uebergang von andächtigen himmlischen Gefühlen zu irdischen und nicht selten sinnlichen. Die ganze Zeit macht diesen Uebergang mit. Ossian schob Young bei Seite und zu seiner Fahne schwuren die Barden; Yorick's empfindsame Reise verdrängte Young gleichfalls, und an diese hielt sich auch Jacobi. In seinen empfindelnden (verificirten) Sommer- und Winterreisen (1769—70) ahmt er Yorick nach; das Faktische fehlt, der Nebel der Empfindung blieb. Alles athmet hier Weichheit, Schonung, Toleranz, selbst gegen Thiere und gegen Jesuiten. Ein Paar Tauben, in einem Wirthshause ihrer Freundlichkeit wegen gehalten, und mit dem Küchentode verschont, beschäftigen ihn mit Gedanken länger als der Sieg eines Helden gethan haben würde. Wie Alles für diese Empfindsamkeit empfänglich war, belege eine

Anekdote, die sich auf Jacobi bezieht. Er hatte Yorick's Reisen in einer Gesellschaft vorgelesen; die Stelle, wo Yorick mit dem Pater Lorenzo die Dose tauscht, machte einen freundlichen Eindruck, man kaufte sich Horndosen mit den Namen Lorenzo und Yorick, und Jacobi schickte eine solche an Gleim mit einem Briefe, der gedruckt ward und in dem der Vorfall erzählt war. Die Industrie griff dies auf, und bald hatte Alles in Nieder- und Obersachsen, bis Dänemark und Livland hin Lorenzodosen, und Jacobi hatte es zu bereuen, daß er in diesem Briefe gesagt hatte, er wolle Jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Zu dieser Anekdote gehören dann nothwendig die Briefe Jacobi's an Gleim, dies Uebermaß alberner Freundschaftsliebelei. In diesen Briefen ist und spricht die Freundschaft gleich der Liebe. Jacobi möchte, da er seinen Gleim so sehr liebt, sein Gefühl verewigen, wie unsere deutsche Sappho; des Freundes Zärtlichkeit ist sein größtes Glück; jeder Gedanke an ihn die süßeste Wollust; sie küssen ihre Briefe mit der süßesten Entzückung, mit der ein Liebender sein Mädchen küßt. Sie schreiben immer von Grazien und Najaden und Nymphen, und von Geistern empfangen sie Küsse, von ihren Genien nach Art der verliebten Sylphen. Für drei schöne Schlußzeilen in einem Gedichte, in denen Gleim's Name hübsch angebracht war, schickt er seinem Jacobitchen, seinem Greffet zehntausend Küsse; in einem von ihm selbst verfertigten könnte er den Schlußvers besser klingen lassen, wenn er statt mein Jacobi blos Jacobi setzte; aber er will das mein nicht für allen ramler'schen Wohlklang fahren lassen. Welch eine niedliche und artige Kritik überhaupt in diesen Briefchen über ihre Liederchen herrscht, wie sie mit Amor's Ohren lauschen, ob auch kein Blüthenstäubchen dem Wohlklang im Wege liegt, das muß man Alles an Ort und Stelle aufsuchen. Die ganze Welt sieht rosenroth aus bei diesen Dichtern, die mit dem Amor und den Grazien gerade so Verkehr und Gespräch halten und Briefe wechseln, wie die Minnesänger mit der Frau Minne. Gleim sah sich nur für den Freund, Jacobi für den Liebling dieser Huldgöttinen an; Jener verhärtet sich

in seiner Freundschaftsmanie, aber Jacobi macht nach dieser Krise den Uebergang von der Freundschafts- zur Geschlechtsliebe, die das weite Thema Wieland's ward, mit dessen Bekanntschaft in Jacobi eine zweite Periode auf die anakreontische folgt. Zu Wieland gehört Jacobi so untheilbar, wie die Minnedichter zu den erotischen Epikern des 13. Jahrhunderts. Er verlebte mit Jenem und der La Roche unvergeßliche Tage, als „Beide von den goldnen Träumen ihrer Jugendjahre umschwebt sein Herz erwärmten", und Wieland sprach ihm das Wort der Weihe jetzt, wie vorher Gleim. In süßer Schwärmerei entstanden Nachahmungen Wieland's bei ihm, wie auch in den Tändeleien Gerstenberg's und Anderer. „Der Schmetterling" Charmides und Theone, eine Erzählung in Prosa (1772) zeigt uns eine Art verfeinerten (halb geßner'schen) Wieland. Man ist in Cypern, bei einem Bildhauer und seiner Geliebten, die sich dem Dienst der himmlischen Venus weihen und der Grazien, und die nachher vermählt eine Schule der Grazien anlegen und darin Mädchen in verschiedenen Rangstufen bildeten. Eben dies ward hinfort sein eignes Geschäft. Indem er sich zum Thema der Frauen und Frauenliebe wandte und Wieland am Werke der Emancipation der Frauen arbeitete, sah er sich genöthigt, auf die sittliche und ästhetische Bildung derselben zu wirken, und zu diesem Zwecke stiftete er ein Taschenbuch für Damen, die Iris (1774—76). Je mehr in den 70er Jahren die Kraft der Originalgenies, die Jacobi wie Pfeffel haßte und Cyklopen nannte, vorstrebte und amazonenmäßige Sitten den Schönen einprägte, desto nachdrücklicher lehnte sich Jacobi, mit seinem mehr weiblichen Charakter ganz hierzu geschaffen, auf die Gegenseite und redete zu dem zarten Geschlecht in seinen Liedern und prosaischen Aufsätzen in einem widerlich süßen Tone, der auch seines Freundes Pfeffel prosaische Versuche (meist in der Flora) durchdringt. Mit Recht wendet man sich von dieser durch Verfeinerung der Sitten sittenverderblichen Schriftstellerei ab, die selbst dem verzärtelten Geschmack eines Geßner zu verzuckert war. Herder sprach[156]) mit Unwillen über die halber-

156) In Briefen an Merck.

ſtädter Liebesbriefchen, die nur die Herzen der Weiblein haſchen ſollten, und die ihm ſo abſcheulich ſind, wie alle billets de confession unter Herrnhutern und Katholiken. In jedem Schritte Jacobi's ſei ſo viel liebliche Frechheit, eine Winkelſache immer zur Sache des Publikums und eine Litanei von Empfindungsnamen zur Liturgie zu machen; auch habe man das gute Männlein ſchon längſt ſo ausgehört. So machte ſich Nicolai im Sebaldus Nothanker über ihn luſtig [157]), und Goethe nannte ihn ein kindiſches Ding. Herder's Andeutung über die Winkelſachen bahnt uns den Weg zu einer dritten Periode Jacobi's, in der er ſich unſerm Intereſſe faſt ganz entfremdet. Er ward 1784 nach Freiburg verſetzt, und lebte nun im Kreiſe von Schloſſer in Emmendingen, Pfeffel in Colmar, dem von Goethe verewigten Lerſe, dem Freiherrn von Zink und einigen Andern, unter denen ſich die Epiſtelpoeſie erneuerte. Es kam die Revolutionszeit, in der ſich die Charaktere prüften, und hier zeigt ſich Jacobi ganz wie Wieland als eine jener biegſamen Naturen, der kein Sturm etwas anhaben kann. Während ſeine Mitbürger wegen Näherung der Feinde in tiefer Beſtürzung ſind, holt er friſche Blumen in ſeine Glä-

157) Die Stelle iſt vortrefflich, aber ſehr empfindlich beleidigend. „Herr Sängling" heißt es „hatte kein eigentliches Brodſtudium getrieben, er legte ſich auf die belles lettres, ſtudirte alle Poeten, beſonders die Freude und Wein und Liebe beſungen haben. Er hielt dabei viel von ſeiner eignen kleinen Perſon, die daher ſtets geputzt und geſchniegelt war. Er gefiel ſich dadurch ſelbſt ſehr wohl, und ſuchte nächſt dem beſonders dem Frauenzimmer zu gefallen, daher er Geſellſchaften von blos Mannsperſonen mied. In gewiſſen Geſellſchaften ſaß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und ſagte ihr artige Sachen. Von da ging er zur Erforſchung ihres Verſtandes über; ſagte ihr mit ſanftlispelnder Stimme, er ſehe Amoretten auf ihrem Poſtillon auf- und abſteigen und andere dergleichen niedliche Imaginatiönchen. Sympathiſirte ſie mit ſeinen lieblichen Empfindungen, ſo fing er an zu ſtammeln und etwas ſchafmäßig auszuſehen und langte dann aus der Taſche einige ſeiner Gedichte, die er ihr vorlas. Erhielt er Gehör und Beifall, ſo hatte er ein vergnügtes Tagwerk gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, hörte er Seufzer, ſo zerfloß er ganz in ſanften Empfindungen und war der Sklave der Schönheit, die ſo gut empfand. Er ſchien etwas abgeſchmackt, doch war er das unſchädlichſte Geſchöpfchen unter der Sonne, zu allen guten Eigenſchaften fähig, zu denen nicht Stärke des Geiſtes erfordert ward, denn die Poeſie hatte ihn ſo breiweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war" u. ſ. w.

ſer und macht ein Gedicht fertig; es war ihm leicht, den verzagenden Schloſſer zu tröſten, denn die Dinge der Zeit berührten ihn nicht. Pfeffel drängten ſie ſich näher, er litt unter den Stürmen der Revolution, aber er ſetzte Gleichmuth und Geduld dagegen. Hier erprobten ſich dieſe horaziſch-ſokratiſchen Weiſen, die Fröhlichkeit in Armuth, Glück in mittlerer Sphäre immer geprieſen hatten. Beide Freunde, Jacobi und Pfeffel, hatten ſich wie Wieland in ihre Schneckenhäuschen zurückgezogen und freuten ſich wie dieſer eines reichlichen Hausſegens, und Pfeffel hatte bekanntlich das große Glück, gerade ſeit dem Unglück ſeiner Blindheit ein Weib zu beſitzen, das die Stütze und Freude ſeines Lebens war. Jacobi wollte gern auf Nachruhm verzichten, wohl aber mochte er, da er dem Völkchen der Erde immer gut war, noch im Grabe den Menſchen nahe ſein und ihnen erzählen, welch ſchönes Loos ihm fiel durch häuslich Glück, durch Weib und Kind, durch mäßigen Genuß. Das häusliche Glück dieſer Männer ſpiegelt ſich ſo in ihren Gedichten letzter Periode reichlich ab, aber auch ganz die Dürftigkeit ihres poetiſchen Talents. Hier haben wir wieder eine ganz mechaniſche Gelegenheitsdichterei; die Wochenblatt- und Stadtpoeten, die gegen das 19. Jahrh. hin ſich über ganz Deutſchland ausdehnten, werden gleichſam von ihnen eingeführt. Pfeffel fand es doch noch einmal ein bischen bedenklich und vielleicht beſchämend, den „Poeten im Dorf" zu machen, aber Jacobi vertheidigte es geradezu in ausdrücklichen Aufſätzen; man mache ſich beliebt und Andere freundlich damit. Aber die Muſen macht man eben nicht ſo freundlich und die entfernten Leſer nicht ſo erkenntlich, wenn man ſich in die Demuth eines Kochs verſetzt, Thurmwächterlieder macht, Beilagen zu geſchenkten Häubchen drucken läßt, und erzählt, wie Lottchen ſtreitet, daß ſein Geburtstag mit Karl's auf Einen Tag falle. Opitz hatte die Gelegenheitsgedichte ſeiner Vorfahren verachtet, Jacobi verachtete die von Opitz, und wir vergelten es ihm heute, indem wir die Seinen belachen. Es iſt unſäglich, wie hier der Rückſchritt unſrer Poeſie, in der Zeit, wo die Kotzebue und Iffland Dichter hießen, klar daliegt in Einem Subjekte, das ſich wahrlich nicht in der glänzendſten Richtung früher

hervorgethan hatte. Wer sollte es glauben, daß der feine Jacobi, nachdem er Matthisson's und Schiller's Gedichten mancherlei abgelernt hatte, nach Goethe's Abtreten, im 19. Jahrh. noch derer spottet, die da glaubten, erst jetzt strahlte der Lorbeer in einem Glanz, der den Ruhm des Opitz und Hagedorn verdunkle!! Die dem Pindar näher gekommen seien als die meisten unserer neuesten Dichter!! So was konnte nur eine so gleichmachende Natur sagen, der Alles recht war, was von ihr und Andern ausging, und der auch in der Poesie Alles gefiel, Jeremiaden und Iliaden, die Chronica von Liliput und Hermann's Schlacht und das Harfenspiel des kühnen Celten. Auch aus dem Unmusikalischen in dieser Schule läßt sich die Sympathie mit dem musiklosen Opitz und die Rückkehr zu Gottsched's Gelegenheitspoesie herleiten. Wie diese Anakreontiker in Allem der klopstock'schen Schule gegenüber liegen, so auch hierin, daß sie ihr musikalisches Gehör nicht theilen. Bei Gleim vermißte Goethe die Melodie; wie unmusikalisch Jacobi ist, kann man in seinen Kantaten am leichtesten sehen; wie der verwandte Wieland an der Oper scheiterte, ist bekannt genug.

So wie wir Jacobi in späte Zeiten hineinleben, in andere Verhältnisse übergehen und andere Gattungen anbauen sehen, so auch Klamer Eberh. Karl Schmidt (1746—1824): wir müssen ihn aber hier nennen, in der Zeit, wo sein Talent am wirksamsten und natürlichsten thätig war. Er gehört schon darum am wesentlichsten hierher, weil er selbst aus Halberstadt war, und mit seiner Jugend in Gleim's Blüthezeit fiel, so daß er schon mit Mitschülern auf der Schule dichtete und unter dem Beifall seines Vaters. Später heirathete er in eine Familie (Abel), wo sein Schwager und Schwiegervater dichtete, und er vererbte das Dichtungstalent auf seinen früh gestorbenen Sohn Ernst; er kann also neben der Familie Unzer das beste Beispiel von dem familiären Poesietalent der Halberstädter und dieser Umgegend geben. Er hatte von Gleim das Freundschaftsbedürfniß geerbt und die Verswuth; ganz so wie dieser lehnte er sich in seinen meisten Poesien an fremde Manier und Muster an, und hatte gerade so gele-

gentlich zu beklagen, daß er sich auf Fabeln (1776) und Anderes einließ ohne allen Beruf. Ganz wie Gleim freute er sich, jedes fremde Dichtertalent zu nähren; er nahm sich, wie seine Verwandten sagen, der schwarzen Wäsche von Schuhmachern und Gärtnern seiner Vaterstadt zum Reinigen an, und noch spät nahm er den Naturdichter Gottlieb Hiller freundlich auf und ließ ihn von seiner eilfjährigen Tochter krönen. Ueber den Werth seiner eignen und der Dichtungen seiner Umgebungen täuschte Er sich vielleicht am wenigsten. Er fühlte es wohl, daß in einem häuslichen Leben, „auf einer Laufbahn um den Ofen herum", kein Dichter gebildet wird; er wußte, wie wenig dem Lob seines Gleim zu trauen war, und sein strengerer Schwager Abel, der in den Kreis der Jacobi nach Düsseldorf überging, war ihm nicht immer zur Hand; er wußte, wie seinen Episteln und Sprüchen, Erzählungen und Sinngedichten allen das Gepräge der Eile und Unvollendung aufgedrückt war, und ließ Zahlloses liegen. Wie über sich selbst, so urtheilte er von seinen Landsleuten ungeblendet. „Die Halberstädter" schrieb er 1773 an Klopstock „scheinen von dem Geist der Bagatelle besessen zu sein. Sie interessiren sich mehr für kleine Liebesgöttergruppen und linke Spiele des Witzes, als für Bildsäulen von größerem Sinn und für ernsthafte Entwürfe, die einen Einfluß auf die Nation haben. Wenn Sie Homer's Schicksal hätten, so würde Halberstadt keine von den sieben Fehdestädten sein. Sie werden bewundert ohne verstanden zu werden." Was diese Achtung angeht, die er hier für Klopstock[158]) ausspricht, so drängt sich die Bemerkung auf, daß wir in Schmidt's Leben und Dichtung noch einen Schritt näher zu Wieland treten, als mit Jacobi. Seine ganze Bildungsgeschichte hat einen analogen Gang theils mit Jacobi's theils mit Wieland's. In seinen ersten fröhlichen und vermischten Gedichten (1769. 1772)[159]) leitete ihn Natur und Erziehung auf die Lie-

158) Er hat auch Briefe „Klopstock und seine Freunde" herausgegeben, worüber die Familie des Dichters ungehalten war.

159) Man muß sich ja hüten, nach den spätern Sammlungen der Werke auf die Originalausgaben zu schließen; hier laufen außerordentlich ungefeilte Stücke noch mit unter.

beſcherze, Amoretten und Naturlieder der Anakreontiker; er ſchrieb wie dieſe eine Menge Seitenſtücke zu allen möglichen Vorbildern unter Griechen, Lateinern, Franzoſen und Engländern, ohne die Unebenheiten Gleim's, ohne die Flauheit Jacobi's, etwas humoriſtiſcher nach Bürger geneigt, wie Göckingk, der auch viel Einfluß auf ſeine Dichterei hatte. Dann aber wandelte ihn wie Wielanden eine ſchwärmeriſche Periode an, die mit Gleim's Halladat ungefähr zuſammenfällt. Ein Fuß breit Schwärmerei, ſagt er ſpäter, grenzte an ſein Herz, aber keine Bosheit. In dieſer Periode waren ihm die Bibel und der Meſſias Hauptquellen alles Großen und Schönen: in ihr ſchrieb er Geſänge für Chriſten (1773) voll Ziererei; ferner Elegien (1772) und Phantaſien in Petrarcha's Manier (1773), die er ſpäter ebenſo belächelte, wie Wieland ſeine platoniſche Periode. Dieſe Dinge verhalten ſich zu Petrarcha höchſtens wie Gleim's Anakreon zu ſeinem Urbild; es ſind hier die erſten Sonette, die hernach die ganze Fluth nach Deutſchland hereinleiten, die aber noch kaum den Namen verdienen. Was unter dieſen Phantaſien Liederform trägt, ſind eben ſchmidt'ſche Lieder; er will Petrarcha in ſeinen eignen halberſtädter Formen nachahmen, und vergißt, daß bei einem Dichter wie Petrarcha die Form Alles iſt, weil ſie einzig zu dem Weſen und dem Inhalte paßt, der aber freilich Schmidt ebenſo fremd war; wie er denn ſpäter ſelbſt ſagt, daß es ihm lächerlich vorkäme, Petrarcha's Wege gehen zu wollen „ohne Geliebte und ohne Studium des Plato". Er war übrigens weder lange, noch auch je ganz in dieſen petrarchiſchen Sphären. Schon 1773—74 erſchienen ſeine Hendekaſyllaben und Catulliſchen Gedichte, auf die ſelbſt Herder etwas hielt, obwohl er bedauerte, daß Schmidt nichts Bleibenderes und Tieferes ſingen wollte als dergleichen. Man ſieht übrigens wohl, wie dies Alles mit Gleim's Minneliedern und dem Aehnlichen bei Jacobi auf Einer Linie liegt, und ihn gleichmäßig Wielanden nähert. Mit den poetiſchen Briefen (1782) iſt er ganz wieder auf dem eigentlichen halberſtädter Boden [160]),

160) Werke hrsg. v. Schmidt und Lautſch II, p. 78. erzählt er dieſe Metamorphoſe:

bei Jacobi und Göckingk; und in seinem Klamersruh so ganz Er selbst, wie Gleim im Hüttchen. Das Ueberschlagen in den obscönen Gegensatz zu seiner petrarchischen Idealität in den üppigen Erzählungen aus der Geschichte der aktäontischen Nachkommen (1784) wollte eben so wenig behagen wie seine Schwärmerei. In seinen Episteln (1782) dagegen ist er nicht allein am liebenswürdigsten, sondern auch sich selbst am meisten treu; und wie alle diese Freunde legt er hier gerade seine heitere Lebensphilosophie nieder. Von dem tiburtiner Weisen, dessen Oden er spät noch übersetzte, indem er dabei deutscher zu sein strebte als Voß und Schmidt in Gotha, von Gassendi's Epikur, von unserm Anakreon (Gleim) lernte auch Er diese Weisheit der Mäßigung, der Bescheidung, der Freude, das carpe diem, das nil admirari und was Alles damit zusammenhängt. Geliebt zu sein von wenigen guten Seelen, die unsere Schwächen nicht zu genau wägen, die Spuren der Natur zu suchen, nicht hoch zu fliegen um nicht tief zu fallen, der Zufriedenheit die erste Stelle unter den Tugenden zu geben, vor dem Niederfallen des Vorhangs unseres Lebens nicht zu bangen und sich nicht darnach zu sehnen, dies ist der Kern der Lehren in diesen Episteln, von denen der Dichter hofft, daß sie ihm die Grazien verzeihen werden, da sie nicht auf hohe Dinge gerichtet, und nur von der freundlichen Erato eingegeben sind, die mehr Küsse als Lorbeeren zu gewinnen tauglich ist. Was seine Briefe allein vor den übrigen auszeichnet, ist ein Talent, höchst treffend die dichterischen Freunde zu charakterisiren. Wir haben oben bei Gellert ein Beispiel gegeben und wollen weiterhin ein

---

Auch ich bin einst ein Freund der Schwärmerei gewesen,
Bescheid wußt' ich von allen fremden Wesen
und desto weniger von mir. — Die hohe Schönheit galt
in meinen Augen nur, wenn unbekanntes Land
ihr Schauplatz war, die Engel ihre Rollen
darauf mir spielten und erhabne Lieder schollen,
wovon ich nicht den zehnten Theil verstand.
Dank der Vernunft und Dank der Zeit! gebrochen
hat sich des Taumels hehre Fluth.
Mein Herz, das sonst mit Geistern nur gesprochen,
spricht jetzt mit Menschen auch, und thut. u. s. w.

Paar Verse anführen, die er Bürgern zuschrieb. Diese Gabe war bei ihm von seinem Freunde G. Ch. F. Westphal (aus Quedlinburg) angeregt, der bis 1785 Prediger in Halberstadt war, und der (1779) Portraits in Theophrast's und La Bruyère's Manier geschrieben hatte. Doch läuft dergleichen selten mit unter, im Ganzen herrscht in den Episteln derselbe lässige Ton eines Mannes, dem Friede und Frohsinn Bedürfniß ist; der sich alles Harte und Schroffe, Voßens Auftreten gegen Stolberg z. B. so gut als seine harten Verse vom Leibe hält, obgleich er sonst Gleichgültigkeit gegen das Geistliche und Pfaffenhaß mit seinen Freunden theilt und Voßens reine Hexameter in Virgil's Landbau hoch bewundert. Das Ungeheuer: Geschichte des Tags, störte ihn nicht so sehr wie seine Freunde Gleim und Nathanael Fischer; er studirte dann Astronomie und feierte ein Fest im Haus, wenn sein Söhnchen ein Lied von Spiegel oder Gleim auswendig wußte. Nach den Episteln tritt dann eine weitere Aenderung in Schmidt ein, die der letzten Periode Jacobi's analog ist. Er ward mit Lafontaine bekannt, er trat in literarische Verbindung mit dem Rektor Fischer, der sich in vielerlei Schriften und Zeitblättern dem Streben nach Aufklärung und Duldung anschloß, und noch später mit Nachtigal (der auf Fischer im Rektorat der Domschule folgte) und Hahn, er arbeitete in die Ruhestunden dieser beiden Letzteren (1798—1802), in die becker'schen Erholungen u. s. f. prosaische Erzählungen, die dem gemeinen Unterhaltungstriebe fröhnen, und so die Geschichte der Literatur nicht angehen. Auch zu der Romantik neigte er vielfach hin, ohne jedoch in dieser Richtung, die in ihm mit Petrarcha abgethan war, etwas hervorzubringen.

In den halberstädter Verhältnissen wurzelte auch der Freund Schmidt's, Leop. Fr. Günther von Göckingk (aus dem Halberstädtischen 1748—1828), der auch bis 1792 in den Gegenden des Harzes und in Magdeburg lebte, ehe er nach Berlin berufen ward. Er trat zuerst mit Sinngedichten (1772) auf, die in diesem ganzen Kreise versucht wurden, allein dem friedlichen Charakter der Verfasser

gemäß alle zu zahm und ſtumpf ausfielen, worüber ſich auch Käſtner luſtig machte. Nicht ſtets, entgegnete ihm Göckingk, ſei er ſo friedfertig geweſen; auf die klopſtock'ſchen Nachahmer zu kreuzen halte er für Verdienſt, daß aber jetzt Keiner mehr wie ſonſt ſeine Galle zum Kreuzen anreize, dafür danke er der guten Seele, die nun am Steuerruder wache. Er meint ſeine Frau. Das häusliche Leben machte ihn gemächlich; aus Gemächlichkeit, nicht aus Gefallſucht nach beiden Seiten zog er die Segel ein, um ſich Sorgen und Unruhe zu ſparen und das Leben friedlich zu genießen. Die Satire und die Liebe waren einmal ſeine Steckenpferde, und Beide vertreten ſeine Sinngedichte und ſeine Lieder zweier Liebenden (1777), die mehr zu der Manier ſeines Freundes Bürger neigen, aber ohne alles Geſchick. Die Steckenpferde, die er zuletzt von Dauer gefunden, waren weiſe Fröhlichkeit, Freundſchaft, häusliches Glück. Eben dies ſtellt ihn in die Reihe der Halberſtädter, obgleich ſeine Verbindung mit Bürger, Boie und Voß uns ſchon vielfach nach Göttingen, andere in den Kreis von Tiedge [161]), Matthiſſon und der Frau von der Recke weiſen. Er iſt aber wenig von der Eleganz der Einen, und wenig von den Freiheiten der Andern angeſteckt, wiewohl hie und da einiger Haß gegen Hof und Konvenienz und ſelbſt republikaniſche Neigungen durchblicken [162]). In den Gedichten (1780) nehmen den breiteſten Platz die Epiſteln ein, die halberſtädter kanoniſche Gattung, und in ihr die halberſtädter Grundſätze. Ueberall haben wir den ehrſamen Mann der Mitte. Er mag nicht die Sitte des Hofs und nicht die der Pedanten, und ſchließt ſich daher an Rabener an in der Richtung mitten durch. In der Liebe mag er nicht das ſchmerzliche lange Sehnen des Petrarcha, und nicht den kurzen Scherz mit horaziſchen Schönen, er ſpottet der platoniſchen und der ſinn-

161) Vgl. Tiedge, Fr. L. G. v. Göckingk, in Haſſe's Zeitgenoſſen. I. 1829.

162) Gedichte. 1780. II, p. 35.

Noch ſchallt der Spruch in meine Ohren, den über mich dein Mund einſt that:
in keiner Republik geboren, wärſt du in jedem andern Staat,
als dieſem, den dein Fuß betrat, nicht glücklich, wo nicht gar verloren.

lichen Korſarenliebe, wie Wieland. In der Philoſophie wählt er ſich die, die in der Mitte zwiſchen Ariſtipp und Diogenes ſteht, den Narren des Hofes und des Volkes, die rechte Lebensart iſt zwiſchen der ſchlangenglatten Sitte des Einen und dem Charonsbart des Andern. In der Dichtkunſt ſchien ihm der ein Thor, der ſie bis an den Himmel hebt, wie der, der ſie mit Boileau zum Staub der Kegelbahn herabſtößt. Zeigt ihm einen Weg, dem Staate das zu ſein, in der Wirklichkeit das zu nützen, was Tauſende nur zu thun und zu ſein ſcheinen, ſo ſagt er der Dichtung Lebewohl. Denn er glaubte nicht den Dichter abſolut geboren, und zählte ſich beſcheiden zu den geringeren, und dichtete nur für ſeine Freunde, wie denn dieſe Epiſteln meiſt ohne Rückſicht auf das Publikum geſchrieben und urſprünglich nur als Manuſkripte gedruckt waren. Wir ſehen uns hier wieder unter dieſen Poeten der mittleren Gattungen, wie einſt unter jenen Dichtern der Nebenſtunden. Sie behandeln ihre Poeſie gar zu fahrläſſig, wie ihr ganzes Leben. Iſt nichts daran auszuſetzen, ſo iſt auch nichts daran zu loben. Männer, die es ſich mit dem Leben nicht ſo leicht machten, und die in der Kunſt, das wahrhaft Große und in der Welt nicht Schönreden über das Thun und Handeln, ſondern Wirkſamkeit und Handlungen ſelbſt ſuchten, Männer wie W. Humboldt und Forſter haben ſich daher, misfällig und wohl gar bitter über die Jacobi, Pfeffel und Göckingk geäußert, nicht allein über die Dichter, ſondern auch über die Perſonen. Und es war wohl natürlich, daß gerade aus dieſen Kreiſen die Unzer und Mauvillon, ſo wie die Göttinger gegen dieſe laxe Gemächlichkeit in Poeſie und Leben mit zuerſt am grellſten losbrachen, deren ganzen Umfang wir bei Wieland überſehen.

---

7. Wieland.

Wir haben oben Wieland ſo weit begleitet, bis wir auf der Spitze ſeiner fanatiſchen Frömmigkeit angelangt waren. Es war

natürlich, daß ſich dieſe unnatürliche Uebertreibung in ſich ſelber beſſerte; wäre dazu aber auch nicht Kraft genug in Wieland geweſen, ſo hätte der Spott der Berliner ſchon ſie aufreizen müſſen. Schon Nicolai hatte in den Briefen über die ſchönen Wiſſenſchaften von Wieland geſagt, ſeine junge Muſe ſpiele wie die bodmer'ſche die Betſchweſter und hülle ſich der alten Wittwe zu gefallen in ein altväteriſch Käppchen, das ſie nicht kleide. Ihre jugendliche Unbedachtſamkeit leuchte unter der altklugen Miene hervor, und es würde ein merkwürdig Schauſpiel ſein, wenn ſich dieſe junge Frömmigkeitslehrerin wieder in eine muntere Modeſchönheit verwandelte. Weiterhin hörten Leſſing und die Literaturbriefe gar nicht auf, dem jungen verſprechenden Dichter ins Gewiſſen zu reden. Zum Glücke kam er ſchon 1754 von Zürich weg, erſt nach Bern, wo neuer Umgang, namentlich mit Bondeli ihn allmählich umſtimmte. Dieſe höchſt intereſſante Veränderung verfolgt man Schritt auf Schritt in Wieland's Briefen an Zimmermann. 1758 ſchreibt er dieſem von einer kleinen Liebſchaft und ſagt dabei auf franzöſiſch, er ſei nicht ſo arg platoniſch, er fange an ſich mit den Leuten dieſer Niederwelt zu verſöhnen; er theile nicht alle Ideen Bodmer's und wünſcht Uz nicht ſo hart behandelt zu haben. Young hatte er noch zwei Jahre vorher neben die Engel geſetzt, aber jetzt macht er ſich nichts mehr aus ihm. Die Zeit ſei vorbei, wo er Vergnügen an Feenmährchen und dem Leben der heiligen Thereſe gefunden; er habe nicht mehr Luſt, vor der Zeit in die unſichtbaren Sphären zu reiſen. Er entzückt ſich jetzt vielmehr an den Kleinigkeiten und Spielereien Voltaire's; er geht vom Plato auf Xenophon über, und gar auf Anakreon, den ja Plato ſelbſt einen Weiſen genannt habe! Er wünſcht, Zimmermann möge ſich nicht an ihm ärgern, er wiſſe ja, daß die Ausdünſtungen ſeiner Seele nur aus der Oberfläche kämen; ſein Kopf ſchweife aus, ſein Herz ſei ein Gemiſch von Größe und Schwäche. Woher er die Sachen in den Sympathien habe, wiſſe er jetzt ſelbſt nicht mehr. Ueber Klopſtock urtheilt er jetzt ganz anders. Es ſei doch ſchlau, ſo eine Welt von Engeln zu ſchildern, die man müſſe gelten laſſen, weil

wir zu ihrer Beurtheilung keinen Maßſtab hätten. Die Meſſiade ſei nicht für Engel und nicht für Menſchen, wenigſtens nicht für alle Unchriſten, Papiſten, Philoſophen, die das Werk als ein Abenteuer betrachten müßten. Dabei bittet er aber, und als ob er ſich ſchäme, alle ſchlechten Dinge deutſch zu ſagen, wieder auf franzöſiſch: de ne pas le compromettre en aucune manière avec Mr. Klopstock. 1759 kündigt er an, daß ſeine Philoſophie die Maske der Thorheit nehmen werde, um dem Narren zu gefallen und den Weiſen lachen zu machen; ſchon beſchäftigt er ſich mit Lucian und Shakeſpeare; von Bodmer wünſcht er nicht mehr ſprechen zu müſſen. Ich fühle, ſagt er, daß ich als ein wunderbarer, unbegreiflicher, räthſelhafter Menſch erſcheinen mußte, fanatiſch den Einen, heuchleriſch den Andern, inkonſequent den Ernſten und Langſamen, mondſüchtig den Weltleuten, Poet den Philoſophen, Philoſoph den Poeten, oberflächlich den Pedanten, den Mittelmäßigen lächerlich und vielleicht verächtlich, was weiß ich!

In ſeinen Werken bezeichnet dieſe Uebergangszeit ſeine Beſchäftigung mit dem Epos und dem Drama. Auch auf ihn wirkte die allgemeine Aufregung in Deutſchland durch den ſiebenjährigen Krieg ſo viel, daß er von ſeiner Lehr- und Andachtspoeſie auf die thatſächliche zurückkam, und ſich an den zwei Hauptgattungen verſuchte, um die ſich der Geiſt der Zeit in ſich ſelber ſtritt. Friedrich der Große beſchäftigte ihn und führte ihn zu dem Lieblingsbuch ſeiner Jugend, zur Cyropädie zurück, die er in ein Epos umbilden wollte, um darin das Ideal eines Königs zu zeichnen. Höchſt charakteriſtiſch für ſeine ganze folgende Schriftſtellerei iſt es, daß er grade auf dieſes Buch fiel und auf den Gedanken kam, einen Roman zu einem Epos zu verwandeln, daß er dann in dem ganzen Zuge ſeiner Schriftſtellerei auf dem philoſophiſchen Romane hängen blieb, nachdem er mit dem erſten epiſchen Verſuche geſcheitert war, bis er zuletzt in der Zeit des höchſten Dichtungstriebes in Deutſchland wieder einen Roman zum Epos zu erhöhen ſtrebte, und mit dieſem im Gedächtniß der Nation geblieben iſt. Mit ſeinen fünf Probegeſängen des Cyrus (um

1757) [163]), die überall an Klopſtock und Taſſo anklingen, hoffte er unſtreitig die Wirkungen Klopſtock's zu machen und als dies fehlſchlug, ließ er das Epos fallen, und arbeitete nachher nur die Epiſode Araspes und Panthea (1758) [164]) in einem dialogiſirten Romane aus, in dem ſchon die Gemüthsſtimmung herrſcht, aus der ſich nachher ſein Agathon entwickelte. Nichts iſt uns in dieſen Dingen merkwürdig, als der Uebergang zur weltlichen Empfindſamkeit, den wir hier und ebenſo in ſeinen Schauſpielen faſt zuerſt in größerer Schärfe gemacht ſehen. Wie es ihm nämlich mit ſeinem Epos mislungen war, ſchrieb er gleichzeitig mit Cyrus die Johanna Gray [165]) und (1760) die Clementina von Porreta. Sogleich deckte ihm aber Leſſing die Schwäche ſeiner dramatiſchen Kunſt auf, indem er nachwies, daß er das erſtere Stück dem Nicol. Rowe mit bodmeriſcher Freibeuterei abgenommen, in dem andern ohne alles theatraliſche Geſchick den Grandiſon von Richardſon in Geſpräche gebracht habe. Zugleich deutet er die Farbe dieſer Stücke vortrefflich an: die ätheriſche Sphäre, ſagt er, ſcheine Wieland wieder verlaſſen zu haben, doch klebe noch allerhand an, was nach den Flügeln der Morgenröthe ausſähe. Seine Perſonen ſeien faſt lauter liebe fromme Leute; die Johanna Gray ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk eine liebe fromme Mutter, der Herzog ein lieber frommer Vater, Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, die Sidney eine liebe fromme — er wiſſe ſelbſt nicht was. Die Frauen ſeien lauter Seraphim des weiblichen Geſchlechts, die Böſewichter lauter Läſterer. Wenn er eine Zeit lang auf der Erde erſt würde gewandelt ſein, ſo würde er die Menſchen beſſer beobachten lernen und dann würde er treffliche Sachen ſchreiben.

Auch aus dieſem Felde, in dem er ſich ſpäter noch einmal mit der Oper täuſchte, ward er alſo von den Berlinern herausgeſchlagen, gerade um die Zeit, als er 1760 nach Biberach zurückkam. Er trug den

163) Sie erſchienen Zürich 1759.
164) Zürich 1761.
165) Zürich 1758.

Stachel in ſich, den ihm der Tadel der Literaturbriefe zurückließ, und äußerte ſich gelegentlich über dieſe Fréróns, wie er ſie nannte, mit der mismuthigen Anerkennung, mit der ſich auch Winckelmann einmal über Leſſing's Angriffe äußerte. Nun kam noch dazu Alles zuſammen, um ihn plötzlich und auf Einmal von ſeiner bisherigen Selbſttäuſchung zu heilen. Er kam in ein trocknes Amt, das ihn aus ſeinen Idealen herabzog; er fand ſeine alte platoniſche Freundin Sophia verheirathet als Frau La Roche wieder. Er beſchäftigte ſich mit Lucian, dieſem geiſtesverwandten Liebling, der die rechte Schule war, in der er ſeiner bisherigen Schwärmereien inne werden konnte. Er überſetzte jetzt (1762—66) den Shakeſpeare, und vortrefflich hat hier Gruber ein Urtheil Johnſons über dieſen Dichter auf Wieland angewandt, in dem, als ob es für deſſen Fall berechnet wäre, geſagt wird, daß einer, deſſen Einbildungskraft ſich in das Labyrinth von Phantomen verirrt habe, bei Shakeſpeare von ſeiner ſchwärmeriſchen Ekſtaſe geheilt werden könne, wo er menſchliche Geſinnungen in menſchlicher Sprache eingekleidet läſe, in Scenen, nach welchen ein Einſiedler die Weltbegebenheiten ſchätzen und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenſchaften vorher ſagen könne. Als Wieland daher (1762) gleichzeitig eine neue Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltete, ſah er ſchon ganz ein, wie er nach theuerm Lehrgeld aus dieſen bisherigen Regionen wegwandern müſſe. Was aber völlig den Ausſchlag gab, war ſeine Bekanntſchaft mit dem Grafen Stadion, der bei Biberach das Gut Warthauſen beſaß und 1762 bezog. Ihn begleitete ſein Freund und Pflegeſohn La Roche, der Gemahl von Wieland's früherer Geliebten; dieſe und Wieland ſelbſt wurden zur Unterhaltung des Grafen gebraucht. Hier nun lernte er eine Bildungsſphäre kennen, die ihm bisher ganz fremd, und die der grellſte Gegenſatz gegen jene andere war, an der er ſich in Bodmer's Haus überſättigt hatte. Der Graf imponirte ihm durch Rang, Weltkenntniß und Hofton weit mehr, als es Bodmer mit Frömmigkeit gekonnt hatte; die geiſtreiche Unterhaltung erfahrener Männer, feiner Geſellſchafter und einer gebildeten Dame ſagte ihm ganz anders zu,

als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Phantasterei und Empfindsamkeit, alles Ausschweifende und allen Aberglauben, die La Roche mit dem Grafen theilte, sagte seiner Natur weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Gegensatz von Allem was er bisher gesehen hatte und konnte ihn nicht tadeln. Denn man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei, und heiteren Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer Manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Censur nicht allzuwohl bestehen konnte. In der Bibliothek des Grafen fand er das in Schriften, was er im persönlichen Umgang lebendig fand. Er lernte jetzt Shaftesbury, der so zweideutig ausgelegt werden kann, mit anderen Augen ansehen, als da er ihn mit platonischer Brille gelesen hatte; er übersah die ganze Reihe jener Freidenker der Franzosen und Engländer, die an die Stelle der Religion und Offenbarung natürliche Sittenlehre und Philosophie setzten. Diese Männer wurden seine Lieblinge. Sie predigten gegen Vorurtheile und Irrthümer aus jenem Tone des gesunden Menschenverstandes, der Wielanden weiterhin so theuer ward, wie seinen berliner Feinden immerhin, sie schoben die spekulirende Vernunft bei Seite, und setzten sich dadurch in Besitz aller Menschen der höheren Stände, die des Denkens nicht entbehren und tiefes Denken nicht ertragen können. Eben diese Klassen hatte Klopstock und die Theologen um ihn her durch eine ästhetische Religion und durch Gestattung der Vernunft in Glaubenssachen an sich zu ziehen gesucht, da sie wohl einsahen, daß sie von den orthodoxen Eiferern und den pedantischen Schulphilosophen nicht zu halten waren. Allein schon hatte die französische Bildung diesen Boden in Deutschland gewonnen, und daher konnte ein französischer Schriftsteller von deutschem Adel, wie Herr von Bar, schon auf Wieland in dieser neuen Richtung hin wirken. Klopstock behielt daher nur enge Kreise übrig, und Wieland ward der Schriftsteller der großen Welt, seitdem er sich entschieden auf diese Seite der Lebensphilosophie warf und, wie jene

eine feinere Religion, seinerseits eine feinere Moral, gleichfalls im Gewande der Poesie, und einer bequemern Poesie lehrte, als die klopstockſche war. Unvermerkt war er aus allen klopstock-bodmeriſchen Theorien zu denen der berliner hinübergeſetzt. Er lernte, wie es Mendelsſohn verlangt hatte, von jenen Deiſten und Philoſophen den Menſchen ſelbſt zum Gegenſtand ſeines Nachdenkens zu machen; er ward dadurch auf pſychologiſche Betrachtung und Erfahrungen geführt, die ihm Leſſing gewünſcht hatte; er lernte den Eifer gegen die Finſterlinge verſtehen, die das gegenwärtige Leben an ein künftiges verlieren mochten; er arbeitete, ehe er ſichs verſah, an der Philoſophie der Anakreontiker mit, die weiſen Gebrauch des Lebens und das Geheimniß der menſchlichen Glückſeligkeit lehrte. Fehlte noch ein äußerer Beweggrund, um ihn von ſeiner Frömmigkeit herüberzubringen zum Haſſen alles Bonzengeiſtes, ſo ſtellte ſich auch dieſer ein. Auf ſeine Verwendung war Brechter, der nachmalige Herausgeber von La Roche's Briefen über das Mönchweſen, in Biberach Prediger geworden; er hatte die rechtgläubige Bürgerſchaft gegen ſich[166]) und es kam zu Aufſtänden, die Wieland ſpäter in den Abderiten verewigte. Er erfuhr alſo hier, wie die Religion zum Deckmantel gehäſſiger Leidenſchaften gemacht ward, und ſo half der Volksfanatismus im Kleinen bei ihm zu ſeiner Anfeindung poſitiver Religionsſatzungen, wie bei Voltaire und Rouſſeau im Größeren, wie im höchſten Grade die Greuel der engliſchen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß ſich ein ſo edler Mann wie Cherbury zuerſt mit Abſcheu dawider ſträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in deſſen Namen ſo viel Schreckliches vollführte.

Von jetzt an treten wir in ein ganz anderes Gebiet in Wieland's Schriften. Die vollkommene Klarheit, die über allen Werken und Anſichten, Regungen und Handlungen Wieland's liegt, läßt uns auch hier auf dem gebahnteſten Wege durch ſeine nächſten Schriften hindurchgehen und die genaueſte Anſicht von ſeiner innern Verwandlung gewinnen. Den Wendepunkt macht ſein Theages. Wir

166) Vgl. Schubart's Leben 1, p. 65.

haben hier zwar noch immer eine ſtrenge Anſicht von Moral und Poeſie; noch ſoll die letztere die Tugend zum Zweck und Ziel haben, eine Meinung, der in den Noten ſpäterer Ausgaben [167]) widerſprochen wird. Aber höchſt bedeutſam ſind ſchon die handelnden Perſonen. Wir lernen hier zwei Geſchwiſter kennen von ganz anderem Fleiſch und Blut, als jene lieben frommen aus ſeinem Schauſpiel. Eine Aspaſia, die zwar eine Männerverächterin iſt, aber keineswegs eine Nonne, ledig, weil ſie nie einen Karl Grandiſon gefunden, ja auch nicht einmal geſucht und vermuthet hat hier unter dem Monde, eine Weltdame auf großem Fuß, von feinen Bedürfniſſen, prachtliebend, aber vortrefflich, von fröhlicher Anlage, die eine Rowe bewundern kann, ohne die zweite Rowe aus ſich erzwingen zu wollen, die neben der Rowe auch Ovid und Heliodor mit Vergnügen lieſt! Theages aber iſt ein Feind der Rowe, ihrer ſchwülſtigen Sittenlehre, ihrer Unterdrückung der ſinnlichen Natur. Die Lehre der Diotima von der Kunſt zu lieben wird von ihm angenommen; noch platoniſirt er etwas, daß der geiſtige Amor der ſeine iſt, nicht der ſinnliche Kupido, aber ganz bedeutſam warnt Aspaſia bei dieſer Theorie folgendermaßen: „Dieſe beiden Amore ſind ſich nahe verwandt, und es iſt oft geſchehen, daß ſie ihre Kleidung gewechſelt haben, und daß der leibhafte Kupido erſchienen iſt, das Wort zu halten, welches der platoniſche Sylph gegeben. Kupido iſt ein wahrer Proteus, der ſich ſo gut in einen Platoniker, als in eine Franziskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantaſie auf ſeiner Seite hat, ſo weiß ich nichts was die beiden Schelme nicht ausrichten können.“ Eben dies ſollte aber jetzt in Wieland der ganzen Welt deutlich werden.

Der leibhafte Kupido nämlich erſchien plötzlich, völlig als Faun geſtaltet, 1762 in der Nadine und in den ſcherzhaften Erzählungen, in denen Wieland, ſtatt mit Klopſtock, plötzlich mit Voltaire und Prior, mit Crebillon und Diderot, mit Greſſet und Grecourt wetteifert.

---

167) Die erſte Ausgabe erſchien in der Sammlung einiger proſaiſcher Schriften Wieland's, Zürich 1758.

Man darf nur die Titel der Erzählungen leſen, die in die Geſammtausgabe unter dieſe Titel aufgenommen und z. Th. erſt etwas ſpäter geſchrieben ſind, ſo weiß man ſogleich in welchem Gebiete man iſt: Diana und Endymion, Paris' Urtheil, Aurora und Cephalus, und Combabus. Wir ſind ganz plötzlich in die ſinnliche Welt aus der überſinnlichen, in die griechiſche und heidniſche aus der chriſtlichen verſetzt, und noch hat der neue Boccaz nicht die Grazie gefunden, mit der er ſpäter ekler im Geſchmack ward. Hier iſt ihm im Stoffe des Combabus noch Alles, was eine poetiſche Erzählung von Intereſſe machen kann, ein in ſeiner Art einziger Gegenſtand! Hier iſt das griechiſche Gewand, in dem er es nie hoch brachte, noch ganz roh, das antike Nackte iſt noch von der feiſten Hand eines derben Niederländers gezeichnet, und bei dem Urtheil des Paris iſt uns zu Muthe, wie etwa bei dem Raub des Ganymed von Rembrandt.

Dies war die erſte Frucht aus ſeiner Lektüre des Lucian; er trat in die griechiſche Welt ein, der chriſtlichen müde, ſtellte ſie aber gleich in ein lächerliches Licht, als ob er ſich verwahren wollte, nicht auch in dieſem Gebiete der bewundernden Schwärmerei zu verfallen, die ihm vorher eigen war. Eben ſo machte er es in ſeinem nächſten Werke, Don Sylvio von Roſalva (1764), in Bezug auf die romantiſche Welt. Er fing hier an in ſeinen eigenen Buſen zu greifen, und die Macht der Einbildungen und der Schwärmerei zu ſchildern, die er ſelbſt ſo gründlich erfahren hatte. Jetzt war er auf dem rechten Wege zu einer ſelbſtändigen Dichtung, wie Klopſtock, als er über vaterländiſche Epen nachſann, allein er verfehlte wie dieſer die unmittelbaren Ideen der Zeit, und griff in ſolche engere Ideenkreiſe, die wieder nur einer kleinen Oligarchie nahe lagen. In der ganzen Zeit lag der unausgebildete Gedanke, gegen die ſeraphiſche Epopöe mit einer neuen Don Quixotiade zu Felde zu ziehen; die ganze Reihe der komiſchen Epopöen zeigte dieſe dunkle Abſicht und zugleich das Unvermögen, ſie auszuführen. Leſſing, als er den Plan machte, Gottſched auf die Seraphimjagd zu ſchicken, traf das rechte mit einfachem Takte; ein ſolches Werk, was nach beiden Seiten hin die praktiſchen Naturaliſten und Supranatura-

listen, die Empfindungs- und Verstandesmänner hätte verspotten müssen, würde bei der ungeheuren Aufregung, die über diese Gegenstände herrschte, eine gewaltige Wirkung gehabt haben. Aber hier machte Wieland einen Fehler, der sich nachher durch sein ganzes Leben, ja durch die ganze Geschichte der deutschen Satire zog. Er wollte das Jahrhundert nicht streicheln, er wollte es aber auch nicht geißeln; er kitzelte es daher, und machte ihm weder Freude noch Schmerz. Er satirisirte, und wagte es doch nicht, unmittelbar gegen die schwache Seite der Zeit loszuziehen; er führte daher Seitenhiebe gegen Dinge, die der Nation fremd waren, gegen Schwächen, die mehr seine eigene zufällige, eigene Natur betrafen, als den Körper des Volks, und hier ist er mit seinem Gegenfüßler Jean Paul, der ihm später die Rolle des deutschen Sterne oder Rabelais abnahm, ganz gleich. Statt daß er also, wie es ihm nach seinen eigenen Erfahrungen und nach der Stimmung der Zeit am nächsten lag, die Verirrungen der seraphischen Periode zu seiner Aufgabe genommen hätte, so ging er vorsichtig so vorbei, daß er Niemandem wehe that und er deutet diese seine weltkluge Vorsicht in dem vorliegenden Falle selbst in einem Briefe an Geßner an, wo er sagt, man müsse die Vorurtheile nicht achten, aber ihnen wie Ochsen aus dem Wege gehen. Er setzt also als Vertreter der schwärmerischen Verirrungen den Geschmack der Feenmärchen, der damals in Frankreich herrschte. Aber in Deutschland waren diese Dinge kaum durch die nürnberger Uebersetzung des Kabinets der Feen bekannt, und der Hieb fiel also ganz flach. Unglücklicherweise wetteiferte er nun mit Don Quixote; in einem Helden und einem Werke, das bloßen Büchern, den schalen Erfindungen einer Frau d'Aulnoy entgegensteht, mit dem großen Gedichte, das sich einer ganzen Welt und einem Principe entgegenwarf, das Jahrhunderte geleitet und zuletzt aus Entartung misleitet hatte. Neben diesem Misgriff in dem Stoffe sind die ästhetischen in der Behandlung eben so groß. Er folgt hauptsächlich der Anlage des schwächeren 2. Theiles des Don Quixote; man kennt den Schwärmer und will ihn heilen; diese Wendung hebt für die Leser den Stoß der Einbildungen des

Helden, der ſich in eine Feenwelt verwebt, gegen die Wirklichkeit ganz auf. Dabei fällt es faſt ins Kindiſche, wie mit ſteten Hindeutungen auf die innere Bedeutſamkeit des Helden und des Buchs, mit Lobeserhebungen auf die komiſche Literatur, mit Betrachtungen und Erläuterungen die Erzählung unterbrochen wird. Wieland thut, als ob ſein Werk lauter höchſtwichtige und ſchwierige Räthſel enthielte; jedes Nüßchen, deſſen Schale jedem Kinderfinger wiche, knackt er umſtändlich mit Maſchinen ſelbſt auf und ſchält jedes Theilchen des Kernes los, und läßt dieweilen den geduldigen Gaſt faſten.

Voller äſthetiſcher und pſychologiſcher Lücken iſt nach Wieland's eigenem Geſtändniß auch die erſte Ausgabe des Agathon (1766), ſeines Lieblingswerkes, weil es die Geſchichte ſeiner eigenen Umwandlung enthält. Hier tritt er in die ſokratiſch-xenophontiſche Zeit zurück, die ihm aus ſeiner erſten Jugend lieb war. Er nahm den hiſtoriſchen Agathon zur Grundlage, aus Euripides aber, den er bei ſeinem theatraliſchen Verſuche ſtudirt hatte, den Charakter des Jon zum eigentlichen Modell und dieſem edlen, jungfräulichen Jüngling ſchob er ſich ſelbſt unter [168]). Das Werk iſt in aller Weiſe, der Form nach betrachtet, ein alexandriniſcher Roman, mit Liebſchaften, Trennungen, Seeräubern, Sklavenverkäufern, Tugendprüfungen und Niederlagen, Selbſtgeſprächen, Wiederſehen, ein Umtreiben „von einem Abenteuer zum andern, von der Krone zum Bettlersmantel, von der Wonne zur Verzweiflung, vom Tartarus ins Elyſium". Er beſchäftigt ſich alſo wie Cervantes neben dem komiſchen Romane mit dem ernſten. Die griechiſche Färbung traf er freilich auch hier nicht; er nahm gleichgültig den Schauplatz und die Perſonen aus Sokrates' Zeit, den Ton ſuchte er in Ariſtänet's und Alkiphron's Briefen; er bringt den Schwulſt und Flitter der ſpäteſten Zeit ſammt ihrem Verderb mit

168) In der Vorrede der erſten Ausgabe ſagt er dies ſelbſt: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere als Agathon. Allein da ich ſelbſt gewiß zu ſein wünſchte, daß ich der Welt keine Hirngeſpenſter für Wahrheiten verkaufe, ſo wählte ich denjenigen, den ich am genauſten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus dieſem Grunde kann ich zuverläſſig verſichern, daß Agathon eine wirkliche Perſon iſt."

dem atheniſchen Weiſen zuſammen, und dies iſt für ſeine ganze gleichmachende Natur ſo charakteriſtiſch, wie daß ihm ſein Plato unvermerkt zu Sokrates, ſein Sokrates, ja ſelbſt ſein Diogenes wieder zu Ariſtipp, zu Horaz, zu Lucian, und Alles endlich zu Wieland wird. Wichtiger als die Form aber, die in allen poetiſchen Empfindungen und Charakteren Wieland's nicht viel bedeutet, iſt der Inhalt und moraliſche Plan dieſes Romans. Er will zeigen, wie weit es ein armer Sterblicher mit den bloßen Kräften der Natur in Tugend und Weisheit bringen könne, wie viel die neueſten Verhältniſſe auf uns wirken, und wie man nur weiſe und gut wird durch Erfahrungen, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unſerer ſelbſt, öftere Veränderungen in unſerer Art zu denken, beſonders durch guten Umgang und gute Beiſpiele. Er bringt alſo ſeinen platoniſchen Agathon mit all ſeiner jugendlichen Schwärmerei, mit ſeiner Philoſophie, die das menſchliche Glück an das beſchauliche Leben, und dieſes an die Haine von Delphi gebunden ſah, in Gegenſatz mit dem Sophiſten Hippias, dem Vertreter eben jener neuen Philoſophie, die Wieland aus den Engländern und Franzoſen gelernt hatte. Es dreht ſich Alles um die Fragen [169]), ob Schwärmerei oder Selbſtſucht, geiſtige oder ſinnliche Liebe, die Ideen von Göttlichkeit oder Thierheit des Menſchen, Weisheit oder Klugheit das ächtere ſind. Das böſe Prinzip in Hippias wird nun freilich mit Worten viel beſtritten, aber der Sache nach ſiegt es; der Offenbarungsglaube und die ſtrengen Grundſätze des Agathon gehen an dem praktiſchen Weltphiloſophen, ſeine Unſchuld an Danae verloren, doch tilgt ſich eine geheime Anhänglichkeit an die alten Lieblingsideen nicht aus. So bleiben wir auf einem gewiſſen verneinenden und zweifelnden Standpunkt ſtehen, der in den ſpäteren Ausgaben verändert ward. Für die damalige Lage Wieland's iſt dies aber ſehr charakteriſtiſch. Denn in ſeinen nächſten Produkten werden wir ſehen, daß er ſtets mehr der thieriſchen Natur im Menſchen nicht in Worten ausdrücklich ſchmeichelt,

169) Vgl. Gruber's Charakteriſtik des Agathon im Leben Wieland's.

aber in der That deſto mehr und daß es ſcheint, als ob er in ſeiner Denkart einmal den Gegenſatz gegen ſeine frühere platoniſche recht gründlich durchmachen wollte, obgleich er in der Wirklichkeit in dem Punkte der Sinnlichkeit, ſelbſt als er am freieſten ſchrieb, ſo orthodox blieb, als er vielleicht früher im Punkt des Religionsglaubens, ſelbſt als er am meiſten eiferte, nie orthodox war. Damals ſchon fing es an, daß man an des Schriftſtellers Tugend zweifelte; als dies nachher allgemeiner ward, lenkte Wieland ein und dem hat man die ſpäteren Aenderungen im Agathon zu danken. Damals aber war er viel zu ſicher gemacht durch Leſſing's nachdrucksvolle Begrüßung des Agathon, und geblendet durch einen gewiſſen Ingrimm auf ſeine frühere Verblendung, und alle die daran Theil nahmen.

Hintereinander erſchienen nun eine Reihe von Erzählungen, theils in Proſa, theils in Verſen, theils in griechiſchem, theils in ritterlichem Gewande, in denen das wohlgefällige Verweilen auf ſinnlichen Schilderungen immer ſtärker hervortrit. Der Idris (1768) ſollte ein Seitenſtück zu Hamilton's vier Facardins werden. Ganz ſucht hier Wieland in die Manier der ritterlichen Erzähler einzugehen, nur daß es ihm weder materiell noch formell gelingt. In Bezug auf das Aeußerliche beleidigen uns hier Fächer, Reifröcke und Perücken in der Ritterwelt, wie andere Modernitäten in ſeinen griechiſchen Erzählungen; in ſeinen freien Verſen meinte er die ottave rime zu übertreffen, man wird ihnen aber nicht abſehen, daß er fünf Jahre daran feilte. In Idris ſollte, wenn er fertig geworden, genau die platoniſche Liebe gegen die ſinnliche (Idris gegen Itifall) übergeſtellt und zwiſchen beiden die Liebe des Herzens (Lila und Zerbin) als die rechte und ächte, jene anderen als Ab- und Irrwege gezeigt werden, ſo daß nach der ariſtoteliſchen Moral die Liebe, die die neue Welt zu einer Tugend machte, zwiſchen zwei Extremen läge. Auch hier alſo bewegen wir uns in jener Weisheit der Mitte, die in der Theorie vortrefflich iſt, bei der aber Alles auf den Takt der Ausführung ankommt, wenn nicht bald aus dem Gleichgewicht Gleichgültigkeit, bald aus dem Schwanken ein Herumſpielen an den Extremen werden ſoll, die

man vermeiden will. Ich fürchte Beides ist bei Wieland moralisch und in seinen Schriften ästhetisch der Fall. Auf diese Weise spielt in Musarion (1768) eine unzüchtige Zucht an den Grenzen hin. In dieser Erzählung ist wieder die Musarion ein Abbild von Wieland's Geiste selbst [170]). Die Heldin ist über die schwülstige, empfindsame Liebe ihres Phanias verdrossen, sie sucht lieber die Gesellschaft von Gecken, um sich nicht von seiner Schwärmerei anstecken zu lassen. Sie überzeugt ihn ad hominem von dem Unterschied zwischen Spekulation und Handlungen, zwischen Schule und Natur, indem sie zwei philosophische Gäste, Schüler der Stoa und des Pythagoras mit ihren Nymphen und ihrem Wein zu Schanden macht, trotz ihrer excentrischen Moral, während sie mit ihrer leichtsinnigen den Reizungen der Sinnlichkeit widersteht; sie belehrt ihren geliebten Zögling, daß das Anhängen an dem Systeme der Entbehrung und der Ideen aus solchen Lagen des Menschen natürlich fließt, wo er sich unglücklich fühlt, wo nicht frische Lebenskraft mehr ist. Diese Lehren sind der Kern des Buchs, das Lehrhafte hat das epische noch unterjocht, wir gehen erst von Fabel zu Fabliau über, mit aller gellert'schen Manier, mit jener Geschwätzigkeit und jenen mäandrischen Reflexionsepisoden, die damals ein Hauptreiz schienen. Formell würde man nicht begreifen, wie nicht allein Lessing auch dieses Werk beifällig aufnahm, sondern wie selbst Goethe äußerte, es habe ihm geschienen, als sei Griechenland in Musarion lebendig geworden. Durchaus hängt dieses Wohlgefallen mit der Losreißung der Dichtung von der Moral

170) Vorrede der Ausgabe von 1769. „Das milde Licht, worin Musarion die menschlichen Dinge ansieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Schimärische (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerei und Betrug, beinahe alle sittlichen Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten mehr oder minder verfälscht haben) auf eine so sanfte Art, daß sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom Wahren abzuscheiden weiß, diese sokratischen Ironien, diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, die mit all ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen, — alle diese Züge sind die Lineamente meines eignen Geistes und Herzens." Man sieht wieder, er ist sich selbst zu loben nicht faul.

zuſammen, die durch Wieland eingeleitet ward, obgleich ſie bei ihm thatſächlich nicht aus dem Joche der Philoſophie heraustrat. Die Philoſophie der Muſarion heißt ſchon die der Grazien. Dieſe Geſchöpfe ſelbſt lernen wir (1769) in einem nach ihnen betitelten halb proſaiſchen, halb verſificirten Stücke kennen, in dem ſich Wieland Gleim und Jacobi förmlich zur Seite, dem Guarini und Geßner entgegenſetzt. Er ſpottet über den zärtlichen Ton der Letzteren, erzählt aber hier ſelbſt, in einer herben Miſchung von flaumenweichem Vortrag mit den Härten ſchlechter Späße und einem Ueberguß von modernem Firniß, die Geſchichte der Grazien, wie ſie erſt ihrer ſelbſt unbewußt, dann ihrer Gottheit inne werden, die Reize der feineren Geſelligkeit nach Arkadien und unter die Menſchheit tragen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Sitte und Tugend, wohin ſie Wieland ſelbſt tragen wollte. Ungemein charakteriſirt dies ganze Werkchen und ſeine ganze Anſicht von den Grazien unſeren franzöſirenden Dichter. Die Grazie iſt im Reich des Schönen, was die Unſchuld im Moraliſchen und die Naivetät im Intellektuellen, es iſt das Bewußtloſe und der Naturſtand, und als ſolcher Erbeigenthum der Kinder, beſonders der Mädchen; wie ein Kind, ſo lange der Begriff des Konventionellen ihm noch nicht beigebracht iſt, nichts Unverſtändiges ſagen, und nichts Schuldvolles thun kann, ſo kann es auch keine ungraziöſe Bewegung machen, ſelbſt wo es das Unanſtändigſte vornimmt. Die Grazie iſt daher, wenn irgend etwas, angeboren; allein jenes vom Franzoſenthum verbildete Geſchlecht, und darunter ſelbſt Winckelmann, will ſie gerade durch Ueberlegung, Erziehung und Uebung hervorgebracht haben, indem es die Grazie der Tänzerin und Schauſpielerin in Ausſicht nimmt, die dieſe wie Unſchuld und Naivetät nachahmen, und wenn ſie ſie von Natur beſaß, auch erhalten oder herſtellen kann, dem Weſen nach aber nie einen Erwerb der Kunſt, ſondern einen Beſitz der Natur nennen muß. Wieland's Vorſtellung von den Grazien ſoll nicht ſein, aber ſie iſt eben die winckelmann'ſche[171]);

171) Wie ihm geſchieht, daß was er thut anders iſt, als was er ſchreibt, ſo auch hier. Er ſagt im neuen Amadis vortrefflich: „Grazien, welche Töchter der Kunſt

ſie verhält ſich wie modern zu antik, kokett zu unſchuldig, affektirt zu naiv, kurz wie ſeine ganze Vorſtellung vom Alterthum zu dem wahren und ächten. Und ſo iſt denn die Wendung, die ſeine Erzählung von den Grazien am Schluſſe nimmt, ungemein naiv, d. h. ſie öffnet, ohne daß es Wieland ahnte, ſeine Unfähigkeit dieſen antiken Begriff zu faſſen. Die Alten haben die Grazien die unſchuldigſten aller Götter genannt, ſie haben ſie im Alter der unaufgeblühten Knospe gebildet, aber nach Wieland müſſen ſie doch vom Baum der Erkenntniß Einmal genaſcht haben! Es blieb zwar ein Myſterium, aber ein Faun zeugte mit Thalia den Genius der ſokratiſchen Ironie und des lucianiſchen Spottes. Auf ihn ſelbſt angewandt bedeutet dieſes Myſterium: die Frucht des thieriſchen und göttlichen Triebs in ihm war ſkeptiſcher Spott und verneinende Laune; auf ſeine jungfräuliche, unbewußte und blöde Jugendnatur folgte der Gegenſatz des Selbſtbewußtſeins und Selbſtgefühls; mit Unſchuld verband ſich Lüſternheit in einem unnatürlichen Bunde, Schönheit mit Häßlichkeit, Cynismus mit Anmuth. Von den unnatürlichen Verbindungen, wozu dies führte, zeuge ſein Diogenes (1770). Eine albernere Kompoſition hat Wieland kaum gemacht; aber auch ſie, wie Muſarion, beſtach die jungen, noch rathloſen Geiſter und gleich bei der Erſcheinung urtheilte der junge Goethe davon: bei einer ſolchen Gelegenheit könne man nur empfinden und ſchweigen; ſogar loben ſolle man einen großen Mann nicht, wenn man nicht ſo groß ſei, wie er! Der Cyniker iſt hier ein Cyrenaiker geworden, der ſchöne Seelen in ſchönen Augen, nicht Menſchen mit der Laterne ſucht; er ſchreibt Denkſchriften an ſeine Faßwände, macht den gefälligen

ſind, hören auf Grazien zu ſein. Und gleichwohl iſt es möglich, auch hierin die Kunſt bis zu einer Art Täuſchung zu treiben, und es giebt Fälle, wo nur der unverdorbenſte Geſchmack und die feinſte Empfindſamkeit die naive Grazie, die allein dieſen Namen verdient, von derjenigen, welche eine Frucht der Kunſt, Nachahmung und Beſtrebung iſt, zu unterſcheiden wiſſen." Man weiß nicht, ob er ſelbſt die graziöſe Schreibart bis zu dieſer Täuſchung meint gebracht zu haben mit Kunſt und Verſtand, oder ob er in perſönlicher Naivetät es zu der Selbſttäuſchung gebracht hat, echte Grazie und Naivetät in ſeinen Schriften zu ſuchen.

Rathgeber bei schönen Mädchen, die sich in seinen Schutz flüchten, und unterbricht seine Rathschläge mit Blicken und Küssen, und endigt mit dem schlimmsten Troste. Er hat eine geliebte Glycerion verloren und empfindelt über ihren Tod trotz einem geßner'schen Schäfer. Die Lehren von Freude und Grazien liegen in dem Munde des Mannes, dem sie in aller Welt am wenigsten angehören, neben Satiren vom Mann im Mond, mit denen die Metaphysiker verspottet werden. Im neuen Amadis (1771), wo Hamilton wieder Vorbild ist, sucht der Held ein wirkliches Ideal, zusammengesetzt aus den Gestalten der Tugend und Wollust; in dem freien Gang seines capriccio führt uns der überall her plündernde Poet zu den gemeinsten Stellen, die durchaus werth waren, einem Blumauer und Heinse zum Ideal zu dienen, und durch ein ariostisches Geflecht von schlüpfrigen Scenen; der Held sündigt mit Koketten herum und findet dann ein nachthäßliches Geschöpf, aber voll Geist als sein Ideal. Ist hier die Obscönität im Dienste eines Gedankens, so kann höchstens auf Schiffpfunde von Gemeinheit ein Quentchen Moral kommen; der Wunderfächer des Antiseladon ist vor uns ausgebreitet, hundert Felder und 99 voll Schmutz; und man würde gar nicht auch das Geringste von einer Absicht vermuthen, die außerhalb des Selbstzweckes dieser Widerlichkeiten läge, wenn nicht der Dichter hier wie überall stets von seinen Planen redete, und immer mit Ruhmredigkeit und Redseligkeit auf die psychologische, gynäkologische, politische und moralische Weisheit deutete, die hinter seinen Erzählungen verborgen sei, und auf die „großen dem ganzen Menschengeschlecht angelegenen Wahrheiten", die seine ganze Dichterei durchdrängen.

Wieland rächte sich in dieser Periode, wo ihn das wüste Leben in Erfurt, wie wir es aus Bahrdt's Lebensbeschreibung kennen lernen, dreister machte, an seiner eigenen Schwärmerei und seinem Spiritualismus, durch den Uebergang zu Materialismus und Duldsamkeit. Wäre eine ähnliche Täuschung über frühere Ideale in Klopstock denkbar gewesen, so würde dieser in elegische Klagen verfallen sein; Wieland's heitere Lebensansicht aber

und ſein Bewußtſein, daß es ihm um Wahrheit ernſtlich zu thun ſei, ließen ihn nun gegen alles Ueberſpannte, gegen Zeno und Pythagoras, gegen Plato und alle ſyſtematiſche Philoſophie in Rüſtung treten. Er hatte früher das ungeſchminkte Menſchliche unduldſam angefochten und erlaubte Freuden angeſchwärzt, jetzt waffnete er ſich gegen alle finſtere Tugend, gegen das Aufgedunſene, Uebertriebene und Herbe der chriſtlichen Moral und Weisheit, und merzt die Schwärze des Laſters aus, oder überkleidet ſie mit dem Gewand der Grazien. Er behandelt jetzt alles Edle und Ideale im Menſchen, das er früher einzig bevorzugt hatte, mit Kälte und Kürze, und alles Sinnliche und Thieriſche mit warmem Wohlgefallen, er ſkizzirt das Reine blos und läßt es nicht ohne Kleckſe, und malt dagegen das Häßliche breit und luſtig aus. Die Welt ſelbſt aber rächte ſich mit Wieland an der früheren Schwärmerei und dem jetzigen Gegenſatze, dem er verfiel. Zu ſeinen Gegnern, die er ſich früher unter den Anakreontikern gemacht hatte und die jetzt nicht alle nachgaben, als er ſich im Amadis mit Würde auf Hagedorn's, Gleim's und Jacobi's Seite ſchlug, geſellten ſich nun die Haſſer ſeiner Abtrünnigkeit, und die Wächter Zions, die er ja ſelbſt wider ſich ſelbſt beſchworen hatte, als er ſie gegen Uz aufrief. Seine Grazienphiloſophie ward in den Göttinger Anzeigen angegriffen; ſeine Freunde ſagten ihm bittere Wahrheiten über ſeinen Agathon und Anderes; man beſchuldigte ihn in Deutſchland des Epikureismus, und in Paris ſogar galt er für einen ausgemachten Atheiſten. Lavater, ſagte er ſelbſt, rief alle Chriſten auf die Knie, um für ihn als einen gefallenen Sünder zu beten. Theologiſche Lehrer verboten ihren Zuhörenden ſeine giftigen Schriften, Prediger brachten ſie in Erfurt während ſeines Dortſeins auf die Kanzel, ein Cenſor in Wien trat den Agathon mit Füßen. Um 1773 erhob ſich die ganze klopſtock'ſche Schule in Göttingen gegen ihn und vorzugsweiſe in moraliſcher Beziehung; ſie verbrannten an ihren Feſten auf Klopſtock's Geburtstag ſeine Werke; Voß ſchleuderte kriegeriſche Epigramme im Muſenalmanach gegen ſeine Buhlerromane und ländervergiftenden Schandgeſänge, und Claudius fal-

tete ſeine Hände über die Dichter, die der Weiblein Tugend frech und ungeſcheut ſchmähen zu dürfen glaubten, wenn es nur in ſchöner Proſa oder Verſen geſchehe. Solltens nicht thun, meint er, es ſei doch nicht übel, ſchamhaft und tugendhaft zu ſein. Dieſe Anfechtungen ließ ſich Wieland in ſeinen ſchwachen Stunden ſchwer zu Herzen gehn, und klammerte ſich dann an ſeine alten und neuen Freunde und rief um Hülfe; bald aber ſammelte er ſich wieder und nahm ſich übrigens auch dies zu Herzen, wie er vorher mit Leſſing's Anfechtungen gethan hatte. Zwar über die ſchriftlichen Angriffe tröſtete er ſich. Er meinte, es würde Voß einmal ſo gereuen, im Eifer für die Tugend Epigramme auf ihn gemacht zu haben, als ihn ſelbſt ſeine Anfälle auf Uz reueten. Mistrauiſch gegen ſeine Schriften vertrauete er auf ſein untadelhaftes Leben, und wünſchte, daß jeder große Mann nur zwei Tage bei ihm leben müßte, ſo hoffte er ſelbſt Klopſtock und Lavater ſich zu Freunden zu machen. Und in der That kam es ſo, daß ein Mann wie Herder ſein nächſter Freund ward, und daß ſelbſt Klopſtock und Voß von ihrer Strenge gegen ihn nachließen, obwohl freilich erſt dann, als er ſelbſt etwas in ſeiner ſchlüpfrigen Schriftſtellerei nachgelaſſen hatte. Was ihn weit mehr quälte, als kritiſche und äſthetiſche Ausſtellungen an ſeinen Schriften, war die Bemerkung, daß man an ſeinem Wandel zweifelte. Auch hatte er Gelegenheit zu erfahren, welche Leute er ſich mit dieſen Schriften anzog, als er mit Lenz umging, der ihn liebte um ſeiner Sünden willen, als ihm Heinſe mit ſchmählichem Undank lohnte und ihm einen Spiegel vorhielt, den ihm ſeine Feinde freilich mit Schadenfreude als wohlverdient werden gegönnt haben; als ihm der ſchmutzige Verfaſſer der Gedichte im Geſchmack des Grecourt, dem „der unflätigſte Priapismus ſtatt der Begeiſterung diente, ſeine ekelhaften Obſcönitäten mit einem salve frater dedicirte!“ [172]).

172) Wieland war aus Gutartigkeit und Leichtſinn einer der ſchlechteſten Menſchenkenner; wieviel Kindiſches und Schädliches in ihm war, wie ungleich er von Charakter war, erfuhr Schiller von ſeinem eignen Schwiegerſohn Reinhold. Wie ſchmählich er mit Verhältniſſen und Perſonen ſpielte, die ihm doch ſelbſt nicht gleich-

Wieland ſelbſt vertheidigte ſich (1775) in den „Unterredungen mit dem Pfarrer von * * “, und ſah ein, daß er zu weit gegangen, obwohl er mit ſeinen gewöhnlichen Halbheiten hundert Entſchuldigungen verſuchte, von denen keine recht glückte, während nur die Einwendungen, auf die er die Antwort ſchuldig bleibt, auf feſterem Boden ſtehen. Er tröſtet ſich für das Ueble, das ſeine Erzählungen geſtiftet haben möchten, mit dem Guten, das ſie auch gewirkt haben könnten; hätte er übrigens an jenes gedacht, ſo hätte er ſie nicht geſchrieben, obgleich er wieder einlenkend Behutſamkeit im Augenblick des Genies und der Laune im Dichter für Aengſtlichkeit erklärt. Er lullt ſich mit dem popiſchen Liedchen ein: Alles ſei gut was iſt; und da einmal Arioſt und Boccaz da ſeien, ſo würden ſeine Sachen neben dieſen die Welt nicht viel ſchlimmer machen! Er will nicht für den zufälligen Schaden, den er anſtellte, verantwortlich ſein, aber er ſchweigt von dem nothwendigen, der vorauszuſehen war. Er ſelbſt würde ſeinen Idris nicht ſeiner Tochter in die Hand gegeben haben, er meinte ſie aber ſo zu erziehen, daß er ihr nicht ſchaden ſollte, wenn ſie ihn läſe. Dies hängt mit der ariſtokratiſchen Moral zuſammen, die er wie Shaftsbury in Ausſicht nimmt, nach der das Herz mit dem Kopf in Einverſtändniß ſein ſoll, nach der die Tugend und die Güte des Menſchen abhängig ſeien von Weisheit, wahre Aufklärung das einzige Mittel zu wahrer Beſſerung wäre, nach der gegen abergläubige Religion eine grundſätzliche Sittenlehre geſetzt werden ſollte. Aber er bedachte dabei nicht, daß nicht jeder Menſch,

---

gültig waren, geht aus obigem Beiſpiele am deutlichſten hervor, obgleich es nicht das einzige iſt in der reichen Sammlung von Briefen, die wir von ihm beſitzen. Er äußerte ſich mit obigen Worten heftig über die Schamloſigkeit jenes »soi disant Grécourt,« bot ihm aber dennoch ſein Herz an, und erhielt darüber von Jacobi heftige Vorwürfe. Hierauf antwortete er (Jan. 72) wieder mit einer franzöſiſchen Stelle in einem deutſchen Briefe: »J'avais tort de lui offrir mon coeur, de me servir d'une expression consacrée à la veritable amitié. Mais assurément j'étais bien loin de l'idée de l'associer jamais à mes amis κατ' ἐξοχήν. Les mots chez moi ne sont que des signes; leur valeur est à la qualité intrinseque de ceux à qui je les addresse. Au reste je vous promets d'être dorénavant plus circonspect dans le choix de mes expressions.

der gerade ſolche Bücher ſucht, ſolch eine Erziehung gehabt hat! Er flüchtet ſich ferner hinter die ſchlüpfrigen Stellen im Ezechiel und der Bibel, als ob man heute einem Volke darbieten dürfe, was damals in Zeiten, wo die Keuſchheit noch keine Tugend und die Sinnlichkeit noch kein Trieb war, der durch die Reize der Phantaſie auf künſtliche Höhe getrieben wurde, wo die materielle Geſchlechtsliebe nicht mit der ideellen Menſchenliebe zuſammengeworfen und Leidenſchaft mit Tugend verwechſelt oder vermiſcht ward. Auch Gruber entſchuldigt Wieland's lüſterne Muſe mit der naiven Geſinnung, die das Schönheitsgefühl nicht beleidige; allein daß das Schönheitsgefühl in ſolchen Sachen wie im neuen Amadis zu finden ſei, wird Jeder billig leugnen, leugnet Gruber in Bezug auf den Combabus ſelbſt, und Wieland ſogar geſteht, daß er es beleidigt habe. Die naive Geſinnung und Unſchuld iſt in Wieland's Perſönlichkeit und Sitte; er trug in den Roſenmonden ſeiner Ehe (ſeit 1765), die ſich bei ihm zu Roſenjahren ausdehnten, ſeine Freuden mit antiker Unbefangenheit in ſeine gleichzeitigen Schriften. Aber in dieſen ſelbſt iſt nichts von Unſchuld und Naivetät; falſche Muſter haben ſeinen Geſchmack und Vortrag verdorben, obgleich ſie nicht ſein Leben verderben konnten. Hier liegt der Zwieſpalt in Wieland's Gewiſſen ſelbſt, der Zwieſpalt zwiſchen ſeinem reinen Selbſtbewußtſein über ſeinen Lebenswandel und der Stimme der Zeit, der Widerſpruch des Urtheils über ſeinen häuslichen Charakter und den ſeiner Werke. Hiſtoriſch tadelt man daher billig den Mangel an Menſchenkenntniß, der früher dem damaligen Geſchlechte eine ascetiſche *Abſchließung vor* Verſuchungen zumuthete, nicht weniger als jetzt, wo er dem Geſchlechte einer halb verbildeten Zeit eine *Abhärtung gegen* Verſuchungen zumuthete, die bis zur Stumpfheit gegen den feinſten Kitzel gehen müßte, wenn ſie vor ſeinen Schriften beſtehen ſollte. Er ſtellt ſich an, der Sinnlichkeit entgegenarbeiten zu wollen, und verſpottet ſie; beſtand dies Laſter, ſo konnte es der Spott nicht tilgen, beſtand es nicht, ſo mußte er es faſt nothwendig hervorrufen, denn indem er es entlarven will, ſo maskirt er es aufs

ſchönſte [173]). Wenn vita proba die paginam lascivam entſchuldigt, ſo möchte auch Wieland entſchuldigt ſein; doch iſt dieſe Rechtfertigung gewiß nur ſo relativ, wie man, um es derb zu ſagen, gegen die feile Hetäre die in Schutz nehmen würde, die wir im Deutſchen eine Maulh — nennen. Aeſthetiſch möchte die Naivetät Vieles in Wieland's Schriften entſchuldigen, wenn er ſich ihrer auch in ſeinen poetiſchen Formen bemächtigt hätte, wie er denn in einigen ſpäteren Erzählungen ſich den mittelaltrigen Quellen und in ihnen dem ächteren Ton der Naivetät mehr näherte, allein in den Erzählungen dieſer Periode ſind die ſchlüpfrigen Stellen mit der Kälte des Kopfes eben ſo entworfen, wie früher die Seraphim bei ihm mehr Sache des Gedankens als der Empfindung waren; und da auf dieſe Weiſe jene Stellen nichts weniger als unbefangen lauten, ja die ganzen Entwürfe faſt immer nach dieſen Stellen hin entworfen ſcheinen, ſo hat Schiller auch äſthetiſch manche wielandiſche Produkte verworfen neben Crebillon's und Voltaire's [174]). Bedeutungsvoll ſind übrigens dieſe Dichtungen Wieland's eben von dieſer Seite der Darſtellung des Nackten im höchſten Grade dadurch, daß er thatſächlich damit die erſte Hand anzulegen ſchien; die Dichtung von den Feſſeln der Religion und Moral zu befreien. Noch ehe er den Grundſatz von Leſſing angenommen und ſich klar gemacht hatte, ſchien er zu ſchaffen nach dem Grundſatze, daß ein Kunſtwerk ſeinen Zweck in ſich habe, den der Schönheit; daß die Dichtung nicht, wie es ſeit Jahrhunderten hieß, nützlich und

173) Er muß daher dem Pfarrer in jener Unterredung ſelbſt zugeben, daß er in zwei Punkten nicht mit ſich zufrieden iſt, die er dieſem in den Mund legt: daß nämlich die Dämme gegen die Sünde untergraben würden, wenn man durch die Liebenswürdigkeit der Sünder, durch Verſchönerungen der Sache durch den Grazienſchleier über dem Anſtößigen, den Begriff und das Gefühl des Schändlichen der Sünde benähme, und daß die Reizungen zur Sünde verſtärkt würden, wenn man alle Kräfte der Phantaſie, alle Zauberei der Poeſie aufbiete, um wollüſtige Gemälde zu ſchildern, ohne daß ſich irgend eine moraliſche Nothwendigkeit dabei denken ließe.

174) Gruber hat Schiller's Urtheil (aus dem Aufſatz über naive Poeſie) benutzt, um ſeinen Wieland zu entſchuldigen, allein er legt zu viel Gewicht auf Schiller's Note zu der betreffenden Stelle, in der dieſer perſönlicher Rückſichten halber mildert was zu mildern iſt. Die entſcheidenden Sätze ſtehen im Texte mit minder deutlicher Beziehung auf Wieland.

ergötzlich ſein ſolle, ſondern daß ſie ihren Zweck erfülle, wenn ſie ſchön ſei. Ob und in wie fern ſie auch nützen könne und ſolle, werde durch ein anderes Geſetz beſtimmt, von welchem zwar der Gebrauch der Kunſt, aber nicht die Kunſt ſelbſt abhänge. Die ſittliche Darſtellung gerade wies von der bisherigen Verbindung der Poeſie mit der Muſik weg auf die mit der Plaſtik, und durch den Hinblick auf dieſe war eher Hoffnung, daß ſie ihre eigne Unabhängigkeit finden werde. Wäre Wieland ein Dichter geweſen, ſo hätte dieſe Richtung, die er einſchlug, von ſehr ſchönen Folgen ſein können. Es lag in ihm deutlich die Abſicht, daß er mit der Grazie und Schönheit, die im Gebiete der Kunſt herrſchte, das Leben, die Sitte und Sittlichkeit verſchönern, der Moral eben ſo einen erhöhten Reiz geben wollte, wie Klopſtock der Religion. Sie faßten Beide den Begriff von einer Herrſchaft der Poeſie im Reiche der Tugend, aber ſie konnten es Beide nicht dahin bringen, ſie in ihren Kunſtwerken der Moral und der Religion überzuordnen. Immer iſt auch Wieland von moraliſchen Abſichten, ſelbſt in jenen zügelloſen Erzählungen voll, und gleich nachher ſetzte er ſeine Poeſie in noch viel engeren Verband mit Geſchichte und Philoſophie, als er ganz frühe mit der Religion gethan hatte. Und was die Hauptſache iſt, ſeine Grazie war nicht ächt, ſeine Kunſt nicht ſchön; ſie verletzt gleich das Weſen des neuen Grundſatzes. Denn ganz abgeſehn von allen moraliſchen Beziehungen ſind alle obigen Erzählungen als Kunſtwerke durchaus geſchmacklos und geſchmackwidrig. Es hätte ſelbſt einiges Uebermaß, einige Uebertreibung im Anfang dieſer neuen Richtung nicht geſchadet, wenn es nur wahr wäre, was Goethe geſagt hat, daß dies Wagſtücke des Genies geweſen ſeien[175], in denen er ſich dem Ariſtophanes (!!) anzugleichen geſucht hätte; oder wenn nur in

175) Wie viel näher als Ariſtophanes rückt Wieland nicht ſelten einem Blumauer! Es iſt auffallend charakteriſtiſch, daß Blumauer Wielands Leidenſchaft ward, des Mannes, der für Goethe geſchwärmt hatte! Nachdem Blumauer in Weimar war, erklärte W., daß ihm das Leben nur darum lieb wäre, weil er nächſtes Jahr wiederkommen wolle!

Wieland's Genius Anlage zu wahrer Poesie gewesen wäre. Allein wie wenig dies der Fall ist, zeigt er uns eben in jenen Entschuldigungen gegen den Pfarrer von * * selbst. Er stellte seine Erfindungen und Menschen den Romanen und Charakteren des Richardson ausdrücklich entgegen. Gesättigt an dem Nihilismus dieser Figuren, die kein Verhältniß zur menschlichen Natur hatten, wollte er die Menschen schildern wie sie sind. Allein er ahnte freilich nicht, daß der Dichter kein Naturforscher sein solle, daß die platte Wirklichkeit der Wissenschaft gehört, nicht der Kunst. Er vergaß schon wieder, daß das Schöne Gegenstand der Kunst ist. Er setzte auch jenen Tugendhelden des Richardson nicht einmal Menschen der Wirklichkeit entgegen, sondern Carikaturen nach der materiellen Seite hin, oder auch Wesen, die an der idealen und realen Seite der menschlichen Natur in jener allzu besondern Weise ihr Theil hatten, wie er selbst. Seine oft gerühmte Menschenkenntniß ist weit entfernt von der Kenntniß der Welt und des Lebens bei Lessing, sie ist gar oft aus der verdächtigen Quelle Rousseau's und Voltaire's hergeleitet, sie ist, wo sie eigne Natur und Erfahrung ist, blos Kenntniß seiner selbst, und daher kommt es, daß seine Persönlichkeit ein weit fesselnderer Gegenstand der Betrachtung ist, als seine Schriften an und für sich, und daß die Aufschlüsse, die er über sich selbst gibt, so scharf und treffend sind als seine Charakterformen vag und nichtssagend. Wenn er ferner mit dieser Schilderung der Wirklichkeit und der Natur, wie sie ist, seine Unzüchtigkeit zu entschuldigen meinte, so mußte er bedenken, daß ein Unterschied zwischen der Zeugungslehre in Anatomie und Physiologie, und den Phantasiereizen poetischer Darstellung ist, und endlich daß selbst nach dem Gesetze der Wirklichkeit jene verfänglichen Scenen, die bei ihm einzig und allein die Aspasien charakterisiren, hinter Nacht und Vorhang sich verbergen.

Wieland führte die Zeit in diesen Dichtungen einen wesentlichen Schritt weiter; er ward der Dichter und Philosoph der Liebe, wie Gleim der Freundschaft; er betrachtete und schilderte das Ver-

hältniß der platoniſchen und petrarchiſchen Seelenliebe zu der ſinnlichen des Triebes, und entſchied ſich für die ſittliche des Herzens, die er mehr zu Hauſe in glücklicher Ehe lebte, als daß er ſie geſchildert hätte. Er iſt der wahre Vertreter aller jener guten Hausväter der leipziger und halberſtädter Vereine; das ganze Ideal ſeines Lebens ging auf ein kleines Gütchen hinaus und auf ein Schneckenhäuschen, in das er ſich zurückziehen könnte, und wie in ſeinen Staatslehren die Sorge für Bevölkerung einen weſentlichen Punkt ausmachte, ſo auch in ſeiner häuslichen Uebung. So nannte die Herzogin Amalie ſein Tage- und Lebenswerk abwechſelnd Kinder und Bücher zu zeugen; Kindermachen, ſchrieb er irgendwo, iſt ſchlechterdings das Allerherrlichſte was ein Mann thun kann; und es iſt in der That naiv genug, ihn im Daniſchmend und ſonſt über die Kinderzeugung philoſophiren zu hören. Die eheliche Freiheit nun machte ihn muthig, einem Geſchlechte die Gemälde der Liebe vorzuſchildern, das deſſen langeher nicht gewohnt war, das vielmehr dergleichen als Werke der Finſterniß zu betrachten pflegte. Hier warf er ſich, ohne es zu wollen, Klopſtock mit einem ſolchen Gewichte gegenüber, daß nothwendig durch ihn der andächtigen und elegiſchen Empfindſamkeit, die jener angeregt hatte, eine andere Richtung gegeben werden mußte. Er ſetzte der himmliſchen Liebe die irdiſche entgegen, der überſinnlichen die ſinnliche, und heiligte eine mittlere dritte, in der die beiden anderen verſchmolzen und die letztere durch die erſtere geadelt ward. Daher war die unmittelbare Frucht dieſer Gegenſätze, die ſich gegen 1770 hin am ſchroffſten gegenüber ſtanden, diejenige Art Liebesſentimentalität, die im Werther und Siegwart ihre Höhe erreichte, und die an Klopſtock's heilig-ſehnſüchtiger und Wieland's ſinnlich-begehrender Erotik gleichen Theil hatte. Klopſtock hatte mit ſeiner Dichtung auf die Empfindung faſt ausſchließlich gewirkt; Wieland wirkte auf die Sinne; jener hatte die großen Ideen von Gottheit und Vaterland im Auge, Wieland aber gab der Poeſie einen Gegenſtand wieder, ohne welchen ſie in der neuern Zeit nicht beſtehen konnte. Die Geſchlechtsliebe, die durch

unsere moderne Vergeistigung alles Materiellen an Idee und Sinnlichkeit zugleich Theil hat, ist eben durch diese Veredlung des Gemeinen an sich selbst ein poetischer Stoff geworden, und Alles was neuerer Zeit in der Dichtung nicht über das Stoffartige mit seinem Genius hinaus ragte, hat sich an diese bequeme Aufgabe gehalten, mit der eine sichere Wirkung unausbleiblich zu machen war [176]). Wir erinnern an das, was wir im ersten Bande bei Gelegenheit der Minnepoesie hierüber gesagt haben, und anerkennend, was alles durch diesen Gegenstand Vortreffliches in der neuern Dichtung ist gefördert worden, müssen wir doch auch hier wieder bedauern, daß er sich so ausschließend des ganzen Gebiets poetischer Stoffe bemächtigte, daß kaum etwas Großes daneben Platz behielt. Wir müssen uns, auf die Gefahr hin, der Trockenheit und Nüchternheit verdächtig zu werden, zu Lessing's Ansicht schlagen, der bei Gelegenheit des Werther diese kleingroßen Stoffe belächelte, die den sinnlichen Trieb so heilig zu bekleiden wissen; müssen auf Shakespeare und Homer hinweisen, wo dieser Seite des menschlichen Wesens nicht mehr Raum gestattet und keine andere Farbe geliehen ist in der Poesie, als in der Natur der Dinge selbst. Wieland setzt uns, indem er sich den anakreontischen Minnedichtern mit seinen epischen Liebeserzählungen zur Seite stellt, völlig in die Welt der Ritterdichtung zurück. In Biberach verkehrte er an einem kleinen Hofe, im ländlichen Thal, auf einem einsamen Schlosse, in einer unterhaltungsbedürftigen Umgebung, in der sich die Dame seines Herzens vorfand, die die Verhältnisse zu einer Dame seiner Gedanken gemacht hatten. Der Graf Stadion lieh ihm die wälschen Bücher, die sein Talent erst reifen und seiner dichterischen Gabe die Richtung geben mußten. Dazu ist der Schauplatz im Lande der alten Dichtung, in Schwaben; die Berührung mit der Schweiz ist hergestellt;

176) Nie wagt's ein Dichter, und ergriff die Feder,
eh er sie eingetaucht in Liebesseufzer;
dann erst entzückt sein Lied des Wilden Ohr,
pflanzt in Tyrannen holde Menschlichkeit. Shakespeare.

ein neuer Manesse sammelte dort eben die alten Schätze. Hier haben wir sonderbarer Weise selbst alle äußeren Verhältnisse der Minnepoesie wieder; wir haben eben einen solchen Charakter, der persönlich ganz häuslich, doch weltbürgerlich in seinen Gesinnungen und Bestrebungen, und romantisch in seinen Poesien ausschwärmt: der unter geistigen und amtlichen Beschränkungen das Unendliche der Liebe und der Dichtung sucht; der von materiellen Grundsätzen und gutem Hausverstande ausgehend doch nirgens der Ideale und der Schwärmerei entbehren kann; den dieser Widerspruch in sich auf eben jenen Humor und jene Laune führt, die die ganze Ritterdichtung nie verleugnet hat, weil wir in ihr überall denselben Stoß des Phantastischen gegen das Wirkliche fanden, von dem wir meinten, daß ihn jedes Individuum von normaler Ausbildung in der Jugendzeit durchmache; eine Krisis, die Wieland, wie wir gesehen haben, mit so merkwürdig greller Berührung der gefährlichsten Extreme erlebte. Er verwand diese Krisis, doch so, daß durchaus von da an seine Entwickelung nicht eigentlich weiter geht; das Fieber hatte seine Kräfte so weit erschöpft, daß er hinfort sich stets in demselben, nur etwas gemilderten, Wechsel von Wärme und Kälte, von Schwindel und Nüchternheit befand. Wir haben alle Grundbedingungen jener Zeiten und Poesien in Wieland, und aus freiem Triebe hätte ein Entsprechendes aus ihm hervorgehen müssen, wenn er auch nicht auf die Quellen des Mittelalters gestoßen wäre; und wer seine allumfassende Beschäftigung mit den romantischen Stoffen zufällig finden wollte, der müßte den menschlichen Entwickelungsgesetzen nicht viel nachgedacht haben. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich die tausend kleinen Eigenthümlichkeiten der ritterlichen Erzähler hier wiederholen, weil sie zum Theil mit den Lebensverhältnissen Wieland's eben so zusammenhängen, wie einst mit denen der alten Dichter. Wir wollen übrigens seine ganze Erzählart, mit allen den kleinen ähnlichen Wendungen, mit all jener zügellosen Geschwätzigkeit und den vielen Einmischungen der Persönlichkeit, seine ganze Manier, die alles Gleichartige nachahmt was ihr nahe kommt, alles

Verschiedenartige entweder ausscheidet oder ins Gleichartige umschmelzt, seine ganze Anlehnung an wälsche Quellen und an wälsche Natur, seine Freibeutereien und seine Gallicismen und alle dergleichen Aehnlichkeiten Preis geben als Dinge, die möglicherweise abgelernt sein konnten. Allein jene Aehnlichkeiten der innern Natur, jenes Schwanken zwischen Heiligem und Weltlichem, jene ganz eigenthümliche Altklugheit und Frühreife, jene Behandlung der Liebe mehr als Sache der Gedanken als der Empfindung, jene Sicherheit, mit der Wieland auf das Grundthema der mittelaltrigen Dichtung fiel und auf ihre Grundmanier des Humors, kann nicht wohl Zufall sein. Es kann nicht Zufall sein, daß er mit derselben persönlichen Unbefangenheit und Naivetät, wie jene Alten, bei denselben Merkern anstieß, daß er ganz wie jene über die Tadelsüchtigen und Mißgestimmten klagt, daß er Alles will zum Guten aufgenommen haben, nicht zum Bösen, daß er im Nothfall, wenn ihn Keiner hören möge, sich selbst und allein singen will. Wer möchte es Zufall nennen, daß der noch ganz unentwickelte Knabe auf die Cyropädie fiel, jenes Werk, welches die gesammte romantische Poesie, die halb Geschichte halb Roman, halb Poesie halb Philosophie und Moral ist, eröffnet; und unmöglich hat es anfänglich, wenn überhaupt je, in seinem Bewußtsein gelegen, daß er den ganzen ungeheuren und untrennbaren Kreis der alexandrinisch-ritterlichen, der byzantinisch-gothischen Dichtung mit seinen Nachbildungen beschrieben, und alle jene Gebiete durchwandert habe, die Klopstock in dem Quellenstudium *seiner* Poesie nicht berührt hatte. Von Heliodor und Ovid, von dem älteren und jüngeren Xenophon an bis auf die Ritterromane der mittleren Zeiten und die des 16. und 17. Jahrhunderts, den Amadis, die Clelia u. dgl., von Boccaz bis Lafontaine, Hamilton und Voltaire umfaßte er alle Quellen, die hierin einschlagen, theilt sich wie eben diese Zeiten zwischen Roman und romanhaftem Epos, unfähig sich zur ächten Epopöe zu heben; er verweilte mit Vorliebe auf dem Fabliau; er nahm die morgenländischen Formen und Bühnen, die eingerahmten Erzählungen aus

dem Oriente wie jene Zeiten zu ſeinen griechiſchen und ritterlichen Stoffen hinzu; und wie die ritterlichen Fabliaux in die Fabel ausgingen (in Deutſchland beim Stricker), ſo kehren wir bei Wieland von der Fabel (Gellert's) dorthin zurück. Ganz wie ſich die Minnepoeſie in Lyrik und Roman damals der geiſtlichen Dichtung und dem tragiſchernſten, vaterländiſchen Epos gegenüber lagerte, ſo Wieland gegen Klopſtock, der jene beiden Seiten in ſich vereint. Wir haben ſchon bei den erotiſchen Lyrikern geſehen, wie ſie überall Gegenſätze gegen die Barden und die Seraphiker bilden; eben ſo haben wir Wieland abfallen ſehen von den Seraphikern und können ihn in dem verklagten Amor der Barden ſpotten hören. Die menſchlichen Charaktere ſeiner Romane ſtehen eben ſo den erhabenen Kraft- und Tugendhelden Klopſtock's gegenüber, wie Gottfried's Triſtan gegen die Heroen und Rieſen der damaligen Epen, über die Wieland gerade ſo ſpottet, obgleich ſie ihm nicht ſo nahe lagen. Wieland iſt daher der vollkommenſte Gegenſatz gegen Klopſtock in allen erdenkbaren Beziehungen. Er iſt ſinnlich, wie Klopſtock überſinnlich, verſtändig wo jener empfindſam; ſeine ganze Dichtung iſt ſo von Geſchichte und Philoſophie beherrſcht, wie jener von Religion und Muſik; er iſt didaktiſch, Klopſtock lyriſch: ſeine Sprache iſt daher der proſaiſchen Rede ſo nahe wie Klopſtocks der muſikaliſchen. Er hat ſo viel Verhältniß zu der franzöſiſchen und ſüdlichen Literatur, wie Klopſtock zur engliſchen und nordiſchen; zu Shaftsbury und Voltaire, wie jener zu Milton und Young. Klopſtock iſt es mit der Poeſie ſelbſt im Leben Ernſt, Wielanden iſt ſie ein heiteres Spiel. Dies iſt die große Grundverſchiedenheit dieſer beiden umfangsreichen Gruppen der ſchweizeriſchen und nordiſchen Dichter um Klopſtock und der halliſchen und halberſtädtiſchen um Wieland, daß jene ganz muſikaliſch, ganz Empfindung und Natur die Dichtung auf das Pathologiſche, auf die eigenen Gefühle und Leidenſchaften gründeten, dieſe dagegen ganz redneriſch, ganz Verſtand und Kunſt in der gegentheiligen Lehre ſo weit gingen, daß Gleim geradezu ausſprach, nicht die wahren, ſondern die angenommenen Empfindungen

machten den Dichter. Jener erste Grundsatz ist durchaus nordisch und englisch, dieser andere ganz südlich und französisch; beide hatte Goethe erst zu versöhnen. Von dieser Grundansicht aus fiel Klopstock auf die christlichen Empfindungen, die uns nahe lagen, Wieland auf die Gemälde der Ritterwelt, die uns entfernter standen; er trägt aber den Gegensatz zu seinen romantischen Gebilden in sich selbst, und verhält sich daher eben so sehr zu den ernsten Behandlern der Ritterstoffe, als zu den Verspöttern wie Rabelais, er wollte eben so oft Ariost sein als Sterne und Lesage, die der Ritterpoesie entgegengesetzt sind. Wie wir bei Gottfried fanden, so erlaubt sich Wieland Scherz über das Heiligste der Religion; er nahm sich Klopstock entgegen der natürlichen Religion und Vernunftmoral an, und leugnete Offenbarung und was damit zusammenhing. Klopstock ist ein Patriot, Wieland ein Weltbürger; jener war ein begeisterter Verehrer der deutschen Sprache, dieser redete zuletzt schlecht von ihr, und machte die Nachbildung einer italienischen Oktave zum Maßstabe ihrer Schönheit, die er doch früher selbst meinte mit seinen Knittelversen übertroffen zu haben. Ueberall sind die Gegensätze so groß, daß, obgleich beide allgemeine Achtung sich nicht versagten, doch Wieland gestand, er begreife Klopstock nicht und habe gar kein Verhältniß zu ihm, und Klopstock in seiner Gelehrtenrepublik über Wieland spottete [177]). Klopstock ist der Dichter der Erhabenheit und Würde; Wieland der Grazie und Anmuth. Ohne jenen würde unsere Dichtung sich nicht eine würdige Höhe, der Dichter keine anständige Stellung erobert haben, ohne diesen hätte die Poesie der Reize der kleinen menschlichen Verhältnisse entbehrt und der Mensch hätte nicht anders als auf dem Kothurn und im Feierkleide er-

177) „Es war einmal ein Mann", lautet die Stelle, „der viele ausländische Schriften las, und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit seinen Schriften zusammenhing u. s. w."

ſcheinen dürfen. Das vorherrſchende Geiſtige bei Klopſtock thut uns Zwang und ſpannt an, das herrſchende Sinnliche bei Wieland erſchlafft und ſpannt ab; jener lebte nach den Begriffen der Zeit freier und ſchrob ſeine Poeſie hoch, dieſer lebte eingezogen und ließ ſeine Dichtung herab. Beider Dichtungen ſind mehr die Werke edler Seelen und wohlmeinender Theilnahme an der Wohlfahrt des Menſchengeſchlechts, als großer Geiſter; ſie ſind Beide nicht eigentlich auf reine Kunſt gerichtet, ſondern auf Veredelung des Lebens; Beide ſind daher zu keinen reinen Formen gelangt. Beiden iſt das Epos misglückt, Beide ſind am Schauſpiel geſcheitert, ſie fielen der ſchreitenden Zeit zum Opfer, weil ſie ſich an untergegangenen Ideen und Formen feſtklammerten. Klopſtock hat die Dichtkunſt mit anderen Künſten in unnatürlichen Verband gebracht, Wieland noch ſchlimmer mit Wiſſenſchaften, mit Philologie, Philoſophie und Geſchichte; keine dichteriſche Form, weder Epos noch Schauſpiel, weder Lied noch Satire iſt ihm rein geglückt; keine ungemiſchte Nation, Bildung und Zeit, weder die ächt griechiſche, noch die ächt römiſche, noch die ächt deutſche hat den unentſchiedenen Mann der Mitte je angezogen, während Klopſtock gerade auf die reinen Muſter bei Griechen, Juden und Germanen fiel; kein ſcharfer Charakter hat Wielanden je gereizt, oder er hat ihn ſogleich in einem vageren Lichte geſehen und in ein anderes umgeſetzt. Die Cicero und Lucian und Shaftsbury waren ſeine Lieblinge; Klopſtock dagegen ſympathiſirte mit Hermann, mit Heinrich und Brutus. In ihren Lebensrichtungen vertreten Wieland und Klopſtock die Hauptſeiten des Idealismus und des verſtändigen Rationalismus; Klopſtock zeichnete daher heroiſche Geſinnungen und das Göttliche im Menſchen, Wieland kehrte mit unverholener Menſchlichkeit die Schwäche der Erdenſöhne heraus, und ſtellte ſie in mildes Licht. Er ſpottete der Ueberhobenheit der Stoa und der chriſtlichen Tugend, und wies die in Gott Lebenden auf das ſokratiſche γνῶθι σεαυτόν zurück. Wir lernen bei ihm in den eigenen Buſen greifen, der uns bei Klopſtock verſchleiert iſt; wir lernen den Werth des Menſchen bei ihm ge-

ringer, vielleicht zu gering, aber richtiger immer, als bei Klopstock schätzen. Beide blieben mit ihren rückwärts gewandten Augen in den alten Gebieten der Dichtung stehen, haben aber dennoch gleichen obwohl ganz verschiedenen Theil an der spätern Romantik. Klopstock hatte in seinem menschlichen Wesen, in seinem poetischen Leben ein Verhältniß zu dieser, Wieland in seinen Schriften und Dichtungsstoffen. Jene Romantik, der es mit ihrer Materie wieder Ernst ward, wandte sich natürlich gegen den hausväterlichen Dichter des nüchternen Verstandes, der diese Stoffe nur ironisch behandeln konnte. Nie hat vielleicht ein Mann, der so sehr zum Dichter geboren war, wie Klopstock, sich in dem Maße wie dieser mit freier Willkür seine Anlagen, in falscher Richtung nach einseitigen Empfindungen verdorben, so daß Alles, was er über Dichtung theoretisirte und in ihr leistete, unter seinen Gaben blieb. Und im Gegentheil, vielleicht war nie ein Mann so wenig zum Dichter geschaffen wie Wieland, der sich aber von dem Triebe der Zeit hinreißen ließ und wenigstens zu einer Ansicht über Dichter und Dichtung kam, die fast nichts zu wünschen läßt. In seinem Schreiben an einen jungen Dichter fordert er an den Poeten „scharfe Stimmung aller äußeren Sinne, daß jede Empfindung die Melodie des Objekts im reinsten Einklang verschönert zurückgibt, ein Gedächtniß, in dem nichts verloren geht, in dem sich Alles zu jener seinen bildsamen Masse amalgamirt, aus der dann die Schöpfungen hervorgehen einer Einbildungskraft, die durch unfreiwilligen Trieb alles Einzelne idealisirt, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet und dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt; eine zarte und warme Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts Todtes und Fühlloses in der Natur denken kann, sondern immer ihren Ueberschwang an Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen mittheilt, stets mit der behendesten Leichtigkeit andere in sich und sich in andere verwandelt; eine erklärte Liebe zu allem Wunderbaren, Schönen und Erhabenen, ein

Herz, das bei jeder edlen That emporschlägt, vor jeder schlechten schaudert; zu all diesem bei dem heitersten Sinne und leichtesten Blut einen angebornen Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, und bei der geselligsten Gemüthsart einen vorschlagenden Hang zur Einsamkeit". Gewiß hat, so lange in Deutschland über die Dichternatur bisher gedacht ward, Niemand so vortrefflich und umfassend darüber geredet; allein er hat diese treffende Ansicht gleichsam erlernt, er hat seine Dichtung an üblen Gegenständen geübt, und nach seiner durchaus vorherrschenden Subjektivität zwar was zum Dichter gehört eingesehen, aber nicht was zur Dichtung. Er hat, wenn er wußte, welche Gaben des Dichters die Gegenstände zu verschönern taugten, jene anderen nicht genannt, die die rechten Gegenstände zu wählen wußten, worauf Goethe so großen Werth gelegt hat; er kannte die schaffende Kraft der Phantasie, aber er besaß sie wenig, wie die Dichter der Ritterzeit auch; wie er philosophirte ohne allen Sinn für Spekulation, so dichtete er ohne Phantasie mit dem Verstande. Hätte er aber auch alle jene Eigenschaften, die den Dichter machen, besessen, wie er sich denn vielleicht zu diesem ganzen Gemälde selbst saß, so sieht man an den Früchten seiner Muse deutlich, daß noch ein elektrischer Funke in diese Mischungen hätte schlagen müssen, der weder auf ihn noch auf Lessing, und weit eher auf Klopstock fiel, der aber seine Wirkung mit falschen Zusammensetzungen lähmte. Nicht allein Klopstock hatte sich die Verfehlung seines Dichterberufs eingestanden, nicht allein Lessing legte das gleiche Bekenntniß ab, sondern auch Wieland gestand, als die Schlegel den Horizont aller Dichtung zu beschreiben und darnach den Maßstab des Dichterwerths zu bestimmen anfingen, daß nach diesem er nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Goethe. Zu andern Zeiten hat er gemeint, eine geschmackvolle und aufgeklärte Nachwelt würde die Dusch und Zachariä in Ehren halten! Und das wolle doch Gott verhüten, trotz der augenscheinlichen Gefahr, daß Wieland außerdem nicht in die Reihe jener Ersten gestellt werden würde, und sich also freilich trösten müsse, in großer und ehrenhafter

Gesellschaft von dem höchsten Gipfel des Parnasses ausgeschlossen zu sein.

Wenn diese dichterischen Eigenschaften Wieland überall den ritterlichen Dichtern gleich stellen, so noch mehr seine Lebensweisheit und moralischen Grundsätze. Wir haben schon oben angeführt, daß er eine feinere Sitte suchte, als die des Pöbels, eine Sittlichkeit, die auf anderen Grundlagen ruht, als auf dem Aberglauben des Volks, daß er Weisheit und Tugend nicht trennte. Er strebte aus der Rohheit seiner Zeit so hinweg, wie die Kalokagathoi in Athen aus der Altväterischkeit der Sitte, wie die Ritter mit ihrer höfischen Art vor dem unedlen Volke herauszutreten suchten. Wie sich jene Ritter in dem allgemeinen Weltverbande des Ritterordens mit Wohlgefallen sahen, so Wieland sich in dem Orden der Weltbürger, und als aus dieser idealen Verbindung die besonderen Orden und Logen hervorgingen, konnte es nicht fehlen, daß Wieland in diese Vereine eintrat, deren rein haltende Absichten mit seinem ganzen Wesen zusammenstimmten. Kalokagathie war ihm das, was Herdern Humanität, was Schillern und Goethen Kultur hieß; und was die Ritter mit höfischer Sitte und Kunst bezeichneten, war seine Philosophie, seine Poesie der Grazien. Von dieser Seite ist seine ganze Schriftstellerei und sein ganzes Wesen am wichtigsten für Deutschland geworden, und in Nutzen und Schaden gleich wirksam. Man muß nicht vergessen, erinnert Gruber vortrefflich, daß dies eine Zeit war, „wo man, mit Beutelperücken und ausgesteiften Rockschößen angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurme eingeschnürt da saß, während die alten Basen in gottsched'scher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten". Daß diesem schweren Blute der Geselligkeit mit einem derben Aderlaß einige Erleichterung geschafft ward, war gewiß unter aller Bedingung nöthig. Auch hier übrigens muß man bedauern, daß Wieland seine Satiren nicht unmittelbar gegen diese altväterischen Sitten schleuderte. Der Um-

weg durch die griechiſchen Hetären war ſo lang; mir dünkt, Leſſing's Minna mit ihren Naturblitzen und ſeine Emilie, die ſich ungepudert und in Locken zum Brautgang rüſtet, und Werther, der mit freierer Sitte mitten in die Zeit hineintrat, wirkten hier ſchneller und ſicherer. Wieland warf ſich in ſeiner Schreibart und Denkart der alten Rechtgläubigkeit und Kleinmeiſterei entgegen, er that es mit ſeinen Stoffen. Allein er wandte ſich nicht damit an das große Publikum, das der Aufklärung zunächſt bedurfte, ſondern an die feinere Geſellſchaft. Dorthin hätte er derber reden dürfen, hier brauchte es ariſtippiſcher Feinheit und Schonung, und einer Unterhaltungsſchriftſtellerei, die da, wo ſie gewandt ſein will, breit und langweilig, wo ſie witzig ſein möchte, gelehrt, wo ſie Laune annimmt, platt wird, und ſo mit Einem Fuße immer in der guten deutſchen Schwerfälligkeit und Plattheit ſtehen bleibt, und eine lare Bequemlichkeit hinzuthut, die undeutſch und unſerer Natur fremd iſt. Lichtenberg ſagt irgendwo, es gebe in Deutſchland Bücher, die zwar nicht vom Leſen abſchreckten, nicht plötzlich einſchläferten, oder mürriſch machten, aber bald den Geiſt in eine gewiſſe Mattigkeit verſetzten, wie man ſie vor einem Gewitter verſpürt. Lege man das Buch weg, ſo fühle man ſich zu nichts aufgelegt. Ich wüßte nicht, worauf dies ſo trefflich paſſe, als auf Wieland. Hätte nicht Leſſing neben ihm geſtanden, wohin hätte Schärfe des Denkens, Kraft, Gedrungenheit und Sparſamkeit in der Sprache kommen ſollen? Was wäre aus allem Lebensernſte, aus allen großen Ideen und Beſtrebungen geworden, wenn ſich nicht die ganze Wucht der Originalgenies und ihrer plebejiſchen Strebſamkeit auf ihn gewälzt hätte? Wohin würde ſich Wieland gewandt haben, wenn er von Biberach aus nicht weiter als (1769) nach Erfurt, und von da vielleicht nach Wien gekommen wäre, wo um 1770 Graf Boufflers den Grund zu ſeinem Ruhme legte, indem er einigen Damen von Rang die Grazien ins Franzöſiſche überſetzte, und ihnen dabei den Text las, daß deutſche Frauen den deutſchen Dichter durch einen Franzoſen müßten kennen lernen! Hier würde er ſich nur den Riedel und Alxinger gegenüber geſehen

und jenen Dünkel genährt haben, in dem er immer von ſeiner ſokratiſchen Ironie ſprach und von dem Unheil, daß ihn ſeine Landsleute ſo wenig verſtehen wollten, wie die Athener den Sokrates. Als er aber nach Weimar neben Goethe und Herder kam, „brannte ihm“ wie Merck ſagt „der Druck unter dieſen Potentaten allen Schmutz der Eitelkeit aus, und er blieb ein ſo bonhommiſcher guter Junge, daß er Mercken heilig war, und nur zu kleinmüthig wurde“. Durchaus war Wieland als Gegengewicht gegen Klopſtock nöthig; es war aber auch eben ſo heilſam, daß Beide, der Eine mit ſeiner Anglomanie, der Andre mit ſeiner Gallomanie durch den ächt deutſchen Leſſing und die folgenden Zeiten zur Seite und in jenen Hintergrund geſtellt wurden, in welchem ſie noch heute in unſerer Literatur erſcheinen. Beide hätten dieſe wieder für die oberen Stände berechnet, Leſſing aber zog Alles hinein, was Bildungstrieb hatte; er regte dieſe ächte Ariſtokratie an, in der kein Rang herrſcht, als der des Geiſtes. So kräftig Leſſing's Dramen neben Wieland's Romanen ſtehen, ſo ſein Charakter und die Energie ſeines Wirkens und Lebens. Und wäre dies nicht, wohin hätte die wieland'ſche Weisheit führen ſollen, der es nicht wohl war im Kleinen und Niedrigen, und nicht wohl im Höchſten und Edelſten, die immer dort aufbaute und hier einriß, und dazu immer predigte, zu leben und leben zu laſſen, Alles in der Welt gut zu finden, Jedem ſein Steckenpferd zu gönnen, gegen Alles und gegen Jeden Duldung zu üben, Alles zum Beſten zu kehren; Grundſätze, die wieder die ganze Moral der ritterlichen Dichter ſo gut wie die ſeine durchdringen. Dieſe Principloſigkeit, dieſe Paſſivität, dieſes Gehenlaſſen der Welt war der Wahlſpruch ſeiner leichtfertigen Kamönen[178]) und der Kern ſeiner Lebensphiloſophie. Was

178) Eine ſehr charakteriſtiſche Stelle iſt im 12. Geſang des neuen Amadis:
Mir iſt nur die Natur in ihrer Einfalt ſchön.
Ein leichtes Mal in ſelbſtgepflanztem Schatten,
beim roſenbekränzten Becher ein muntrer ſokratiſcher Freund,
und eh zum ſpäten Schlaf die ruhigen Sinne ermatten,
aus einem Munde, wo Reiz und Unſchuld blüht,
von Hagedorn ein kleines muntres Lied, —

dieſe letztere angeht, ſo haben wir ihren allgemeinen Gehalt ſchon bei den Lyrikern dieſer Seite hinlänglich kennen gelernt; Wieland's ſämmtliche Schriften durchdringt ſie auf allen Blättern, und zuſammengedrängt hat ſie Gruber mit Recht am beſten im goldnen Spiegel (1772) gefunden, in den Geſetzen des weiſen Pſammis, die auf Folgendes hinauslaufen: Das Weſen der Weſen bedarf unſerer nicht; es will blos, daß wir uns glücklich machen laſſen. Freude iſt der letzte Wunſch aller Weſen, auch des Menſchen, in dem Alles zum Werkzeug des Vergnügens gemacht iſt. Wäre es möglich geweſen, uns des Vergnügens fähig zu machen ohne Schmerz, es wäre geſchehen. Man ſoll nur der Natur folgen, dann wird die Wonne ſelten unterbrochen werden. Mäßigung iſt Weisheit, nur weil ſie Verwahrungsmittel vor Ueberdruß iſt, und Arbeit rathſam, weil ſie Geſundheit ſchafft, ohne die kein Glück iſt. Den Unterſchied zwiſchen Nützlich und Angenehm ſoll man aufzuheben ſuchen; man ſoll die leichte Kunſt lernen, das Glück ins Unendliche zu mehren, man ſoll Wohlwollen auf Alles erſtrecken, damit Alles wieder uns wohl wolle. — In der That, dieſe Sätze ſind mit einer wahren Meiſterſchaft zuſammengeſtellt, um im Wiener Publikum und wo nur immer ein faules Schlaraffenleben geſucht wird zu gefallen. Selbſt einer Frau von Staël misfiel dieſer Epikureismus in einem deutſchen Schriftſteller; ſie bemerkte vortrefflich, daß dieſe Philoſophie in Grundſätze gebracht allgemein anſtößig ſei. Daß der Menſch da iſt, um zu wirken und und um ſeine Kräfte zu regen, daß er der Natur

---

dies nenn' ich mir ein Feſt! — doch keiner Seele verwehrt,
vom Hören ſchon bei meinem Feſte zu gähnen!
Ein jeder reite, vor mir, ſein kleines hölzernes Pferd
nach ſeiner Weiſe; dies iſt der Wahlſpruch meiner Kamönen!
Er zäum' es, wenn er will, anſtatt beim Kopfe beim Schwanz;
wir wollen ihm zu gefallen nur leiſe darüber lachen.
Die große Kunſt, dem alten häßlichen Drachen,
der uns zum Böſen verſucht, ſein Spiel verlieren zu machen,
iſt guter Muth und Toleranz.
Doch dieſes unter uns. Denn euern Tartüffen, Schmeſſungen
und G*n wird ewig umſonſt dies Liedchen vorgeſungen.

entgegengesetzt ist, in der Alles mechanisch arbeitet, wo dann nur Abnutzung möglich ist, während der Mensch frei strebt und Hemmungen antrifft, die ihm Schmerz bereiten, dessen Ueberwindung dann wieder Frucht und Lohn seiner Mühe ist, dies wäre das System Lessing's gewesen oder Jedes, der sich an die wahre menschliche, nicht an die vegetative Natur angeschlossen, der seine Bildung an der frischen Periode von Griechenland statt an dessen verfallender genährt hätte. Wer sich Freude und Lebensgenuß so wohlfeil kaufen will, wie Wieland, der muß dann freilich zu jenen Theorien auch die praktischen Kunstgriffe unsers Sokrates setzen, der am Ende seines neidlosen und unbeneideten Lebens seinem Genius für das schöne Gewebe seiner Tage dankt, unter denen er auf Einen trüben vierzehn heitere rechnete, von so reinem Lebensgenusse, als ein demüthiger Sterblicher nur fordern dürfe. Aber wie ist dies Glück errungen worden! Wie oft ist die Bescheidung Schwäche, die Bescheidenheit Gefühl der Mittelmäßigkeit, die Mäßigung Halbheit, die Zufriedenheit Fügsamkeit in Alles gewesen! Er lebte ein vollkommnes System der Passivität. Der Mensch schien ihm am herrlichsten durch seine Gabe, sich in Alles zu schicken, unter jedem Druck wieder aufzustehen, sich aus dem Bösen selbst ein Glück zu schaffen! Und am Ende muß er doch selbst bekennen, was sonst seine Philosophie nicht zuzugeben scheint, „daß er nur dies Glück und diese Freude genoß, weil ihn das Schicksal verzärtelte, daß er die Püffe, die Andere aushalten müssen, nicht ertragen würde". Am Ende hatte er mit all seinem Wohlwollen gegen Freunde und Feinde weder das Uebelwollen der Einen vermeiden, noch das Wohlwollen der Anderen überall eintauschen können. Wenn er verkannt wurde, so tröstete er sich mit Jesus Christus, der sich noch übler mußte mitspielen lassen, weil er auch besser war. Denn dies schien unter vielen Principien seiner Weisheit eins der letzten: daß nach dem Maße, daß man gut ist, man den Narren müsse mit sich spielen lassen. So weit brachte ihn sein Spiel mit Meinungen und Ansichten, daß er gut nannte, was Andere schwach und matt gefunden hätten, und daß

er die größte That einer freien Willkür und Kraft mit den unmächtigen Nachgiebigkeiten seines Duldungssystems verglich.

Wie innig und tief Wieland's ganze Natur und Philosophie mit den Uebergangszeiten der alexandrinisch-ritterlichen Bildung verwebt und verwachsen ist, sieht man in seinen mehr theoretischen Schriften noch klarer vorliegen als selbst in seinen Dichtungen. Er beobachtet in der Menschheit, in den Völkern, in den Individuen die zwei Stufen des Natur- und Unschuldstandes und der Kultur, Erkenntniß und Bildung. Das goldene Zeitalter der Welt ist nichts als die Kindheit des einzelnen Menschen. Wie schön sie sei diese Zeit, doch werde Niemand immer Kind bleiben wollen. Der Fortschritt zur Kultur müsse gemacht werden, auch wenn es in der menschlichen Natur liege, „daß sie nicht anders, als durch einen langen Mittelstand von Irrthum, Selbsttäuschung, Leidenschaften, und daher entspringendem Elend zur Entwicklung und Anwendung ihrer höheren Fähigkeiten gelangen könne“ [179]). Blickt man auf die Lage der ganzen Menschheit zwischen dem reinen Instinkt- und Kindheitsleben der älteren guten griechischen Zeit und unseren neuesten Jahrhunderten, wo wahre Aufklärung und reine Kultur erst möglich geworden ist, so sieht man, daß eben jene Zeiten der alexandrinischen Bildung ein solcher Mittelzustand, ein solches Mittelalter waren, in dem die Menschheit sich in eben jenen Schwankungen und Irrungen, Täuschungen, Leidenschaften und Leiden bewegte, die Wieland bezeichnet. Blicken wir zurück von diesem ungeheuren Schauplatz auf die engeren Verhältnisse in Deutschland, zu Wieland's Zeit und auf die kleine Welt in Wieland's Innerem selbst, so sehen wir, daß der poetische Bildungstrieb in diesem Jahrhundert unserer Verjüngung, in Klopstock, Brockes, Geßner, in der ganzen Schäfer-, Patriarchen-, Freundschafts- und Bardendichtung uns ein solches goldnes und Kindheits-Zeitalter noch Einmal vorschilderte, das Rousseau in Frankreich geradezu realistisch predigte. Springen wir von da zu der

179) Auf diesen Schlußsatz läuft die Erzählung Koxkox und Kikequetzel (1770) hinaus.

Poeſie und der Lebensanſicht einer reinen Kultur über, die Schiller und Goethe ausbildeten, ſo ſehen wir zwiſchen Beiden Wieland wieder in derſelben Mittelzeit liegen, und eben jene Irrwege nach Extremen, jene Selbſttäuſchungen und Schwankungen durchleben, die in dem Mittelzuſtande unſerer Nation zwiſchen alter Stumpfheit und neuem Schwung, alter Beſchränkung und einem plötzlich geöffneten weiten Geſichtskreis neuer Bildung natürlich waren. Ungemein merkwürdig drückt ſich dieſe Stellung Wieland's nach dieſen beiden Standpunkten hin, zwiſchen denen er in der Klemme ſteckte, in ſeinem Leben und ſeinen Schriften aus. Er hielt es zuerſt mit jenen patriarchaliſchen Dichtern, dann fiel er in ihren Gegenſatz über; von da an folgten in ihm die Extreme und Gegenſätze nicht mehr nacheinander, ſondern ſie lagen nebeneinander, nicht verſchmolzen und verſöhnt, ſondern ſtets ſchaukelnd. Seitdem er 1769 einem Rufe nach Erfurt gefolgt war, hing er dort zugleich mit Heinſe und den rohen Revolutionsmännern der 70er Jahre zuſammen und mit Jacobi, Klotz und Gleim, mit denen er ſentimentale Freundſchaften ſchloß. In einerlei Zeit ſchreibt er Privatbriefe in dem neuen groben Sturm- und Drangſtyl und in dem alten ſüßlichen Ton der Schäferfreundſchaft. In Weimar fing er an, für den gemeinen Rationalismus und die berliner Aufklärerei, für gewöhnliche Zeitſchriften und Klatſchereien zu arbeiten, während er zugleich im Oberon ſich auf die höchſte Spitze jener Poeſie ſtellte, deren er fähig war; er hatte Verhältniſſe zu Meißner und Nicolai, da er zugleich welche zu Goethe ſuchte. Wie das ganze Mittelalter überall in einem unverſöhnten Kampf des Rationalismus und Idealismus begriffen war, ſo Wieland durch ſein ganzes Leben, auch trotz jenem erſten Abfalle von ſeinen erſten Religionsſchwärmereien, an deren Stelle er ſpäter einige politiſche Schwärmerei ſetzte. Es war dies der Kampf ſeiner deutſchen Natur mit ſeiner franzöſiſchen, ſeines deutſchen Gemüthes wider ſeinen Verſtand, den er faſt ausſchließlich in franzöſiſcher Schule bildete. Auch hier drängt ſich Vergleichung der mittelalterigen Bildung, in der die franzöſiſche eine ſo weſentliche Rolle ſpielte, von

ſelbſt auf. Frankreichs Kultur ſchwankte immer zwiſchen halbantiken und halbromantiſchen Elementen, ſie ging von Bigotterie und Fanatismus zu Epikureismus und Frivolität über, ſie bewegte ſich zwiſchen Philoſophie und Poeſie und brachte es in keiner zu einer reinen Geſtaltung, weil die ideale Behandlung von Wiſſenſchaft und Kunſt ſtets bei ihnen von realiſtiſchen, politiſchen und anderen Einflüſſen gekreuzt war. Das Alles iſt bei Wieland völlig ebenſo. Und bei ſo naher innerſter Verwandtſchaft mit dieſen Nachbarn war es unmöglich, daß er Klopſtock's Vaterlandsliebe theilen konnte; er ward Weltbürger, und nahm an den franzöſiſchen Zuſtänden in Literatur und Politik gleichen Theil, und wandte ſeinen alten Idealismus, wie die Franzoſen thaten, hier und da auf ſeine politiſchen Anſichten hin.

Wie ihm alſo im Hauſe des Grafen Stadion die franzöſiſche Poeſie nicht entgangen war, ſo konnte ihm auch die dortige Philoſophie nicht entgehen, zumal da er in Erfurt mehr wiſſenſchaftlichen Forderungen genügen ſollte, als Anſprüchen auf Unterhaltung, und da ſeine geiſtigen Bedürfniſſe ihn, der auch hier ſchwankte, immer von dem einen zum andern, und von beiden zu Philologie und Geſchichte leiteten, ohne daß es ihm gelungen wäre, ſeine verſchiedenen Studien zum Dienſte Einer Thätigkeit zu zwingen. So ging er daher in Erfurt auch mit hiſtoriſchen Planen um, er wollte eine Geſchichte der ſokratiſchen Schule ſchreiben, die ſo gut ein Halbroman würde geworden ſein, wie ſpäter ſein Ariſtipp; ja einmal dachte er gar an eine deutſche Reichshiſtorie, von der ihn Jacobi, gewiß ohne große Mühe, abbrachte, indem er ihm das Zeitalter des Perikles vorſchlug. Aber all dieſe hiſtoriſchen Plane drängte ſeine Beſchäftigung mit Rouſſeau zurück. Wie er in ſeiner Graziendichtung ſich zu den preußiſchen Lyrikern in Halberſtadt und Halle ſtellte, ſo ſteht er hier neben den preußiſchen Philoſophen in Berlin, die ſich ebenſo und in den gleichen Abſichten mit Rouſſeau beſchäftigen. Wie dieſer Mann Wielanden natürlich intereſſiren mußte, folgt aus dem vorhin angeführten Syſteme unſeres Dichters, das ihm ſchon in dieſen Zei-

ten (1770) klar vorlag, nachdem er sich entschieden für Fortschritt und Erkenntniß erklärt hatte. Rousseau, auf das Elend der ganzen mittelalterigen Geschlechter, auf die Nutzlosigkeit der mittelalterigen Bildung, auf die Greuel, die der christliche Religionsglauben im Mittelalter hervorrief, den Blick gerichtet, kam auf jene berühmten Sätze, es sei dem menschlichen Geschlechte besser, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben, und auf die dreiste Behauptung, die Geselligkeit sei nicht Natur im Menschen, die Natur habe so wenig als möglich zu den Verbindungen der Staaten beigetragen, die der Menschen Freiheit und Glück untergraben hätten. Dies ging ganz gegen Wieland's gesellige Triebe und gegen seine Kulturtheorien an. Entfernung von der Einfalt der Natur war ihm nicht Entfernung von der Natur selbst; möglichste Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens war ihm Zweck aller Bestrebungen, nicht die ursprüngliche Bedürfnißlosigkeit. Ebenso ging diese neue Lehre auch gegen Wieland's neuen Haß aller schroffen Extreme. Wollte er den Menschen nicht von Young zum Engel gemacht sehen, so auch nicht von Swift zum Teufel und von Rousseau zum Affen. Wollte er nicht den Zustand der Ueberbildung billigen, so doch auch nicht den der Unbildung und Rohheit; es war ein geschichtlicher Erfahrungssatz bei ihm, daß aus jenem Naturzustande die Menschen immer zum Sündenfall übergingen und aus diesem wieder sich zu grundsätzlicher Tugend erheben könnten, so wie daß aus jenem Zustande der Ueberbildung Revolutionen wieder zu natürlicheren Verhältnissen zurückführten [180]). Auch hier also hing er politisch an einem mittleren Zu-

180) Lange vor der Revolution schrieb er diesen Satz: „Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste sind zugleich eine Folge und Ursache der äußersten Ueppigkeit der Sitten. Diese untergraben einen Staat bis er zusammenstürzt. Aber wenn sich dies in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste angebaut worden ist, so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich bessern Gestalt und Verfassung sich wieder emporheben, und durch seine Erfahrungsweise die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher Manche, die dies lesen, noch Augenzeugen werden dürften."

stande, ward ein Freund von Verfassungen, richtete seine Waffen gegen Unterdrückung (Rohheit, Naturstand, Dummheit) und gegen Ausgelassenheit, und leitete von diesen Extremen alles Elend des menschlichen Geschlechtes her. Er machte also nicht wie Rousseau den Sprung nach den Zeiten vor aller Kultur zurück, sondern er richtete seinen Besserungseifer wie Voltaire gegen die Tyrannei der weltlichen und geistlichen Herren und gegen die mittelalterigen Zustände, die uns übrig geblieben waren. Schon 1770 in einem Aufsatze über Rousseau sagt er, seine Sätze über Unterdrückung und Ausgelassenheit seien Wahrheiten, an denen dem ganzen Menschengeschlechte gelegen sei, und zugleich der Schlüssel zu allen seinen Werken; und er wünschte, daß alle, an denen das sapere et fari quod sentias erfüllt worden, sich mit ihm vereinigten, diese Wahrheiten einzuschärfen, bis sie ihre Wirkung thun würden. Offenbar geht hier Wieland, angeregt von den literarischen Gährungen in Frankreich, den Reformen in allen Staaten Europa's, den Charakteren Friedrich's und Joseph's, auf eine praktische Wirksamkeit aus, und stellt sich Voltaire nicht allein in seinen Formen und Manieren, sondern auch in seinen Zwecken zur Seite. Man hat sich gewundert, daß seine Schriften nach dieser Seite hin so wenige Wirkung gethan, daß er für Deutschland nicht einmal hätte werden können, was Voltaire für ganz Europa ward. Mit einem Stiche auf die deutsche Fühllosigkeit hat Gruber gemeint, sein goldner Spiegel sei wenig geachtet worden, nur weil er aus Deutschland kam. Allein wenn man praktische Wirkungen machen will, so ist mit wielandischen Halbheiten nichts gethan [181]), auch nichts mit jener Philosophie der Mitte, und wenn sie selbst die richtigste Unparteilichkeit, Vorurtheilslosigkeit und Wahrheit enthielte. Voltaire warf sich schroff, auf die Gefahr hin als einseitig, eigensinnig, hartköpfig, kalt, dürre und trocken zu erscheinen, ganz auf die Verfolgung Eines Zweckes mit der Anwendung von Einerlei gleichwirkenden Mitteln. Er sprach

181) „Wo die Franzosen des 18. Jahrhs. zerstörend sind, ist Wieland neckend."
Goethe.

allen Idealen Hohn, auch auf Kosten der Wahrheit, allein Wieland war viel zu deutsch gründlich, um irgend einem Verhältnisse Zwang anzuthun, viel zu gemüthlich, um das, was der Menschheit einmal heilig war, immer und überall zu verspotten und zu begeifern, viel zu zweiseitig, um mit jenem Nachdrucke nach Einem Ziele hinzudrängen, der zu realen Wirkungen nothwendig ist. Wie ungleich ist daher Wieland Voltairen in seiner Bekämpfung des Christenthums! Gegen diesen ungläubigen Spötter steht er im Agathodämon wie ein nüchterner rationalistischer Protestant. Wie ungleich in seiner Freude an griechischer Urbanität gegen die trocknen Sympathien Voltaire's mit chinesischer Bildung! Wie ungleich sogar in den historischen Rechtfertigungen des Pabst- und Bonzenthums, der Klöster und des Cölibats, was er zwar Alles wie Voltaire im Allgemeinen verfolgt, gegen die sarkastische Bitterkeit, mit der dieser gleichgültig die bestehenden Verhältnisse dieser Art und ihre geschichtliche Entstehung behandelt! Wie ungleich in dieser Ansicht der mittelalterigen Ordnungen überhaupt, die Voltaire als Barbareien und Greuel mit dem mannichfaltigsten Witze mittel- und unmittelbar angriff, während Wieland diese ganze Welt mit Vorliebe poetisch behandelte, verspottend allerdings, weil er darin massenweise jene Schwächen der menschlichen Natur fand, die ihm aber so liebenswürdig erschienen! Wie ungleich endlich in der ganzen Betrachtung der wirklichen Welt, der gegenüber Wieland so wenig von Idealen loskommt, als er den Grillen der Menschenköpfe gegenüber es unterlassen kann, auf das Praktische, Wirkliche und Mögliche zurückzudeuten. Voltaire hat überall nur Verstand, nicht Gefühl; ihm hat die Armuth des Herzens den Beruf zur Satire gegeben. Aber Wieland war ganz Gemüthlichkeit; er hat an Verstand, an Phantasie, an Empfindung, an Vernunftthätigkeit Theil, wenn auch nirgends sehr reichen Theil; er hat den Kreis menschlicher Gaben in flockigen Linien ganz umschrieben, von dem auf Voltaire nur Ein scharfes Segment fiel. Der persönlichen Einsicht und Weisheit Wieland's mag es Ehre machen, daß er, wie er sich um diese Zeit zwischen Stoa und Epikureismus

in die Mitte zu ſtellen ſuchte, ſo auch zwiſchen Roſſeau und Voltaire in der Mitte ſteht; es iſt aber dann auch kein Wunder, daß er nicht die Wirkungen des Einen und des Andern machte, die überdies in Deutſchland nur langſamer und minder geräuſchvollen Eingang finden konnten. Wie wenig Wieland einen grellen Gegenſatz gegen Rouſſeau machte, geht aus all ſeinen Urtheilen über ihn und aus allen hierhin bezüglichen Aufſätzen und Erdichtungen hervor. Er liebt den Mann, der in Paris ein Epiktet zu ſein wagte, der allen Vortheilen entſagte, die ihm ſeine Talente bei einiger Gefälligkeit gegen den Geiſt der Zeit hätten verſchaffen können, der ſich allen Folgen der Paradorie ausſetzte, in einer konventionellen Zeit, wo ein freier, wahrer und guter Menſch das größte Paradoxon iſt. Er neigt auch nicht wenig zu Rouſſeau darin, daß dieſer wie Er viele menſchliche Schwachheiten ſo liebenswürdig fand. Und was mehr iſt: jene Urzuſtände der erſten geſelligen Stufe misfallen ihm von Herzen gar nicht ſo völlig, wie er ſich in ſeinem Eifer für Bildung anſtellt. Die Frage, ob es beſſer ſei, Tugend zu üben ohne das Laſter zu kennen, oder mit dem Laſter bekannt zu ſein, damit man die Tugend aus der Ueberzeugung lerne, ſollte zwar nach ſeiner ſhaftsbury'ſchen Theorie und nach der Praxis ſeiner Muſarion für das Letztere entſchieden werden, allein ſie ſcheint ihm jetzt (in den Reiſen des Abulfavari) einerlei mit der Frage, ob es beſſer ſei, geſund zu ſein ohne es zu wiſſen, oder ſich krank zu machen, um die Geſundheit beſſer ſchätzen zu lernen. Nur weiß er bei dieſer theoretiſchen Antwort die praktiſche Entſcheidung zu wohl, daß Laſter und Krankheit kommen *muß*; er holt ſich aus der Geſchichte den Grundſatz: daß Alles, was iſt, gerade ſo iſt, wie es zur Zeit, da es iſt, ſein kann; und mit dieſem Grundſatze die ſtärkſte Säule ſeiner Duldung gegen Alles, mithin auch gegen die Zuſtände der Natur wie des Luxus, gegen Rouſſeau's amerikaniſche Wilde und Voltaire's Zeitalter Ludwig's zugleich. So verliebt er ſich um dieſe Zeit in die Foleys an der Gambia, nach einer Beſchreibung von Franz Moore, wie ſich Herder von Levaillant begeiſtern ließ. Er findet, ganz nach ſeinem Syſtem, in ihnen ein Völkchen,

das glücklich in Einfalt ist, weil es noch keine Unterdrückung geduldet, weil es noch in einem Zustande lebt, in dem alle Völker einmal Foleys waren. Allein diese Sicherheit vor Unterdrückung ist blos zufällig, sagt ihm sogleich sein historischer Realismus, um ihn nicht auf dem poetischen Ideal weilen zu lassen; und ohne Sicherheit ist kein Glück; dieser Zustand kann in der wirklichen Welt nicht dauern.

Auf diesen Beschäftigungen baute sich Wieland's goldner Spiegel (1772) auf, in dem er sich von den unmoralischen Liebesgeschichten entfernt halten und diese ernsteren Wahrheiten lehren wollte. Er arbeitet hier in Voltaire's Manier, die Uebelstände der Nähe und Gegenwart mit denen der Ferne zu vergleichen, die Wirklichkeit mit Erdichtungen, die Geschichte mit allgemeinen Erfindungen zu erläutern; man erinnert sich an die politischen Allegorieromane des 17. Jahrhs., von denen Wieland nachher bald (in den Abderiten, dem Peregrin, Agathodämon, Aristipp) auf die Geschichtsromane überging. Nichts ist so charakteristisch für Wielands Hin- und Herwiegen zwischen Idealism und Realism, als dieses Buch. Der Hofphilosoph des Schach Gebal, Danischmend, erzählt den Verlauf eines Staatslebens nach allgemeinen historischen Beobachtungen, um den trägen Schach zum Nachdenken und zur Thätigkeit zu bringen. Gleich Anfangs, wo in einer Episode jene obenerwähnten Gesetze des Psammis angeführt werden, die in einem kleinen Völkchen idyllischen Glückstand begründet hätten, macht der Iman auf den Geist der Weichlichkeit aufmerksam, der in diesen Gesetzen liege, und auf das Schädliche der Erzählungen solcher Zustände, die nicht auf politische Zustände von größerem Schnitte paßten; er wird mit Sophismen abgewiesen, obwohl man sogleich zweifelt, wer hier eigentlich der Weise ist. In dem eigentlichen Gegenstande, der Geschichte der Könige von Scheschian, wird erzählt, wie eine willkürliche launenhafte Regierung einen Staat an den Rand des Abgrunds bringt, weil die Grundfeste versäumt war, auf die jeder Staat gebaut sein sollte, die Zufriedenstellung der untersten Klassen. Es bereitet sich eine Umwälzung vor, die Rousseau'schen Begriffe von Menschenrechten

und von Staatsverträgen treten herein, in denen der Prinz Tifan erzogen iſt, der Revolutionsheld, der erſthin in der Einſamkeit erzogen, mit einem Landmädchen vermählt, nun den anarchiſchen Staat neu einrichtet und zu einem wahren Ideale umbildet. Wer ſollte es denken, in dem Spötter der religiöſen und moraliſchen Ideale hier wieder einen ſo eifrigen politiſchen Idealiſten zu finden, der in ganzem Ernſte ſagen mag, daß ihm nichts wahrſcheinlicher ſei, als daß ein Dutzend Don Quixote, die nur mit etwas geſünderem Kopfe als dieſer auf die Feinde des Menſchengeſchlechts losgingen, die Geſtalt unſrer Welt binnen einem Menſchenalter mächtig ins Beſſere verändern würden! Der es unmöglich glaubt, daß unter allen künftigen Regenten ſich nicht Einer finden ſollte, dem es ein unerträglicher Gedanke wäre, den Charakter des Tifan ein bloßes Ideal bleiben zu laſſen! Dieſer Tifan! der es in 10 Jahren dahin bringt, daß in einem Volke von 30 Millionen jeder Kaufmann Gewiſſen, die Gelehrten Menſchenverſtand, die Prieſter Verträglichkeit hatten u. ſ. w., Alles durch philoſophiſche Geſetze und gute praktiſche Erziehung! Der gute Schach Gebal meint in aller Gemüthsruhe, daß der Prinz Tifan der phantaſirte Held eines Romans ſei, oder daß er ein bischen hätte hexen müſſen; er wundert ſich über dieſen ſonderbaren Kameraliſten, der aus ſeinem Staate eine Kaninchenhecke machte, die die Bevölkerung in hundert Jahren auf das Doppelte treiben ſollte; und ſo geht von ihm aus überall die Stimme des geſunden Menſchenverſtandes, auf deſſen Seite Wieland ſonſt ſo gerne ſteht, die aber hier durchaus in Schatten geſtellt wird, wo den gutmüthigen Politiker die Erſcheinung des Kaiſer Joſeph ſicher machte, daß ſein Tifan kein Traumbild und kein Ideal ſei! So vernichtet Wieland denn durch dieſe Doppelſeitigkeit, die er nie verleugnen kann, immer die Wirkungen, die er auf Einer Stelle macht, mit der Gegenwirkung von einer andern Seite her; man hält ſich hier mit den Gegnern ſeiner Helden und ſeiner Begriffe, an denen man überall anſtößt. In dem Anhange, der Geſchichte des Daniſchmend, erſcheint dieſer ganz wie ein Tugendheld fenelon'ſcher oder

florian'scher Romane, und man möchte gleich gegen ihn mit dem bösartigen aber weltklugen Kalender, der ihm da entgegengestellt ist, Partei machen. Es ist hier jene französische Art von Menschenschildereien, die die Psychologie wie eine Taschenspielerkunst handhabt, wo jedes Laster und jede Tugend möglich ist, jedes Verhältniß willkürlich gesponnen, und willkürlich der Faden gehandhabt wird, um das Verwickelte mit anscheinender Feinheit zu lösen. Sonderbar genug sagt hier Wieland, daß in den Predigten gegen die Gebrechen der menschlichen Natur kein Gran Menschenverstand sei! gegen die Unterdrücker und deren Ueppigkeit, die die Ursache des menschlichen Verderbens sind, gegen sie soll man predigen. Und um dies seinerseits zu thun, schildert er das glückliche Völkchen der Jemaliter, zu dem ihm seine lieben Foleys saßen, das von Bonzen und Kalenders verderbt wird. Aber die beabsichtigte Wirkung kommt gar nicht heraus. Denn wenn so grobe Werkzeuge wie seine Fakirs mit ihren Lingams ein so edles Volk so leicht gefährden können, soll dann diese „glückliche Schwäche der Tugend" beweisen, daß man mit Unrecht gegen die Gebrechen der menschlichen Natur predigt? Wir sehen hier Wieland zum erstenmal auf dem ermäßigten Standpunkte stehen, auf dem er hinfort stehen blieb. Er hatte im Anfang die Menschen für Engel und Platoniker gehalten, er nahm sie dann für Schwächlinge; wie ihm Beides verleidete, so hielt er die gute Meinung von der menschlichen Natur fest neben der Ueberzeugung von ihrer Verderbniß durch Zeit und Verkünstelung, und er behielt sich den Glauben an einige gute Ausnahmen vor. In dem Schriftsteller Cador, der im goldnen Spiegel vorkommt, giebt er selbst sein jetziges Glaubensbekenntniß. Dieser Mann leitete die meisten Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen her, oder aus geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens; je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen Jemand zu handeln vorgab, desto größeres Mistrauen hegte er; er hatte eine gute Meinung von der menschlichen Natur, er hielt sie durch Jahrtausende der Künstelei für zer-

rüttet, glaubt aber dabei an eine Anzahl schöner Seelen und liebte diese; dies rechneten ihm falsche Anhänger als Schwärmerei an, und folgten ihm nur in seinem spöttischen Zuge gegen das Eitle und Lächerliche im Menschen, und er erfuhr die Kränkung, mit diesen Anhängern in Eine Linie gestellt zu werden.

Mit Wieland's Versetzung nach Erfurt war eigentlich eine Wiederholung seiner früheren Lebens- und Schriftstellerepochen in einem höheren und edleren, zum Theil verwandelten Stile eingetreten. Was in seiner Jugend zuerst die antilukrezische und christliche Philosophie war, das ward nun die antirousseau'sche und politische Philosophie, und so viel andächtig gläubige Denkart dort gefunden ward, so viel zweifelnde psychologische Forschung stellte sich hier an die Stelle. Aus jenen ersten Beschäftigungen heraustretend, versuchte er sich damals an dem Schauspiel, und ähnlich wagte er es bei seiner Versetzung nach Weimar, auf die wir später zurückkommen, sich auf die Oper zu werfen. Schweizer's Komposition der Alceste (1773) und der Wahl des Herkules (1773) verschaffte diesen einen außerordentlichen Beifall; allein über die Rosamunde (1778) sah es Wieland nachher selbst ein und „bekannte es vor Gott und Menschen," d. h. er schrieb es an Merck, daß er für alles Dramatische keinen Sinn habe, und er war nahe daran, sich für einen Duns zu halten, da Keiner seiner Freunde damit zufrieden war. Zurückgeschreckt von diesen Versuchen fiel er nun wieder auf seine griechischen und ritterlichen Stoffe zurück, in denen er nun bei weitem bessere Leistungen als früher hervorbrachte. Wie lassen hier seine Stellung in Weimar, seine Thätigkeit am Merkur, sein Verhältniß zu der neuen Periode der Originalgenies in den 70er Jahren noch unerörtert, und verfolgen nur vorausnehmend bis um 1780 seine poetischen und prosaischen Erzählungen in den genannten Gebieten, damit wir an dieser Stelle die ganze Masse der wielandischen Werke übersehen, die uns berechtigen konnte, in der Erneuerung dieser Stoffe und Formen der mittleren Zeiten ebenso wenig ein blindes Ungefähr der Nachahmung finden zu wollen, wie in Klopstock's Behandlung des

Messias. Wir treffen also in diesen Jahren eine Reihe von Ritter-erzählungen, die alle auf den Höhepunkt von Wieland's Poesie, den Oberon, hinsteuern. Indem Wieland jetzt alle seine Sachen in seine Zeitschrift, den Merkur drucken ließ, mußte er sich's häufig bequem machen, um schnell etwas Manuskript fertig zu haben; er kam daher von Erfindungen ab, die ihm immer schlecht geriethen, und fiel auf die ächten Quellen der Ritterdichtung, die er in eben der freien Manier nacherzählte, wie einst die ritterlichen Poeten selbst. Dadurch kam er den ächten Stoffen und mit diesen dem ächten Tone näher, mit dem diese Dinge behandelt sein wollten. Er suchte sich ein deutsches Gaulois zu bilden, wie er sagte, und wie wenig es ihm auch damit gelang, so ist doch der Fortschritt in der Kunst der Erzählung unverkennbar. Sein Geron (1777) ist aus dem Gyron le courtois ausgehoben; er ist reimlos; der Vortrag ernster und gemessener; der Anlaß zum Schlüpfrigen ist anständig vermieden. In der Wasserkufe ist der Inhalt aus einem Fabliau in Le Grand's contes devots; ein sehr kitzlicher Stoff in einer der ächten Naivetät und Unbefangenheit wirklich nahe kommenden Erzählung. Selbst in dem Feenmährchen Pervonte (1778), das schon einige Albernheit gestattete, herrscht ein gehaltener Ton. Das Wintermährchen (1776) ist noch besser; nie hatte Wieland vorher so fesselnd und unterhaltend, so ohne Breite und Ermüdung in Versen erzählt, wie hier, in einem Feengeschichtchen, über das er in Don Sylvio gespottet hatte. Hier gelingt's ihm in seinen Reimpaaren hier und da den Ton der mittleren Zeiten oder des Hans Sachs anzuschlagen; eine mäßige und unerzwungene Laune breitet sich über das Ganze. Die nächste Umgebung in Weimar, der geschmackvolle Kreis, in dem er sich hier bewegte, der rasche Aufschwung unserer Literatur in diesem 8. Jahrzehnt, wirkte auf den empfänglichen Mann ein, der wie Goethe in seiner Art jede kleine Schattirung der nationellen Bildungen in sich abdrückte. In diesen Erzählungen, wie in dem Sommermährchen (nach einem dem Chretien de Troyes fälschlich beigelegten Fabliau), dem Vogelgesang (Nachbildung des lays de l'oiselet) u. A. erhebt

er sich weit über die gellert'sche Manier des Vortrags, er wirft ganz jene falsche Schminke einer platten Laune ab, und wo er sich ja noch einmal in eine Nebenbetrachtung verliert, findet er sich ohne die schalen Späße der früheren Erzählart zurecht. In Gandalin oder Liebe um Liebe (1776) gelingt es Wielanden fast, in die alte Atmosphäre zu versetzen. Wenn man wissen will, warum man ihn den Dichter der Grazien nannte, so muß man dieses Stück lesen; und wenn irgend Jemand an unserem Lobe Anstoß nehmen sollte, so müssen wir empfehlen, von den früheren Schwänken etwa den neuen Amadis vor dem Gandalin zu lesen, um zu finden, wie weit Wieland hier über sich selbst hinaustrat, welches Maß gehalten ist in Sache und Sprache, wie harmlose Laune, ein pikanter, leichter, schwebender Gang der Erzählung, schalkhafte Einfälle und reizende Farben dieses Spätere auszeichnen. Selbst Oberon scheint formell nicht so viele Vorzüge zu haben, als Gandalin; Klelia und Sinnibald (1783) ist schon wieder viel plauderhafter und fader.

Der Oberon (1780) baut sich auf allen diesen rhapsodischen Versuchen auf. Er ist fast das einzige Werk, das Wieland's Namen populärer gemacht oder erhalten hat. Der Beifall der größten Männer munterte ihn auf. Goethe schrieb an Lavater: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Die Schlegel sahen ihn mit Recht als den Anreger des romantischen Geschmacks an, und in der That reihte sich Alxinger unmittelbar an Oberon an, der in Wien für die romantische Poesie einen ordentlichen Schauplatz eröffnete. Wenige, die wie Heinse achtsamer an den italienischen Meistern studirt hatten, wehrten sich gleich Anfangs dagegen. Es ist bekannt, daß Oberon nach dem alten Romane Huon de Bordeaux bearbeitet ist. Wieland rühmte sich selbst, die Geschichten Huon's und Oberon's so verflochten zu haben, daß alles Maschinenartige vermieden, daß dem Gedichte dadurch Einheit und Zusammenhang gegeben, und dem Oberon durch Annäherung an den shakespearischen ein erhöhtes Interesse zu Theil

ward. Es paßt recht ſchön, daß Wieland's Naturell ihn zum Schluſſe und auf der Spitze ſeines poetiſchen Schaffens gerade auf ſolch einen Gegenſtand führte, der ſo recht nach ſeinen Lebensgrundſätzen war: wie ein Menſch, der einer Schwäche unterliegt nicht eben ein ſchlechter Menſch ſein muß, und ſich ein andermal eben ſo ſtark beweiſen könne, als vorher ſchwach. Der glücklich gewonnene Boden leiht ihm auch hier etwas mehr Flug, und wenn zwar „die Adlerſchwinge der hohen trunkenen Schwärmerei" ihn nicht hoch trägt, ſo reißt ſie ihn doch hier wie in den andern Erzählungen dieſer Zeit weit über ſeine früheren Werke hinweg, in denen er noch unter dem Joch moraliſcher Zwecke lag. Freilich iſt es traurig, daß nichts als ein Oberon der Triumph der Muſe unſers Dichters iſt, der nicht Unabhängigkeit der Poeſie erringen konnte, als um den Preis, zu den ſchalen Romanſtoffen zurückzugreifen, in denen die Dichtung auf nichts höheres berechnet iſt, als auf ſeine Unterhaltung, in denen das ganze Geſchick und alle Gabe des Dichters in nichts anderem geſucht wird, als wie bei jenen Alten ſchon in dem Vortrage, in dem man über kein Stäubchen ſtraucheln ſoll. Dann freilich wird man bei uns immer dahin kommen, den Kern der Schale zu opfern, wenn man einen Ehrgeiz darein ſetzt, mit Metaſtaſio im Wohlklang zu wetteifern; und wenn man dann endlich, wie Wieland, doch durchmerkt, daß bei allem dargebrachten Weihrauch die Welt das Hohle und Kernloſe wohl kennt, ſo geſchiehts denn, wie es zuletzt auch bei Goethe der Fall war, daß man ſich unwillig an der Schale ſelbſt vergreift. Es iſt doch eine Schande, daß Wieland am Schluſſe ſeiner poetiſchen Laufbahn (1789) im Merkur ſchreiben konnte: Die Zumuthung, mit Sackpfeifen und Strohfiedeln ein liebliches Concert zu Stande zu bringen, wäre kaum eine ſchwerere Aufgabe, als die, in unſerer rauhen und langſam ſich fortſchleppenden Sprache einige Dutzend ſo harmoniöſe Stanzen zu machen, er wolle nicht ſagen, wie Taſſo oder Metaſtaſio, ſondern wie der gemeinſte arkadiſche Hirt(!) auf Einem Beine ſchockweiſe von ſich geben könne. Er fühle den ungeheuren Nachtheil in ſeiner ganzen Größe, den ein deutſcher Dichter

in Bezug auf muſikaliſche Schönheiten eines Gedichts nicht nur gegen die romantiſchen, ſondern auch gegen die polniſchen und lettiſchen und andere barbariſchen Sänger ſich gefallen laſſen müſſe. Experto credite, ruft er zum Schluſſe; und das mag uns heißen: leſ't ſeine unmuſiſchen Verſe, um zu erfahren, welche Thorheit es war, daß ein ſolcher Reimer auf den Misgedanken fiel, in's Muſikaliſche ſeine Stärke zu ſetzen. Die Klopſtockianer konnten ihn mit Recht über dieſe Anmaßungen und Uebergriffe in ihr Gebiet verſpotten, gerade wie die Verfaſſer der Literaturbriefe die Achſel zuckten, als Klopſtock anfing zu philoſophiren. Denn an Wieland's ſämmtlichen Verſen wäre nichts zu rühmen, als das proſaiſche Verdienſt, das der proſaiſche Lichtenberg auch an Thümmel's Verſen rühmte, daß ſie nämlich verwickelte Konſtruktionen der proſaiſchen Rede enthielten und entwickelten, in denen weder dem Sinn noch dem Reim Gewalt gethan ſei. Man wird dieſen Ausfall Wieland's auf die deutſchen Verſe um ſo auffallender finden, wenn man ſich ſeines früheren Dünkels auf ſeine Knittelreime gegen eben dieſe jetzt beneideten italieniſchen Oktaven erinnert. Aber ſo ließ ja Wieland Alles fallen, nachdem er Alles lächerlich übertrieben hatte. So wie er die Poeſie hier auf einmal in der Muſik der Sprache ſuchte und abdankt, weil er ſich nicht dazu berufen fühlt, ſo hatte er das Chriſtliche im Schwärmeriſchen geſucht und fiel ab; dann ſuchte er das Griechiſche im Sinnlichen und kam (in ſeinen Anſichten über die Ideale der griechiſchen Künſtler) auch von der Vorliebe für die Griechen zurück; er fiel auf die Ritterwelt, die er ganz Anfangs als eine Mährchenwelt verſpottet hatte, und am Ende dieſer Laufbahn erklärte er wieder, ſie ſei zu nichts gut, als Mährchen daraus zu erzählen: er hatte über die Liebe geſchwärmt und endlich fand er, daß Beſtand in ihr unmöglich und nur in der Freundſchaft denkbar ſei! Mit dieſen letzten Aenderungen in den 80er und 90er Jahren warf er die Dichtung ganz ab und fiel nun auf Ueberſetzungen und Halbgeſchichten, wo er mäßiger vom Griechen- und Chriſtenthum denkt. Hier trat er aus der Phan-

taſiewelt der wirklichen näher, und wäre hier mehr am Orte geweſen, wenn es nur nicht dem Alter nach etwas zu ſpät geweſen wäre.

Der Kreis der mittelaltrigen Stoffe würde von Wieland nicht vollkommen erneut ſein, wenn die Abderiten fehlten, die er neben den letzterwähnten Erzählungen (ſeit 1774) verfaßte. Es iſt der Gegenſatz der Philiſterei und des Pfahlbürgerthums gegen die romantiſche Ritterwelt, ein wielandiſirtes Volks- und Lalenbuch. So albern ſein Amadis gegen den Oberon, ſo albern iſt ſein Diogenes gegen die Abderiten. Allerdings verſpricht auch dieſes Werk mehr als es hält; es iſt Alles zu ſehr ausgeſponnen, und es fällt bald in ſcherzhaften Erfindungen, bald in halb philologiſchen Abſchweifungen hier und da aus dem Tone. Der Anfang aber gehört zu dem Beſten, das Wieland geſchrieben hat. Der weltbürgerliche Philoſoph von Abdera, Demokrit, kehrt von Reiſen heim, begierig zu lehren und zu beſſern unter ſeinen Landsleuten, die ihn zu hören und zu ſehen geſpannt ſind. Das Verhältniß des am Größten geſchulten Mannes zu den engbrüſtigen Mitbürgern, die alles Mittelmäßige bewundern, der ewige Widerſpruch zwiſchen Gründen und Vorurtheilen, Einſicht und Thorheit, zwiſchen dem lärmenden Ueberſtimmen und der ſiegreichen inneren Stimme des Unterliegenden, der Streit der Rechthaberei gegen den, der Recht hat, der Widerwille einer falſchen Freiheit, der Niemand einreden ſoll, gegen die einredende Vernunft, der Kampf von Spieß- und Weltbürgerthum, Verſchrobenheit und Geſundheit, die beiderſeitigen Täuſchungen, und wie dann der Weiſe unter den Pinſeln als ein Paradoxer und Tadelſüchtiger erſcheint, Alles macht einen einzigen vortrefflichen Gegenſatz von großer komiſcher Wirkung, und es iſt ſelbſt das Peinliche ſolcher Verhältniſſe dadurch vermieden, daß der Philoſoph mit ſeinem Gelächter den groben Pöbel ſchlägt, daß, wenn das Vorurtheil ihn den Einzelnen überwältigt hat, er doch durch ſeine Ueberlegenheit die niedere Maſſe verirt und ärgert. Man ſieht wie dieſer Kampf Wieland's gegen die Beſchränktheit, Kleinſtädterei und gemeine Wirklichkeit jeder Art im nothwendigen Gegenſatz gegen ſeine Anfechtungen aller Phantaſterei liegt, und daß er auch

hier dem Gang der Entwicklung folgt, den das Leben in Volk und Individuen überall nehmen wird. Mit dieſem Werke und dem Oberon ſchließen ſich eigentlich die bedeutenderen Erzeugniſſe Wieland's, die mit der Poeſie einen verhältnißmäßig engeren Zuſammenhang haben. Wir ſtehen in den Abderiten an der Grenze, wo das Romantiſche in ſeinen Gegenſatz überſpringt, wo den neuen Arioſt neue Rabelais und Sterne ablöſen, wo wir aus der Ritterwelt in unſere Bürgerwelt übergehen ſollten. Dieſer Gegenſatz bildet ſich in den 70er Jahren in den Romanen der Hermes, Hippel und Nicolai, auf deren Spitze ſich nachher Jean Paul ſtellt, der in Bezug auf poetiſche Stoffe und Schreibart ein ſo vollkommenes Gegenſtück zu Wieland ausmacht, wie Klopſtock in Bezug auf Moral und Denkart. Wenn ſich zwiſchen letzteren Beiden das Feindliche auch in den äußeren Verhältniſſen zeigte, ſo war dies zwiſchen Jean Paul und Wieland nicht der Fall; dieſe Gegenfüßler in der Literatur ſtanden freundlich im Leben, wie Leſſing und Herder, wie Goethe und Schiller. Ehe wir aber auf dieſe Verhältniſſe eingehen und die Wirkungen und Gegenwirkungen andeuten, die Wieland's Schriftſtellerei in Deutſchland hervorrief, iſt es Zeit, daß wir einen Mann nachholen, der ſich in unſeren bisherigen Schilderungen ſchon oft genug und meiſt an ſehr wichtigen Stellen bemerklich gemacht hat.

8. Leſſing.

Klopſtock und Wieland hatten der deutſchen Bildung und Aufklärung neue Ziele gezeigt; ſie hatten mit einer neuen Art zu leben und zu ſchreiben den Geſichtskreis der Nation unendlich erweitert, und die Kräfte im Vaterland geſtachelt, ſich über die hergebrachte geſellige Unterordnung im Kreiſe der europäiſchen Nationen emporzuſchwingen. Ein ausgeſprochener Ehrgeiz hatte jenen getrieben, uns den Engländern gleichzuſtellen, ein unbewußter Trieb leitete

dieſen, uns auf den Standpunkt der Franzoſen zu verſetzen. Sie hatten ſich an das Ausländiſche angeſchloſſen und unſre junge Literatur an fremder Ammen Bruſt genährt; ein Dritter kam, der ſie an den mütterlichen Buſen legte. Jene hatten uns in die Regionen der Seraphim, in die fernen Lande der Wunder geführt, Leſſing führte uns zur Heimath zurück. Wir hörten bei Klopſtock den Tonfall der lateiniſchen Ode, den Rhythmus des griechiſchen Hexameters, die Wucht der nordiſchen Bardenſprache; wir wandelten in den Schauern der Hölle, in den Wonnen des Himmels, in dem Grauſen der Schlacht unſerer Väter. Bei Wieland kam zu dem Gewaltigen das Angenehme und Weiche; er bannte dieſe Wildheit in Natur und Menſchen, die Götter ſanfter Geſelligkeit ließen ſich nieder, und führten uns in eine Welt ſinnlicher Gebilde und phantaſtiſcher Abenteuer, zu der ebenen Sprache franzöſiſcher Geſchmeidigkeit und Eleganz. Leſſing ſchrieb deutſch; er nahm ſeine Rede aus dem Stock unſerer eigenen Literatur und ging auf die Naturſprache des Volks zurück; er ſchrieb wie man ſprach, und gab ſeinem Stile durch die dialogiſche Redeweiſe, durch die er ihn zu verderben meinte, eine Eigenthümlichkeit, die kein deutſcher Schriftſteller weiter gehabt hat. Nahm er aus anderen Zeiten und Bildungen etwas zu ſeiner deutſchen Erziehung dazu, ſo griff er nicht wie Klopſtock in das Judenthum und ſkandinaviſche Alterthum, nicht wie Wieland in die Zeiten der byzantiniſch-romaniſchen, der griechiſch-römiſchen Bildung zurück, ſondern wie er ungekünſtelt deutſch war, ſo fiel er auf das rein Griechiſche und rein Römiſche, und lehrte uns zuerſt die Quelle, aus der jeder große Geiſt in Deutſchland ſeine beſſere Stärkung ſog, mit reinem Gaumen ſchmecken: er eröffnete uns Ariſtoteles und Homer, er ſchulte ſich an Plautus und Sophokles. Klopſtock und Wieland hatten uns in ihren Dichtungen den Menſchen in ſeinem Verhältniß zur Gottheit oder zu ſich ſelbſt gezeigt, Leſſing zeigte ihn uns in ſeinen Verhältniſſen zu anderen; jene hatten Menſchen der Urwelt und der halben Kultur der mittleren Zeiten geſchildert, Leſſing gab Menſchen von unſerm eignen Fleiſch und Blut hinzu; der Eine zeichnete den heroi-

ſchen, der Andre den ſchwachen, Leſſing den ächten und wahren Menſchen; jene kannten eigentlich nur ſich und zeichneten ſich ab in anderen Figuren; ſie waren nur mit Einer Form menſchlicher Entwicklung bekannt, Leſſing aber kannte die Menſchen und das Leben in mannichfachen Geſtalten, wie ſelbſt Goethe nicht, und kam von der Vielheit der Erfahrungen auf ſich ſelbſt zurück. Jene haben in ſich eine Philoſophie, eine Vorſtellung von der Welt und ein Maß der Dinge durch Natur und Erziehung gereift und fertig bei ihrem erſten Auftreten mitgebracht, Leſſing ließ ſich von dem Luftſtrom des Zeitgeiſtes und von dem Gefühl der Nationalbedürfniſſe tragen, nicht wie jene blos um ſich ſelbſt beſorgt, ſondern um die Wohlfahrt der Mehreren, in deren Verband er ſich ſah, und deren Vortheil ihm nicht überall auf gleicher Linie mit ſeinem lag. Daher ſahen wir Klopſtock mit ſeinen erſten drei Geſängen des Meſſias gleichſam vollendet; daher fanden wir in Wielanden ſchon als Knaben die Keime zu Allem, was er ſpäter ward und that. In der Sphäre ihrer Bildung lagen Beide vom Anfang an im Mittelpunkt feſt und beſchrieben von da aus ihre engeren und weiteren Kreiſe, ſicher das Gleichartige überall zu treffen. Leſſing aber erſcheint uns in ſeinem Lebenslaufe wie in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn überall in den peripheriſchen Fernen der Erfahrung umgetrieben und von da in der Richtung auf einen Mittelpunkt ſuchend nach einem δός μοι πού στῶ. Jene hielten ſich in der angebornen Art und in den Grundſätzen, die ihnen dieſe eingab, ſicher und beruhigt, Leſſing hatte in gewiſſem Sinne keinen Grundſatz als den, keinen zu haben. Klopſtock konnte ſich aber nur durch Eigenſinn, Wieland nur durch Leichtſinn vor den Beſtürmungen ihrer geraden und ſcharfen Lebensrichtungen ſicher ſtellen, von denen keine ausgedauert und jede Viele irre geleitet hat; Leſſing dagegen führte auf ſeinen ſkeptiſchen Kreuzwegen zu ſehr verſchiedenen Zielen und Wahrheiten, auf denen Dichter und Kritiker, Philoſophen und Theologen, oft erſt lange nach ihm anlangten, aber immer die ſchönſte Freiſtätte gegen allen Skrupel und Skepſis fanden. Jedes großen Mannes Beiſpiel misleitet beſchränk-

tere Anhänger; von Niemands Anhang kann man vielleicht wie von Leſſing's ſagen, daß ſeine ganze Misleitung blos im Zurückbleiben beſtehe, daß er nicht irre geführt, ſondern blos für ſeine Kräfte zu weit geführt ward. Dies kommt daher, daß Leſſing auf ſeinem Weg- und Zielſuchen das größte Beiſpiel gerade darin gab, daß er Andere eigne Wege ſuchen lehrte, und daher haben die verſchiedenſten Menſchen, ein Goethe und Lichtenberg, ein Spittler und Fr. Schlegel, ein Nicolai und Claudius mit Wohlgefallen auf ſeine Laufbahn geblickt und ſich an ſeinem Vorgang geſchult. Wenn in Klopſtock und Wieland ſchon revolutionäre Elemente gefunden wurden, ſo hielten ſie doch entſchieden an gewiſſen beſtehenden Verhältniſſen in der Literatur und in der Geſellſchaft feſt, und es ward bei ihnen zu bald eine beſtimmte Eigenrichtung ſichtbar; Leſſing aber war das eigentliche Revolutionsgenie, dem es nicht genügte, das Steuer und Segelwerk unſrer bisherigen Bildung zu handhaben und damit etwa um eine Strecke weiter zu rücken, ſondern der ſich ernſtlich prüfte, ob auch mit Beibehaltung des alten Ballaſtes überhaupt eine raſche gedeihliche Fahrt nur möglich ſei, und der, nachdem er ſich dieſe Frage verneint hatte, über Bord warf, was nur irgend zu entbehren war. Er ſtöberte zu dieſem Zwecke in dem veralteten Zeuge herum, eben ſo unnachſichtig gegen das Nutzloſe, als vorſichtig und ſchonend gegen das Brauchbare, ja ſelbſt gegen das Entbehrliche, das allzu theuer geworden war; gleich rückſichtslos gegen eignen wie gegen fremden Beſitz; bald im ſicherſten Griffe ſchnell entſchloſſen, bald langſam wählend und bedächtig wägend, was er that. In dieſem Geſchäfte, die Nation von dem zu befreien, was auf die Keime ihrer Bildung drückte, ließ er ſich nicht durch den Widerſtand ſeiner Eltern, ſeiner Freunde, ſeines Volkes ſelber irren, und ſeine ungeheure Thätigkeit ward von Erfolgen gekrönt, die wir mit Neid und Freude nach einem Jahrhundert überblicken, wir Späteren, für die er gewirkt; ihm ſelbſt, der allem Egoismus wunderbar entfremdet, im großen Ganzen ſeiner Nation lebte, und mitten in ſeinen Beſtrebungen ſtarb, war es ſo wenig wie Schillern vergönnt, die Summe ſeiner Wirkſamkeit in der Weiſe zu

überſchlagen, wie es Klopſtock, Wieland und Goethe geſtattet war. Wer ſeine Talente dem pflanzlichen Wachsthume hingibt, der hat immer die Befriedigung, die großen Wahrheiten des Epikureismus darzuthun; ihm gelingt es, das beſcheidene Glück eines harmloſen Daſeins zu ergreifen und mit heitern Grundſätzen ein langes Leben zu erreichen. Aber eine gehaltvollere Unſterblichkeit iſt jenem gewiſſer, den ſeine freien menſchlichen Kräfte von dem Boden, auf dem er gewachſen war, losreißen, der ſich auch auf die Gefahr eines tragiſchen Endes nicht genügt, Gott zu leiden, die Welt gehen und ruhig auf ſich wirken zu laſſen, ſondern der ſich mit dem Schickſale einzuſtimmen, mit ihm auf den Gang der Dinge zu wirken, mit ihm die kühne Wette wagt, was menſchliche Freiheit vermöge, indem ſie ſich dem Geſetze des Weltgangs anſchließt. Leſſing's Wirkſamkeit war ganz dieſer Art. Seine Beſchäftigungen waren vielleicht immer ohne Plan, nie ohne den ſchärfſten Inſtinkt begonnen; mit der Zeit hellte ihm die Erfahrung und Erkenntniß das Bewußtſein auf; er ergriff nun ſeine Partie, liegen zu laſſen oder fortzuführen mit gleicher Energie, und man kann ſagen, er hat nach den erſten Irrgängen ſeiner rathloſeren Jugend niemals fehl gehandelt. Wenn man ſeinen literariſchen Thätigkeiten nachforſcht, ſo kann man im Einzelnen verlorne Zeit, und unreife Fragmente und bibliothekariſchen Dilettantismus bedauern, aber wenn man das Ganze ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung überſchaut, ſo erkennt ſich wohl die Bedeutung ſelbſt der geringſten Kollektaneen die er gemacht hat. Wenn man ſeinem unſteten Leben folgt, ſo ſchlöſſe man leicht auf einen unruhigen Menſchen, dem es nirgends wohl war als auf der Straße, aber ſieht man näher zu, ſo war das ganze ſeiner menſchlichen Charakterbildung nothwendig in dieſer Eigenheit bedingt, und durch alle ſeine Kreuz- und Querzüge ſchlingt ſich ein rother Faden hindurch. Es iſt die ewige Widerſetzlichkeit gegen den faulen Schlendrian der deutſchen Kleinmeiſterei und die Armſeligkeit des deutſchen Gelehrtenlebens, das fortwährende Ringen eines freien Geiſtes gegen die vielfachen Hemmungen der

herkömmlichen Verhältniſſe und Bildung. Wir haben bei Klopſtock und Wieland, die uns durch eigenthümliche individuelle Bildungen intereſſirten, ausſchließlich auf ihre inneren Lagen geſehen; dieſem Manne, der ſeine Schule in der weiten Welt machte, müſſen wir ein wenig in ſeine äußeren Verhältniſſe folgen [182]).

Gotthold Ephraim Leſſing (aus Camenz 1729—81) ſtammte aus einer frommen und rechtgläubigen Pfarrerfamilie. In ſeinem Vater, der ihn vielfach ſelbſt unterrichtete, ſcheinen ſich einige Züge des Sohnes zu erkennen; er hatte ſich durch die Welt durchzuſchlagen gehabt, war uneigennützig und wohlthätig, daß er ſelbſt von ſeiner Armuth hingab, aufgeklärt aber eifrig in religiöſen Dingen, derb und gerade bis zum Schein von Rohheit. Auf der Fürſtenſchule in Meißen legte der junge Leſſing den Grund zu ſeiner künftigen Gelehrſamkeit; man gab ihm ſchon dort das Zeugniß, daß ihm die Lektionen der Mitſchüler nicht anpaßten, daß er ein Pferd ſei, das doppeltes Futter verlange. Er trieb daher neben der Schule Mathematik und las ſchon damals gelehrte Zeitungen. So charakteriſtiſch für Klopſtock die Jugendlektüre des Milton und Fenelon, für Wieland des Xenophon war, ſo für Leſſing die frühe Liebhaberei an Theophraſt, Plautus und Terenz. Als er mit 17 Jahren die Univerſität bezog, verachtete er die Seichtigkeit der Kollegien, verließ die Theologie, hielt es mit der Medicin nicht aus, und fiel auf die liberalen Studien der Philoſophie und Dichtung. Seine Anweſenheit in Leipzig fiel in die Zeit der Bremer Beiträger; er mochte ſie nicht. In ſpäteren Zeiten fand er einmal Gellert im kranken Zuſtande über einem chriſtlichen Tröſter und mahnte ihn beſcheiden zu heiterer Lektüre; da fuhr ihn der fromme Mann an, er ſolle ihn in ſeinem Glauben und Troſte nicht ſtören. Es war von Leſſing bekannt, daß er lieber mit Mylius und Rau-

182) Vergleiche Leſſings Leben von ſeinem Bruder. — Eine viel vollſtändigere Biographie hatte Danzel, G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke. Leipzig 1850, begonnen. Sie iſt fortgeſetzt von Guhrauer 1853. Vgl. noch A. Stahr, Leſſing. 6. Auflage. Berlin 1869. Zur Erinnerung an G. E. Leſſing, Briefe und Aktenſtücke von O. v. Heinemann. Leipzig 1870.

mann, mit der Neuber und mit Brückner, d. h. mit Sonderlingen und Schauſpielern umging, als mit Gelehrten und Pedanten. Er wollte lieber über den kleinen Bauzner (Naumann), den drolligen Verfaſſer des Nimrod, lachen, und mit dem lockeren Mylius, der mit abgetretenen Schuhen zum Aergerniß der leipziger eleganten Welt einherging, Plane machen, als die platte Unterhaltung junger Magiſter hören; er wollte lieber bei Käſtner disputiren und bei Brückner deklamiren lernen, als bei Gellert und Cruſius Moralvorleſungen hören. Ein eigenes Gemiſch von Achtung und Geringachtung, von Prüfung und Vernachläſſigung der Leute ſeines Umgangs geht ſchon damals und ſpäter immer durch Leſſing's Leben durch, je nachdem er gerade geſtimmt war, die Regel der Geſelligkeit oder die höheren Anforderungen der Menſchheit als Maßſtab gelten zu laſſen, oder je nachdem ihm ſeine Freunde neu und verſprechend, oder alt und fertig ſchienen. Ein großer Entwurf riß ihn hin mit kleinen Köpfen in Verbindung zu treten, wenn ſie ihn nur anhörten, dann brach er plötzlich ab, wenn ſie ihm nicht Genüge thaten. Wenn er Mylius ſeine Stücke entwerfen und in vier Nächten vollenden ſah, ſo beneidete er, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Geſchwindigkeit; ſobald jener aber fertig war und ihm ſeine Geburt vorlas, „war er wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele auch keine Spur von Neid übrig blieb". Nicht allein in ſeinen gelehrten Beziehungen, auch in ſeinem äußeren Verhalten ſtrebte er aus dem engen Gleiſe der gemeinen Heerſtraße heraus. Er hatte auf der Schule mit Jedem gleich, unter einerlei Verhältniß, Koſt und Wohnung gelebt; er hatte nichts von Ueberfluß und Armuth, von Genuß und Entbehrung gewußt. Jetzt kam er von armen Stipendien unterſtützt nach Leipzig, und lernte Rangunterſchiede kennen. Seine ſtrebende Natur ertrug keine Zurückſetzung; auch ſpäter nahm er ſich gern reich und ſpielte den Verſchwender und ſchaltete, wenn Noth kam, in naiver Unbefangenheit mit der Kaſſe ſeines Nicolai. Er ſchämte ſich ſeines hölzernen Anſtands und lernte reiten, tanzen und fechten; ſein Vater fand dies kavaliermäßig, ſeine Mutter ſündlich. Schmähliche Verläumdungen verfolgten ihn

damals und ſpäter, die uns zeigen, wie wenig die Zeit eine freiere Bewegung in der Jugend dulden wollte. Der Vater tadelte ihn, mahnte ihn zur Theologie und warnte mit dem Verluſt des Stipendiums: die Mutter, als ſie hörte, daß er ihre Weihnachtsſtrietzel mit Komödianten verzehrt habe, gab ihn auf. Briefe von Haus meldeten ihm mit falſchem Vorgeben, die Mutter ſei todtkrank, um ihn von ſeiner böſen Geſellſchaft loszureißen; auch ſo erwarteten ſie nicht, daß er hören und kommen werde. Aber er kam, bei bitterem Froſte und halb erfroren. Das rührte die Mutter; und als er mit ſeinem Vater über Theologie ſprach und ſeine theologiſchen Werke las, fand dieſer, daß ihn die Luſt Schauſpieler zu werden und der Verſuch, Schauſpiele zu dichten, unverdorben gelaſſen hatte, und die Vorwürfe unterblieben, die ihm bereitet waren. Nur die Schweſter verbrannte ein Paar ſeiner anakreontiſchen Lieder, und er ſteckte ihr dafür etwas Schnee in den Buſen, ihren Eifer zu kühlen. So blieb er bis Oſtern und es ſchien Alles gut. Er war aber kaum nach Leipzig zurückgekehrt, als er von da ſich weg nach Berlin begab, von wo er der bekümmerten Mutter ſchrieb. Er ſei in Leipzig lange Zeit ſo fleißig geweſen, daß er Gott und die Welt vergeſſen habe. Aber er habe mit der Zeit einſehen gelernt, daß ihn die Bücher nur gelehrt, nicht zum Menſchen machen würden. Er habe ſich neben Anderen bäueriſch und verwildert gefunden, er habe ſich körperlich zu bilden und geſellig zu werden geſucht, indem er neben ernſten auch angenehme Werke geleſen. Er habe aus der Komödie die Tugend lieben und das Laſter verlachen gelernt, er habe ſich ſelbſt aus ihr kennen gelernt und ſeitdem viel über ſich geſpottet. Er habe ſelbſt Komödien zu machen verſucht, und mit Erfolg und Beifall; da hätten ſie ihn mit der Berufung nach Hauſe geſtört. Einig über ſeine Studien ſei er nie geweſen; Medicin hätten die Eltern nicht gewollt, Theologie Er nicht. Er ſei in Leipzig in Schulden gerathen; dort in Ordnung zu kommen hätte er nicht hoffen dürfen; ſo ſei er nach Berlin. Dies waren neue Schläge für die Eltern. Das freigeiſtige Berlin war ihnen ein Greuel; falſche Gerüchte ſagten, der Sohn wolle nach Wien und die Religion ändern,

der Vater berief ihn nach Hauſe. Aber wie einſt Hutten ſeinem Vater gegenüber, ſo trieb auch Leſſing ſein Geiſt; er ward empfindlicher auch gegen den Eifer der Mutter über Mylius; er ſchrieb dem Vater das Plautiniſche, quod qui nihil aliud nisi quod sibi soli placet consulit adversum filium, nugas agit. Und er fügt bei, was ſeinen ganzen Lebenslauf charakteriſirt, daß, wenn wir nicht verſuchen, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, wir uns öfters in eine falſche wagen, wo wir uns kaum über das Mittelmäßige erheben, während wir uns in einer andern zu einer bewundernswerthen Höhe hätten ſchwingen können. Aber der Vater quälte ihn unabläſſig; die franzöſiſchen Deiſten in Berlin machten ihm Angſt; der Sohn war ja ſogar mit dem Sekretair Voltaire's in Verbindung und mit dem gottloſen Philoſophen ſelbſt in feindliche Berührung gekommen. Er gab nach und ging nach Wittenberg, wo gerade ſein Bruder ſtudirte; er ward Magiſter, aber das Univerſitätsleben ekelte ſeine freie Seele an; er ſtemmte ſich gegen den Druck der Verhältniſſe, und machte ſeinem Herzen in Epigrammen über alles um ihn Vorfallende Luft, wie man nachher in Goethe's Jugendkreiſe that. 1753 ging er wieder nach Berlin und übernahm an Mylius' Stelle die gelehrten Artikel der Voſſiſchen Zeitung zu ſchreiben. Das ſchien dem Alten nicht viel beſſer als Komödie ſpielen. Aber jetzt erſchienen ſchon die vier Theile ſeiner kleinen Schriften, die zuerſt ſeinen Namen ausbreiteten; tauſend Gegenſtände mit gleicher und ungewohnter Leichtigkeit geſchrieben; der Vater las ſein Lob und ließ ihn ſeitdem gewähren. Er ward nun mit Moſes und Nicolai bekannt, aber noch war er ganz voll von ſeiner Strebſamkeit für das Werk der Bühne, und da man dafür nicht genug Theilnahme in Berlin zeigte, ſo ging er 1755 wieder nach Leipzig. Moſes tadelte dies. Er beurtheilte ihn ſtets nach dem Maße, mit dem er ſelbſt gemeſſen werden muß; ihm misfiel die Bücherſucht Leſſing's, der ſein Spiel damit trieb, der oft nur Bücher kaufte, um ſein Bißchen Baarſchaft zuſammenzuhalten, und der ſie daher zu anderer Zeit wieder eben ſo willig verkaufte; ihn verdroß der übermüthige Kitzel, mit dem Leſſing den Hochgelehrten nicht aus dem Wege gehen wollte,

denn er erfuhr erſt ſpäter an ſich den Hochmuth dieſer Herren, weil er ihnen nicht auf den Kopf zu treten ſo rüſtig war wie ſein Freund. Ihm mishagte auch das unſtete Leben, weil er nicht begriff was Menſchenkenntniß dem jungen Manne werth war, der ein deutſcher Molière zu werden Luſt trug, und weil er nicht anſchlug, welchen ungeheuren Einfluß auf die Freiheit des Geiſtes die Unabhängigkeit der Lage übt. Damals machten die Berliner die großen Entwürfe mit Leſſing zu den Literaturbriefen, und auch hier zeigte ſichs, welch eine Kluft dieſe Männer trennte; Leſſing hielt nicht lange mit, und ſeine Arbeiten fände ein Blinder taſtend heraus. Es befremdete die Freunde höchlich, als Leſſing plötzlich (1760), ohne zu ſagen und zu fragen, Sekretair bei Tauenzien ward und nach Breslau unter die Armee ging. Wer in Leſſing's Schriften zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, der lieſt auch hier in den Lücken ſeiner Geſchichte. Er ſuchte von den Verbindlichkeiten gegen ſeine Freunde loszukommen; er kam in neue, nicht unintereſſante Verhältniſſe; wäre es ein ſonderbarer Weg geweſen, ſeine Kenntniſſe zu bereichern, ſo hätte er ihn vielleicht deſto eifriger gewählt. In Breslau ſpielte er oft und hoch. Es war ein Räthſel für ſeine Freunde; für uns nur ſo weit, als es Leſſingen räthſelhaft vorkam, daß Plautus aus einem Dichter ein Kaufmann geworden ſein ſoll: „Vielleicht", ſo erklärte er ſich's, „ſuchte er ſich dadurch in ſolche Glücksumſtände zu ſetzen, worin er ſeiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genug thun konnte!" Als die Literaturbriefe aufhörten, nahm Leſſing ſeinen Abſchied (1765). Er haßte vorgeſchriebene Arbeiten, er verachtete bürgerliche Dienſte gegen literariſche Beſchäftigungen, er ſchlug eine Profeſſur in Königsberg aus, beſonders weil er jährlich einen Panegyrikus halten ſollte, er dachte an eine Reiſe nach Italien und Griechenland. Es war jetzt Entſchluß bei ihm, nie eine Stelle anzunehmen, die nicht ganz nach ſeinem Sinne ſei. Wie's ihm weiter gehen ſollte, machte ihm weiter keinen Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, ſchrieb er an ſeine Eltern, der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen zu befürchten, die außer Stand ſetzen könnten zu arbeiten, zeigt ein ſchlechtes Ver-

trauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres, und habe Freunde. Er ging 1767 nach Hamburg. Wie es mit dem Spielen in Breslau gemeint war, deutete gleich ſeine Verbindung mit Bode zu einer Buchhandlung an, ein Plan, über dem wir unſern kaufmänniſchen Plautus brüten ſehen zu gleicher Zeit, als er für die Geſtaltung der Hamburger Bühne zu einem Nationaltheater thätig war. Das Eine und das Andere zerſchlug ſich; es war als ſollte Leſſing überall mit Gewalt auf ſich allein gewieſen werden. Geſättigt am Theater, für das die ſtumpfe Nation kein Intereſſe zeigte, wollte er nun nach Italien und lateiniſch ſchreiben, da ward ihm die Bibliothekarſtelle in Wolfenbüttel als eine Sinekure geräumt. Man ſpekulirte hier wie nachher in Wien und in Mannheim auf ſeinen Namen und Ruhm. Hier nun gerieth er in neue literariſche Thätigkeiten, die ihn mit den Orthodoxen, die zum Lateinſchreiben riethen, deutſch reden machten. Denn ihn konnte der Mismuth über das Publikum einmal flüchtig ergreifen, aber ſein hiſtoriſcher Sinn und ſeine Menſchenachtung ließen ihn nicht wie Goethe darin verharren. Dies iſt ſo menſchlich ſchön an ihm, daß er von allem Großen und Edlen lebhaft ergriffen auf jeden Entwurf raſch eingeht, der das Edle und Große zu fördern verſprach, er mochte nun in ſeinem Kopfe aufſteigen oder in der projektſüchtigen Zeit geboren werden. Mit rührendem Eifer ſehen wir ihn die großen Gedanken einer Schöpfung der Bühne, eines Nationaltheaters, einer Akademie in Wien oder Mannheim ergreifen; wir lächeln, wenn er die erſten Schritte thut, das Unmögliche, von ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten getäuſcht, mit andern Unfähigen durchſetzen zu wollen; wir werden aber ernſt, wenn er uns bald durch ſeinen Rückzug überzeugt, daß in ihm dieſelbe Ueberlegung wie in uns, aber eine größere Wärme des Herzens war als in uns; und wir fangen dieſen Cirkel mit gerührter Bewunderung von neuem an, wenn er von dem einen fehlgeſchlagenen Gedanken auf den andern übergeht, immer unermüdet, ſelbſt in Krankheit und Unglück. Er hatte Beides zu verſuchen. Jahrelang war er in Wolfenbüttel mit einer Wittwe König verſprochen. Wir haben ſeinen Briefwechſel

mit ihr[183]), der die ſchlichte jeder Empfindſamkeit abholde Art des Mannes uns aufhüllt, und der uns zugleich zeigt, mit welcher Geduld anfangs und mit welcher Ungeduld zuletzt er ſeine unzureichende Lage trug, da er von dem Mannheimer Hofe ſchmählich getäuſcht und durch die dortigen Hofleute einer Unterſtützung beraubt ward, auf deren förmliche Zuſage hin er endlich geheirathet hatte, und der er dennoch lieber mit derber Grabheit entſagte, als daß er ſie zu behalten auf zwar ehrenvolle Anträge des Herrn von Hompeſch einging, die aber unehrlich außer dem Uebereinkommen lagen. Sein theures Weib gebar ihm einen Sohn, der ſchnell wegſtarb und die Mutter nach ſich zog (1778). Die Briefe, die er hierüber an Eſchenburg und an ſeinen Bruder ſchrieb, ſprechen aus einem ungemeinen Menſchen. Mit bitterem verbiſſenem Schmerz meldete er dem Erſteren den Tod des Kindes, das ſo viel Verſtand bewieſen, daß es ſich ſo bald aus dieſer Welt wieder davon gemacht. Es werde ihm aber auch die Mutter mit fortziehen! „Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Sie warfen ihm die Verzweiflung in dieſem Briefe vor; er hatte ihn geſchrieben, da ſeine Frau 10 Tage mit dem Tode rang und man ihn Tag und Nacht von ihrem Bette reißen mußte, daß er ihr nicht die letzte Stunde erſchwere. Er beſchuldigte ſich vielmehr des Leichtſinns, der ſich manchmal etwas bitter und menſchenfeindlich ausdrücke. Als ihn der letzte Schlag getroffen, ſchrieb er: „Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können, und bin ganz leicht.“ Und gleich darauf: „Wenn du dieſe Frau gekannt hätteſt! Aber man ſagt es ſei nichts als Eigenlob ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich nie wieder ſo ſehen, wie Moſes mich geſehen, ſo ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der

183) Briefwechſel zwiſchen Leſſing und ſeiner Frau. Herausg. von A. Schöne. Leipzig 1870.

einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen meinen Weg allein zu duſeln; ich habe dieſes Glück unſtreitig nicht verdient." Gewiß, dies iſt ein ſo ſeltener Charakter, und dem weichlichen Zeitalter in dem er lebte ſo fremd, wie die ſtarken Charaktere ſeiner Schauſpiele. Das Unglück, unter dem wir ihn hier leiden ſehen, würde noch ſchwerer ſein, wenn die näheren Umſtände, die uns Jacobi erzählt, begründet wären. Er ſagt, Leſſing habe ihn von ferne argwöhnen laſſen, daß ihm ſeine Frau ſterbend Vorwürfe gemacht, er habe ſie mit unglücklichen Meinungen angeſteckt, und dieſes Entſetzliche verböte ihm an Ehe und Liebe zu denken. Die Frau lag die zehn Tage bei ihrer Niederkunft ohne Verſtand, und die ganze Nachricht macht uns von ferne argwöhniſch gegen den Mann, der Leſſingen ſo gern etwas unterſchob, was ihm ſelbſt empfindungsgerecht war. Wenn aber auch die Thatſache begründet wäre, ſo wollen wir nie glauben, daß es Leſſing im geringſten geirrt habe[184]), ſo wenig als Mendelsſohn's Klagen richtig ſind, daß die theologiſchen Anfeindungen Leſſingen ſeine letzten Jahre verbittert hätten. Die Vorboten des eigenen Todes machten ihm das Leben zuletzt zuwider, aber in den theologiſchen Zerſtreuungen fand er gerade ſeinen Troſt und entfaltete hier die höchſte Blüte ſeines großen Geiſtes und die ſtärkſten Kräfte ſeines Willens. Als er die Fragmente und die Streitſchriften gegen Goeze

184) Leſſing mag ſich gegen dieſe Schwachheit mit eigenen Worten in Schutz nehmen. Er ſagt in der Einleitung zum Berengar: „Wer in Beſtreitung aller Art von Vorurtheilen niemals ſchüchtern und laß zu werden wünſcht, der beſiege ja das Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſrer Kindheit nicht zu unterdrücken wären. Die Begriffe, die uns in unſrer Kindheit beigebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am leichteſten durch ſelbſterworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen, und die, bei denen ſie im Alter wiederkommen, legen dadurch Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr ſein, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte."

drucken ließ, entzog man ihm in Wolfenbüttel die Druckfreiheit, und der Hauptpaſtor drohte ihm mit dem Reichsfiskale, aber er ſetzte gegen die herzoglichen und miniſteriellen Verbote ſeinen Trotz, entſchloſſen es aufs Aeußerſte kommen zu laſſen.

Die Ueberfrommen auf Klopſtock's Seite mochten ſich vor ſolch einem Leben und Charakter kreuzigen, die Schwächlinge auf Wieland's Seite mochten es unbegreiflich finden, und die fromm und ſchwach zugleich waren wie Hamann mochten Gift und Galle dagegen werden. Wer aber Männlichkeit für eine Tugend ſchätzt, muß dem kräftigen Manne ganz beifallen. Wer Leſſings Leben mit befangenen Augen lieſt, kann es als einen Schauplatz des Elends und als eine Frucht des Leichtſinns darſtellen, wer aber ſeine Werke und ſeine Briefe kennt, den wird derſelbe Hauch einer kräftigenden Lebensfriſche und geiſtigen Geſundheit aus Schrift und Leben anwehen, den wir kaum in einem Schriftſteller der neuern Zeit in Deutſchland wieder finden. Wir treten bei ihm aus der dicken Luft der richardſon'ſchen Romane und dem Qualm der young'ſchen Nächte heraus, wir fühlen uns bei ihm geſtählt gegen den ſinnlichen Kitzel der wielandiſchen franzöſiſchen Erzählungen. Friedrich Jacobi gibt das Zeugniß, daß Leſſing nicht ſinnlich und wollüſtig war; er habe deshalb Vielen kalt geſchienen, wie gefühlvoll er geweſen ſei. Wirklich war Leſſing von aller jener falſchen Empfindſamkeit abgewandt, die ihn in ſeinen halberſtädter Freunden ſo nahe berührte, und wie fleißig er mit Gleim Briefe wechſelte, nie wagte dieſer vor dem ernſten Freunde mit ſeiner läppiſchen Weichheit zu erſcheinen, und ſelbſt bei Kleiſt's Tode gilt nur ein männlicher Schmerz, wie er den gefallenen Helden ehrte. Wie hoch Leſſing das Talent in Wieland und Goethe ſchätzte, doch wandte er ſich mit moraliſchem Unwillen von Agathon, den er öffentlich zwar als Kunſtwerk auszeichnete, ab; und ſo auch von Werther. Seine Vorſchläge, dem Werther aufzuhelfen, die er nachläſſig in Briefen hinwarf, muß man freilich unter ſeine Paradoxen rechnen, ſein Widerwille davor iſt aber ſo himmelweit verſchieden von der Angſt der Moraliſten, und greift ſo tief in die Gründe unſerer falſchen

Liebhaberei an der Liebesſentimentalität hinab, daß nichts darüber geht. „Glauben Sie wohl“, ſchrieb er, „daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τὶ τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-ſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß.“ Wir hören hier aus ſeinen eigenen Worten, daß eine ganz antike Natur aus ihm ſpricht: wir könnten eben ſo wohl ſagen, es iſt die Stimme eines ächten Deutſchen aus jenen Zeiten Luther's, da der antike Geiſt über der ganzen Nation ſchwebte, der kein anderer als der Geiſt der reinen Menſchlichkeit iſt. Ganz ſo frei wie Leſſing von unſerer Empfindſamkeit in obigen Aeußerungen erſcheint, war es das Alterthum. Ganz antik iſt der Zug, mit dem er das Schmachten über Muſik und ſchöne Natur nicht mag, und gelegentlich der Frühlingsſchwärmer mit ſcherzhaften Paradoxen ſpottet. Er fühlt das Wohlthuende einer ſchönen Gegend, aber nicht den empfindſam-wehmüthigen Eindruck, den wir geneigt ſind daher zu empfangen. Wir wollen hier Schillern reden laſſen, um nicht die Vertheidigung aller leſſing'ſchen Härten auf uns allein zu nehmen. Schiller empfindet in dieſem Punkte nach, wenn auch vielleicht nicht ganz mit ihm, obgleich ſein menſchliches Verhältniß zu Voß und Goethe dem zwar grelleren des Leſſing zu Klopſtock und Wieland nicht unähnlich iſt. Unſer Gefühl für Natur, ſagt er, gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit. Es iſt nicht Naturmäßigkeit, was uns ſo ſchwärmeriſch zu ihr zieht, ſondern die Naturwidrigkeit unſrer Zuſtände und Sitten, weil die Natur bei uns verſchwunden iſt, und weil wir ſie nur außerhalb des Menſchen in der unbeſeelten Natur wiederfinden. Wer hiernach in ſich ſelbſt die menſchliche Natur in ſolcher Reinheit wie Leſſing herſtellt, durfte der wehmüthigen Sehnſucht nach jener

entbehren. Ueberall finden wir in Leſſing aufs ſchärfſte die Züge, die ſich hieran anſchließen. Er neigt ſich von der Muſik weg zu den plaſtiſchen Künſten; in den plaſtiſchen Künſten lieber zur Skulptur als Malerei, in der Malerei ſetzt er höchſt bezeichnend, wie ein Grieche gethan haben würde, das Kolorit gegen die Zeichnung zurück. In der Poeſie ſucht er Menſchen und menſchliche Handlungen, abgewandt von Lehren und Naturſchilderungen; das Epos geht ihm vor dem Drama, das Drama vor allem übrigen, Homer über Sophokles, Plautus und Shakeſpeare, und dieſe über jeden Andern. Antik iſt ſein männlicher Sinn, nach dem er handelte in anderen Begriffen von Tugend und in geſteigerten Forderungen an die Willenskräfte der Menſchen, als unter uns üblich ſind. Und mit eben dieſer Männlichkeit ſuchte er nach einer Dichtung, die nicht von jungen Menſchen ausgehe und für Jünglinge beſtimmt ſei, ſondern die dem gereiften Alter zuſage. Wenn er in irgend einem Punkt mit Recht neben Shakeſpeare geſtellt wurde, ſo war es hier; denn auch deſſen Sinn war ganz dorthin geſtellt, nicht das Reich der Jugendempfindungen ſowohl als das der männlichen Handlungen und Leidenſchaften zu beherrſchen, und ſeine Werke können nur von dem reifen Manne ganz genoſſen werden. Wie für Shakeſpeare die Worte, die er ſeinem Brutus nachrief, zur Grabſchrift paſſend gefunden wurden, ſo wollte ſie Herder Leſſingen geſetzt wiſſen: Er war ein Mann! So männlich und antik war jenes ganze Streben Leſſing's, reine Menſchlichkeit und Humanität herzuſtellen, wie ein Gründer chriſtlicher Myſterien, der darin ſo ſehr mit Leibnitz ſtimmte, daß er das Beſtehende der Religion ſchonte, ohne die wüſten Begriffe der Theologen damit zu verbinden, und eine eſoteriſche und exoteriſche Glaubenslehre unterſchied. Antik ferner iſt in Leſſing jene Genügſamkeit an Allem, was die Gottheit dem Menſchen hier ſicheres gegeben hat, denn Leſſing geſtattete kein anderes Geſetz der moraliſchen Weſen, als das aus ihrer eigenen Natur genommen iſt und ihnen nach ihren individuellen Vollkommenheiten zu handeln vorſchreibt. Wie der lebensthätige Grieche ſo grübelt er über das ewige Dunkel der Unſterblichkeit wenig.

So viel haben wir erkannt, ſagt er irgendwo, daß dem Menſchen mit dem Wiſſen der Zukunft hier auf Erden wenig gedient iſt, wann wird es der Vernunft gelingen, die Begierde, das Nähere von dem künftigen Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig zu machen? Jene erſte Begierde hat große Verirrungen angeſtiftet, denen die Alten durch ſchickliche Erdichtungen vorbeugten, größer aber ſind die, die aus der letzteren entſtehen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren die Thoren das Gegenwärtige. Kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo abwarten wie einen künftigen Tag? Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt auch einer gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollte man ſie lieber nicht lernen. Und wenn es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unbezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir ſie lieber nicht hören. — Mit dieſer Reſignation war er aber ſo wenig ſtumpf gegen dieſen tröſtenden Glauben, daß er, um ihn der Ueberzeugung näher zu bringen, ſogar mit der Idee von der Seelenwanderung ſich befreundete. Gerade ſo reſignirt ſagte er zu Jacobi, er begehre keinen freien Willen, und Niemand hat in ſeiner ganzen Wirkſamkeit des Menſchen Freiheit ſchöner bethätigt als Er. Gerade ſo bekannte er ſich zu Spinoza's ἓν καὶ πᾶν, und er hat uns die Vorſehung, die über das gezählte Haar des einzelnen Individuums wacht, ſo chriſtlich großartig gelehrt, wie kein Prediger und Kirchenvater je gethan hat. So ſprach er endlich jenen erhabenen Satz aus, der auch im Gebiete der intellektuellen Einſicht die menſchliche Beſcheidung und Kühnheit zugleich ausdrückt, jenen Satz, der dem Dichter des Fauſt nur wie der ſeltſame Ausſpruch eines trocknen Skeptikers vorkam. „Nicht die Wahrheit", ſagte er in ſeiner Duplik gegen Goeze, „in deren Beſitz der Menſch iſt oder zu ſein meint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träg und ſtolz. Wenn

Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Aber so konnte auch nur Jemand sprechen, der sich jenes innern Triebes so bewußt war, und der ihn immer in so reger Thätigkeit hielt, dem es so ernst war um Wahrheit, daß er vor seinen eigenen Schlüssen warnte, daß er sich durch kein Lob bestechen, durch keine Freundschaft abhalten, durch kein Aergerniß schrecken ließ, auf Kosten der Wahrheit das Geringste zurück zu halten; der die Höflichkeit zum Schaden der Wahrheit für eine lästerliche Tugend eines weibischen Zeitalters nahm und der auch von dieser Seite von Flögel antiquorum hominum genannt wird; dem Freimüthigkeit zum Besten der Mehreren Pflicht war, auch auf die Gefahr hin für ungesittet und bösartig verschrieen zu werden. So konnte es nur ein solcher Mann so weit in Paradoxen treiben wie Er, ohne Furcht der Sophisterei beschuldigt zu werden, es sei denn von denen, die ihn nicht begriffen. Die Lange und Goeze, die ihm, was er cum grano salis gesagt hatte, buchstäblich auslegten, mußten erfahren, was es heiße, mit einem solchen Scharfsinne anzubinden; er war schnell zur Hand, das was sie ihm ganz ableugneten, ganz zu erweisen; ihre stumpfen Augen waren nicht geschaffen, es mit dem „Geierblicke" aufzunehmen, den Voß in Lessing's Augen fand. Er neckte sich gern in dreisten Behauptungen und kecken Antithesen, wie Macchiavelli sich politisch an den moralistischen Staatslehren und sie hinwieder mit schonungsloser Aufdeckung der menschlichen Natur ärgerte. Wer darum jenen einen Sophisten nennen wollte, dem ewig der Gaumen nach Wahrheit dürstete, und diesen einen sklavischen Höfling, der nach dem Wohle seines Volks seufzte, der würde beidemal die liebe Sonne am hellen Tage leugnen.

Die Unstetigkeit in Lessing's Leben war segensreich, sei sie nun Willkür oder Instinkt gewesen. Alles hing davon ab, daß in unsere

Literatur Verbindung kam: das fühlten dunkel alle die Vereinsmänner und Bundesglieder poetiſcher Klubs. Leſſing, der keinem beſchränkten Orte angehören und auf keinem Sonderzweck arbeiten konnte, trieb ſich überall um und wir finden ihn in allen Städten, die für die deutſche Bildung eine Bedeutung hatten, in Leipzig, Berlin, Breslau, Hamburg, Braunſchweig anſäßig, oder auf andere abſehend, die etwas verſprachen, wie Wien, Mannheim und Königsberg. Ueberall ſchien es, als ob er ſich für einen Ordner der literariſchen Zuſtände angeſehen hätte und wir werden ſogleich ſehen, wie ſeine ganze Schriftſtellerei dem entſprach. Ueberblickt man dieſe oberflächlich, ſo ſehen wir das Haupt aller Fragmentiſten der 70er und 80er Jahre in ihm. Wir finden eine maßloſe Thätigkeit in ſo verſchiedenartigen und ſchnell abwechſelnden Richtungen, daß ſie uns noch mehr eine planloſe Thätigkeit ſcheint; wir treffen auf ſolche Kollektaneenſchnitzel und ſo ſonderbare trockene Gegenſtände, daß wir einen ganz gewöhnlichen deutſchen Gelehrten vor uns zu haben glauben, der ſo planlos ſich in Büchern umtreibe, wie er im Leben planlos ſich umzutreiben ſchien. Schwankend zwiſchen Theologie und Medicin ſchrieb er zuerſt Komödien und entwarf Werke, die uns mit dem Theater von ganz Europa bekannt machen ſollten; dann überſetzte er Huarte's Buch von der Prüfung der Köpfe aus dem Spaniſchen, und wollte den Meſſias ins Lateiniſche überſetzen. Zu gleicher Zeit beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung des jöcher'ſchen Gelehrtenlexikons, überſetzte dann einen Theil von Marigny's Geſchichte der Araber und von Friedrich's II Werken, wollte Becker's bezauberte Welt neu herausgeben, Wochenſchriften ſchreiben, worunter namentlich Eine, die den Titel führen ſollte: das Beſte aus ſchlechten Büchern. Die Schriften des Jordanus Brunus, Cardan und Campanella wollte er ausziehen; Hutcheſon's Sittenlehre der Vernunft, Richardſon's Sittenlehre für die Jugend überſetzte er, und dazwiſchen machte er Gedichte, Fabeln, Schauſpiele und ſchrieb an jenen Zeitſchriften der Berliner. In Breslau arbeitete er dann zum erſtenmal zuſammengefaßter auf ſeine erſten Hauptwerke los,

auf Laokoon, die antiquarischen Briefe und Minna von Barnhelm. In Hamburg entstand die Dramaturgie, und hinfort waren auch seine fragmentarischen Werkchen im theologischen Gebiete jedesmal Hauptwerke, so wie seine theatralischen Leistungen je später immer desto bedeutender werden. Diese Beschäftigungen sämmtlich auf ein einziges Ziel zu beziehen, scheint allerdings schwer. Aber gibt man nur zu, daß es dem nahrungslosen und strebsüchtigen Manne erlaubt sein mußte, hie und da ein Buch aus Brodsorge zu übersetzen, das Andere läßt sich gut genug erklären. Wer den menschlichen Kräften so viel zumuthet wie Lessing, der bedarf der Erholung desto mehr und bei ihm war Erholung oft, was Anderen wieder Arbeit gewesen wäre. Wer es nicht begreift, warum Hutten unter den großartigsten Entwürfen mit den kleinlichsten Dingen sich zugleich beschäftigen konnte, dem wird man allerdings auch schwer begreiflich machen, warum Lessing, während er für das Werk der Bühne arbeitete, zugleich den Jöcher verbessern wollte. Eigentliche Kollektaneen nach dem Sinne unserer Gelehrten hat Lessing seiner eigenen Aussage zufolge nie gehabt: er schrieb seine Fragmentchen nieder, um schreibend zu denken, aus bloßem Trieb sich aufzuklären. Man findet unter seinen theologischen Bruchstücken eines, das mit dem Vorsatz beginnt, es zu zerreißen, wenn es ihn zufrieden stelle, wenn nicht, es drucken zu lassen, damit Andere die Sache weiter führten. Lessing's polyhistorische Vielseitigkeit und Belesenheit war allerdings ungeheuer; allein er besann sich zu rechter Zeit, daß er „für seinen Verstand schon zu viel gelesen hatte, und daß es Zeit sei zu ordnen, aufzuhellen und wegzuwerfen, statt zu sammeln". So kam er auf dem Wege des Lernens und Sammelns zur Verarbeitung, er kam durch Kenntnisse zur Einsicht, durch weite Gelehrsamkeit zu einfacher Weisheit. Wir können von dem paradoxen Manne dies größte Paradoxon sagen, daß er ein anscheinender Kleinigkeitskrämer und Stubengelehrter, der größte Menschenkenner, daß er als der ärgste aller Büchernarren zugleich der größte Bücherverächter war, was ihn uns als den wahren Weisen empfiehlt, der aus Bücherwelt und

Lektüre einen ewigen Beſitz für ſeine Seele davon trug, dem das Buch nicht den Kopf und der Kopf nicht das Herz verderben konnte. Wer ihn ſo in den tiefſten Niederungen der Auszüge ſieht, ſollte nicht ahnen, daß dieſer ſeltne Mann zugleich auf den höchſten Spitzen der Endergebniſſe weile; der die Kirchenväter und Scholaſtiker ſo im Einzelnen zu handhaben wußte und mit ſeiner theologiſchen Laienſchaft die Eingeweihten ſchreckte, ſchrieb zugleich den Nathan und die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Der über die Zeichen der Künſte grübelte und den Scultetus und Logau aus der Vergeſſenheit rettete, ſtellte zugleich das höchſte Prinzip der Kunſt auf und wies unſerer Dichtung ein neues Ziel. Derſelbe, der den Moſes mit ſeiner zerſtreuten Leſerei ärgerte, machte Andern mit jenen allgemeinſten Axiomen, mit jenen antithetiſchen ſcharfen Behauptungen unheimlich, die nur dem geſundeſten Auge Licht geben, das ſchwächere blenden. Derſelbe, der in den antiquariſchen Briefen die Minutiſſima der Archäologie mitmacht, verachtet doch dieſe Wiſſenſchaft als das elendeſte Studium, wenn man das Feine derſelben in dem Kram dieſer Einzelheiten ſuchen wollte. Leſſing divinirte keine Richtung ſeines Geiſtes und keine Syſteme ſeiner Weisheit. Wie Leibnitz nahm er an Allem Theil, überließ ſich Allem, prüfend was an der Zeit ſei, und ließ fallen oder nahm auf, was das Jahrhundert begehrte. Er hatte wie jener keine Methode, die ihn an gerader Beobachtung und Forſchung gehindert hätte, er bequemte ſich den herrſchenden Verhältniſſen, nahm durch dieſe ſeinen Weg und ſuchte die Anderen auf demſelben Wege nach ſich zu ziehen. So erſcheint er als ein Kind der Zeit und als ihr Mentor zugleich. Sein Leben und ſein Wirken zerfällt in die zwei ſcharfgeſchiedenen Hälften, wo er zuerſt in demſelben Dunkel mit ſeiner ganzen Umgebung taſtet, wo er überſetzt, übt, ſammelt, verſucht, bis er ſich zurecht gefunden. Dies konnte nur durch jene Wahrheitsliebe geſchehen, die ihm nicht geſtattete, ſich über ſich ſelbſt zu täuſchen, noch die Zeit in ihren Täuſchungen zu laſſen. Indem er ſich ſelbſt und ſeiner Dichtung den Stab brach, brach er ihn der ganzen vorigen Zeit; und in demſelben Jahre wo dies geſchah trat

Herder zuerst auf, der eine ganz neue Zeit begann. Lessing verwarf nach der Reihe die Lieblingsgattungen der frühen Jahre und hinfort gab sich kein Dichter von Bedeutung mehr damit ab; er setzte seine ganze Kraft daran die Bühne zu begründen, und es war ihm im Ganzen gelungen, als er es an dem einzelnen Orte und freilich nach seinem Maßstabe überall misglückt fand. Seine Wirksamkeit zerfällt nach diesem in einen negativen und einen positiven Theil; mit jenem schließt er die alte Zeit ab, mit diesem eröffnet er eine neue. Nach beiden Seiten hin wurzelt sein Ausspruch und sein Beispiel immer auf der genauesten Kenntniß des Bestehenden und weist praktisch nur zum Höheren und Besseren, aber nur zu dem Besseren vorwärts, zu dem die Verhältnisse reif schienen. Beide Seiten liegen immer nebeneinander, wir scheiden sie aber zur bequemeren Uebersicht ab, und lassen uns auch in dem Theile seiner verneinenden Thätigkeiten nicht so sehr von der Zeitrechnung leiten, die in der Literargeschichte weit geringere Bedeutung hat als in der politischen, weil Schriften nicht so sehr wie Handlungen ihre Wirkungen unmittelbar nach sich ziehen. Eine dritte Seite von Lessing's Wirksamkeit, seine theologische Polemik, schließt sich chronologisch diesen beiden an. Ueberall geht bei ihm Kritik und Dichtung Hand in Hand, wir werden hierzwischen also um so weniger scheiden, als seine Poesien am häufigsten kritische Muster sind.

Wir konnten es schon durch den ganzen Lauf unserer bisherigen Erzählung bemerken, wie bei allen nur irgend bedeutenden Anlässen unserer poetischen Fortschritte Lessing's Stimme laut ward. Seine Jugend traf gerade in die ersten Wirkungen des Messias, und dies Gedicht beschäftigte ihn außerordentlich. Mit seiner Natur stimmte es wenig. Es nahm ihn mit heiligen Schauern ein, es erschütterte ihn, aber belehrte ihn wenig; er fand es zu schön um wahr zu sein. Er erkannte die Gewalt der Empfindung, die darin herrscht; er bewunderte, wie Klopstock auf eine neue Weise die verborgensten Empfindungen anschaulich vorführt, wie er die Leidenschaften in die Tiefen der Seele verfolgt, wie er mit den feinsten Anspielungen, durch

ein einziges Wort ein Meer von Gedanken zurückläßt. Er ſchildert die muſikaliſchen Wirkungen dieſes Gedichtes, allein ihm misfällt dieſe Iſolirung der Empfindungen, ſchon ehe es ihm klar war, daß ſie auf einer Vermiſchung verſchiedener Künſte beruhe, der entgegen zu ſteuern nachher ſein deutliches Streben ward. Ihm mishagt im Meſſias wie in den Oden Cramer's und den Liedern Klopſtock's das Pathologiſche; er begreift, daß ſie überall bei ihrer Dichtung im Stande lebhafter Empfindungen waren, aber nur zu ſehr, ſo daß man vor lauter Empfindung nichts empfinde. Weil nämlich die Dichter blos dieſe Empfindungen ausdrücken wollten, den Reichthum deutlicher Vorſtellungen und Gedanken aber, der dieſelben veranlaßte, verſchwiegen und nicht mittheilten, ſo ſei es unmöglich, daß ſich der Leſer zu denſelben Empfindungen erhebe, es ſei denn, daß er vorbereitet ſei. Es war allerdings eine bloße Neckerei, als Leſſing jene Kritik der 16 erſten Verſe ſchrieb, ſie wird aber durch ſeinen Verſuch aufgewogen den Meſſias mit ſeinem Bruder ins Lateiniſche zu überſetzen. Beide Bemühungen ſagen nämlich das Entgegengeſetzte: jener bewies wie unklar, dieſer wie wohl verſtändlich das Gedicht ſei. Auch wollte Leſſing in der That mit ſeinem Tadel den Meſſias loben; er ſagte dies ſelbſt in den kritiſchen Briefen: man lobe Hannibal, indem man tadle, daß er Rom nicht belagert. Er ſah zu vielen Schaden durch die elenden Anpreiſungen und durch die elenden Anfechtungen geſtiftet, als daß er ſich nicht gegen Beide zugleich hätte ſetzen, und auch das Gedicht ſelbſt, das zu all dieſem Anlaß gab, von zwei Seiten hätte betrachten ſollen. Wenn er Bodmer's ſchale Nachahmungen las, ſo zürnte er über dieſe Worte ohne Geiſt, dieſe Methode ohne innere Erleuchtung, dieſe Redensarten ohne Gefühl, die von dem Meiſter auf dummen Glauben angenommen waren. Wenn ein großer Geiſt, ſagt er, in den Tempel des Geſchmacks durch einen neuen Eingang bringt, ſo ziehen hundert nachahmende Geiſter hinterher, die ſich mit einzuſtehlen hoffen. Umſonſt! er ſchlägt das Thor mit gleicher Stärke zu wie er es öffnete, und die Ausgeſchloſſenen haben das Nachſehen und den Spott. Wenn dann frei-

lich die Triller spotten wollten, so rüstete er sich wieder gegen diese mit schnöder Abfertigung; und als Gottsched seine Stimme erhob, so entwarf er mit Nicolai den Plan zu einem burlesken Gedichte gegen ihn. Darin sollte Gottsched mit seinem Schildknappen Schwabe gegen die Ungethüme von Seraphim und Engel auf ritterliche Abenteuer gehen; wie sie in Langensalza am Gregoriusfest einen Haufen festlich gekleideter Kinder anfallen, wie weiland Don Quixote die Schafheerde, so sollen sie als Besessene verbrannt werden, Klopstock aber rettet sie, da sie doch ihrer wässrigen Natur wegen unverbrennlich sein würden; nur wird der Eine unter die Vormundschaft seiner Frau, der andere unter die seines Vaters gesetzt. Durchaus grob und höhnisch fertigt Lessing Gottscheden überall ab, wo er auf ihn zu reden kommt, sei von seinen Gedichten oder Sprachlehren oder Bemühungen ums Theater die Rede. In diesem letzteren Gebiete war es Lessing allein, der zuerst seine Verdienste ums Theater dreist leugnete, die alle Welt als eine ausgemachte Sache annahm, und er allein schob ihn in diesem Gebiete ganz bei Seite. Keine Parteisucht leitete ihn dabei, sondern der Abscheu gegen Anmaßung bei Erbärmlichkeit, derselbe Abscheu, den Liscow gegen die elenden Schreiber empfand, und dem Lessing im Vademecum für Lange und ähnlichen Recensionen gegen Lieberkühn, Dusch u. A. mit vernichtender Ueberlegenheit seinen Lauf ließ. Er schonte die Gegenseite Gottsched's eben so wenig. Als Bodmer und Breitinger gleich Gottsched anfingen Regeln zu geben, empörte sich Lessing gegen ihre Schulmacherei schon in seinen Jugendgedichten. Die gröbsten Geister, sagte er, kritisiren und dichten auf ihre erschlichenen Regeln gestützt [185]. Ein Geist, den die Natur zum Mustergeiste bestimmte,

185) Dies geht alles zunächst gegen Bodmer. Es heißt an der Stelle weiter:

— Nun table mich, daß ich die Regeln schmäh'
und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke,
Kritiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,
seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift
und Regeln abstrahirt, und die mit Schlüssen steift. —

iſt Alles durch ſich, wird ohne Regeln groß, geht ohne Leiter, ſchöpft aus ſich ſelbſt, iſt ſich Schule und Buch, was ihn bewegt, bewegt wieder, was ihm gefällt, gefällt, und wenn er fehlt, iſt ſelbſt ſein Fehler ſchön. Wer Leſſing nur von fern kennt, dem können dieſe entſchiedenen Ausfälle auf alle Regeln befremdend oder zufällig ſcheinen, ſie gehen aber durch Leſſing's ganze Anſichten der Kunſt überall durch. Er war ſelbſt kein dichteriſches Genie, aber er ſuchte es mit Eifer; als die Zeit der Genialitäten kam, hielt er ſich an Goethe und Jacobi, vernachläſſigte Gleim über Leiſewitz, tadelte Nicolai über ſeine Verfolgung des Volksliedes, zeigte für Hamann's panhiſtoriſche Schriften Sinn und hatte heimliche Freude daran, wie ſich die kritiſchen Hunde über Gerſtenberg's Ugolino zerreißen würden. Er räth den Kritikern die nachwachſenden guten Köpfe ſich zu Freunden zu machen, damit ſie ſtatt in ihre Fußtapfen zu treten ihnen nicht die Schuhe austräten. Seine obigen Sätze gegen die Tyrannei der Regel ſind ſo wenig Jugendbegeiſterung bei ihm, daß ſie noch die Dramaturgie überall durchdringen. Dort geht er ſo weit, daß er ganz im Sinne derer, die Shakeſpearen überall unbewußt ſchaffen ſehen, behauptet, das Genie brauche tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die ein Schulknabe weiß; nicht den erworbenen Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das was es aus ſich ſelbſt hervorbringe, mache ſeinen Reichthum aus. Er bezeichnet des ächten Genies Schöpfungen als kleine Nachahmungen der großen Welt des Schöpfers, und hundertmal iſt ihm dieſer Satz nachgeſprochen worden von ſolchen, die nicht wußten, woher ſie ihn hatten, und die ſich vielleicht mit dieſem Satze groß fühlten neben Leſſing's regelrechten Stücken. Leſſing wußte wohl was ſeiner Dichtung ſchadete; daß es grade die Regel ſei, das gab er um ſo weniger zu, je elendere Stücke er in den 70er Jahren die Regelloſen hervorbringen ſah. Er verfocht nur, daß

Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
und Götter in der Bruſt ſind Regeln jetzt genung.
Noch Einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
der jungen Dichter Hirn ſtatt Geiſt und Feuer füllen.

die willkürliche Regel das Genie nicht mache; daß jede Regel es unterdrücke, wollte er nicht zugeben, denn er meinte ja wohl mit Recht, das Genie könne von nichts in der Welt unterdrückt werden, am wenigſten von der Regel, die nach der Lehre aller Genialitäten von dem Genie ſelbſt gegeben wird! Ohne dieſe freie Anſicht von Dichtung hätte Leſſing nie den Weg durch die Aftergattungen hindurch gefunden, mit denen die Zeit überladen war, und durch den falſchen Geſchmack, mit dem er ſelbſt wie das ganze Geſchlecht ſich quälte.

Wer ſeine erſten Gedichte lieſt, der ſollte freilich nicht ahnen, daß in dieſen rohen Formen ſo helle Ideen lägen. Wer ihn über Lehrgedichten brüten ſieht, den überraſcht es, ihn plötzlich als Gegner dieſer Gattung zu finden, die nach ſeinem Endurtheil darüber aus dem Geſichtskreis unſerer wahren Dichter gerückt blieb. Die Abhandlung Pope ein Metaphyſiker (1755), die er mit Mendelsſohn verfertigte, machte auf den Widerſpruch aufmerkſam, der in jedem philoſophiſchen Dichter, der in dem Unternehmen ſteckt, in einem Gedichte metaphyſiſche Wahrheiten darlegen zu wollen, wo Worte erklärt und im erklärten Verſtande gebraucht werden ſollen, wogegen ſich die dichteriſche Rede ſträubt; wo Ordnung und Strenge der Begriffe beobachtet werden muß, die dem Dichter Sklavenketten anlegen. Lukrez wird hier geradezu für einen Versmacher, aber keinen Dichter erklärt; was wird aus Pope! was muß aus Haller und Duſch werden! Man leugnet nicht, daß man ein Syſtem in Reime bringen könne, aber daß dieſe Reime ein Gedicht ſeien. „Der Philoſoph“ heißt es „der auf den Parnaß hinaufſteigt, und der Dichter, welcher ſich in die Thäler der Weisheit hinabbegeben will, treffen einander gleich auf dem halben Wege, wo ſie ſo zu ſagen ihre Kleidung wechſeln und wieder zurückgehen. Jeder bringt des andern Geſtalt in ſeine Wohnungen mit, weiter aber auch nichts als die Geſtalt. Der Dichter iſt ein philoſophiſcher Dichter, der Weltweiſe ein poetiſcher Weltweiſe geworden. Allein ein philoſophiſcher Dichter iſt darum kein Philoſoph, und ein poetiſcher Weltweiſer kein Poet.“ — Wie Leſſing in dieſer Schrift an

Pope lobt, daß er ſeine Philoſophie ſelbſt für einen falſchen Bart erkannt habe, ſo im Laokoon, daß er auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit geringſchätzig zurückgeblickt, und verlangt habe, der Dichter ſolle zeitig der Schilderungsſucht entſagen: ein malendes Gedicht ſei ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. Dort ficht Leſſing dieſe ganze Manier der poetiſchen Malerei an, die neben der didaktiſchen Poeſie ſo vielfach unſere Literatur damals beherrſchte[186]. Er ſah aus den falſchen Lehren von Uebereinſtimmung der Malerei und Dichtkunſt in der Einen die Allegorie, die Winckelmann ſo auffallend in Schutz nahm, in der Anderen die Schilderungsmanier entſtanden, wo man dort die Dichtkunſt zu redenden Gemälden und hier die Malerei zu ſtummen Gedichten machte. Leſſing verſicherte von Kleiſt, daß er ſich auf ſeinen Frühling am wenigſten eingebildet habe, und daß er die Abſicht gehabt einen Plan hineinzulegen. Er unterſtützt dann ſeine Anſicht hauptſächlich mit Homer's Beſchreibung des achilleiſchen Schildes. Auf die archäologiſchen Anſichten hat dieſe treffliche Belehrung, ſcheint es, noch nicht überzeugend gewirkt, da man noch neulich an der Exiſtenz wirklicher Arbeiten dieſer Art, die dem Homer vorgeſtanden haben könnten, darum zweifelte, weil auf dem Schilde Dinge geſchildert wären, die ſich nicht bilden ließen. Auf unſere ſpäteren Dichter wirkte Leſſing's Lehre ſchlagend: man darf nur Goethe's ganze Dichtung und Schiller's Spaziergang überdenken, oder Acht darauf haben, wie Wie-

186) In den Literaturbriefen führt Leſſing I. p. 25 die Verſuche zu vergnügen von Palthen an; die Probe zeigt wie es mit dieſen Dichtereien bei uns ſtand. Sein Lenz, ſagt er, ſcheint eine Sammlung von Allem dem, was er bei Ueberſetzung des Thomſon ſchlechteres gedacht hat. Er malt Mücken, und Gott gebe, daß uns nun bald auch Jemand Mückenfüße male. Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt, er ſcheint auch ſeine eigene Luſt am Schmutzigen und Eklen zu haben. Die aufgeſchürzte Bauermagd mit blutdurchſtrömten Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen ſteht, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. Der erhitzte brüllende Stier — der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, — der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch lüftet, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brot hervorzieht — die grunzende Sau mit den fleckigten ſauberen Ferkeln, — der feurige Schmatz einer Galathee — zu viel, zu viel Ingredienzien für ein Vomitiv!

land in seinen Erzählungen aller Verführung zu Schildereien sorgsam aus dem Wege ging, ausdrücklich weil ihn Lessing „an dem Ohre zupfe". — Wie vortrefflich und epigrammatisch scharf Lessing's Untersuchung über das Epigramm sei, haben wir früher angeführt und wollen es hier nicht wiederholen. In dieser Gattung hatte er sich gegen nichts in seiner nächsten Umgebung zu stellen; er kritisirte nur gegen unsere entfernteren Epigrammatisten des 17. Jahrhs. Wir erkennen aber auch hier immer dasselbe Prinzip, das auf die Summe des Laokoon hinstrebte: Trennung und Reinhaltung der Gattung. Bei Klopstock fühlte er Musik und Dichtung vermischt, im Lehrgedicht sah er Philosophie und Poesie verbunden; in der Schilderung Malerei und Poesie; im Epigramm, wie es früher behandelt ward, Sinngedicht und Gnome. Auch hiergegen setzte er sich; und auch hier folgte ihm die Zeit. Weder er selbst noch alle anderen Epigrammatisten des 18. Jahrhunderts haben Gnomen unter ihre Sinngedichte gemischt. Unter ihnen wird Kästner mit Recht als Vertreter in diesen Zeiten genannt. Wenn wir von seinen Epigrammen [187]), die zur großen Mehrzahl nicht auf selbsterschaffene Fälle, sondern auf öffentliche Dinge und Charaktere gemacht sind, die unterdrückten besäßen, und von denen, die wir besitzen, eine Anzahl unterdrückten, so würden wir eine andere Xenienſammlung haben, die zwar viel Klatscherei und Scherz über zufällige Schwächen, aber auch zum Theil vortreffliche Dinge enthält, und von allen gnomischen, wie von allen friedlichen und zahmen Beigaben frei ist. Grade hier übrigens möchten wir das Bedenken beifügen, daß, wie richtig die Unterscheidung zwischen Spruch und Sinngedicht ist, doch die Zusammenstellung beider (nicht die Verwechslung) gar sehr in der Natur begründet scheint. Eine große Sammlung von lauter reinen Epigrammen, eine Reihe von bloßen negativen Ausfällen auf menschliche Verhältnisse und Personen, hat etwas beleidigendes und wehe thuendes in sich. Dies fühlt man eben bei Kästner am stärksten; und es war ein feiner

187) Vgl. zu denselben Gosche's Archiv f. Lit. Gesch. I. p. 494 ff.

Takt, der unſeren Logau und andere Aeltere auf Entſchädigung für den Spott in einem ernſten und poſitiven Theile ihrer Sammlung denken ließ. Sonderbar, daß Leſſing ausübend im Epigramme grade ſo ſchlechtes leiſtete; wenn man ſelbſt von ſeinen Fabeln und Liedern noch ſo gering denkt, ſo muß man doch von den geſchmackloſen Witzen ſeiner Thrax und Stax, und Hinz und Kunz noch geringer denken. — Auch Leſſing's Fabeltheorie (1753) haben wir zu häufig berührt, um hier weitläufig darauf zurückzukommen. Bei allen dieſen glücklichen, beruhigenden Analyſen ſpringt jene Ueberlegenheit deutſcher Gründlichkeit und Schärfe ſo hervor, die Leſſing nachher im Laokoon und der Dramaturgie auf die höchſte Spitze trieb. Mit wahrem Scharfſinn räumt er hier die Theorie der Batteux, La Motte, Breitinger u. A. hinweg; mit ächtem und ſtrengem Geſchmacke vertheidigte er die ſchlichte Fabel des Aeſop gegen die Neuern, die deſſen gerade Bahn gegen die blumenreichen Abwege der ſcherzhaften Gabe verließen. Obgleich es ihm dem Stoffe nach auf dieſem gemiſchten, gemeinſchaftlichen Raine der Moral und Poeſie gefällt, ſo ſcheidet er doch auch hier der Form nach Erzählung und Fabel reinigend auseinander, und wie er Pope's ſelbſtverleugnendes Urtheil über ſeine eigene Schilderungspoeſie rühmend anerkennt, ſo findet er hier, daß Lafontainen ſeine luſtig aufgeſtülpten Fabeln, die er auf's beſtimmteſte verwirft, nicht ſo viel Ehre gemacht, als ſeine Erklärung, er habe die zierliche Schärfe des Phädrus nicht erreichen können, eine Erklärung, über die Fontenelle und La Motte als über eine Dummheit lachten. — Zuletzt haben wir die Aufmerkſamkeit Leſſing's zu beachten, mit der er Wieland verfolgte. Die Scharfſichtigkeit, mit der er in dem ganz jungen Manne das Talent und die Irrthümer entdeckte, grenzt faſt an's Räthſelhafte; die Achtſamkeit mit der er ihn gleichſam gängelte, das genaue Abwägen von Lob und Tadel, und der komiſche Aerger und Gehorſam, mit dem ihm Wieland folgte, ſind durchweg ergötzlich. Sobald Wieland ſich von Bodmer verleiten ließ, den Weg zu verlaſſen, den er in der „Natur der Dinge“ und den „moraliſchen Briefen“ zuerſt eingeſchlagen hatte,

so faßte ihn Lessing an. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, durch den eignen Mechanismus der Seele erfolgt ist, schrieb er, so werde ich nie aufhören mich über Wieland zu — verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. — Zu einer Zeit, da Wieland verhältnißmäßig noch wenig von seinem Weltbürgerthum und seiner französischen Manier ausgelegt hatte, griff Lessing schon seine Verachtung der deutschen Nation und seine Gallicismen in der deutschen Rede an; und da er noch weniges in seiner späteren behaglichen und bequemen Darstellung geliefert hatte, fand Lessing in ihm einen erklärten Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, der alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätz verwandelt wissen wolle. Sobald sich Wieland auf das Schauspiel warf, erkannte ihn Lessing, immer mit dem gleichen Scharfblick, auf falschem Boden und schlug ihn heraus; lockte ihn aber zugleich an, auf dem von fern eingeschlagenen Wege von den oberen Sphären herab weiter zu wandeln. Als er den Shakespeare übersetzte, bekannte Lessing, daß er zum Trotze der Welt, die sehr viel Schlechtes davon sagte, Lust hätte, sehr viel Gutes davon zu sagen. Und wie er endlich mit Musarion und Agathon auftrat, erkannte dies Lessing sogleich als jene Gattungen, die uns von dem Joche der Moralpoesie befreien könnten; begrüßte sie feierlich, und verschwieg lieber die Ausstellung, die er allerdings zu machen hatte, um den talentvollen Verfasser hier nicht abzuschrecken, wo er endlich auf seiner eigenen Natur angelangt war.

So sehen wir Lessing gleichsam auf der Hochwacht stehen und Alles, was in dem Reiche der deutschen Literatur vorging mit wahrer Sorgfalt beobachten. Er sagte einmal in seinen Rettungen: Ich kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz Alles das im moralischen

Verſtande zu thun, was der Aufſeher eines Bilderſaals phyſiſch verrichtet. Dies bezeichnet ſeine ganze Stellung zu unſrer Literatur vortrefflich. Er lehrte gleichſam nur malen, er führte hier und da nur die Hand, er ließ Andere gewähren, die ihm auf dem rechten Wege ſchienen, er ſtellte ſeine eignen Sachen nur als Studien auf, „die man gern zur Hand hat“. Er ſchob das Gleichgültige und Mittelmäßige in dem Bilderſaale der Literatur in die Winkel, warf das Schlechte hinaus, und hängte die wenigen ächten Stücke in das beſte Licht. Unter ſeiner Hand gab es Raum für gute Gemälde, unter ſeiner Leitung eine Schule für ächte Künſtler. Die wohlthätigen Wirkungen blieben auch nicht aus, obgleich die Bilderſtürmerei der 70er Jahre mancherlei verdarb. Wir können in verſchiedenen Kreiſen die Männer bemerken, die wie Gärtner in Leipzig, Bodmer anfangs in Zürich, Boie in Göttingen, Gleim in Halberſtadt anregten mehr als dichteten: was ſie im engen Bezirke waren, war Leſſing für ganz Deutſchland. Er war der große Wegweiſer der Nation; er machte ſich unentbehrlich, ſchaffte ſich Ehre und Ruhm, aber er ging haushälteriſch damit um und hielt ihn zu Rathe; die Klippe ſchneller und übermäßiger Gunſt, an der ſo Viele geſcheitert ſind, war ihm nicht einen Augenblick gefährlich. Dadurch erhielt er, wie es Goethe nennt, das große Vertrauen der Nation. Er behielt unaufhörlich das große Ziel ſeiner äſthetiſchen Reformation im Auge, nachdem ihm Einmal das Bedürfniß klar geworden war. Luther hatte das nördliche Deutſchland in eine moraliſche Poeſie eingeführt, Leſſing führte es jetzt wieder heraus. Wie Luther unſere Religion von dem Druck der italieniſchen Satzungen befreien wollte, ſo Leſſing die Poeſie von dem Zwang der willkürlichen Regel franzöſiſcher Dogmatiker; wie jener auf die Reinheit der evangeliſchen Quelle zurückwies, ſo Leſſing auf Ariſtoteles. Wie jener mit den römiſchen Erfindungen nicht jedes Dogma Preis geben wollte, bange vor den zügelloſen Revolutionären und Bilderſtürmern, ſo Leſſing nicht mit der poſitiven Regel alle Naturregel, die die Originalgenies Luſt zeigten zu leugnen. Wie jener die urchriſtlichen im Streit der Scholaſtik und Myſtik vergeſſenen Patriarchen hervorzog,

so Lessing die großen und in der Zeit des Ungeschmacks zurückgestellten Muster ächter Dichtung. Hier ließ er sich von keiner Modebegeisterung blenden, und statt z. B. Ossian neben Homer zu stellen, so hat er ihn nirgends genannt, und hob dagegen Shakespeare hervor, den man kaum vor ihm hatte nennen hören. Diese Reinheit des Geschmacks, die sich Lessing mit der Zeit erwarb (denn auch hier kam er erst von der Einsicht des Falschen zur Kenntniß des Wahren), ist fast wunderbar, wenn man bedenkt, wie noch Goethe und Schiller in dieser Hinsicht hier und da irre gingen; wenn man bedenkt, in welche Finsterniß Deutschland durch die Lage der Verhältnisse damals verirrt war. Seit Jahrhunderten war unsere Literatur nur immer abhängig gewesen von den Mustern des Auslands; Italiens, Spaniens, Englands, Frankreichs Literatur hatten ihre Blüthen entfaltet und das arme Deutschland sah bewundernd zu und stammelte rohe Versuche nach. Die französische Poesie stand im unerschütterten Ansehen, die neueste englische stritt mit ihr, Alles schwur nicht höher als bei Pope und Thomson. Uns Spätern ist es nicht schwer, das Mißliche dieser Lage zu übersehen. Wir hatten nichts als Nachahmungen, und darum schrieen Lessing und die Literaturbriefe zuerst so nach Originalen, und wandten ihren schärfsten Spott gegen die Nachahmer deutscher Nachahmungen. Das Schlimmere aber war, wir ahmten falsche Muster nach und hielten sie für das Höchste. Auch dies durchschaute Lessing schon damals mit dem schärfsten historischen Blicke. Andere Nationen, sagt er in den Literaturbriefen (1759—65), die eigentlich das Hauptwerkzeug seiner revolutionären Umtriebe werden sollten, sind vor uns an ihrem Ziele in der Literatur angelangt; spätere ihrer Genien wollten sich noch unter die Sieger eindrängen, und sind auf Nebenwege gerathen. (Hier hat er die nachzügelnde Periode der englischen Literatur besonders im Auge.) Zum Unglück sind die Deutschen Zeitgenossen dieser letzten; der zweideutige Geist der Nachahmungen pries sie als Muster an, und da unsere Periode erst auf der Hälfte ist, und mit der anderen schon vollendeten zusammenstößt, so lief man Gefahr, den guten Geschmack zu verlieren, noch ehe er stark geworden. Unter

dieſen Umſtänden, ſagt er ſelbſt, fehlt uns die Hand, die uns führte. Er ſelber lieh ſie ſeinem Volke. Er warf ſich gegen dieſe falſchen Muſter auf, er behandelte mit kühnem Uebermuth die Götzen des Tages, und ganz Deutſchland ſah zuerſt unwillig, dann achtſam, bald willig folgend auf, als er in der Dramaturgie den ſtolzen Bau der franzöſiſchen Kritik und Bühne zuſammenwarf. Er ſetzte die einfachſten und reinſten Gattungen als Zielpunkte auf, und die einfachſten und reinſten Dichter anderer Nationen als Muſter. Simplifikation und Errettung von verwickelten Verhältniſſen, Durchhauen unlösbarer Knoten, war der Weg, den er nahm, der Weg, den jede Revolution und Reformation nehmen muß. Er fühlte, wie ſchon die Sprache fehlte. Man hatte jetzt die Ahnung von einer Wahrheit, der Jacob Grimm vortreffliche Worte geliehen hat, daß nämlich keine Literatur eines kräftigen Wachsthums ſich erfreuen kann, in der ſich nicht Proſa und Poeſie gegenſeitig ausbildet und ſtützt. So fehlte unſerer Dichtung im 13. Jahrhundert die Proſa, unſrer Proſa im 16. die Poeſie; im 17. wiederholte ſich dürftiger das Verhältniß des 13., erſt im vorigen Jahrhundert reichten ſich Beide die Hand. Wir haben bemerkt, wie noch die Gegenſätze in Klopſtock und Wieland ſo lagen, als ob ſich Proſa und Poeſie nicht gegenſeitig wollten ſchützen und ertragen lernen, Leſſing erſt ſah dies Misverhältniß ein, und ward der Begründer einer Proſa, die zuerſt eine Niederſetzung des deutſchen Stils verkündete. Er ſah, daß es meiſt allen Dichtern wie ihm ging, daß ſie nämlich von Reim und Numerus beherrſcht ſeien; er ſchrieb ſeine Schauſpiele in Proſa, und wir wiſſen aus Goethe's Zeugniß und übrigens aus faſt allen Werken der 70er Jahre, daß dieſes Beiſpiel ſchlagartig wirkte. Unſere arbeitſamen Schriftſteller, ſagte Leſſing, waren ſtets ſchon vom Nachſchlagen müde, wenn ſie zur Sprache kamen, und ließen dann die Hand ſinken. Er lehrte ſie in ſeinen kritiſchen Ausfällen Natur, Leidenſchaft, Unmittelbarkeit der Empfindung in ihren Vortrag legen, und bildete ſich zuletzt jenen merkwürdigen Stil, in dem der abſtruſeſte Inhalt zur angenehmſten Lektüre, das Verwirrteſte plan, das Trockenſte pikant wird, in dem unter der

innigsten Verflechtung von Gedanken und Ausdruck jede Idee mit den vom Sprachgenius ihr vermählten Worten bekleidet ist. Das Schwerfällige, das man der deutschen Sprache vorwirft, ist bei Lessing nicht zu finden, und was wäre deutscher geschrieben als sein Laokoon und Antigoeze? Der Schreiber redet hier, und in der Rede gestikulirt er noch; er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gesprächs, und behält die Ruhe und Selbstbeherrschung der überdachten Schrift; er wußte es selbst, daß sein Stil die ungewöhnlichsten „Kaskaden" machte, wenn er seiner Materie am besonnensten Meister war. So also lehrte er Deutschland die prosaische Rede; und zugleich zeigte er ihr die einzige zeitgemäße Gattung, an der sie sich poetisch steigern könnte. Er wies auf das Drama am entschiedensten mit Lehre und Beispiel hin, als nach dem Absterben der gottsched'schen Schule dies Gebiet fast verlassen war, und die ganze Folgezeit hat bewiesen, wie weise er gegen Klopstock und Wieland war, die das nicht zeitgemäße Epos erzwingen wollten, das zwar Lessing selbst theoretisch weit höher hielt als das Schauspiel. Ebenso kannte und schätzte er Aeschylus und Aristophanes, als er Sophokles, Plautus und Shakespeare hervorzog, er wollte aber nicht unpraktisch auf Muster zeigen, die uns nichts nützen könnten. Nachdem Lessing so der Nation die ächten Muster gezeigt, die falschen entfernt, den Stoff angewiesen hatte und die Sprache, so wies er auch im Laokoon noch den höchsten Grundsatz aller Poesie nach. Nun waren die Elemente alle gegeben, und nun zog er sich zurück. Er hatte auf dem Wege der Kritik und des Verstandes Alles angegeben, was die Zeit noch in seinen letzten Jahren anfing mit Phantasie und jugendlichen Sinnen neu aus sich zu erzeugen. Er führte die zeugenden Organe, die sich bei den Verirrungen und Verknorpelungen der Natur schwer fanden, zusammen, und nun ging Zeugung, Geburt, Wachsthum, Jugend unserer Literatur von selbst vor sich. Er war die Hebamme unserer Poesie, nicht selbst Poet. Der die Schwächen aller anderen Scheindichter so erkannt hatte, hätte nicht die seinigen erkennen sollen? aus Eitelkeit nicht erkennen sollen, Er, der so sehr über alle Kleinlichkeiten der mensch-

lichen Natur hinweg war? In dem Augenblicke, da ihn die Nation am höchſten feierte, da ſeine theologiſchen Streitigkeiten ihm noch nicht Feinde gemacht hatten, da ſein Gleim und Ebert ihm ihr Shakeſpeare-Leſſing zuriefen und keinen Widerſpruch fanden, in dieſem Augenblicke legte er jenes denkwürdige Geſtändniß ab[188], das ihn vielleicht mehr als ſeine Leiſtungen ehrt, eben wie er von Lafontaine und Pope bei ähnlichen kleineren Geſtändniſſen meinte. Denn eigne Schwächen zu kennen und einzugeſtehen, da ſie Niemand außer uns kennt, iſt wahrſcheinlich ſchwerer, als eigne Kräfte wirken zu laſſen, zu deren Beſitz wir nichts können.

Leſſing brauchte ſich nicht über ſich zu täuſchen. Man kann Gaben an ihm vermiſſen; aber der Gebrauch, den er von denen machte, die er hatte, iſt ein ewiges Muſter. So iſt's bei Schiller, umgekehrt bei Goethe. Er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthuſiasmus fehle, den er die ἀκμή, die Spitze und Blüthe der ſchönen Kunſt nennt, den einem Dichter zu verdächtigen ihm eine Sünde an deſſen Lebensberufe ſchien. Indem er dies Geſtändniß am Schluſſe der Dramaturgie ablegte, beging er wieder einen Akt der Simpliſikation und Reinigung; er wies den Verſtand auf das Gebiet der Wiſſenſchaft und Kritik, von der Dichtung hinweg. Daß doch niemals ein Aeſthetiker und Literarhiſtoriker über Leſſing's Dichtungen mit einem Weisheitsdünkel abſpreche! und niemals anders darüber rede als mit Leſſing's eignen unſterblichen Worten. „Ich bin" ſo lautet ſeine Erklärung „weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſt mir zwar manchmal die Ehre, mich für das letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gemacht habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinſel zur Hand nimmt und Farben

---

188) Er war der wahre große Mann,
der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen,
und thut, als gäb' es ſeines Gleichen.
Goethe, von Chiron.

verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglicher ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporarbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichle mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, so auch die Kritik."

So bescheiden sich Lessing hier über sein Dichtertalent äußert, so voll Selbstgefühl war er dagegen auf seine Kritik. Vielleicht hat ihn kein Sterblicher von dieser Seite übertroffen. Wie wohl er sich in diesem Gebiete fühlte, sieht man an dem Tone jeder Kritik, die er geschrieben hat, wenn man sie gegen seine vorsichtig zusammengesetzten Schauspiele hält. Die bessere Einsicht, der Wahrheitseifer, der Ehrgeiz, unsere Literatur neben den ausländischen ebenbürtig zu machen, die Ueberzeugung, daß nur durch Reibung unsere Kräfte gereizt werden könnten, und daß nichts uns so sehr hemmte, als Schullob und Rücksichten, trieb ihn hier grundsätzlich zu einer Polemik gegen alle Mittelmäßigkeit, die eigentlich allein den Aufschwung in den 70er Jahren in Deutschland hervorrief. Er gab die Haltung der Literaturbriefe an, die seine Freunde selbst mit dem guten Willen dazu nicht behaupten konnten. Wie wenig man diesen zutraute, wie ganz man Lessing überall vermuthete, wo ein zuversichtlicher Ton mit

einiger Sachkenntniß gepaart erſchien, beweiſt, daß man ihn für einen Hauptmitarbeiter an der allgemeinen Bibliothek hielt, in die er ſo gut wie nichts ſchrieb; und daß man viel Lärm von einer berliner Schule machte, als deren Haupt man ihn verſchrie. Nichts war dem wahrheitsſinnigen Mann ſo zuwider, als für den Mittelpunkt einer literariſchen Clique zu gelten, und auch dies mag ihn bewogen haben, bei keiner journaliſtiſchen Verbindung auszuhalten. Ihm und ſeinem Moſes war es mit der Erforſchung der Wahrheit an und für ſich ein Ernſt, dafür liegt das Zeugniß in Leſſing's Korreſpondenz, die von dieſer Seite nur an Schiller's Briefen ihres Gleichen hat. Er war daher von aller Schulmacherei und literariſchen Verſchwörungen himmelweit entfernt. Schon bei Gottſched war ihm dies Schulpatronat ſo innerlich verhaßt, daß man hierher ſeinen Eifer gegen ihn miterklären muß. Nun ward er ſelbſt ſo dargeſtellt, als ob er unter den Berlinern ein neuer Gottſched zu werden Luſt trage. Der dieſe Anſichten am meiſten auszubreiten bemüht war, war Klotz. Wir haben ihn oben in der Mitte ſeiner halliſchen und halberſtädter Freunde geſehen. Ein durch allerhand lateiniſche Gedichte (carmina omnia 1766) bekannter Philolog und Humaniſt, der ſich zu den muthwilligen Spielereien der Anakreontiker herabließ und eine Geſchichte des Amor in Gemmen ſchrieb, war damals etwas Nagelneues. Die Hallenſer, die Erfurter (Riedel), die Wiener (Sonnenfels), die Breslauer (Flögel), und Alles, was einigen veralteten Ruhm noch retten oder einen ſchwankenden befeſtigen wollte, drängte ſich mit Lobpreiſungen an, und der gute Mann ſah ſich plötzlich eben zu dem gemacht, wozu er nun um ſo eifriger Leſſing zu machen ſuchte. Er hatte vorher nur lateiniſche Sachen, und acta literaria (ſeit 1764) herausgegeben, in denen er ſich ſchon ſeinem Hang zu verläumderiſchen Perſönlichkeiten hingab, wie Leſſing mit ſtachlichten Beiſpielen nachwies; geblendet vom Lob des Anhangs ſchrieb er nun deutſch über das Studium des Alterthums (1766), und über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine. Schon dies konnte Leſſing ärgern, der ſich in Breslau eifrig mit Winckelmann und der Archäologie

beſchäftigte; der zuverſichtliche Ton eines Mannes, der ſeine antiquariſche Gelehrſamkeit aus zwei Heften von Chriſt und Heyne hatte, der Lippert den Bart ſtrich und Winckelmann meiſterte, reizte ihn. Nun vollends errichtete er nach Riedel's Plan in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (1767) ein Tribunal, das Leſſing berechtigte der perſönlichen, verſchwärzenden, klatſchenden Kritik, die darin herrſchte, den Namen Klotzianismus zu geben; dazu ſchien es, als ob in dem elenden kraftloſen Deutſch, das darin geſchrieben ward, der Stil der alten Wochenſchriften noch einmal auftauchen wollte. Mit Recht fürchtete Leſſing den Nachtheil, wenn Leuten dieſes Geſchmacks erlaubt ſein ſollte, gegen Klopſtock und Ramler einzuſprechen, um ein Publikum, das ſich gerade zu bilden anfing, irre zu leiten über die Männer, die allein unſerer werdenden Literatur Charakter und Werth gaben. Ein einziger Zorn waffnete daher Leſſing und Herder gegen Klotz. Leſſingen ohnehin neckten ſeit der Erſcheinung des Laokoon (1766) die dünkelhaften Antiquare und er ließ daher gleichzeitig mit der Dramaturgie die antiquariſchen Briefe gegen Klotz (1768) los und die Abhandlung über den Tod der Alten (1769), zwei Bären, wie Herder ſagt, die den Hauptgegner zerriſſen und die Anhänger in ihre Winkel jagten. In der That verhallte der Nothruf und das Kampfgeſchrei der erfurtiſchen Zeitung (von Riedel) und der literariſchen Briefe (von Schirach) ohne Erfolg. Der Inhalt dieſer Schriften Leſſing's geht uns nicht an; ihre Tendenz aber iſt für Leſſing ungemein charakteriſirend. Er fand das Publikum zu ekel gegen Streitſchriften; er ſelbſt war zu ekel gegen Lobtändeleien der Anakreontiſten, die eben in jenen Jahren am beſten im Gange waren. Es war ihm gerade Recht, den gelehrten Vertreter unter dieſem Haufen aufgreifen zu können; und er griff ihn von Seiten der antiquariſchen Gelehrſamkeit an, um ſeinem Gleim nicht wehe zu thun, obwohl er ſich gelegentlich bitter genug über das äußerte, was dieſe Pedanten Grazie und Liebe nannten. Nicht in Hitze, ſondern mit Vorbedacht und der langſamſten Ueberlegung ſagte er Klotzen alles Spöttiſche, Bittere, Harte, was ihm die antiquariſchen Federn recht ſchmerzlich ausrupfen

mußte, mit denen er ſich geſchmückt hatte. Er ſtellte jenen kritiſchen Kanon auf, dem in Zeiten lebhafter Bewegung immer wieder Geſetzkraft gegeben werden wird: gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler, und ſo bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Nicht Klotzens Zeitſchrift wählte er aus anderen Zeitſchriften, nicht ſeine Rotte mit einer anderen anzugreifen, ſondern allein ſtellte er ſich ihm wie ein Rieſe gegenüber, Keinem helfend, von Keinem Hülfe begehrend. Er vergleicht ſich mit einer Windmühle, die mahlt ſo lange etwas aufgeſchüttet iſt; alle 32 Winde ſind ſeine Freunde, er begehrt nichts als freien Umlauf. Mücken läßt er durchſchwärmen, muthwillige Buben dürfen nicht durchjagen, keine Hand ihn hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt als der Wind, der ihn treibt, ſonſt ſchleudert ihn ſein Flügel in die Luft, und er kann ihn nicht ſanfter niederſetzen als er fällt. In der Schrift über den Tod der Alten vertheidigt er dieſe tumultuariſche Polemik mit Grundſätzen. Dem Widerſpruche verdanke man ſo viele Wahrheiten, die Polemik ſei der Eigenliebe und dem Selbſtdünkel ſo unbehaglich, dem erſchlichenen Namen ſo gefährlich, daß jeder Streit der Wahrheit förderlich ſei, den Geiſt der Prüfung nähre, Vorurtheil und Anſehen in beſtändiger Erſchütterung halte. Wenn nicht Einmal gegen Stümperei und Zudringlichkeit ein poſitiver Ton angeſtimmt werde, wie ſollten ſie jemals aufhören!

Auch der Laokoon (1766) iſt mitten unter dem wüſten Kunſtgeſchrei geſchrieben, das ſeit Winckelmann, Mengs, Lippert, Hagedorn und Heyne die Welt erfüllte, als es Mode war, von geſchnittenen Steinen ſich zu unterhalten, und Lippert's Daktyliothek für den Schulunterricht zu empfehlen. Neben der Dramaturgie hat dieſes Meiſterſtück von Analyſe und Vortrag die größten Wirkungen unter Leſſing's kritiſchen Schriften gemacht. Wer Schiller's und Goethe's Ausſprüche, Theorien und praktiſche Folgeleiſtungen kennt, die ſich an den Inhalt des Laokoon anreihen, der überſieht auf einmal den

Einfluß, den dieſes Buch auf die Dichtung und Kritik der Folgezeit ausübte. Nur die Spitzen des Inhalts müſſen wir einen Augenblick berühren. Der Kern auch dieſes Werkes geht auf Reinhaltung der Kunſt! die ungeſchickte Vergleichung und Miſchung von Malerei und Dichtung, die wir bei Breitinger auch in die deutſche Kritik eingedrungen fanden, gibt den Anhalt für die Unterſuchungen, die Leſſing auf den letzten Grundſatz und das höchſte Prinzip aller Kunſt führten, wodurch er, wie Goethe ſelbſt bezeugt, ein Halt und Troſt für Alle wurde, die nach einem ſicheren Boden in ihrem Kunſtwirken ſuchten und ihn in Sulzer's Moraltheorie nicht fanden. Den Geſichtspunkt der Reinhaltung der Künſte, von dem Leſſing nach reifem Nachdenken zwar und doch gleichſam noch divinatoriſch ausging, und den die romantiſchen Neigungen der neuen Zeiten ungemein ſchwer zu finden oder zu behaupten machten, fand Goethe nach ſeiner vielfachen Kunſterfahrung einzig richtig. Vermiſchung der Kunſtarten war auch ihm ein Zeichen des Verfalls. Er beobachtete wie Leſſing, daß die Künſte überall eine Neigung haben, ſich zu vereinigen und in einander zu verlieren; daß aber gerade darin die Würde und das Verdienſt des ächten Künſtlers beſtehe, daß er ſein Kunſtfach und jede Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen und aufs möglichſte rein zu halten wiſſe. Leſſing geht von einem Satze in Winckelmann's Schriftchen über Nachahmung der Alten aus, von dem dieſer in der Kunſtgeſchichte ſelbſt zurückkam, daß das Hauptkennzeichen der griechiſchen Skulpturwerke Einfalt und ruhige Größe ſei. Winckelmann kam von Laokoon auf dieſen Satz. Wie er den ſchönen Formen der griechiſchen Kunſt wirklich ſchöne Natur unterliegen ſah, ſo dachte er, noch nach den Vorſtellungen vom Heroismus der franzöſiſchen Tragödie, daß es innere Seelengröße ſei, was den Ausdruck des Schmerzes im Laokoon ermäßigte. Leſſing entwickelt hier zuerſt ſeine eindringliche Kenntniß antiken Geiſtes, und beweiſt aus den alten Dichtern, daß in der Vorſtellung des Griechen Schrei des Schmerzes und Seelengröße wohl verträglich ſeien. Wie wenig überflüſſig damals dergleichen Nachweiſungen waren, beweiſt ſich daher, daß ſelbſt Herder mit ſeinem

Glauben an eine heroiſche Menſchheit trotz ſeiner Kenntniß der Alten noch dieſer Auslegung widerſprach, namentlich in ſo weit ſie den Philoktet zum Beweiſe für ſich anführt. Wie fruchtbar dagegen dieſe Sätze bei Andern für die Theorie der Tragödie wurden, können wir ſpäter bei Schiller erfahren. Leſſing ſetzt alſo den von Winckelmann nachher ſelbſt beſtätigten Satz entgegen: daß das höchſte Geſetz der alten Kunſt Schönheit geweſen, daß ſie daher alle Caricatur und alles Uebertriebene der Leidenſchaften gemieden hätte, das an Häßlichkeit grenze. In den Fragmenten zum zweiten Theile des Laokoon beſtimmt ſich dieſes Prinzip aller Kunſt noch etwas näher. Die eigentliche Beſtimmung einer Kunſt kann nur das ſein, was ſie ohne Beihülfe einer anderen hervorzubringen im Stande iſt. Dies iſt in der plaſtiſchen Kunſt die körperliche Schönheit. Die höchſte körperliche Schönheit iſt nur in dem Menſchen, und auch in dieſem nur vermöge des Ideals. Ideal der körperlichen Schönheit liegt hauptſächlich in der Form, wohl auch in der Karnation und im permanenten Ausdruck; die bloße Kolorirung (Gebrauch der Lokalfarben) und der tranſitoriſche Ausdruck entbehren des Ideals, weil die Natur ſich nichts Beſtimmtes darin vorgeſetzt hat. Das Ideal in der Poeſie nun muß Ideal der Handlungen ſein, nicht Ideal moraliſcher Weſen; denn es würde Uebertreibung ſein, von dem Dichter vollkommene moraliſche Weſen zu verlangen. In der gleichzeitigen Dramaturgie räumt Leſſing ausdrücklich und zuerſt, dieſem entſprechend, die moraliſchen Anforderungen an den Dichter weg. Er will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn eine Dichtung zur Erläuterung oder Beſtätigung einer moraliſchen Wahrheit dienen kann; aber er darf ſagen, daß eine ſolche Einrichtung nichts weniger als nothwendig in einem Kunſtwerke iſt. Wir ſehen hier den Grund, auf dem Goethe, Schiller und Humboldt nachher ihre äſthetiſchen Theorien ausbilden; zugleich ſehen wir den äſthetiſchen Gegenſatz Leſſing's gegen Klopſtock und Wieland aufs ſchärfſte ausgedrückt. Jener hatte moraliſche Schönheit zum letzten Grundſatz der Kunſt gemacht, Wieland die Natur und Wahrheit; vollkommen moraliſche Weſen hatte uns jener geſchildert, der Wirklich-

keit nahe schilderte Wieland; Lessing's Figuren, denen er zwar nur trockene Form und keine Karnation geben konnte, erscheinen allerdings mehr als der wirklichen Natur entnommen, allein der Natur doch, die sich angestrengt hat, auch Lessing selbst zu schaffen, die also selbst einer idealen Bildung nahe gekommen ist. — Indem Lessing weiterhin auf die Vergleichung der Malerei und Dichtung kommt und die falschen Aehnlichkeiten beleuchtet, die die Spencer und Caylus aufgefunden hatten, setzt er dagegen seine scharfe Unterscheidung: die Malerei braucht Figuren und Farben im Raume, die Dichtkunst artikulirte Töne in der Zeit; der Gegenstand jener sind Körper und andeutungsweise durch Körper Bewegungen (so emendirt Lessing in den Fragmenten); der Gegenstand der Poesie Bewegungen und andeutungsweise durch Bewegungen auch Körper. Dieser schroffe Satz stieß bei Jedem an, dem das logische Denken nicht so geläufig war. Allerdings bedurfte er kleine Einschränkungen oder Verdeutlichungen, deren in den Fragmenent einige nachgetragen sind; allein auch ohne sie lag die Wahrheit in den ersten Sätzen im Laokoon kenntlich [189]). Herder wehrte sich gegen diese, wie gegen den ganzen

189) Lessing sagt unter Anderem: die Malerei habe nur einen einzigen Augenblick für ihre dargestellten Handlungen zu Gebote stehen; dieser könne nicht fruchtbar genug gewählt werden; er dürfe nichts enthalten, was sich als transitorisch denken lasse. Goethe in seinem Aufsatz über Laokoon scheint das Gegentheil zu fordern: es müsse in einer vorgestellten Handlung ein vorübergehender Moment gewählt sein, wie eben in Laokoon's Gruppe. Wer Lessing bis zu §. 16. verfolgt, der findet, daß sich dies nicht widerspricht. Lessing verlangt aufs deutlichste, der Maler solle aus der Reihe von Momenten, die eine Handlung bilden, den prägnantesten wählen, der am meisten die vorausgegangenen und folgenden errathen läßt, der in sofern, mit Goethe zu reden, immer nur ein vorübergehender Moment ist, mit Lessing zu reden aber ein Centrum, einen Ruhepunkt bildet, auf dem man weilen mag, weil er große Aussichten bietet. — Wie fein im alten Sinne Lessing's Ansicht ist, belegen auch die Tänzer, die die Alten ohne Boden bildeten. Sie sonderten gleichsam das Bild ab, das die Phantasie vom Tanze fest hält, die schwebende Bewegung, die von allen Bewegungen die ruhigste ist. Ich glaube, warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche. Goethe hat z. B. über Laokoon auch eine Ansicht mitgetheilt, und in ihm die Stellung gefunden, die uns einen Kitzel in der Seite annehmen macht. Ich möchte aber wissen, ob es nicht physiologisch wörtlich zu verstehen ist, wenn ich meine, in Laokoon's Lage müsse dem Menschen aller Kitzel vergehen.

Laokoon, ja wie er Alles, was Leſſing ſcharf umſchrieben hatte, mit ſeiner kritiſchen Phantaſie wieder zu verwiſchen ſtrebte. Er konnte ſo weit gehen, die in einander geſchachtelten Gemälde, die auf Einem Blatte eine Reihe von Hiſtorien malen, in Schutz zu nehmen und zur Einrede gegen die Behauptung zu brauchen, daß das Succeſſive der redenden Kunſt nur zukomme; was würde er erſt geſagt haben, wenn er jene Drehgläſer gekannt hätte, die uns Gemälde in wirklicher Bewegung zeigen! Was freilich bei Herder'n den größten Anſtoß erregte, war, daß in Folge dieſer neuen Theorie die Malerei in der Poeſie, wie wir oben geſehen haben, wegfiel, und daß nur Handlungen (Reihen von Bewegungen, die auf einen Endzweck abzielen) die große Aufgabe der Poeſie blieben. Herder mag das Eine und das Andere nicht gelten laſſen, weil ihm für ſeinen Oſſian angſt iſt! und für arioſtiſche Stellen, und für die ganze Lyrik. Er zittert vor dem Blutbade, den dieſer letzte Satz, Handlungen ſeien der eigentliche Vorwurf der Poeſie, unter den Dichtern aller Zeiten anrichten würde! Von Tyrtäus bis Gleim und Klopſtock, fürchtet er, werde entſetzlich aufgeräumt werden! Und was weiter? So bleibt eben die Zahl der ächten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl iſt. So ſehen wir Leſſing ſich nach zweitauſend Jahren an Ariſtoteles' Poetik anreihen, dem nur Epos und Drama die ächten und reinen Gattungen waren, d. h. eben dieſe, die nur Handlungen zum Gegenſtand haben. Nur mit dem Unterſchiede, daß Ariſtoteles dem Drama den Vorzug gibt, Leſſing aber, wie wir ſchon einigemale anführten, ſeinem noch weiter getriebenen Purismus zufolge dem reinen geſprochenen Gedichte, dem Epos; obgleich er wohl fühlte und auch darin Beiſpiel und Muſter ward, daß das Drama allein an der Tagesordnung war. An deſſen Ausbildung ſetzte er ſeine beſten Kräfte, und dorthin wollen wir ihn jetzt begleiten.

9. Schauspiel. (Lessing.)

Wir haben das Schauspiel bisher zur Seite liegen lassen, und stellen seine Schicksale in diesem Jahrhundert bis in die 70er Jahre hier in Eine Reihe zusammen, nicht allein um die Entwicklungen einfacher zu überschauen, auch nicht blos um Lessing's Verdienste um dasselbe in ein deutlicheres Licht zu stellen, sondern besonders um bemerkbar zu machen, daß das Drama die einzige Gattung war, in der unsere neuere Poesie zu einem Ziele kommen sollte, für die unsere größten Genien sich bildeten, und für die allein die große Theilnahme der Nation gewonnen ward. Wir haben es mehrfach wiederholt, daß die neuere Zeit, in der die Verstandesbildung in den Vorgrund trat, jene lebhafte Phantasie verlor, die sich den Inhalt der ruhigen Erzählung des Rhapsoden und Epikers zu vergegenwärtigen wußte, und daß, um diesen Verlust zu ersetzen, der Dichter die dramatischen Mittel ergreift, mit denen er lebendiger auf die stumpferen Organe wirkt: Gegenwart der Darstellung und die lebhaftere Schilderung des Dialogs; stärkere Wirkung auf die äußeren Sinne, und zugleich auf ein sympathetisches Interesse des Zuschauers, durch Erregung seiner Leidenschaften. Daher sahen wir nun durch mehrere Jahrhunderte die dramatische Form in Anwendung; und wenn es sich nicht so klar und einfach darstellt, daß das Schauspiel die naturgemäße Gattung der neueren Zeit, wie das Epos die der älteren ist, so liegt dies blos darin, daß das Epos in der ungestörten Periode des Allgemeingefühls der Völker als einzige Gattung allein besteht, das Schauspiel aber, das auf das Epos folgt, und das mühsam aus verschiedenen Nebengattungen und Unterarten der Poesie erwächst, nothwendig von diesen und den Resten des Epos umgeben und überdeckt liegt, so daß wir in unserer historischen Betrachtung eben so genöthigt waren, zur reineren Betrachtung des Dramas diesen Schutt erst wegzuräumen, wie Lessing bei seinen Bestrebungen für dessen Herstellung dieselbe Thätigkeit oblag.

Wo zu irgend einer Zeit das Drama lebendig aus der Geschichte aufsteht, wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo die Erregung der Gemüther auf dem Schauplatz leicht war, weil die große Bühne der Weltbegebenheiten selbst die weite Grundlage des Interesses für alle Nachahmungen derselben bildete, da bedarf der Schauspieldichter weniger materieller Mittel, um zu wirken, eben weil er der Hauptwirkung, der Gefangennahme der Gemüthsbewegungen, sicher ist. In solchen Zeiten öffentlicher Aufregung also stellte sich die höchste Leistung im Dramatischen, und die den Zuschauer am tiefsten in Anspruch nimmt, das Trauerspiel, von selbst ein. Schwindet diese Theilnahme wieder, verlieren die Menschen den Sinn für große Gegenstände und mit ihm die Geduld, sich durch diese aufreizen zu lassen zu Schmerz und Unlust, so bleibt dem Drama nichts übrig, als sich auf Conventienzstücke, auf bürgerliche Schau- und Lustspiele zu werfen, oder für jede allenfallsige Aufregung mit desto stärkerer Nahrung für die äußeren Sinne, mit der Oper und ähnlichen Schaustücken, zu entschädigen. Auf diesem Standpunkte haben wir früher unser Schauspiel verlassen, ja auf einem noch gesunkeneren. Denn der grobe Sinnenreiz selbst war in den Opern unmäßig übertrieben, und die gemeinste Lachlust schien in den Lustspielen nur noch mit Schmutz und Zoten befriedigt werden zu können.

Den öffentlichen Zustand der Schauspieldichtung, der Bühne und der Spieler um Gottsched's Zeit kann man sich nicht niedrig genug vorstellen. Eine Truppe von der Bedeutung, wie wir sie in Gryphius' Zeit fanden, existirte kaum mehr; dramatische Dichter wie Hallmann würden jetzt Epoche gemacht haben. Bis weit in das Jahrhundert hinein bildeten sich noch Schauspielertruppen aus Seiltänzerbanden, und auf ihren Buden wechselten Marionetten mit lebenden Personen ab; ein Kuniger machte sich mit einer solchen Bande noch um 1750 einen Namen, und aus des Schneiders Reibehand Marionettentheater ging der Komiker Franz Schuch hervor, der mit Schönemann, Koch und Ackermann die ersten Verdienste um die Wiedergeburt des Schauspiels theilt. Die Schauspieldichtung war

wie ausgegangen; die Spieler sorgten selbst für Staatsaktionen, Possen und Impromptus, und die konnten sich nicht einmal gestalten und ausbilden, weil sie die Unternehmer, in deren Truppe sie entstanden, aus Misgunst nicht veröffentlichten. Von den Schauspielern aus schien also so wenig etwas zu hoffen für eine Herstellung der Bühne, als von dem Volke selbst, dessen Theilnahme sehr gering geworden war. Die Höfe gaben noch weniger Trost. In Dresden, in Berlin, in Wien hielt man italienische Sänger und französische Schauspieler, und was war selbst von diesen zu lernen! Aus Berlin berichtet um 1735 Herr von Steinwehr, ein Mitglied der deutschen Gesellschaft, an Gottsched über den unsäglichen inneren und äußeren Schmutz der Darstellungen französischer Schauspieler, die selbst die Komödien des italienischen Theaters ins Unkenntliche entstellten. Briefe aus Wien, um 1750 an Gottsched geschrieben, berichten ihm zu seinem großen Ergötzen über das Spiel der dortigen französischen Schauspieler so, daß er sich allerdings freuen durfte über die Fortschritte, die man in Leipzig auf der deutschen Bühne gemacht hatte. Diese Beschreibung ist durchaus sprechend[190]. „Die Liebhaberin, heißt es darin, macht ihrem Liebhaber eine orientalisch-christlich-französische Reverenz, beide Hände kreuzweis auf der Brust, den Leib tief vorwärts gebogen; von jedem Schritte, den sie macht, zittert die Bühne. Der Liebhaber umarmt sie mit dem Haupte auf ihrer Brust, den linken Fuß über den ganzen Bauch — wer sollte nicht speien? Alle Schauspielerinnen machen Katzenbuckel, stellen sich sehr geil an, seufzen und heulen, vervielfachen das Affektirte und treiben das Bewegliche bis zum Kitzel. Die Hände fliegen über die Scheitel, die Stimme verliert sich in Seufzen. Der linke Fuß bleibt wie angenagelt, der rechte thut zuweilen einen Schritt, mit Erschütterung des Leibes, der Bühne und des Zuschauers; dann beugt sie sich vorwärts und zeiget ihre Fleischbank." Bei solchen Mustern war es kein Wunder, daß sich die besseren unserer spätern Schauspieler aus sich selbst und aus den rohesten Anfängen bilden mußten. Denn das Beste

190) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrs. II, p. 639.

war noch immer das, was ſich aus der eigentlichen Volkskomödie hoffen ließ. Auch dieſe dauerte hier und da fort, am meiſten in Oeſterreich, Tyrol und Oberbayern, wo weder öffentliche Ereigniſſe noch die neue Bildung ſtörten. Von Wien, wo das Impromptu, die Lokal- und Volkspoeſie immer zu Hauſe war, ging jener Schuch aus, der bei ſchon anſtändigeren Verhältniſſen die Stegreifſpiele am längſten feſthielt und ſie zu einer gewiſſen Feinheit ſteigerte. Er ſelbſt iſt als der vortrefflichſte Hanswurſt bekannt und berühmt geweſen, von ſchnellem und treffendem Witz, deſſen Lazzi überraſchend und deſſen Scherze nie unartig waren[191]). Er nahm die Entwürfe zu ſeinen Burlesken aus regelmäßigen Stücken alter und neuer Theater und hatte ſeine Spieler vortrefflich dazu eingeſchult, ſo daß Leſſing in Breslau dieſe raſchen Poſſen lieber beſuchte, als die lahmen und kranken regelmäßigen Stücke. In Tyrol dauert die Bauernkomödie bis auf den heutigen Tag, in der Gegend um Innsbruck und beſonders im Dorfe Laatſch; und man ſchildert uns, was wir z. Th. als Augenzeuge beſtätigen können, die älteſten Zuſtände noch als dauernd[192]). Man führt Legenden und Volksſagen auf mit Poſſen unterbrochen; die Theater ſind leicht aus Holz gezimmert, der Schauplatz unter freiem Himmel, beim Wirthshauſe, der Wirth erſcheint als Chorage. Dieſe Zuſtände waren unſtreitig im Anfang des vorigen Jahrhs. noch lebendiger, als die Tyroler noch die Tragödien des Grafen Brandis aufführten, und die Jeſuitenkomödien noch im Gange waren. Von dieſen aus behielten die bibliſchen Stücke, Legenden und Paſſionen in jenen Gegenden langehin Nahrung im Volke, und auch dieſe Sitte hat in Oberbayern, in Oberammergau bis heute fortgedauert, wo unter einem einſamen Völkchen das lange Winter und keinen Ackerbau hat, von Zeit zu Zeit die Paſſion an Sonntagen im Sommer aufgeführt wird, mit großem Apparat und antik gekleideten Chören, die die Figuren aus dem alten Teſtamente, welche blos als Tableaux dargeſtellt ſind, in Recitativen erklären.

191) Dies iſt aus dem Leben von Brandes entnommen.

192) Vgl. Das Land Tyrol. 1837. I, p. 451.

Wie dieſe Aufführungen hiernach noch heute den Stil früheſter Zeiten und den letzten Zuſchnitt des 17. Jahrhs. an ſich tragen, ſo behielten die Jeſuitentheater in Bayern und Oeſterreich den Prunk und das Maſchinenweſen der Hofballette in ihren geiſtlichen Stücken bei. Ihre Aufführungen dauerten bis zur Aufhebung des Ordens; aus ihrer Schule und aus Klöſtern ſind ſonderbarer Weiſe manche Schauſpieler, wie Schuch, Stänzel, Joſephi u. A. hervorgegangen. Gottſched und Nicolai haben nicht verſäumt, uns von den Jeſuitenſtücken dieſer Zeiten Proben zu geben, die allerdings noch immer auf oder vielmehr unter Ayrer's Standpunkt ſtehen, und gegen die Nicolai die Staatsaktionen Ludovici's, von denen Leſſing noch eine beſaß, Meiſterſtücke nennt. Auch in proteſtantiſchen Ländern waren übrigens die geiſtlichen Stücke noch nicht ausgegangen. In Quedlinburg gab es noch Paſſionen und Lebensläufe der Patriarchen, und auf allen Schulen in Sachſen und Schleſien ſpielten die Schüler noch weiſe'ſche Stücke; ja in Breslau waren dramatiſche Aufführungen ſogar durch milde Stiftungen auf den Gymnaſien verordnet.

Gottſched, als er ſich vornahm, die deutſche Bühne auf den Fuß der franzöſiſchen zu bringen, unternahm unter dieſen Umſtänden keine kleine Sache. Sie gelang ihm aber über Erwarten ſchnell. Er benutzte ſeinen Einfluß wie in allen übrigen Stücken, ſo auch in dieſem Punkte anfangs vortrefflich, bis ihn der Uebermuth ſpäter zu falſchen Schritten verleitete, die ihm auch hier ſeinen Fall bereiteten. Er ſetzte ſich mit ſeinen ſächſiſchen und ſchleſiſchen Schulmeiſtern; in Zittau, in Schweidnitz, in Breslau, in Annaberg und überall ſuchte er die weiſe'ſchen Stücke zu verleiden und neue, regelmäßige, überſetzte einzuführen. Er berichtet in ſeinen Zeitſchriften fleißig über die Ausbreitung und den Fortgang dieſes Geſchmacks; er redet dann immer vornehm von den „Untergebenen" der Rektoren, ſtatt von ihren Jungen; und wenn ihm einer noch ein weiſe'ſches Stück neben den ſeinigen oder denen ſeiner Frau unterlaufen läßt, ſo kleidet er ſein Misfallen in Lob, indem er vermuthet, es geſchehe dies blos, um den Unterſchied zwiſchen ſchlecht und gut fühlbar zu machen.

Der Rektor Stief in Breslau († 1751), der mit Breßler, Lichnovsky, Tſchammer und Aehnlichen zu Gottſched übergetreten war, ein allzeitfertiger Stadtpoet, ließ die Oper fallen und verfertigte über vierzig Schauſpiele, alle auf den neuen Schlag, zu denen ſich ein großer Zufluß von vornehmen Zuhörern drängte. Alles dergleichen verſäumt Gottſched nie bekannt zu machen, und er läßt es Magiſtrate, Gelehrte und Vornehme bei jeder Gelegenheit empfinden, daß ſie ſich nicht genug für das Schauſpielweſen intereſſiren und es nicht von der rechten Seite anſehen. Seitdem er den Horaz geleſen und gefunden hatte, daß bei den Alten die Chöre die Stelle unſerer Predigten vertraten, ſah er das Schauſpiel für eine Schule des Volkes und ein Katheder der Tugendlehre an. Mit dieſen moraliſchen Waffen vereinte er ſeine kritiſchen und äſthetiſchen, um *für* die Tragödie und das Luſtſpiel, und *gegen* die Oper und Burleske zu kämpfen. Er wollte für die Skrupulöſen und für die Vernünftigen den Anſtoß wegräumen, der in den „Hanswurſten, den Petern und Kuchenfreſſern“ der italieniſchen Poſſen lag; er ging darin ſo weit, daß ihm Molière's populäre Stücke und unnatürliche Witze zuwider waren; das cedo tertiam des plautiniſchen Geizhalſes war ihm ein Gräuel; von dem „ſelbſtgewachſenen“ Witz des Weiſe und den Stümpeleien der improviſirenden Schauſpieler gar nicht zu reden. Auch die Oper beſtritt er mit ähnlichen moraliſchen Vorwürfen, aber mehr mit äſthetiſchen. St. Evremond und viele Andere liehen ihm hier Worte und Gründe. Die Hamburger widerſtanden ihm eine Weile, aber Hudemann bekehrte ſich und ging zur Tragödie über; Uffenbach gab ihm in den Augen der Gelehrten ſelbſt Waffen in die Hand, da er in ſeiner Vertheidigung der Oper geradezu gegen die Einheiten und Regeln des Dramas zu Felde zog. Soll nicht alle Regel in der Dichtkunſt über den Haufen fallen, ſchrie Gottſched, ſo müſſe er mit St. Evremond verfechten, daß die Oper das ungereimteſte Ding der Welt ſei. Sie ſei ohne Handlung, ohne Charakter, ohne Einheit, ohne Natur; man lache und weine, man huſte und ſchnupfe nach Noten; wo denn das Vorbild in der Natur ſei, das die Oper nachahme?

Das Hofleben ſei das Original des Trauerſpiels, das Stadtleben der Komödie, das Landleben des Schäferſpiels. Die Oper gehe leer aus. Kein Meiſter erſten Ranges habe Opern gemacht. Als Racine vom König die Anmuthung geſtellt ward, eine Oper zu machen, was gegen ſein und Boileau's poetiſches Gewiſſen ging, habe Apoll noch gnädig dieſes Unheil abgewehrt. Zu ſeinem Glück kam ihm die Zeit ſelbſt zu Hülfe; das leipziger Opernhaus ging ein, das hamburger auch, ſo auch das bremer, haller, weißenfelſer, und endlich verſchwand die Oper zuletzt in Danzig um 1741, zu einer Zeit, da ſie auch in Paris im äußerſten Verfall war, ſo daß ein Gottſchedianer, der berufene Herr von Grimm, ſogar den Pariſern in einem Briefe über La Motte's Omphale die Wahrheit über die Opern eröffnen zu müſſen glaubte.

So wenig als die Anfeindung der Oper urſprünglich von Gottſched ausgegangen iſt, die vielmehr, wie wir früher ſchon ſagten, in ſich ſelbſt zerfiel, ſo wenig war die Begünſtigung des franzöſiſchen Trauerſpiels ſein eigener Gedanke. Als im Jahre 1707 die ehemalige haak'ſche oder hofmann'ſche Schauſpielertruppe unter die Leitung von Joh. Neuber kam, wandte ſich dieſer und ſeine Frau, geb. Weißenborn aus Zwickau [193]), hauptſächlich auf Betrieb des braunſchweig-blankenburgiſchen Hofs auf eine Verbeſſerung des Bühnenweſens und man machte den Beginn mit dem Cid, den ſchon lange vorher ein Kriegsrath Lange, ein Zeitgenoſſe Breſſand's, dieſem Hofe zu gefallen überſetzt hatte. Die Neuber war die erſte Schauſpielerin, die einen Begriff von Verſen und tragiſchem Spiele hatte, die den Blick beſaß, Schauſpieler zu wählen, ſo daß in ihrer Truppe die erſten Namen eines Kohlhardt und Koch gefunden werden, die ein Andenken verdienen; und man muß es ihr zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſich über Gewinnſucht erhob und zu ihrem Schaden ein höheres Ziel ins Auge faßte. Als ſie 1728 nach Leipzig kam, drängte

193) Geb. am 9. März 1697; ſie ging 15 Jahre alt mit einem Stud. Zorn durch, vagabundirte mit demſelben, wurde ſteckbrieflich verfolgt und in Zwickau gefangen geſetzt.

ſich Gottſched zu ihr und beſtimmte ſie, den Staatsaktionen und Hanswurſtiaden allmählig zu entſagen, und Ueberſetzungen aufzuführen, wie ſie ſchon mit vier franzöſiſchen Stücken in Weißenfels gethan hatte. Sie verſuchte es mit dem Regulus von Pradon. Man wandte alle Kunſtgriffe an; man zog König in Dresden hinein, indem man ihn die alte Ueberſetzung von Breſſand verbeſſern ließ; er ſchaffte dafür eine koſtbare Garderobe aus Dresden; und dies wieder ſtellte man ſo dar, als ob der Wunſch des Hofs dieſe neuen Stücke begleite. Der entſchiedenſte Beifall belohnte. Nun galt es vor Allem ein Repertoir. Gottſched bot ſeine ganze Mannſchaft auf, franzöſiſche Stücke um die Wette zu überſetzen. Schwabe, Ludwig, Pitſchel, Gottſched's Frau, Müller, Behrmann, Quiſtorp, Straube, und wie viele Andere zeigten ſich als die gelehrigſten und bereitwilligſten Schüler, und die Ausſicht war bald da, daß es hier nicht fehlen würde. Aber nun ſollten auch Originale entſtehen. Gottſched nahm alſo Addiſon's Cato vor, zerlegte ihn, miſchte Einiges von Deschamps und einiges Eigene hinzu, und ſo entſtand 1731, wie die Schweizer ſagten mit Kleiſter und Schere, ſein ſterbender Cato, der als das erſte deutſche Original Epoche machen ſollte, und wirklich in 25 Jahren zehn Auflagen erlebte, überſetzt und überall aufgeführt ward. Nun mußten ſich die Jünger auch zu Originalen entſchließen! Die Henrici und Pitſchel, die Derſchau und Schönaich wurden aufgeboten, die Unterſtützung des Adels und der Schule. Aber dennoch ging es mit den Originalen nicht ſo flink, wie mit den Ueberſetzungen; und wenn Gottſched von Zeit zu Zeit das Repertoir der deutſchen Originale in ſeinen Zeitſchriften zuſammenſtellte, wenn er hernach 1740 u. f. die Schaubühne ſeiner Schule, und zuletzt ſeinen nöthigen Vorrath, das Verzeichniß aller deutſchen Schauſpiele vom Uranfang an, herausgab, ſo deckte er jedesmal in anderer Weiſe die Schmach der deutſchen Literatur in dieſem Gebiete auf. Und dabei nahm er den ruhmredigſten Ton an. Seitdem die verkehrte Welt, eine Poſſe von König, die er als Vertreter der Burleske nannte, in Leipzig nicht mehr gegeben ward, ſeitdem 1737 der Harlekin feierlich

verbannt, ſeitdem endlich gar die Oper entwichen war, ſah er ſich als Monarchen über die deutſche Bühne und ſeine Stücke als Muſter und ſeine Regeln als Geſetz an. Und wer jetzt einen Voltaire etwa als Hauptrichter in dieſem Fache noch betrachtete, dem rückte er vor, er müſſe weder Ariſtoteles, noch Hedelin, noch Dacier kennen, ja nicht einmal die kritiſche Dichtkunſt! Und was waren ſeine Regeln anders, als die abgeſchriebenen der Franzoſen? und ſeine Muſter, als travestirte Nachbildungen der franzöſiſchen Originale, in denen alles Wunderbare getilgt war, bis auf die Charaktere? Lauter ungemeine Helden, unmenſchliche Tyrannen und Böſewichter verlangte und lieferte er in ſeinen Trauerſpielen; die tragiſche Schreibart, ſchreibt er vor, ſolle immer auf Stelzen, die komiſche barfuß gehen, und genau ſo iſt's in ſeinen Tragödien, und in ſeinen und ſeiner Frau Schäferſpielen oder Komödien gehalten. Wie gern verſchanzte er ſich ſpäter, als er ſich thöricht und aus den eitelſten Gründen der Eitelkeit mit der Neuber überworfen hatte, als er den feſten Fuß verlor, als Leſſing den engliſchen Geſchmack empfahl, wieder hinter ſeine franzöſiſchen Kritiker und Autoritäten. Denn er übertrug ſeinen ganzen Haß gegen Milton auf Shakeſpeare und ſelbſt auf Lee und Aehnliche, er ſah die engliſche Bühne als eine gothiſche, als einen reinen Verderb und neue Barbarei an, und verfocht, hier müßten uns die Franzoſen bleiben, was die Griechen den Römern waren.

Gottſched's Eifer für die Bühne hatte den unbeſtreitbaren Vortheil gebracht, daß endlich auf einen anſtändigen Weg geleitet ward, auf dem man hoffen durfte, die Einreden der Paſtoren zum Schweigen zu bringen und die Kälte der Gebildeten aufzuthauen. Die Neuber'ſche Geſellſchaft ſpielte 1730 in Hannover, wo der Harlekin Müller und andere Truppen durch ihre Sitten und Stücke dem Publikum vorher die Theaterfreude verdorben hatten; aber Neuber's ſogenannte Verſekomödien ſtellten die Sache bald her; die Geheimenräthe fingen an, die Vorſtellungen zu beſuchen, der Adel folgte nach. Selbſt in Nürnberg wurden 1731 die Vornehmen gewonnen, ein wenig die Leipziger Bücher und Darſtellungen anzuſehen. In Straßburg feierte

1736 die Gesellschaft den Triumph, eine französische Truppe zu überbieten und den französischen Cato mit dem Gottsched'schen zu schlagen. Endlich schien 1737 selbst die Gleichgültigkeit des sächsischen Hofes gebrochen zu werden; der König ließ die Neuber'sche Gesellschaft in Hubertusburg spielen und wollte sie sogar in seine Dienste nehmen. Damals war das Repertoire so weit gediehen, daß die Gesellschaft 50 bis 60 übersetzte französische Stücke aufführen konnte. Neue Coulissen und Kleider thaten das ihrige dazu. „Künftige Michaelismesse, schreibt Neuber 1731 an Gottsched, werden wir unsere Schaubühne mit lauter neuen Verwandlungen ausputzen. Kleider werden alle Tage noch mehr verfertigt, endlich wird doch was draus werden müssen!“ 194) Vorzüglich wichtig war auch, daß Leipzig eine Art Mittelpunkt der deutschen Bühne ward, nach dem sich selbst Lessing, wie wir oben hörten, wiederholt hinzog. Wie nützlich die Wanderungen der Schauspieler damals waren, um eine Volkstheilnahme an dem Theater auszubreiten, so hatten sie doch wieder den großen Nachtheil, daß unter dem steten Wechsel weder ein Ort zu wahrem, gediegenem Geschmacke gelangen, noch ein Unternehmer gute Spieler festhalten, noch ein guter Spieler sich ruhig ausbilden konnte. Neuber hielt doch eine Reihe Jahre in Leipzig aus, und als sich die Gesellschaft zu ihrem großen Nachtheile nach Petersburg berufen ließ, ersetzte sie Schönemann (1740), bei dem sich Eckhof zuerst zeigte. Nachher kehrte sie zurück, ohne die alte Stellung wieder einnehmen zu können; um 1750 gründete Koch eine neue Truppe in Leipzig mit der vorstechenden Neigung, sich stehender einzurichten. Sie blieb es bis zum Kriege; und Leipzig ward die Wiege unsers Theaters, ehe in Hamburg oder Wien nur Versuche gemacht wurden. Der Hof störte wenigstens nicht; Leipzig war in Sachsen, was Königsberg in Preußen; es war der Sitz einer Opposition gegen die Hauptstadt, die sich nur nicht so laut machen durfte wie die in Königsberg. Das Schauspiel wuchs hier frei aus sich selbst auf. Wie Gottsched seine Einflüsse auf die Neuber in ihrer ersten Periode geübt hatte, so übte

194) Danzel, Gottsched p. 133.

ſie Leſſing bei ihrer Rückkehr aus Petersburg auf ſie, und dann auf Koch und Brückner. Koch's Vorſtellungen regten die Cronegk, Weiße u. a. zum Dichten an, und um 1755 erſchienen Schildereien der Koch'ſchen Bühne, die erſten Theaterkritiken, die bald Nachahmung fanden und nicht ohne Einfluß blieben. Privatleute unterſtützten in Leipzig die Bühne aus reiner Theilnahme, wie früher und ſpäter in Hamburg geſchah; Mag. Steinel, der dort unabhängig lebte, unterſtützte Koch mit Rath und That, ſchrieb ihm Prologe, überſetzte ihm franzöſiſche Luſtſpiele, und er und Koch beſtimmten Romanus ſich auf Verfertigung dramatiſcher Stücke zu legen. Wie Vieles an Koch hing, ſieht man ſchon daraus, daß Leſſing ganz frühe den Plan eines Trauerſpiels fallen ließ, als er hörte, Koch wolle die Neuber verlaſſen.

Alles, was bis um 1750 hin einigen Namen unter den Bühnendichtern hatte, war von Leipzig ausgegangen und gehörte zu Gottſched's Schule. Der Fall war hier ganz umgekehrt als in anderen Verhältniſſen anderer Perſonen aus dieſer Schule. Viele von Gottſched's Anhängern, die ihm äußerlich treu blieben, verließen ihn, wie z. B. Küſtner, in Richtungen und Gegenſtänden ihrer Schriftſtellereien; beim Theater war es ſo, daß ſelbſt alle die, die ſich ſcheinbar von ihm losriſſen, doch in ſeiner Manier und im franzöſiſchen Geſchmack arbeiteten. Wir wollen dies nur im Fluge überſehen, da in der That nichts von allen Leiſtungen im Drama vor Leſſing das geringſte Andenken verdient. Wir wollen von Allem, was in Gottſched's unmittelbarer Umgebung und Schule fabricirt ward, ganz ſchweigen; nur Joh. Elias Schlegel (aus Meißen 1718—49) verdient als allgemeiner Vertreter derſelben und als der ausgezeichnetſte herausgehoben zu werden. Als er in Pforta auf der Schule war, um 1735, als eben Gottſched's Siege ſich häuften, drang ſchon dort unter die Jugend die Begeiſterung für das Theater ein. Die Schüler machten Stücke um die Wette; ſo entſtand Schlegel's Dido; ſie laſen den Euripides und Gottſched's kritiſche Dichtkunſt daneben: ſo entſtanden Schlegel's Hekuba und Geſchwiſter in Taurien, die er

ſpäter als Trojanerinnen und Oreſt und Pylades umarbeitete. Der Ehrgeiz des jungen Mannes war gefährlich geſteigert, als dieſe Stücke unter den Mitſchülern den Preis erhielten, heimlich von ihnen aufgeführt, bald ans öffentliche Licht gezogen und auf Gottſched's Betrieb in Leipzig dargeſtellt wurden, einige als der Verfaſſer noch nicht die Schule verlaſſen hatte. Ein ungemeiner Produktionstrieb drängte in ihm hervor, der ſeine trägeren Brüder hinriß, der in Leipzig die Bremer Beiträger entzückte, die eigentlich in ihm den wahren dichteriſchen Enthuſiasmus fanden, den er ſogar auf ſeine Selbſtkritik und Verbeſſerungen übertrug. Gottſched hielt dieſen Lieblingsjünger mit beiden Armen feſt, auch als er ſchon merken konnte, daß ſich Schlegel mit den Schweizern auf guten Fuß ſetzte. Er pries die epiſchen Verſuche, die er machte (Heinrich der Löwe 1742), er beeilte ſich, ſeine Stücke aufs Theater zu bringen und in ſeine Schaubühne aufzunehmen, und noch lange nach ſeinem Tode pries er ihn als einen wahren klaſſiſchen Schriftſteller, ohne Schwulſt und Gallimathias, ohne britiſche Sprachſchnitzer und wilden miltoniſchen Geiſt; denn wie ſollte er es ihm, trotz manchen Widerſprüchen und Abweichungen, je vergeſſen, daß er in ſeinen kritiſchen Beiträgen Shakeſpeare mit Gryphius verglichen und die franzöſiſche Regel gegen beide gerettet hatte. Was Gottſched und ſeine übrigen Freunde nicht thaten, ihn, der ſchon frühe altklug und über ſeine Jahre ſich benahm, wie eine Treibhauspflanze zu überſteigern, das fügte Glück und Schickſal hinzu. Er war 1743 Geſandtſchaftsſekretair in Kopenhagen. Dort war ſchon früher die ſpiegelbergiſche Geſellſchaft, nachher ein Herr von Quoten geweſen, die ſich um Aufnahme des deutſchen Theaters bemühten, aber Holberg ſtand entgegen. Dennoch wagte es auch Schlegel in ſeiner Wochenſchrift der Fremde (1745—6), ſich ſogleich in die däniſchen Verhältniſſe einzumiſchen, und er ſchrieb Gedanken über die Aufnahme des däniſchen Theaters, in denen er zwar Holberg ſehr vorſichtig behandelt, aber doch leiſe die regelmäßigen Stücke der Franzoſen überzuleiten ſucht, indem er anräth, von den Komödien aus dem niederen Stande zum Mittelſtand und

von da zum Hof, d. h. zum Trauerſpiele allmählich aufzuſteigen[195]). Nur die ganz blöde Nachahmerei und Ueberſetzung wünſchte er dabei vermieden zu haben, weil er in Deutſchland die Erfahrung gemacht hatte, daß die fremdartigen Stoffe kalt ließen. Er war daher der Erſte, der ſich zwar nicht in den Formen, aber in den Materien ſeiner Trauer- und Luſtſpiele an das Vaterländiſche anzuſchließen ſucht. Unter ſeinen Trauerſpielen ſind darum Hermann und Kanut die merkwürdigſten, obgleich ſeine Freunde ſchon die Trojanerinnen weit vorgezogen, und mit ſo viel Recht, als man die überſetzte Elektra dieſem nach alten Quellen bearbeiteten Stücke wieder vorziehen würde. Denn überall, wo ſich dieſe Poeten nicht anlehnen konnten, mislang ihnen Alles, und Schlegel wußte recht wohl, wie viel mehr Verdienſt ſein Hermann für ihn hatte, der ihn unendlich mehr Mühe gekoſtet, als die Trojanerinnen. Er wollte ſpäter auf dieſem Wege fortfahren und die alten Mythen verlaſſen; er hatte für Deutſchland einen Otto von Wittelsbach, für Dänemark eine Gothrika in Ausſicht. Die originalen Charaktere, die er ſich in Hermann und Kanut zu bilden ſuchte, führten ihn etwas von den franzöſiſchen Vorbildern ab; ſie geriethen ihm nicht ſchwankend und gekünſtelt wie Weiße'n, aber eher zu folgerichtig. Wie wenig Herz aber bei all dieſen Dichtereien iſt, zeigt auffallend die Beobachtung, wie dieſer feurig ſchreibende Dichter, der ſich ſelbſt ſeine Hitze der Einbildungskraft vorwirft, kalt, phantaſielos und leidenſchaftlos iſt, und wie der ruhige Weiße dagegen einen kühneren Flug verſucht. Bei all dieſer Vaterlandsliebe iſt übrigens in dieſen Stücken ſo wenig Deutſches und Eigenthümliches wie in Schlegel's Luſtſpielen. Auch hier ſtechen überall franzöſiſche Charaktere und Sitten vor. Wie Schlegel überhaupt fortſchritt und unter Umſtänden mancherlei hätte leiſten können, ſo fand man auch hier ſeinen letzten Verſuch, den Triumph der ſchönen Frauen, für weit den beſten. Man wird aber erſchrecken, wenn man ſich die Mühe geben will nachzuſehen, welche rohe Sitten hier in ſeiner Geſellſchaft geſchildert werden, und wie nachſichtig Leſſing ſchonen mußte, der dies

195) El. Schlegel's Werke. 1761 ff. t. 3. p. 280.

Stück in der Dramaturgie auszeichnete, wenn er nur nicht Allen allen Muth nehmen wollte. Er ſetzt dieſes Stück, und ganz mit Recht, über alle andern Luſtſpiele Schlegel's ſo weit, als alle dieſe übrigen wieder über den ganzen Praß deutſcher Komödien ſonſt. Und was ſagt er ſelbſt von dieſen übrigen Stücken Schlegel's! In ſeinem Müſſiggänger herrſche das kälteſte langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur in dem Haus eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen könne! Und in der That treten wir in Schlegel's ebenſo wie in Gellert's Luſtſpielen nur ſehr wenig aus dem elenden Tone heraus, der in den Luſtſpielen Picander's und des Gottſched'ſchen Ehepaares herrſcht. Hatte ſich ja Leſſing ſogar über die Stücke der Frau Gottſched zu beſchweren, es ſei ihm unbegreiflich, wie eine Dame ſo niedriges, plattes, ſelbſt ſchmutziges Zeug hätte ſchreiben können, z. B. in der Hausfranzöſin. Die gellert'ſchen Stücke ſind zwar ſauber und anſtändig, aber dann auch ſo von aller komiſchen Würze entblößt, wie man von dem Manne erwarten darf, dem der Vorwurf ſchön und lieb war, daß ſeine Betſchweſter, ſein Lotterieloos und ſeine zärtlichen Schweſtern eher mitleidige Thränen als freudiges Gelächter erregten. Was durfte man auch wagen in einer Zeit, da man Gellert's Betſchweſter verdammte und in ſeinen zärtlichen Schweſtern ein Pasquill ſuchte! So mußte ja auch Schlegel ſeine Pracht zu Landheim unterdrücken, weil man ſie für perſönliche Satire gehalten hätte; ſo wurden Krüger's Landgeiſtliche confiscirt und blieben bei Herausgabe ſeiner Schriften weg, und es mußten ſchon Leute wie Mylius und Roſt ſein, die dergleichen pikantere und unmittelbar bezügliche Stoffe wählen ſollten, oder Leſſing und die Literaturbriefe, die unſere Komöden zu Holberg in die Schule zu ſchicken ſich getrauten, über den ſich die meiſten unſtreitig weit erhaben fühlten. Wer noch am meiſten unter allen Komödiendichtern der leipziger Schule ſich hervorhob, war K. Franz Romanus (aus Leipzig 1731—87), deſſen Intriguenſpiele Leſſing auszeichnete, obgleich auch bei ihm das Entlehnte die Hauptſache blieb. Seine beliebte Farce Krispin als Vater[196]) entfernte ſich

196) In ſeinen Komödien. 1761.

im Grunde nicht weit von den bisherigen Zuſtänden; und in ſeinen Brüdern wies ihm Leſſing weitläufig nach, wie er das gute Stück des Terenz ſchlecht gemacht habe.

Noch ein anderer Zweig, außer dem Trauer- und Luſtſpiele, ging von Gottſched aus, um der alten Theorie, zufolge welcher alle drei Stände auf der Bühne ihr beſonders Abbild haben ſollten, zu genügen: das Schäferſpiel. Roſt's verſteckter Hammel, Gärtner's geprüfte Treue, Gellert's Sylvia und das Band, das er ſelbſt kaſſirte, fanden damals ſo viel Beifall, daß ſie Gleim zum Schäferſpiel entzückten, deſſen blöder Schäfer wieder von Uhlich nachgeahmt ward. Pfeffel und Geßner ſetzten dieſen Geſchmack etwas veredelt noch in den 60er Jahren fort. Es war dies eine Art Erſatz für die Oper. Wie die Oper anfangs aus dem Schäferſpiel hervorgegangen war, ſo verſteckte ſie ſich jetzt wieder dahinter. Die Frau Neuber unterſtützte dieſen Geſchmack ſehr, weil ſich hier Flitter und Putz, Glanz und Wunder anbringen ließen. Sie ſelbſt ſchrieb ſolche Stücke, und empfahl ſie Mylius, der auf ihr Anrathen die Schäferinſel ſchrieb, die Leſſing ein pſeudopaſtoraliſchmuſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennt. Es war überhaupt ein Jammer, der unſere ganze Schauſpielgeſchichte von Anfang bis zu Ende begleitete, und der die Lebenskraft unſerer dramatiſchen Dichtung untergrub und heimlich zerſtörte, daß immer die Schauſpieler ſelbſt Dichter, und nicht ſelten tonangebende Dichter blieben. Die ausübende Gewalt maßte ſich der Geſetzgebung an, und als die dramatiſchen Genialitäten der 70er Jahre erſchienen, hatten dieſe ſelbſt für Geſetz und Ordnung keinen Sinn. So dichtete damals ſchon die Neuber; in Schönemann's Truppe ſeit 1743 Joh. Chr. Krüger[197]) (1722—50), der ſein theologiſches Studium aus Armuth aufgab und Schauſpieler ward. Schon auf der Schule hatte er ſeine Geiſtlichen auf dem Lande geſchrieben, eine aus perſönlicher Rachſucht übertriebene Satire auf dieſen Stand, die Mylius in den Aerzten aus Spekulation nachahmte. Man verargte es Beiden, und ſo auch Gottlieb Fuchs, daß ſie das Theater zu

197) Poet. und theatral. Schriften hrsg. v. Löwen. 1763.

perſönlichen Satiren misbrauchten; ſie blieben in ſich zerriſſen, kämpften mit Armuth und ſchrieben oder überſetzten aus Noth[198]). Bei Schönemann war auch Martini, eines Buchhändlers Sohn aus Leipzig, der gleichfalls ſich an Luſtſpielen verſuchte. Aus der Neuberiſchen Schule ging Adam Gottfried Uhlich hervor, der aus gleichen Gründen wie Krüger den Studien entſagen mußte, das Spiel verſuchte und erbärmliche Schäferſtücke und Luſtſpiele ſchrieb, von denen er ſchon 1746 f. zwei Bände herausgeben konnte. Er ſtarb 1753 in Frankfurt in Armuth und Wahnſinn, und die Geiſtlichen verweigerten ihm das Abendmahl. In Wien ſchrieben in den 40er und 50er Jahren Leute wie Weiskern, Stephanie der Aeltere, Brenner u. A. eine Menge elender Stücke noch ganz im alten Stile; und ehe noch Goethe, Klinger und Lenz aufgetreten waren, fingen ſchon ſeit 1760 die Brandes, Großmann, Bretzner u. A. an, die Bühne mit einem gewaltigen Vorrath platter Alltagsſtücke zu überſchwemmen.

Als Leſſing nach Leipzig kam, ſo hörten wir ſchon oben, war ſein Intereſſe für das Theater im Augenblick entſchieden. Er ging erſt mit der Neuber, ſpäter mit Brückner um, von dem er deklamiren lernen wollte, der aber bald von ihm lernte und ihm Vieles zu danken geſtand. Voll vom erſten Eifer ſpornte damals Leſſing die Mylius, Weiße, Fuchs, Kleiſt und was ihm vorkam, Schauſpiele zu machen, theilte mit ihnen die Arbeit, und ſchrieb ſelbſt ſeinen Damon in die hamburgiſchen Ermunterungen; die alte Jungfer war lange aus den Ausgaben ganz verſchwunden und nur noch in Schmidt's Anthologie zu finden. Den jungen Gelehrten bewunderte die Neuber und gab ihn 1747; ſchnell folgten in den nächſten Jahren die Juden, der Freigeiſt und

198) Mit dieſem Joh. Chriſtian Krüger aus Berlin (ſ. Danzel's Gottſched p. 166) iſt bisher, von mir und Anderen, der Trauerſpieldichter Benjamin Ephraim Krüger aus Danzig in eine Perſon verſchmolzen worden. Von dem Letzteren ſind die Allemanniſchen Brüder, die er ſeiner Landsmännin Gottſched widmete, und auf die Käſtner's Epigramm zielt:

Das Luſtſpiel, das zum Weinen bringt,
rühmt Gellert nur, weil er das Loos geſchrieben;
ſo weit hat Krüger nicht ſein eigen Lob getrieben:
preiſt er das Trauerſpiel, das uns zum Lachen zwingt?

der Schatz. Wie immer diese Stücke beschaffen sein mögen, so ist doch die Richtung des 17jährigen Verfassers im jungen Gelehrten, den er schon auf der Schule begonnen hatte, merkwürdig genug, und unstreitig stellte schon das bloße Skelett der Juden alle Lustspiele der Zeit in Schatten, und das Vorbild des Schatzes (Trinummus von Plautus) zeigt schon an, daß der junge Mann ganz andere Wege wollte als Gottsched. Dies bestätigte sich, als er 1750 mit Mylius die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters herausgab. Sie hatten den großen Plan zur Geschichte eines Theaters aller Völker vorzuarbeiten; sie standen also schon ganz förmlich Gottsched entgegen, der sich mit Griechen und Franzosen begnügte. Hier erschien schon Lessing's Leben des Plautus und seine Uebersetzung der Gefangenen, die er für das vortrefflichste Stück erklärte, das je auf den Schauplatz gekommen. Er wies schon hier in ganz patriotischem Sinne auf Sophokles und Plautus, von den Franzosen, sogar von Seneca und Terenz weg. Nach dem 4. Stücke trat Lessing übrigens schon ab, weil ihm Mylius keine Genüge that. Dieser hatte in den Beiträgen die Clitia des Macchiavelli übersetzt und dabei geäußert, man möchte ihm doch Ein gutes italienisches Stück zeigen! Lessing, der ihn unstreitig schon von Gottsched geheilt zu haben meinte, entsetzte dieser Gottschedianismus so, daß er sogleich abbrach. Er schwärmte nun ein Paar Jahre in fremden Gebieten herum; sobald er aber vor Mylius' Mithelferschaft sicher war, der 1754 in London starb, trat er mit seiner theatralischen Bibliothek hervor (1754—58) ohne alle Mitarbeiter. Wie in seinen Produkten, so ist er hier auch in seiner Kritik durchaus noch Lehrling. Wenn dies Alles zwar über den Leistungen jener Jahre steht, so will das bei dem niedrigen Stande noch nicht viel sagen. Er billigt hier noch das rührende Lustspiel und schlägt sich also zu Gellert's Ansicht, der 1751 pro comoedia commovente geschrieben; er schreibt ein Leben Thomson's und stellt diesen ungemein hoch auch als Schauspieldichter; er regte eine Uebersetzung seiner Trauerspiele an, die er (1756) mit einer Vorrede begleitete; er gab hier einen Auszug des spanischen Trauer-

ſpiels Virginia, das er ſpäter verlachte; auch über Destouches urtheilte er noch ſehr mild. Nicht Alles, was in dieſen Urtheilen als Schwäche ausſieht, iſt es wirklich. Der Krieg gegen den franzöſiſchen Geſchmack glimmt hier ſchon unter der Aſche und hält ſich nur abſichtlich zurück. Leſſing erſchüttert, ohne ein einziges Urtheil beizufügen, die Grundſäule des franzöſiſchen Heroenſpiels, indem er ein Paar Stücke von Seneca analyſirt und bloßſtellt. Er will auf die Italiener, Spanier, beſonders Engländer hinführen, er hebt Thomſon heraus, den Regelmäßigſten unter den Regelloſen; aber er braucht ſchon die ſtärkſten Ausdrücke gegen die Regelmäßigkeit, zu Gunſten von Natur und Leben. Er erklärt, er wolle lieber den Kaufmann von Venedig gemacht haben als den ſterbenden Cato, lieber das unregelmäßigſte Stück des Peter Corneille als das regelrechteſte ſeines Bruders; lieber einen misgeſtalteten Menſchen lebendig geſchaffen haben als die ſchönſte todte Bildſäule des Praxiteles! Sprechender als ſeine Andeutungen hier war ſeine Miß Sara, die 1755 erſchien. Nicht ohne Grund war das Trauerſpiel in Proſa geſchrieben, der Schauplatz nach England gelegt, und ein medeiſcher Charakter in die Gegenwart übertragen, wie ſpäter Virginius im Odoardo. Die tugendhaften Charaktere erhalten hier Theil an der böſen Natur des Menſchen, die ſchlimmen an der guten; dieſe Miß Sara ſo gut und ſo ſchwach, dieſe Marwood ſo teufliſch und ſo edel, dieſer getheilte Mellefont, der wie der Typus der Lieblingscharaktere Goethe's ausſieht, Alles ſtellt ſich keck dem franzöſiſchen Geſchmack entgegen, und Diderot wollte dieſes Stück mit anderen engliſchen überſetzen. Sara Sampſon iſt nicht allein das erſte deutſche Stück, das trotz ſeiner verhältnißmäßigen Ungelenkigkeit in Vortrag und Bau den Namen eines Trauerſpiels verdient, ſondern es wirft zuerſt mit wahrer Originalität das franzöſiſche Gewand ab, ohne einem andern zu verfallen; ſie ward das Vorbild aller bürgerlichen Dramen in Deutſchland, und eröffnete zugleich die tragiſchen Stoffe, die in den 70er Jahren vorzugsweiſe behandelt wurden. Wenn ſich dieſe Wirkungen erſt entfernter zeigen, ſo muß man bedenken, daß die näher liegenden Nach-

ahmungen von Pfeil, Lieberkühn, Martini (Lucie Woodwill, Rhynsolt, die Lissaboner) u. A. vergessen sind, und, was die Hauptsache ist, daß das Stück in die unglückliche Zeit fiel, wo der bisherige Mittelpunkt der Bühne, Leipzig, gerade gesprengt ward, wo der Krieg die Schauspielertruppen zerstreute und den Geschmack und die Aufmerksamkeit zertheilte. Dieser letztere Umstand ward noch dadurch erhöht, daß in diesen Zeiten gerade auch die geistlichen Stücke von Bodmer, Hudemann und Klopstock und die Wielandischen erschienen.

Dieses Stück hatte Lessing in Potsdam geschrieben; die Bekanntschaft mit Moses und Nicolai machte ihn vertrauensvoller und kühner in seinen theatralischen Reformen. Nicolai in seinen Briefen über die schönen Wissenschaften unterstützte ihn durch seine Empfehlung der britischen Schauspiele; in der theatralischen Bibliothek (3. und 4. Stück) wies Lessing auf den Reichthum der englischen Literatur in diesem Gebiete hin. Lessing kam 1755 wieder nach Leipzig, und es trafen nachher Kleist und Brawe zu ihm, der als ein eifriger Crusianer viel von ihm leiden mußte. 1757 ward die Bibliothek der schönen Wissenschaften von Nicolai eröffnet; sie setzte einen Preis aus für das beste Trauerspiel; da die Bühne in Leipzig nicht mehr blühte, schien eine theatralische Akademie entschädigen zu sollen. Zwei neue Talente traten hervor. Joh. W. von Brawe (1738—58) schickte den Freigeist ein, der 1767 mit seinem Brutus gedruckt wurde. Der junge Mann fiel in diesem letzten Stücke auf die Jamben, noch ehe Joh. H. Schlegel, ein Bruder des Elias, Thomson's Stücke in diesem Maße übersetzte; er neigte augenscheinlich zu den Engländern herüber, allein er starb in demselben Jahre, als er seinen Freigeist einlieferte, im 20. Jahre. Den Preis hatte der Kodrus von J. Fr. von Cronegk (aus Anspach 1731—58) [199] erhalten, obgleich Lessing so wenig damit zufrieden war, daß er selbst diesen Stoff behandeln wollte. Und was Wunder! Der Dichter hatte sich, im Eifer den gestorbenen Schlegel zu ersetzen, von seinem geliebten Lehrer Gellert und von dem ganzen Kreise der Bremer Beiträger so getrieben wie

199) Vgl. Anm. 110.

Schlegel vorher, mit zerstreuter Lektüre schon verdorben, und obgleich er das spanische, italienische und englische Theater kannte, sich in Paris selbst im französischen Stile festgefahren, so daß nun hier Kodrus als ein zärtlicher Held auftritt, ein zweiter Roman als Episode eingeschaltet ist, die die Haupthandlung überwiegt, und gehäufte Zufälle, rührende Lagen und Opernstreiche in Voltaire's Art angebracht sind. So ist auch in dem von Gotter vollendeten Fragment Olynt und Sophronia nach Tasso das christliche Heldenthum auf jene lächerliche und unnatürliche Höhe getrieben, wie es nur den Franzosen möglich ist auf der Bühne zu dulden, und Lessing hat in der Dramaturgie vortreffliche Sätze über das Märtyrerthum und die Wunder auf der Bühne an dieses Stück geknüpft. Wie ungemein der französische Geschmack im Trauerspiele bei uns eingenistet war und fast unvertilgbar haftete, lehrt Cronegk vortrefflich, der in seinen übrigen Gedichten, Satiren, Einsamkeiten u. s. w.[200]) mit Klopstock, mit Young, mit Günther, mit allem Möglichen mehr Sympathie zeigt, als mit dem Kothurn der französischen Bühne. Seiner Selbstbeurtheilung des Kodrus nach sollte man glauben, daß auch er sich mit der Zeit von diesem Geschmack losgemacht haben würde, allein das Unglück wollte, daß auch Er starb, ehe er seine Krönung erlebte, in einem Alter von 27 Jahren. Sonderbar, welch ein Schicksal unsere junge Literatur damals verfolgte. Es ist Herder'n bei Gelegenheit von Abbt's, Heilmann's und Baumgarten's, Lessing bei Mylius' Tode aufgefallen, welch ein neidisches Geschick über unsern jungen Talenten zu herrschen schien; Michaelis ahnte bei dem frühen Tode Cronegk's sein eigenes Schicksal. In der That ist die Zahl der früh verblühenden Literaten in jenen ersten Zeiten unserer aufblühenden Dichtung ungemein groß; wir haben schon Gelegenheit gehabt, die Pyra, Rudnick, Jähns, Hartmann, Meinhard, Michaelis, Abbt u. A. zu nennen, zu denen später die Hölty, Unzer, Lenz, Lerse, Fr. Hahn, Hensler u. A. hinzukommen. Nirgends aber sind die Fälle auffallender und tragischer als bei unseren tragischen Dichtern:

200) Cronegk's Schriften herausg. von Uz. 2 Theile. Ansbach 1760 f.

Schlegel, Cronegk, Brawe, Krüger, Mylius, Uhlich, Schiebeler, Wagner starben so hin, ehe sie ihres Talents, ihres Lebens oder Ruhms froh wurden. Lessing klagte das Land darum an, das seine Genien verließ, sie mit Neid und unwürdigen Geschäften drückte; die Natur freue sich, in dem niedern Stande große Geister am liebsten hervorzubringen; Aufmunterung und Unterstützung sei bei uns ganz unbekannt, unter Schwierigkeiten jeder Art opfere die Jugend ihre Kräfte auf und erliege dann bei dem ersten Sturme. Unstreitig hatte er Recht, bei Mylius, Krüger und Uhlich diese Betrachtung anzustellen; bei den anderen würde er eine andere Quelle haben suchen müssen. Schlegel hat unstreitig seine geistigen Kräfte überboten, auch bei Cronegk mag dies der Fall sein. Im Allgemeinen aber hatte die neue geistige Anstrengung, die Erregung lange ungeübter Kräfte, die neuen Phantasiegenüsse und Schöpfungen in die Nation einen Nervenreiz und eine Hypochondrie geworfen, die in epidemischer Verbreitung den ganzen Literatenstand ergriff, ein Leiden, das durch Fleiß, Ehrgeiz, betrogene Erwartung, Selbsttäuschung, Ueberschätzung des eigenen Werths und Vermögens, nicht selten durch Einstürmen auf die Gesundheit und unmäßig ausschweifende Sinnlichkeit aufs höchste getrieben ward und bei Vielen zum Tode, bei vielen (Lenz, Hölderlin, Uhlich, Kuh, Zimmermann, Riedel) zu Wahnsinn oder ähnlicher Geisteszerrüttung führte. Neue Richtungen in der Geschichte einer schon gebildeten Nation, die nicht mehr dem sichern Zuge des Instinkts folgt, deren Glieder ihre Wege frei wählen, scheinen nicht ohne diese Schicksale Einzelner durchgesetzt werden zu können, die dem großen Gange des Ganzen zum Opfer fallen, und daher haben sich vielfach die ähnlichen Erscheinungen wiederholt, seitdem unsere dichterische Literatur in der romantischen Zeit anfing zurückzugehen und anderen Interessen Platz zu machen.

Viele Mühe hatte sich Lessing gegeben, in seinem Jugendumgang etwas aus Christian Felix Weiße (aus Annaberg 1726—1804) zu machen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Er starb ihm nicht weg wie Mylius, Michaelis und Cronegk, denn er nahm sich die Literatur

nicht ſo innig zu Herzen; er trat vielmehr nach ſeinem eigenen Geſtändniß nur in der Tragödie auf, weil Schlegel und ſeine jungen Freunde Cronegk und Brawe abgetreten waren. Er hatte zwar früher ſchon mit Leſſing um die Wette Luſtſpiele gemacht und überſetzt; er hatte eine Matrone von Epheſus ſchon 1751 gedichtet, und Leſſing, in ſeinem Eifer, Beiſpiel zu geben, hatte auch hier gleich ſein Fragment über dieſen Gegenſtand hingeworfen, und Weiße's Freude an ſeinem Stücke damit verdorben. Koch hielt eine Weile Weiße's Feder feſt; er bearbeitete ihm den devil to pay von Coffey, und die komiſche Oper machte der Neuheit der Sache wegen zu Gottſched's unendlichem Kummer große Wirkung. Seitdem wandten ſich die Direktoren überallher an Weiße um Manuſcripte, allein es mußte ihm behaglicher ſein, an der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften zu arbeiten; zudem ſchwand mit der Entfernung Koch's aus Leipzig der dringliche Anlaß. Als aber 1758 die letzte Hoffnung der deutſchen Tragödie ausſtarb, und Leſſing Jahre lang nichts als den Philotas ausgab, ein kriegathmendes kleines Stück ohne Liebſchaft, das für die Deutſchen ein todter Buchſtabe war, da trat Weiße mit ſeinen Beiträgen zum Theater hervor (1759—66). Wir wollen ſeine Luſtſpiele übergehen, unter denen die Haushälterin und Amalie die bühnengerechteſten ſind, die Poeten aber das meiſte hiſtoriſche Intereſſe haben, da ſie eine Satire auf die Klopſtockianer enthalten und Weißen mit Bodmer verfeindeten. Seine Trauerſpiele ſind darum für uns wichtiger, weil auch ſie uns beweiſen, wie ſchwerfällig man ſich anſtellte, um das franzöſiſche Joch von ſich abzuſchieben, und wie dabei der Verdacht ſich aufdrängt, daß man es aus Bequemlichkeit und Gefühl der Schwäche gethan habe. Weiße fühlte den Zwang des Alexandriners, der faſt alle Schuld trägt an der unendlichen Langweiligkeit und Eintönigkeit der Stücke jener Zeiten, allein wie ſauer ward es ihm, bis er ſich entſchloß, die Befreiung von Theben in Jamben, den Romeo in Proſa zu ſchreiben. Und doch mußte er fühlen, daß bei ihm wie bei beiden Schlegeln, wo ſie einmal den Verſuch wagten, die Sprache unwillkürlich blühender und zwangloſer ward. Wie

mechaniſch ging aber auch Alles und wie ſchneckenmäßig auf den Brettern vorwärts. Weiße verſichert, daß man damals auf eine Aufführung ohne Alexandriner gar nicht hätte rechnen dürfen. Die Schauſpieler hatten zu Gottſched's Zeit ſich gegen den Vers geſträubt, jetzt ſträubten ſie ſich demnach ihn wieder abzulegen, denn ſie mochten die Bequemlichkeit dieſes Recitativs vor dem natürlichen Vortrag allmählig eingeſehen haben. Weiße behielt alſo dieſes Maß in der Mehrzahl ſeiner Tragödien noch bei. Dieſer Eine Umſtand machte ſchon all das, was er aus Leſſing's Unterricht gelernt haben mochte, unnütz. Er hatte ſo viel von engliſcher Natur und Einfachheit reden hören, von den Charakteren der engliſchen Stücke, und er ſetzte ſich je länger je mehr vor, die glänzende Deklamation zu verlaſſen, um eine Art Abkommen zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen Geſchmack zu treffen. Ehe er aber nur deutlich zu dieſem Entſchluſſe kam, mit dem es ihm nie recht Ernſt ward, mußte ihm Leſſing ſchon noch derber zugeredet haben. Sein Eduard III iſt ganz voll von jenen abgeſchmackten pſychologiſchen Concepten im Geſchmacke Corneille's. Die Königin Iſabelle trägt eine Leidenſchaft zu ihrem Miniſter, wie einen Mutterfleck, zu dem man nichts zu, nichts abthun kann; ſie liebt ihn, obwohl ſie ihn als Ungeheuer kennt, und läßt ſich von ihm beſtimmen, Schwager und Gatten, und ihren Gatten durch ihren Sohn zu ermorden! Und dieſer Sohn unterſchreibt das Todesurtheil ſeines Oheims, den er ſtets treu gefunden, und eines anderen Gefangenen, von dem man ihm ſagt, es ſei ſein Vater, ohne daß er die zwei Schritte nach dem Thurme gehen möchte, um ſich zu überzeugen! Richard III gab ſpäterhin Leſſing Gelegenheit, ſeine Erörterungen über die ariſtoteliſche Theorie, ſowie einige Bemerkungen über Shakeſpeare anzuknüpfen, und deutlich muß der arme Weiße dafür büßen, daß er das grellſte und letzte Beiſpiel des franzöſiſchen Geſchmacks gab, dem Leſſing endlich um jeden Preis ein Ziel zu ſetzen ſtrebte, nachdem ſeine Muſter nichts halfen. Weiße kannte Shakeſpeare's Richard nicht, als er dies regelrechte Stück ſchrieb, in dem auf den unmotivirten Charakter die Züge des Nero gleichgültig übertragen

sind, und ein Ungethüm aus ihm gebildet wird, das von seiner „edlen Mordlust“ und seinen Missethaten wie von Pflichten und Tugenden spricht. Diese Bravaden lassen den Dichter offenbar zu gar keinem Gedanken und keiner Absicht kommen. Die Prinzessin Elisabeth z. B. entschließt sich, Richard ihre Hand zu geben, um ihre Brüder zu retten, ihn aber in der Brautnacht zu morden. Da er nun als Werber erscheint, so verführt sie und den Dichter plötzlich die Lust an großen Worten und die tugendhafte Wuth, alle Vorwürfe an den Bewerber loszulassen und ihn auf das Leben ihrer bedrohten Brüder zu hetzen. Krispus, Mustapha und Rosamunde sind alle auf diesen Schnitt; überall nicht gemischte Charaktere, die er vielleicht machen wollte, sondern schaukelnde, die zwischen Kraft und Schwäche, Tugend und Laster schweben, so wie auch die Intriguen meistens auf diese schaukelnde Weise von einem gesprochenen oder nicht gesprochenen, so oder so gewendeten und misverstandenen Worte abhängen. Calas und Romeo und Julie sind in Prosa. Hier kennt er Shakespeare, und bequemt sich der Manier des bürgerlichen Trauerspiels, nachdem Lessing's Minna erschienen war, und die nachdrücklicheren Anpreisungen der englischen Bühne in den Literaturbriefen. Allein er ist im neuen Kleid der alte Poet geblieben. Im Calas herrscht immer noch der hochgestimmte mit Metaphern gefüllte Dialog; die Charaktere sind immer noch unnatürlich gesteigert, grell gefärbt, ohne Disposition und dramatische Wirkung gewählt. Von Romeo wollen wir nichts sagen, als was Weiße selbst über den des Shakespeare bemerkt. Er hat eine bessere Quelle zu Romeo in der Novelle im Bandello entdeckt, und darauf bildet er sich nicht wenig ein. In dieser bessern Quelle nämlich sei die Hauptkatastrophe Juliens Erwachen bei Romeo's Leben, die Shakespeare nicht benutzt habe! Dafür sei das Stück mit vielen trivialen, überflüssigen, nicht zur Handlung gehörigen Dingen überladen, der Witz falle hier und da ins Kindische, die häufigen Reime schwächten die Wahrscheinlichkeit der natürlichen Unterredung! Wäre sein Romeo die einzige Sünde Weiße's gewesen, so wäre Lessing gerechtfertigt, daß er in der Dramaturgie seinen

alten Freund so anfuhr. Weiße ließ sich auch wirklich einschüchtern. Er zog sich von dem Trauerspiel zurück in die Oper; da die großen Schauspiele der Franzosen nicht mehr gelten sollten, so führte er ihre kleinen Ergötzlichkeiten und Vaudevilles ein. Dadurch ist er viel schädlicher geworden als durch seine erfolglosen Trauerspiele; die ganze Schaar der mittelmäßigen Talente, die sich, an gute Komponisten angerankt, wohlfeil einen Namen machen wollte, warf sich auf diese Tändeleien. Schon 1767 hatte sein Lottchen am Hofe, durch Hiller's Komposition gehoben, den Beifall seines früheren Versuchs in diesem Gebiete erhalten, die tändelnden und zärtlichen Arietten gefielen dem Publikum immer noch besser, als die alexandrinischen Rodomontaden im Schauspiel, und es ist bekannt, daß die Operetten von Hiller und Weiße für die damaligen Direktionen, wie Schmidt in der Chronologie des deutschen Theaters sagt, pièces de ressource wurden. In diesem Fache brauchte sich Weiße nicht von dem unbequemen Kritiker meistern zu lassen, hier spielte er selbst den Meister. Engel, Michaelis, Gotter, Schiebeler, Gerstenberg und viele Andere ahmten ihm hier nach. In Weimar fand dieser Geschmack sehr schnell Eingang. Hier war schon 1756 die Döbbelin'sche Truppe in Thätigkeit, die Brückner und die Mecour fanden sich hier ein, und schon damals hätte dort das Theater eine feste Stätte gefunden, wenn nicht der Herzog gestorben wäre. 1768 gab die Herzogin Amalie dem aus Leipzig verdrängten Koch eine Zufluchtstätte. Unter den dortigen Literaten schloß sich Musäus zuerst in seinem Gartenmädchen an Weiße an, das von Wolf komponirt war; bald wetteiferte Schweizer, den der hildburghäuser Hof in Italien hatte reisen lassen, mit Hiller; er verpflichtete sich bei der Seyler'schen Truppe, komponirte für diese einige kleine Stücke von Jacobi und kam mit ihr nach Weimar, wo auch dieser Operngeschmack schon vor Goethe's Zeit feststand, wo ein Rath Heermann schon für Wolf und nun auch für Schweizer Operetten schrieb, wo Wieland gleich mit seiner Aurora, später mit seiner Alceste und seinen Opern in Metastasio's Geschmack auftrat, und wo selbst Goethe sich zu Vaudevilles hergeben mußte. Nach dem Brande

des Schloſſes in Weimar (1774) trug die Seyler'ſche Truppe dieſen Geſchmack nach Gotha, das gleich anfangs mit dem Weimarer Hofe ſchien wetteifern zu wollen. Der Gothaer Reichard begann hier bereits ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn; Gotter hatte die Seyler'ſche Truppe ſchon in Wetzlar kennen gelernt und hatte für ſie franzöſiſche Stücke bearbeitet; Gerſtenberg's Ariadne, wie ſie Brandes umarbeitete, ward von Benda komponirt und in Gotha zuerſt gegeben, und Gotter ward jetzt der eifrigſte Nachfolger Weiße's im Fache der Operette; für ihn war Benda, was Hiller für jenen. Der Operettengeſchmack dieſer Jahre liegt durchaus auf Einer Linie mit den Tändeleien der halberſtädter Dichter, mit denen auch Weiße und Gotter vielfach Beziehungen haben. Nicht zufällig berührten ſich Beide hier mit Wieland, Jacobi und Pfeffel. Mit beiden Letzteren theilt Weiße vollkommen den Rückzug aus den erſten Reihen und den Vorkämpfern der deutſchen Dichtung in ſtets beſcheidenere und verſteckte Linien, als er anfing Adelung's Wochenblatt für Kinder fortzuſetzen und für Baſedow Fibeln zu ſchreiben, deſſen pädagogiſche Abſichten er ungefähr ebenſo verfehlte wie Leſſing's dramatiſche. In ſeinem Kinderfreund und in ſeinen Kinderkomödien wird es immer deutlicher, wohin dieſer Dichter gehört; hier ſehen wir ihn ganz die Verweichlichung jener laren Hauspoeten unterſtützen. Vielleicht ſind Andere erbauter von ſeiner Pädagogik; wir wollen uns hier nur an ihre theatraliſche Seite halten und darüber Jean Paul's Worte anführen, der gewiß kein pädagogiſcher Rigoriſt und noch dazu Weiße's Freund war. Komödien, die ſich die Kinder ſelbſt machen, ſagt er, ſind weit nützlicher, als die ſie ſpielen, und wären ſie aus Weiße's Schreibtiſch. In unſern Tagen, wo ohnehin der ganze Menſch Figurant, ſeine Tugend Gaſtrolle und ſeine Empfindung lyriſches Gedicht wird, iſt die Verrenkung der Kinderſeele vollends gefährlich.

Solchen Männern gegenüber und ſolch einem eingewurzelten Geſchmacke an franzöſiſcher Manier, wie ihn Weiße in der ganzen Reihe ſeiner Tragödien bewies, konnte Leſſing freilich nicht anders:

er mußte den Franzosen den Krieg erklären und um jeden Preis ein Gebiet zu gewinnen suchen, das von ihren Einflüssen frei wäre. Als daher die Literaturbriefe 1759 eröffnet wurden, griff er zuerst den Hauptverbündeten der Franzosen an, Gottsched. Noch die Leipziger Bibliothek hat um jene Zeit gesagt, Niemand werde leugnen, daß Gottsched wesentliche Verdienste um die deutsche Bühne habe. Er sei der Niemand, kündigt Lessing hier an. Die Staatsaktionen zu verbannen und die Possenspiele, habe eben keines feinen und großen Geistes bedurft. Er sei der Schöpfer des französirenden Geschmacks geworden, indem er übersetzt hätte und Alles aufgefordert zu übersetzen, was nur reimen und Oui Monsieur verstehen konnte; er habe sich nie gefragt, ob dies französische Theater auch zur deutschen Denkart passe. Wir begehren mehr zu sehen und zu denken, als uns die furchtsamen französischen Schauspiele geben; das Große, Schreckliche, Melancholische wirke besser auf uns, als das Artige, Zärtliche und Verliebte; die zu große Einfalt ermüde uns mehr, als die zu große Verwickelung. Er weist auf Shakespeare hin, der als Genie uns andere Genien erwecken werde als Racine und Corneille. Dem Wesen nach sei Shakespeare dem antiken Drama näher als die Franzosen; er erreiche den Zweck der Tragödie fast immer auf dem sonderbarsten Wege, die Franzosen auf dem Wege der Alten fast nie! Ohne diese Winke hätte Wieland schwerlich gleich darauf seinen Shakespeare zu übersetzen angefangen. Gleich im folgenden Jahre, 1760, griffen die Literaturbriefe Weiße's ersten Beitrag zum Theater an, und darin die trockene Redekunst, die schulmäßige Steifheit, die Gedankenleere, mit Einem Worte den Bau der französischen Stücke, an dem wenig auszusetzen und selten viel zu rühmen ist. Bei Gelegenheit der wielandischen Clementine erklären sie sich gegen die vollkommenen Charaktere, und Lessing's Philotas, der 1759 erschienen war, hatte offenbar die Absicht, einmal antike und dazu heroische Charaktere zu zeichnen, die nicht den senecaischen Klopffechtern im Kothurne glichen. Wir merken hier freilich, daß die Langsamkeit der Wirkungen der lessingischen Ansichten mit der Langsamkeit seines Hervorbringens

zusammenhing. Fünf, sechs dramatische Versuche rasch aufeinander hätten unstreitig die Gestalt unsers Theaters schneller geändert als alle Kritiken. Aber freilich schien es nicht möglich zu sein, solche Stücke zu machen ehe die Kritik ihnen Raum geschafft, und Shakespeare zu finden, ehe ihn Lessing entdeckt hatte. Um eben diese Zeit erschien (1761) Möser's Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskkomischen, eine Schrift, deren Inhalt noch Kretschmann entsetzte! Möser vertheidigte die Oper, das Reich der Grillen, und die Harlekinade, d. h. das Groteske, die Caricatur in der Dichtung „wenn nur nach Hogarth's Anleitung die Uebertreibung der Gestalt gezeigt werde, wie sie von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweiche". Möser war auch so ganz der Mann, wie er sich jeder Volkssitte annahm und ihren Sinn und Werth aufdeckte, sich gegen den Reinigungseifer auf der Bühne zu setzen, dem Harlekin seinen Familienzug und seine ideale Bedeutung zu bestimmen, seinem stehenden Charakter denselben Vortheil zuzusprechen wie den Thiergestalten in der Fabel, und ihm aus dem Tag des Weisen Eine närrische Stunde vorzuhalten. Diese Abhandlung ist in der Geschichte unserer Literatur in eben solchem Ansehen gewesen, wie später Möser's Schrift gegen Friedrich II. Der Verfasser war bald, ungefähr wie Merck und Aehnliche, der Freund aller Parteien; die Berliner knüpften auf diesen Harlekin hin Freundschaft mit ihm; Nicolai ward sein Lobredner, aber auch Goethe. Der gesunde Menschenverstand redete so plan und eben aus ihm, den die Literaturbriefe so in Schutz nahmen, aber auch die höhere Kunstansicht, die in Merck's Kreise geltend war. Er setzte sich in diesem Aufsatze schon gegen die Einheitsregeln der Franzosen; er sprach schon den Satz aus, daß uns nicht das Moralische zur Kunst treibt, daß Keiner Musik, Tanz und Trauerspiele sucht, um sich zu bessern, sondern um sein Gemüth zu beruhigen, zu erheitern, zu sammeln, und „dadurch den ermüdeten Geist zu ernsthaften Pflichten vorzubereiten". Zugleich sieht man aus diesem Schriftchen, wie damals schon Lessing als die Hauptautorität im Theaterwesen galt, indem ihn Möser's Harlekin geradezu darin auffordert, sein

Lobredner zu werden [201]). Wir wollen nicht weiter verfolgen, wie die Literaturbriefe den gebahnten Weg weitergingen, um dem französischen Drama entgegen zu treten, und dagegen bei Lessing verharren. 1760 übersetzte er Diderot. Die Uebersetzung dramatischer Dichter in Masse lag in der Zeit. Wir erhielten in diesen Jahren den ganzen Molière, Destouches, Favart, Goldoni übersetzt, und 1762 begann Wieland's Shakespeare, der wie unvollständig und mangelhaft er war, immer eine Vorarbeit für Eschenburg ward, und weiterhin nicht mehr die Unbekanntschaft mit dem englischen Tragöden für entschuldigt gelten ließ. Lessing übersetzte Diderot sowohl aus Neigung als aus Politik. Er setzte dem deutschen Gottsched und seinem Geschmack den Franzosen Diderot entgegen, der in seinen bijoux indiscrets und in den angehängten Unterredungen zu seinem natürlichen Sohne die Unnatur und Ueberladung der französischen Bühne angegriffen hatte. Es war wohl natürlich, daß Lessing in dem Kampfe, den er jetzt systematisch führte, einen solchen Kriegsvortheil nicht unbenutzt ließ, sich in Feindeslanden einen Bundesgenossen zu schaffen. Diderot hatte zum bürgerlichen Trauerspiel übergeführt, und Gottsched's Schule gegenüber, die wie Racine noch immer am Hofe das Vorbild der Tragödie suchte, war es wohl nöthig, daß dieses andere Extrem einmal versucht ward, um zur einfachen Natur des Menschen und zur Natürlichkeit des Dialogs zurückzuführen. Diderot's Dramen, unter denen Lessing übrigens nur auf den Hausvater etwas hält, hatten auch wirklich nach Lessing's Erfahrung das Spiel unserer Schauspieler zuerst geändert, und hatten den Verständigen zu erkennen gegeben, was ihnen das

201) Lessing antwortete in der Dramaturgie N. 18., er sei das stets gewesen. Auch habe es nur geschienen, als sei der Harlekin wirklich verbannt gewesen. Die Neuber hätte blos das Kleid und den Namen verbannt, hätte ihn weiß angezogen statt scheckig, und Hänschen genannt. „Ein großer Triumph für den guten Geschmack! fährt er fort. Die Neuber ist todt, Gottsched auch; ich dächte, wir zögen ihm das bunte Jäckchen wieder an. Er ist ein ausländisches Geschöpf, sagt man. Was thut das? ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären. Es ist widersinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erscheinen zu sehen. Man muß ihn aber als Gattung betrachten, es ist nicht Harlekin, der in allen Stücken spielt, sondern Harlekine."

Theater noch einmal ſo theuer machen müſſe als vorher. Was ferner Leſſing's Neigung für Diderot erklärte, war, daß deſſen Schauſpiele als kritiſche Muſter eben auf den Schlag waren, wie er ſelbſt ſie zu erreichen und zu übertreffen hoffen durfte. Aus ſeinem Fragmente zum Leben des Sophokles, aus gelegentlichen Urtheilen über Euripides und Aeſchylus ſieht man wohl, daß ihm der höhere Stil des Trauerſpiels nicht eben verſchloſſen war, aber doch in einer ſolchen Ferne lag, wie er der Nation ſelbſt liegen mußte, die damals bei jedem Verſuch, den antiken Ton zu treffen, wieder in den franzöſiſchen verfallen wäre. Leſſing ſelbſt bekannte den Einfluß, den Diderot auf ihn geübt hatte, und daß ſein Geſchmack ohne ihn eine ganz andere Richtung bekommen haben würde; vielleicht eine eigenere, aber ſchwerlich eine, mit der ſein Verſtand zufriedener geweſen wäre. Offenbar erkannte er das Zeitgemäße des diderot'ſchen Gegenſatzes, wenn er auch weiterhin nicht mehr die Achtung weder vor Diderot's Poeſie noch Kritik behielt. Er hatte ſie in der Dramaturgie ſchon nicht mehr ſo, wie bei der Ueberſetzung ſeiner Werke, und aus dem, was er dort an ihm ausſtellt, bemerkt man wohl, daß es ſchon das Bedürfniß nach einer höheren Gattung des Dramas war, was ihn jetzt entfremdete. Die Entdeckung franzöſiſcher Reſte bei dieſem Gegner des franzöſiſchen Geſchmacks ſelbſt, die vollkommenen Charaktere, die er nicht ganz vermeiden konnte, brachten ihn ab. Noch mehr: Diderot behauptete in ſeiner Theorie von den Charakteren, das Trauerſpiel zeichne Individuen, das Luſtſpiel Arten. Leſſing widerſetzt ſich dem, und ſtellt, ſogar gegen die Praxis der Engländer, feſt, die Charaktere des Trauerſpiels müßten eben ſo allgemein ſein, wie die der Komödie; er nähert ſich alſo dem antiken Geſchmacke und entfernt ſich hierin theoretiſch genau ſo weit von Shakeſpeare wie Schiller zuletzt ausübend gethan hat, oder wie die Charaktere im Nathan ſich gegen die der früheren Stücke Leſſing's verallgemeinern.

Als Diderot und Shakeſpeare, nach Deutſchland verpflanzt, allmählig ihre erſten Wirkungen thaten, war gerade Friedrich's Sieg bei Roßbach erfochten, und mußte bei allen Neidern und Gegnern

der französischen Nationalität in Politik oder Literatur eine große Heiterkeit verbreiten, die Lessing zu benutzen nicht faul war. Er schrieb mitten unter der Armee in Breslau seine Minna. Die komische Rolle, die der Franzose darin spielt, der Gegensatz der ächt deutschen Charaktere, die man hier zum erstenmale, und nachher vielleicht nie wieder mit solcher Liebe und in so ungekünstelter Gestalt auf die Bühne gebracht sah; der glückliche Griff in das Nationalleben, die Ansprache an die Begeisterung für jene siegreiche Armee, an das Mitleid mit jenen abgedankten Offizieren der Freibataillone, die z. Th. nach einer rühmlichen Laufbahn in eine ärmliche Existenz zurückkehren sollten, alles dies neben der geschickten dramatischen Behandlung, die Goethe so auszeichnete, wirkte schlagartig im Volke. Kein Werk außer dem Messias hatte vor Goethe's Erstlingsdichtungen eine solche Theilnahme gefunden. Wie später Werther, so erschien Minna auf allen Punschnäpfen abgebildet. Nach Berlin warf das Stück das erste Interesse an den deutschen Literaturgegenständen ins Volk; obgleich im Anfang die Aufführung Schwierigkeiten fand, da „über Polizei und Regierung nicht dramatisirt werden sollte", so drang es doch späterhin durch und konnte monatelang fast täglich gespielt werden. Wie auf den Götz die Ritterspiele folgten, so damals eine Fluth von Soldatenstücken, die uns meist entfremdet sind; bei Stephanie dem Jüngeren übrigens kann der neugierige Leser eine ganze Reihe von Stücken finden, die den soldatischen Geschmack des damaligen Publikums ausbeuten. Selbst nach Wien also, wo der Adel den französischen Geschmack festzuhalten strebte, gelang es Lessing, zwischen das Possenspiel und die Heroenstücke eine mittlere Gattung zu bringen, und auf seine diderot'sche Reform ging Herr von Gebler ein. Der letzte Nachahmer des französischen Geschmacks im Reiche, Weiße, fand sich durch Minna veranlaßt, endlich vom Alexandriner zur Prosa überzugehen und sich den englischen Stücken etwas zu nähern. Dies Alles waren Wirkungen, die sich freilich nicht blos mit dem Verstande berechnen und mit der Kritik erreichen ließen. Die Uebereinstimmung mit dem Nationalleben und

den Volksgeſinnungen, die uns Schiller ſo lieb machten, verſchafften, trotz der mangelnden poetiſchen Gabe, auch Leſſing jenen großen Beifall, der ja eigentlich bis heute dauert, wo man noch ſo oft dieſes Stück als das einzige deutſche Luſtſpiel anführen hört, das wir beſitzen. Wie Schade, daß unſere Dichter ſo ſelten von dieſem zwar materialiſtiſchen Intereſſe des Volkes Vortheil zu ziehen ſuchten! oder daß unſere Nationalität auf ſo allgemeiner Grundlage ruhte, daß die Wenigſten Leſſing's Feinblick hatten, ſie zu erkennen, die Meiſten, die auf ſie zu wirken ſuchten, in eine wunderliche Ueberſpannung verfielen. Vergeſſen wir nicht, daß dies gerade die Zeit der Bardendichtung und des hereinbrechenden oſſianiſchen Geſchmacks war. Sie ließ uns nicht auf der patriotiſchen Freude an unſerer Gegenwart weilen; Klopſtock's und Ayrenhoff's Hermann traten in verſchiedener Weiſe wieder aus der Natur und Nähe bei uns ſelbſt, in der uns Leſſing's und Stephanie's Stücke hielten, in das Uralterthum und auf den Kothurn zurück. Bei all dem war der Schrei nach Nationalität damals allgemein, und ſprach ſich bei Sonnenfels und Denis, bei Moſer und Klopſtock, bei Abbt und Gleim in Proſa und Verſen aus. Der Gedanke an eine Nationalbühne faßte im Volke Wurzel, und Leſſing war nicht ſo kaltverſtändig, einem ſolchen Rufe zu widerſtehen. Zwei Städte waren damals, nachdem Leipzig ſeine Bedeutung für die Bühne verloren hatte, das Augenmerk aller Welt, Wien und Hamburg. In beiden brütete man über Reformen des Theaters; von Wien aus war das Geſchrei beſonders ſtark, Hamburg aber gewann Leſſing, von deſſen kritiſchem Verſtändniß des Bühnenweſens es Vortheil ziehen wollte. Er ließ ſich von der ſchönen Ausſicht täuſchen und ging. Ehe wir ihn aber dorthin begleiten, wollen wir erſt einen Blick auf Wien werfen, um recht deutlich zu machen, was Leſſing unternahm, als er die Reform der Bühne ſo eifrig betrieb in einer Zeit, wo Klopſtock, Oſſian, Young, Wieland, Yorick ihre volle Wirkung noch übten, von Dramatikern unterſtützt, unter denen Weiße ein Stern erſter Größe war, mit Schauſpielern, unter denen Eckhof ſo allein ſtand wie Leſſing unter den Dichtern, unter Verhält-

nissen der Bildung, die noch eine unglaubliche Geschmacksroheit in den ersten Hauptstädten verriethen, die noch so wenig Urtheil zuließen, daß bei Vielen immer noch Gottsched neben Lessing etwas galt, die noch so moralisch befangen waren, daß 1768 noch in Leipzig die Professoren das Theater als eine sittengefährliche Anstalt einschränken konnten!

Wir finden keine andere Hauptstadt in Deutschland erwähnenswerth für unsere Bühnengeschichte, als Wien. Wir müssen an Berlin vorbeigehen, wo bis nach dem siebenjährigen Kriege noch nicht einmal ein Haus für deutsche Spieler bestand, und wo unter den wechselnden Truppen des Schönemann, Ackermann, Schuch, Döbbelin u. A. sich lange kein bestimmter Geschmack bildete; in Dresden fand das deutsche Theater in dieser Periode noch keinen Raum; in München spielte man noch Kreuzerkomödien. Wollen wir nicht nach Petersburg übergreifen, wo seit 1737 eine deutsche Gesellschaft beständig war, und wo ja später sogar die Kaiserinnen deutsche Komödien dichteten, so können wir unsere Aufmerksamkeit nur auf Wien richten, die einzige Stadt, wo das Theatervergnügen nicht aussetzte. Auch schickt sich diese Betrachtung um so mehr an diesen Ort, weil man in Wien damals über den gottschedisch-französischen Stil, wenigstens des Trauerspiels, nicht hinauskam. Oesterreich war, wie wir schon oben bemerkten, das einzige Land, wo der freiere Charakter des süddeutschen Lebens und die Vergnügungslust im Volke einen Geschmack am Schauspiel bis in die unteren Stände selbst in mittleren Orten verbreitete, während in Berlin noch in dem Anfang der 80er Jahre der Mittelstand der Bühne wenig achtete[202]). In Linz, Neustadt, St. Pölten, Krems trieben Truppen sich um, in Prag, Preßburg, Grätz, Brünn gab es früher als irgendwo sonst im Reiche stehende Theater. Hier waren fast alle Elemente, die man nur begehren konnte, Volkstheilnahme, guter Wille am Hofe und unter einzelnen Gebildeten, äußere Mittel, um die besten Schauspieler anzuziehen. Nur leider das Beste fehlte: Bildung und Bildungstrieb. Keine

202) Vgl. die Briefe eines reisenden Franzosen von K. R(iesbeck). 1783.

Verordnungen und keine Summen konnten dieſen Erbfeind der rein katholiſchen Theile von Deutſchland tilgen, und ſo kam es, daß Hamburg und die kleinen Höfe in Weimar, Gotha und Mannheim wohlthätiger für die deutſche Bühne mit den kleinſten Mitteln wirkten, als Wien mit den ungeheuerſten. Als Gottſched die Wiedergeburt des Schauſpiels unternahm, hatten in Wien Italiener die Impreſa des deutſchen Theaters; und als jener ſeines Sieges ſicher den Hanswurſt in Leipzig vertrieb, verpflanzte Weiskern nach Wien die Burlesken und Hanswurſtiaden zu Hunderten, aus allen Sprachen für den wiener Geſchmack zubereitet. Um 1748 verirrte ſich einmal Koch hierher, kehrte aber bald zurück, da er merkte, daß hier an kein regelmäßiges Stück zu denken war. Stranitzky's Nachfolger war hier noch weit zu ſehr im ſicheren Beſitze des Nationalbeifalls, Prehauſer lebte bis 1769 und verlor ſein Anſehn als Hanswurſt nie. Mit ihm wetteiferte Joſeph Kurz als Bernardon, in einem Charakter, der zwiſchen Schelmerei und Tölpelei ſchwankt, und ſo wie Stranitzky und Prehauſer vor ihm thaten, ſo verfertigte er eine Reihe von Poſſen auf dieſes Urbild, Stücke, die Schmutz, Unſinn, Maſchinerie und Flitterſtaat ſo häuften, daß die Welt davon voll ward. Die Kaiſerin ſelbſt ſah den Bernardon ungemein gern, der Adel ſuchte die Geſellſchaft des Künſtlers, das Volk nannte ihn Vater Bernardon, und noch heute trägt man wohl Perſonen ſeiner Stücke, die Prinzeſſin Pumphia u. ſ., im Munde, ohne zu wiſſen woher und warum. Seit den 50er Jahren ward Goldoni maſſenweiſe nach Wien eingeführt, und langehin beſchäftigten ſich Laudes und Andere, deſſen Stücke elend zugerichtet auf die deutſche Bühne zu bringen. Dies berechtigte den ſchlechten Geſchmack am Niedrigſten, oder adelte ihn ein wenig und ſetzte ihn dafür deſto feſter. So waren die Zuſtände bis um 1761, wo ein Gottſchedianer, Magiſter Heyden, zuerſt zufällige Gedanken über die wiener Bühne ſchrieb und darin wagte, im Sinne ſeines Meiſters den Hanswurſt zu misbilligen, als Leſſing und Möſer ſchon im Reiche anfingen, zu ſeiner Zurückführung zu rathen. Dies traf ungefähr gleichzeitig mit den Stichen der berliner Literatur-

briefe über den Stand der wiener Cultur. Nicolai hatte dort geäußert (1761), die Literatur stünde jetzt hier wie in Sachsen um 1730. Gottsched, Schönaich, Scheybe, die man hier auspfeife, hießen in Wien noch große Dichter. Dies reizte die literarische Welt in Wien, und jetzt begannen die Elemente zu gähren, die der unsterbliche van Swieten, der eines besseren Stoffes für seine große Arbeit werth gewesen wäre, allmählig versammelt hatte. Er hatte unter vielen anderen Männern, die er aus dem Reiche nach Wien zog, auch den Professor Martini hingerufen, dessen Schüler die Riegger, Sonnenfels, Bob u. A. waren, die sich nun zu einer deutschen Gesellschaft vereinten, protestantische Lektüre nicht scheuten, Gellert über Alles ehrten, und dafür allerdings erleben mußten, daß man sie lutherisch schalt. Die Einbildung, die gleich beim Entstehen dieser Gesellschaft in die Köpfe fuhr, die Ideale und Muster, die sie sich stellten, die Verbindungen, die sie suchten, mit Klotz, Riedel, Schirach und Aehnlichen, zeigten freilich, daß Nicolai den Stand ihrer Bildung nicht unrecht charakterisirt hatte, wenn man nicht einmal auf die Schriften von Joseph von Sonnenfels[203] (aus Nikolsburg 1733—1817) zurückgehen wollte, des Hauptorgans der jungen wiener Literatur, die nun anfing laut zu werden in Wochenschriften, Pasquillen und Theaterstücken. Wie wenig man auf Schulen, deutsche Gesellschaften und Schulschriften halten mag, doch wird man zugeben, daß es für Wien der geeignetste Weg gewesen wäre, wenn man so vorsichtig wie van Swieten wollte, und wie Sonnenfels es begriff und angriff, aus einer bestimmten Ansicht, mit allmähligen Fortschritten, mit Wahrung sittlicher Interessen das Werk der Bildung geleitet und leitend gefördert hätte. Leider aber zerschlug sich die Aussicht auf einen solchen Fortgang der wiener Aufklärung, fast noch ehe sie geöffnet war. Ein par nobile fratrum, Christian Klemm, ein Sachse aus Freiberg, und Heufeld, vereinten sich schon 1752 zu einer Wochenschrift, die Welt, worin sie das Werk der Reform auf sich nahmen. Da das Schreiben anfing in Wien ein einträgliches

203) Gesammelte Schriften. 1783—86. 10 Bde.

Geschäft zu werden, so stellten sie sich nun auf alle Weise neben oder gegen Jeden, der nur Miene zu irgend einem Plane machte, der Aussicht hätte. Schrieb Sonnenfels Schauspiele, so thaten sie es auch; schrieb er Wochenschriften, so setzten sie andere dagegen; sobald Lessing seine Dramaturgie begann, äfften sie sie nach; als der Schauspieler Müller seine Nachrichten und Anzeigen vom wiener Theater (1771) entwarf, schnappten sie ihm sogleich die Idee weg und gaben ihren Theateralmanach heraus. Sonnenfels hatte sich von den Vorwürfen Nicolai's spornen lassen und trat 1765 zuerst mit theatralischen Versuchen, dann mit seinen vermischten Schriften heraus; 1766 begann er den Mann ohne Vorurtheil, eine Wochenschrift, worin er Unwissenheit, Geschmacklosigkeit, Vorurtheil, die Sittenlosigkeit des Schauspiels, selbst die Gewalt der Geistlichkeit angriff. Er that dies aber mit solcher Vorsicht, daß er in Bezug auf das Schauspiel selbst eine Censur der aufzuführenden Stücke empfahl. Dem plebejischen Tribunenpaar war eine Reform dieser Art nicht genügend von einer Seite, und von der andern zu weit gehend; sie nahmen sich des Hanswurstes an und schrieben theatralische Satiren zu Gunsten des grünen Huts (Hanswursts) gegen Sonnenfels; und auch als Klemm in seiner Dramaturgie Abbitte that, hörte er und sein Freund nicht auf, Sonnenfels fernerhin zu necken. Weit gefährlicher als diese war aber Sonnenfels die Partei des rothen Huts (die Geistlichen), die ihn als des Antichrists Vorläufer ansahen; selbst der Hofrath rüstete sich gegen ihn, als er gegen Tortur, Todesstrafe und Kirchenbuße gefallener Mädchen schrieb; er trug auf seine Entsetzung an. Allein Kaunitz und van Swieten schützten ihn. Die Regsamkeit der aufklärenden Partei war jetzt gerade auf ihrer Spitze, und eben dies macht begreifen, wie im Anfange der 70er Jahre alle großen Männer in Deutschland ihre Augen auf Wien gerichtet hatten. Man erinnere sich, daß dies eben die Zeit war, als der Bischof von Ruremont, Joh. H. von Kerens, das Dichtertalent in dem Jesuiten Denis weckte, als dieser eine ganze Schule um sich sammelte, den Fortschritt von Gottsched's Standpunkt auf Klopstock's machte und die freudige

Theilnahme des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands erregte, und nothwendig erregen mußte, da er mit ſeinem Oſſian einen ſo glücklichen Griff in das allgemeine deutſche Leben that. Man erinnere ſich, daß 1773 der Jeſuitenorden aufgehoben ward, und daß nun Hoffnung war, ein neues Syſtem der Volkserziehung durchzuſetzen. Unglücklicherweiſe begann man hier, wie neuerdings in Athen, von oben herab; man dachte immer an Akademien und glänzende Anſtalten; der Kaiſer war immer bereit auf das Blendende einzugehen; van Swieten wollte erſt an Schulen denken, ehe er an Akademien die Hand legte; und hier leider geſchah nicht, was geſchehen ſollte, und konnte gegen die Macht der Gewohnheit auch das nicht durchgeſetzt werden, was man wünſchte. Die Studienplane von Heß und Birkenſtoß ließ man fallen, und betrieb lieber die Frage der Akademie, die Löſung des Cenſurzwangs, die Aufnahme der Bühne, und was alles dergleichen ſtrahlende Entwürfe mehr waren. Wie man die erſte Hand anlegte, die deutſche Bildung nach Wien zu verpflanzen, machte man den wunderbaren Misgriff, Riedel aus Erfurt zu berufen, wodurch gleich alle Vernünftigen in ihren feurigen Hoffnungen abgekühlt wurden; und ſelbſt Riedel war dem Neide und den Verleumdungen der Wiener nicht zu unbedeutend. Was einzig volksthümlich war, was wirklich Bedeutung für das deutſche Leben erhielt, war die Muſik. Haydn bildete den Geſchmack der Wiener zuerſt um, Vanhall und Leopold Hofmann folgten ihm, dann trat Gluck auf, deſſen Alceſte ſchon 1768 in Wien aufgeführt ward. Eben in dieſe Zeit fallen dann auch die Reformen der wiener Bühne, die ſo viel verſprachen. Schon 1766 unter Hilverding's Leitung hatte Sonnenfels Einflüſſe erhalten; 1769 ſtarb Prehauſer, und nun ſollten lauter regelmäßige Stücke gegeben werden. Es begannen nun Ränke; Bernardon kam nach langer Abweſenheit zurück, man wollte die extemporirten Stücke von neuem in Schwung bringen, allein auf Sonnenfels' Vorſtellung ward das Extemporiren förmlich verboten, der Staatsrath von Gebler, ein großer Gönner der Bühne, bewirkte, daß Sonnenfels Theatercenſor ward, die Schauſpieler machten ihn zu

ihrem Director, und nahmen ſtatt Klemm den Herrn von Brahm zum Theaterſekretair. Der Geſchmack der Wiener änderte ſich jetzt auf dieſen allerhöchſten Befehl dergeſtalt, daß uns verſichert wird, ſchon 1771 hätte der Hanswurſt ſelbſt dem Pöbel nicht mehr gefallen! Allein wie ſchön ſich dies Alles ausnimmt, und ſo ſchöner es ſich in den wiener Dramaturgien ausnahm, die voll der pomphafteſten Ankündigungen und Ausſichten waren, ſo war doch Alles hohl, und um ſo hohler, da es auf keinen Grund im Volke gebaut war, da kein Mittelſtand exiſtirte, der einem gediegenen Geſchmacke hätte Verbreitung und Beſtand geben können. Alles theilt ſich daher jetzt wieder, wie ſchon in der früheren Literatur Oeſterreichs überall der Fall war, in die zwei Extreme des adeligen und plebejiſchen Geſchmacks; man ſieht immer den Herren die Knechte gegenüber, und nur Angehörige dieſer beiden Stände oder doch Bildungsſtufen machten ſich in der Literatur Oeſterreichs laut. Während die adeligen Theaterdirektoren Freiherr von Benda und Sonnenfels ihre puriſtiſchen und moraliſchen Abſichten verfolgten, mußten ſie doch mit Noverre'ſchen Balletten die Gebildeten ködern, und das Volk, das den Bernardon nicht mehr ſehen wollte, weil es der Hof nicht gerne ſah, freute ſich noch an ſcheuslichen Thierhetzen und Feuerwerken. Man zog die beſten Schauſpieler an; die Henſel aber war 1764 zum zweitenmal nach Wien gekommen und von der Geſchmackloſigkeit vertrieben worden; erſt 1776 gelang es der Sacco, leiſe mit einem natürlichen Spiele zu verſöhnen. Dem Rufe Schröder's wagte man nicht zu widerſprechen, aber man ſah doch immer einen Bergopzoomer mit eben ſo vielem Beifalle, der die großen Uebertreibungen des 17. Jhrhs. noch feſtgehalten haben muß. Man milderte die Cenſur, aber man gab kein größeres Schauſpiel unverhunzt, man verbot die unſchuldigſten Bücher aus den albernſten Gründen, man unterſagte 1777 den catalogum librorum prohibitorum ſelbſt, damit Niemand die gefährlichen Werke ſollte kennen lernen! Was die Schauſpieldichtung betrifft, ſo ſtanden ſeit der Bühnenreform die Dramatiker wie Pilze aus der Erde auf, unter Adel und Volk. Sonnenfels hatte das Verdienſt, die Bahn

gebrochen zu haben, ein wohlgesinnter guter Mensch, aber durchaus dürftig und arm, wie sehr er sich vor seinen Gefährten aushebt; neben ihm stand der Herr von Gebler (1726—86)[204], dessen Stücke sich über ganz Deutschland verbreiteten und mit Beifall gegeben wurden, und ihm am ähnlichsten der Geh. Rath Joh. L. Schlosser[205]. Gebler machte damals allen Literaten in Deutschland den Hof, und brauchte alle Mittel seiner Stellung, und in seinen Stücken alle Fügsamkeit bald in den antiken Geschmack, bald in den diderotischen im bürgerlichen Trauerspiel, und immer in die moralische Delikatesse jener Zeiten, um seine Schreibereien zu empfehlen, deren er von 1770—73 alle Jahre drei bis vier Stücke lieferte. Eine ganze Reihe wiener Adeliger folgte seinem Beispiele. Die Herren v. Gugler, v. Otternwolf, v. Pauersbach, v. Pufendorf, v. Brahm, v. Sternschütz, Alles schrieb Schauspiele aller Art und entfaltete eine Fruchtbarkeit, die des ganzen Deutschlands spottete. Herr von Ayrenhoff (1733—1819)[206] betrieb es am systematischsten (schon seit 1766, wo er zuerst mit seinem Aurelius auftrat), den Racine'schen Geschmack herzustellen. Ihm war Shakespeare ein Ungeheuer, Götz von Berlichingen ein Greuel; er schien es für ein Leichtes zu nehmen, den Kampf gegen die neuen Genialitäten aus Shakespeare's Schule mit den alten verrosteten Waffen der Corneille und Racine zu führen, und er suchte Wieland noch spät in der Widmung seines Antonius für sich zu gewinnen. Diese adelige Literatur, wie werthlos sie an und für sich war, ward aber ganz überboten von der ihr gegenüber gelagerten popularen. Die Herren Klemm und Heufeld gaben sich alle Mühe, die alten Lokalpossen, die Schilderung wiener Sitten, in der geordneteren Gestalt des Lustspiels festzuhalten und die Hanswurstiaden verfeinert zu bewahren. Dies wäre an sich nicht übel gewesen, wenn nur die guten Komöden erst an ihre eigene Verfei-

204) Theatralische Werke. 1772 f.

205) Er gab unter demselben Titel wie Gebler in demselben Jahre seine Schauspiele heraus. [Vgl. jedoch Gödeke's Grundriß p. 599.]

206) Werke. 1789. 4 Theile.

nerung gedacht hätten. Ehe man ſich umſah, fielen der Sekretär Pelzel, die Schauſpieler Müller und Stephanie (der Jüngere) wieder ganz ins Poſſenhafte zurück, und gaben dem durſtenden Pöbel Maſchinenkomödien und Harlekinaden wieder; und wo ſie öffentliche Sitten auffaßten, waren es immer nur die niedrigſten in der gemeinſten Behandlung. Und dieſen nämlichen Schreibern blieb es überlaſſen, die Stücke von Shakeſpeare für die Bühne zuzurichten! Immer in der guten Meinung, das Volk mit dem Beſſeren auszuſöhnen, ſöhnten ſie ſich ſelbſt mit dem Elenden aus; immer unter der Maske, die Reform zu unterſtützen, griffen ſie die erſten und ernſteſten Reformatoren, Sonnenfels u. A., an, die ohnehin unter ſich ſelbſt zerfielen. Dieſe Klaſſe plebejiſcher Schreiber überwand in Wien, bis ſpäter wieder die Romantik ein Gegengewicht bildete. Als Joſeph um 1781 die Preſſe befreite, deckte ſich der Zuſtand der wiener Literatur Jedem auf, der ſich bisher noch getäuſcht haben könnte. Innerhalb zweier Jahre ſollen ſich in Wien allein 1100 Autoren aufgethan haben, und in 18 Monaten zählte Blumauer[207]) 1172 erſchienene Schriften. Aber dieſe ungeheuere Schreibwuth erſchuf nichts als örtliche Verhandlungen; man las und ſchrieb nichts, als was die Klatſchſucht der größeſten Kleinſtadt befriedigte; und braucht es zur Charakteriſirung der damaligen wiener Literatur noch einer anderen Andeutung, als daß Blumauer der Vertreter derſelben in Deutſchland geworden iſt, und daß Blumauer in den 80er Jahren ſagen durfte, wenn die deutſche Literatur noch vorſchreiten wolle, ſo müſſe es von Wien aus geſchehen? Dieſe Aeußerung aber iſt nicht die zufällige Stimme eines Einzelnen, ſondern die komiſche Wirkung, die ſie, verglichen mit den Leiſtungen der Wiener, macht, iſt im Ungeheuern beſtätigt, wenn man in den Dramaturgien damals die großen Erwartungen und Verſprechungen, die vertrauensvolle Sicherheit in ſchwärmeriſchen Träumen lieſt und vergleicht mit den dramatiſchen Erzeugniſſen, die in den Sammlungen der wiener Schaubühne als ein ewiges Denkmal

207) Ueber Oeſtreichs Aufklärung und Literatur. 1783.

literariſcher Schmach aufgeſtapelt ſind[208]). Daher kam es denn, daß in den ſchönſten Jahren unſerer Literatur unſere großen Dichter und Schriftſteller alle mit gleicher Verachtung und ſchnödem Spotte bald wie Goethe über das Publikum losfuhren, bei dem die Gebler und Stephanie ſchreiben durften und gelobt wurden, bald wie Schiller über das dürftige Vergnügen, das ſich an dem ſchmutzigen Witze Blumauer's erbaute, bald wie Nicolai über die ganze Verdumpfung des dortigen geiſtigen und die Entartung des geſelligen und moraliſchen Lebens. Wieland duldete; Jean Paul aber, der ihm in Allem entgegen war, empfand aufs tiefſte, wie entfernt die ganze wiener Welt und Literatur von allem Seelenadel, von aller Verſchmähung der Erde, von aller Achtung für Tugend, Schönheit, Freiheit und höhere Liebe ſei, die in allen Dichtern Deutſchlands hervorquoll. Er beruft ſich auf den Bierhauswitz jener „gemeinen Lachſeele" Blumauer's (auch Goethe erſchrak, als er um 1820 wieder auf Blumauer ſtieß, „wie eine ſo gränzenloſe Nüchternheit und Plattheit auch einmal dem Tage willkommen und gemäß ſein konnte"), auf die wiener Skizzen, auf Fauſtin, den wiener Muſenalmanach, auf den man ſetzen könne: mit Approbation des Bordels; auf die berüchtigte wiener Zeitſchrift von Hoffmann, von der er im Traume dachte, ſein Hund ſchriebe daran. Auch ihn machte der thörichte Dünkel der guten Wiener vollends ſo bitter. Hundert Maulwürfe von Broſchüriſten, ſagte er irgendwo, ſtießen Duodezparnäßchen auf, und die darauf ſtehenden Wiener meinten, der Neid blicke hinauf, weil der Hochmuth herunter guckte.

In Hamburg waren die Hemmungen und Irrungen, die das Theater von oben herab zu erfahren hatte, anderer Art, die dichtende

208) Wer nicht Einmal in dieſe Sammlungen hineingeſehen hat, dem mögen unſere Aeußerungen vielleicht ſtark, und unſer ſtummes Vorbeigehen an der dramatiſchen Literatur der Wiener unbillig ſcheinen. Wir müſſen alſo darauf verweiſen. Schon 1749 ſoll die erſte Sammlung der wiener Schaubühne erſchienen ſein, zufolge Schmidt's Chronologie des deutſchen Theaters. Dieſe Sammlung kenne ich nicht. Von 1754 an aber geht eine ununterbrochene Reihe lange Zeit fort, in der ein Geſchichtſchreiber der Spezialhiſtorie der öſterreichiſchen Literatur alle kleinſten Veränderungen des Theatergeſchmacks verfolgen kann.

Klaſſe verſchieden von der in Wien, das empfangende Publikum ruhiger und geduldiger. Das Theater war hier nicht eine Anſtalt, die ſo unentbehrlich geworden war wie in Wien; es hatte die Theilnahme der Stadt nicht aus Gewohnheit, ſondern weil von der Blüte der Oper her noch ein Zauber auf der Bühne lag, und weil fortwährende Kämpfe zwiſchen dieſer weltlichen Sittenſchule und der geiſtlichen Seelenpflege das Publikum wach hielten. Nicht Cenſurdruck der Obrigkeit oder Ungebundenheit ſchadete hier der Geſtaltung der Bühne, ſondern die Geiſtlichkeit; nicht adelige Dichter führten einen falſchen Geſchmack ein, ſondern Liebhaber und Gelehrte, die ſich der Bühnenpoeſie annahmen; nicht Rohheit der Volksklaſſe verleitete hier auf den Abweg der Niedrigkeit, eher war es Gleichgültigkeit und vielleicht eine Sättigung von der Oper her, was das Publikum ſtumpfer machte. Trotz aller dieſer Mißſtände ward Hamburg die Wiege des neuen Theaters dadurch, daß es eine Schule für Schauſpieler ward, und zunächſt das leiſtete, was Leipzig verſprochen hatte. Auch hier nämlich ging mit dem neuen Leben des Bühnenweſens der Schauplatz von Ober- nach Niederſachſen über. Dorther ſtammten die Neuber, Koch, die Henſel, die den erſten Anſtoß zu einer Schauſpielkunſt gaben; aber Hannover gebar Schönemann und Iffland, und in Hamburg waren Eckhof und Borchers geboren, Schröder gebildet, und zweimal gingen von Hamburg die Männer aus, die allein unſere Schauſpielkunſt zu etwas Beſſerem geſtaltet haben. Als die Neuber in ihrer beſten Periode ſtand, ſpielte ſie zuweilen in Hamburg; und bei dem erſten Aufſchwung der dramatiſchen Dichtung durch Gottſched überſetzten und ſchrieben dort Stüven, Behrmann, v. Creuz u. A. Schauſpiele mit Gottſched's Schule um die Wette. Privatleute ließen ſich von dem allgemeinen Wetteifer hinreißen, wie wir in Leipzig bei Steinel fanden. Ein Kaufmann Merz und ein Buchhalter Borkenſtein ſchilderten die hamburger örtlichen Sitten in Luſtſpielen, und des letzteren Poſſe: der Bocksbeutel (1742), ein Spott auf die unfeine Sitte und das lächerliche ſteife Weſen in Deutſchland, in der Art wie Holberg's Wochen- und Weihnachtsſtube (ſonſt ein plattes Machwerk), machte eine Art Epoche und

erlebte unzählige Nachahmungen. In die hamburgiſchen Wochenſchriften gaben noch in den 40er Jahren Leſſing, Mylius und Fuchs ihre Beiträge. Schönemann ſpielte ſeit 1741 häufig in Hamburg, der Direktor, in deſſen Geſellſchaft zuerſt eine Art von Bildung erſtrebt und mitgetheilt ward. 1758 kam Koch, aus Sachſen vertrieben, an die Spitze der alten ſchönemann'ſchen Truppe, unter der ſich Eckhof und die Henſel befand; dies ward die Glanzperiode ſeiner Geſellſchaft, die Hamburg ganz genoß. Er blieb von 1759—63 unverrückt in Hamburg, und als er 1764 nach Leipzig ging, blieb Eckhof unter Ackermann zurück. Wir haben ſchon in Leipzig bemerkt, wie ungemein anregend Koch für das Werk der Bühne war; auch hier erneute ſich dies. An der Stelle der Behrmann und Stüven traten, durch ihn angeregt, Joh. Fr. Löwen aus Klausthal, Daniel Schiebeler, Joh. Joachim Eſchenburg und der Paſtor Joh. L. Schloſſer in Bergedorf, alle in Hamburg geboren, als Theaterdichter auf, und 1767 erfolgte dann die Reorganiſation der hamburger Bühne, durch eine Direktion von Kaufleuten betrieben. Auch hier zielte man auf ein deutſches Nationaltheater, im Geiſte des Patriotismus, der in den 60er Jahren durch ganz Deutſchland fuhr, ehe, durch einige Worte Leſſing's in der Dramaturgie gleichſam hervorbeſchworen, das Weltbürgerthum in den 70er Jahren und ſpäter den überwältigenden Rückſchlag gegen dieſe vaterländiſchen Richtungen hervorbrachte. Dieſe merkwürdigen Worte waren durch das Scheitern der vielverſprechenden Anſtalten in Hamburg veranlaßt, zu deren Unterſtützung auch Leſſing berufen ward. Man ernannte damals Löwen zum Direktor und gab ihm zugleich auf, Vorleſungen über Schauſpielkunſt und Mimik zu halten, und Leſſing ſollte erſt als Theaterdichter angeſtellt werden. Da er ſeine Unfähigkeit fühlte, die Rolle eines Goldoni zu ſpielen, der in Einem Jahre 13 Stücke ſchrieb, und da er dieſe Rolle, auch wenn er gekonnt hätte, nicht ſpielen wollte, ſo lehnte er dies ab, und man wollte nun ſeine Kritik nutzen und berief ihn, Schauſpieler und Publikum durch ſeine Beurtheilung der neuen Bühne zu unterrichten. Dieſer Beſchäftigung danken wir Leſſing's Dramaturgie, die Mutter

aller zahlloſen Theaterkritiken freilich, aber auch neben Laokoon die Urheberin aller ächten Aeſthetik in Deutſchland. Leider dauerte dieſe Schrift wie die ganze Herrlichkeit in Hamburg nur Ein Jahr. Löwen ſtellte ſeine Vorleſungen ein, weil er die Schauſpieler zu ungelehrig fand, und freilich auch nicht der rechte Lehrer war. Leſſing unterließ gleich anfangs ſeine Beurtheilung, weil die Schauſpieler zu empfindlich waren und das Publikum keine Spur von Urtheil zeigte. Bei der Unternehmung wurden ökonomiſche Fehler begangen, die Einnahme war gering, Privatneid arbeitete entgegen, eine franzöſiſche Geſellſchaft konnte, noch während Leſſing die Dramaturgie ſchrieb, dem deutſchen Theater Abbruch thun, alle die glänzenden Plane gingen zu Grunde[209]), und Leſſing ward ſo grimmig über das deutſche Publikum, daß er nach Italien wollte, und hinfort trotz der lockendſten Anerbietungen nie mehr mit einer Bühne ſich einließ. Er ſchloß ſeine Dramaturgie mit dem bitteren Ausfall: „Wenn das Publikum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geſchehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei, keinen eigenen haben zu wollen."

In dem Augenblick, da Leſſing in ſeiner Wirkſamkeit für die Bühne nachließ, bereiteten ſich ſeine großen Nachwirkungen in dieſem Gebiete vor; und Hamburg ſelbſt blieb hier nicht ohne die weſentlichſten Verdienſte. Zwar für die Theaterdichtung war hier ſo wenig Heil zu ſuchen, als in Wien. Löwen[210]) (1729—71), der ſich in allerhand Gattungen verſuchte, griff auch das Schauſpiel an; allein was

209) Schmidt's Chronologie des deutſchen Theaters S. 257.
210) Löwen's Schriften. Hamb. 1765 f. 4 Thle.

war von solchen Leuten zu erwarten, die sich als Schüler und Nachahmer von Lessing stellten, und so roh und plump bleiben konnten! Die Herren Schlebeler und Eschenburg aber wußten nichts Besseres zu thun, als gleich während der Reform der hamburger Bühne französische Stücke zu übersetzen, Weiße's Operngeschmacke zu huldigen und sich in Verbindung mit Hiller zu setzen! Auch Joh. Christian Bock aus Dresden, der 1771 nach Hamburg als Theaterdichter gerufen ward und sich williger finden ließ, ein Goldoni zu werden, und der wirklich einige goldonische Stücke bearbeitet hat, war nicht der Mann, der mit seinen Stücken der Bühne hätte Ansehn geben können. Das einzige Gute, was von den Männern ausging, die sich um das hamburger Theater interessirten, war Eschenburg's Uebersetzung des Shakespeare (1775). Viel wichtiger aber waren in Hamburg die Nachwirkungen Lessing's auf die Schauspielkunst, Beides, durch seine persönlichen Verbindungen mit großen Schauspielern, wie durch seine Stücke und sein Studium der dramatischen Kunst überhaupt. Lessing's Stücke sind für die Aufführung geschrieben wie keine anderen in Deutschland. Was man bei uns bühnengerechte Stücke nennt, das hat gewöhnlich an Poesie keinen Theil, und was an Poesie keinen Theil hat, ist nicht bühnengerecht in dem Sinne, wie Shakespeare's Stücke es sind, und Lessing's zu sein strebten. Nie hat ein Mann auch nur entfernt wieder die Einsicht Shakespeare's gehabt in das Verhältniß eines Schauspieltextes zu den Leistungen des Spielers. Seine Zeit kannte noch nichts von der Unnatur, Schauspiele für die Lektüre zu schreiben; und wer Shakespeare liest ohne die Blindheit des Vorurtheils, das Alles vortrefflich findet, ohne zu wissen warum, wird überall beobachten können, daß die Schroffheiten der Zeichnung, die Trockenheit der Umrisse, eine gewisse grelle Symmetrie in der Vertheilung und Wahl der Charaktere und Handlungen häufig verursachen, daß in seinen Stücken das Gerippe aus dem poetischen Körper vorscheint, was nur durch die Darstellung vergütet, durch eine gute Darstellung aber auch ganz und völlig vergütet wird. Shakespeare's Stücke sind viel zu reich an Weltkenntniß, fesselnden Charakteren und

mannichfaltiger Weisheit, als daß ſie bei der Lektüre nicht im Einzelnen verweilen, zerſtreuen und durch die Beſchäftigung des Kopfes die volle Wirkung des Ganzen auf das Gemüth ſtören ſollten. Der fortſchreitende Gang der Aufführung hindert dies Ausruhen auf dem Einzelnen, ihre Lebendigkeit läßt nicht zu, daß es verloren werde, die Arbeitstheilung der Schauſpieler, von denen Jeder ſeine Rolle vorbedacht hat, hilft uns über alles Kopfbrechen hinweg, und die Darſtellung befriedigt unſere Einbildungskraft ohne Anſtrengung. Ein ſhakeſpeare'ſches Stück iſt wie eine Zeichnung ohne Farbe; es verhält ſich ähnlich zu der Darſtellung wie ein Operntext zur muſikaliſchen Ausführung. Abgeſehen von dem poetiſchen Werthe der Textdichtung an ſich, von den weiten und großen Verhältniſſen der Geſchichte und geſchichtlichen Sage, in die uns Shakeſpeare einführt, während uns Leſſing in engeren bürgerlichen Kreiſen hält, ſo iſt in deſſen Stücken der ähnliche Fall. Auch er dachte noch nicht an geleſene Stücke; und als er ſeinen Nathan ſchrieb, in der ausgeſprochenen Furcht, daß er vielleicht in einem Jahrhundert noch nicht werde aufgeführt werden, wählte er ſogleich eine behagliche wärmere Manier, und ſelbſt in dieſer Geſtalt und bei dieſem Stoffe iſt dennoch ſelbſt Nathan ein Bühnenſtück des erſten Ranges geblieben, wie denn Leſſing's Stücke nicht aufhören werden, geſpielt zu werden, ſo lange irgend ein Begriff von Schauſpielkunſt übrig iſt. Denn unſeren größten Künſtlern iſt nur Er und Shakeſpeare eine Schule geweſen; nur ihm iſt es eigen, dem Schauſpieler zu denken zu geben, ohne ihm mit glatten Verſen und Theaterſtreichen das Spiel zu erleichtern; nur ihm iſt der Reichthum pſychologiſcher Erfahrungen gegeben, der im Nathan eine Gruppe von reizenden und feſſelnden, und zugleich ächten, wahren und typiſchen Charakterformen auslegen konnte, wie wir ſie in keinem deutſchen Stücke weiter beſitzen. Daher denn war Leſſing jedem Schauſpieler von Bedeutung damals ſo lieb. Die Umformung des deutſchen Spiels ging zuerſt von Eckhof aus, ohne den vielleicht Leſſing ſeine Stücke nicht ſo geſchrieben hätte, wie ſie ſind, der aber auch ſeinerſeits ohne Leſſing nicht geleiſtet haben würde, was er that; denn die Veränderun-

gen, die er hervorbrachte, ruhen ganz auf Einer Grundlage mit Leſſing's Beſtrebungen gegen die franzöſiſche Bühne. Das Spiel unſerer Schauſpieler vor Eckhof war den gottſchediſchen Trauerſpielen analog. Nicolai[211]), der als Phyſiognom und als Reiſender außer Lichtenberg vielleicht der trefflichſte Beurtheiler über das Schauſpielweſen jener Zeit iſt, fand die wiener Schauſpieler, die am längſten jenen alten Stil beibehielten, pomphaft und anſtändig in ruhiger Stellung, übertreibend in Bewegung, Ausdruck und Geſtikulation, ohne Einſicht in die Charaktere und oft ſelbſt in den gemeinen Sinn der Worte. Corneille's heroiſche Sentenzen, ſagt er, Racine's Tiraden, Destouches' feine Hofrepartien, Marivaux's quinteſſenzirter Witz krümmten und quetſchten ſich in dem Munde deutſcher Schauſpieler, zumal da Alles ehrenfeſt und lahm überſetzt war. Daher herrſchte ein langſamer, eintöniger predigender Ton, mit dem nur ruckweiſe ein krampfhaftes Aufbrauſen abwechſelte; im Luſtſpiele aber ein gedehntes, ängſtliches unſicheres Weſen, das den Sinn des Stückes nie traf. Sitten und Geſinnungen der fremden Stücke waren den Schauſpielern ſo fremd wie den Zuſchauern. Ackermann und Koch fingen an einigen Sinn dafür zu zeigen, wie man einem Stücke ſein Recht thue. Erſt Eckhof aber war der Erſte, der die feinen Schwierigkeiten dieſer Art ganz einſah, erleuchtet durch Leſſing's Umgang. Er erſchöpfte den Umfang ſeiner Kunſt, und ſpielte in ſeinen beſten Jahren von den heftigſten oder innigſten tragiſchen Rollen bis zur feinſten oder niedrigſten komiſchen Alles in gleicher Vollkommenheit. Er ſah zuerſt ein, welche unermeßliche Forderung an den deutſchen Schauſpieler geſtellt ward, daß er franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche, italieniſche Stücke und auch deutſche, die aus all dieſem zuſammengeſtoppelt waren, ſpielen ſolle. Er ſtudirte aber, behandelte und ſpielte alle fremden Stücke je nach ihren Sitten; und in jedem Charakter war er bis zur vollen Täuſchung ein Anderer. In ſeinem Odoardo fand Nicolai jede höchſte Anforderung übertroffen. Er ſagte es ihm, und Eckhof erwiederte: Wenn

211) Vergl. den 4. Thl. ſeiner Reiſe in Deutſchland und der Schweiz.

der Autor tief ins Meer der menſchlichen Geſinnungen und Leidenſchaften hinabtaucht, ſo muß der Schauſpieler ja wohl nachtauchen, bis er ihn trifft. Dies iſt freilich mühſam und mißlich. Aber nur wenige machen es dem Schauſpieler ſo ſchwer wie Leſſing. Man kann die Anderen leicht haſchen, ſie ſchwimmen oben auf wie Baumrinde. — Eckhof verſchmähte allen Flitterſtaat der Deklamation, er ſuchte die wahren Töne der Natur, führte ins Trauerſpiel den einfachen Ton ein, der der Würde und Zärtlichkeit gleich fähig iſt, und wußte ihn von der einfachſten Sentenz bis zum feurigſten und wüthendſten Ausdruck zu ſteigern; und ebenſo traf er im Luſtſpiel zuerſt den ungezwungenen Unterhaltungston. Er war es, der die Direktorſchaften immer verſchmähte, der, ganz ſeiner Kunſt hingegeben, in Hamburg eine neue Zeit für die Schauſpielkunſt ſchuf und vortreffliche Spieler zog. Schröder's Genie zündete an ſeinem Stiefvater Ackermann und an Eckhof. Er ſtand als Schauſpieler auf, als Eckhof Hamburg verließ, und war gleich groß. Auch er ſammelte emſig an allen Kenntniſſen für das Bühnenweſen wie Eckhof. Er wieder bildete Brockmann, und dieſe Männer trugen zuerſt die neue Kunſt nach Wien, das ſpäter die Künſtler gern aufnahm, die Hamburg dagegen erzogen hatte. Wir haben leider keine Quellen, um Leſſing's perſönlichen Antheil und Einfluß bei der Umgeſtaltung der Schauſpielkunſt genau angeben zu können, doch merkt man wohl aus den Andeutungen ſeiner Beziehungen zu der Neuber und zu Koch, zu Brückner und Eckhof, zu Brandes und Großmann, und aus dem Tone, in dem all dieſe von ihm reden, daß er nicht unbedeutend war. Eben dieſen Ton der unbedingten Hingabe an Leſſing's Autorität finden wir bei allen Männern, die ſich damals, auch außerhalb des Standes für das Schauſpielweſen intereſſirten, wie Gotter, Schmidt, Schatz, Engel u. A.; und ebenſo huldigen ihm alle die Unzähligen, die für die Bereicherung der Bühne leichtere Stücke ſchrieben, ein Anhang, um den der treffliche Mann am wenigſten zu beneiden iſt. Seine Klage über den Mangel einer Grundlage der Schauſpielkunſt und ſeine

eigenen Fragmente zu einem Werke[212]), das diesem Mangel abhelfen sollte, regten nachher Engel an, nachdem die physiognomische Seuche einen neuen Schwung in die Kunst der Bühne gebracht hatte, und dieser ward nachher mit Ramler für das berliner Theater, was Lessing in Hamburg, Goethe in Weimar, Gotter in Gotha.

Ein Vermächtniß für Deutschland und ein Leitstern unserer ganzen folgenden Poesie ward Lessing's Dramaturgie[213]). Hier endlich brach die ganze lang drohende Wetterwolke seines Zorns gegen die französische Poesie los, und ich kenne kein Buch, bei dem ein deutsches Gemüth über den Wiederschein ächt deutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmacks innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden dürfte. Dies ist das Werk, das uns auf Einen Schlag von dem Joch der Literatur der großen Nation befreite. In dem Jahre, da es erschien, trat Gerstenberg mit dem Ugolino auf, und hinfort verdrängte, wie es Lessing wollte, Shakespeare des Ansehn der Corneille und Voltaire ganz. Die Dichtung Goethe's und Schiller's, die Kritik der späteren Romantiker führte praktisch und theoretisch weiter aus, was Lessing umschrieben hatte, und gab mehr Nachdruck hinzu; und endlich gelang es den Einflüssen der deutschen Literatur, den alten Perückenstil in Frankreich selbst zu untergraben. Schon gleich nach ihrer Erscheinung führten schadenfrohe Neider des Voltaire die Dramaturgie in Frankreich ein. Kein schmähsüchtiger Bouhours redete hier eitle Vorwürfe gegen nichtsbedeutende Männer, sondern der Tadel traf die Ersten unter den Lebenden und Todten, die Corneille und Voltaire; er war mit allem Aufgebot der Gründlichkeit belegt, mit aller Gerechtigkeit auf den Maßstab der Angegriffenen selbst, wiewohl mit „eigenem Ekel" gestellt; er ging mit der möglichsten Kurz-

212) Der Schauspieler (in dem die Grundsätze der körperlichen Beredsamkeit entwickelt werden sollten), und: über die Pantomimen der Alten.

213) Sie ward schon in den 70er Jahren von Lacoult in's Französische übersetzt; dann von Mercier mit den Anmerkungen herausgegeben, mit denen er die französischen Trauerspielschreiber alle niederschlagen wollte.

weiligkeit auf alle Langweiligkeiten und Kleinigkeiten der französischen dramatischen Kritik ein, die den guten Deutschen bis dahinter lauter Evangelien waren. Nicht aus blinder Nationaleitelkeit ist den fremden Mustern und Meistern widersprochen, sondern die Unparteilichkeit des Kunstrichters springt grell in die Augen, wenn er gleich anfangs die Cronegk und Gottsched, und später die Schlegel, Romanus und Weiße wegwirft und seine eigenen Versuche nicht schont; wenn er den Vorfechtern unserer Originaldichtung die Hand führend zeigt, wie große Stümper sie sind, und selbst unsere bloßen Uebersetzer französischer Stücke verachtet, welche in unserer Sprache (die doch wie die griechische schon durch den Rhythmus die Leidenschaften anzudeuten vermöge), jene französischen Verse sogar nicht nachbilden konnten, in denen das Metrische blos Kitzelung der Ohren ist, ohne zur Verstärkung des Ausdrucks beizutragen, und die keinen anderen als den elenden Werth der überstandenen Schwierigkeit haben. Die kühne Manier, in der die Dramaturgie geschrieben ist, und die bald von Herder und den Kraftmännern der 70er Jahre ins Rohe übertrieben war, veranlaßt leicht, die vortrefflichen Ergebnisse, die oft in entlegenen Ecken versteckt liegen, zu übersehen, sich an der polemischen Seite zu unterhalten und an der einzigen, siegessicheren Kriegführung zu ergötzen, mit der er die Meisterstücke der französischen Bühne aufreibt und den großen Anführern Corneille und Voltaire die Lorbeeren zerpflückt. Besonders an dem Letzteren übt er sein Spiel, ich würde sagen zu übermüthig und muthwillig, wenn nicht des Mannes poetischer und kritischer Dünkel eine solche Behandlung herausgefordert hätte. Ich führe, sagt er, den Herrn von Voltaire so gern an. Es ist aus ihm allezeit etwas zu lernen, wenn auch nicht das, was er sagt, doch was er hätte sagen sollen. Ich wüßte keinen Schriftsteller der Welt, an dem man so gut versuchen könnte, ob man auf der ersten Stufe der Weisheit (falsa intelligere) steht, als an Voltaire, aber daher auch keinen, der uns die zweite zu ersteigen (vera cognoscere) weniger behülflich sein könnte. Ein kritischer Schriftsteller suche sich daher nur erst Jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach

in die Materie, und das Uebrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Skribenten gewählt und unter diesen besonders Herrn von Voltaire. — Wirklich knüpfen sich an die Beurtheilung voltaire'scher Stücke hauptsächlich die verneinenden Theile der Dramaturgie und die Gegenüberstellung und Empfehlung der englischen Literatur an. Zuerst hat er mit der Semiramis zu thun, bei der Voltaire selbst an Shakespeare erinnerte, durch den in Frankreich neuen Einfall, einen Geist erscheinen zu lassen. Lessing charakterisirt vortrefflich die Maschine dieses Gespenstes bei Voltaire gegen die handelnde Figur im Hamlet. Gleich darauf setzt er die Schottländerin gegen die englische Bearbeitung derselben von Colman und lobt diese in einigen Stücken vor dem Original. Er kommt auf die Zayre. Ein artiger Kunstrichter habe gesagt, die Liebe selbst hätte sie eingegeben. Besser hätte er gesagt, meint Lessing, die Galanterie. Nur Ein Stück habe die Liebe eingegeben: Romeo und Julie. Voltaire verstehe den Kanzleistil der Liebe trefflich, aber der beste Kanzlist wisse oft wenig von der Regierung. Seine Künste seien nichts „gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinen geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit der sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tyrann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird". Ebenso verhalte sich der eifersüchtige Orosman zu seinem Vorbild, Othello, wie der Brand aus einem Scheiterhaufen zu diesem selbst, und zwar ein mehr rauchender als leuchtender Brand. Bei dieser Gelegenheit weist Lessing nachdrücklich auf Wieland's Uebersetzung des englischen Tragikers hin; und überall sucht er auf diesen zurückzukommen, in dem er jedes Theilchen nach dem großen Maße des historischen Schauspiels zugeschnitten nannte, das sich zu der französischen Tragödie verhalte wie ein weitläufiges Freskogemälde zu einem Miniaturbildchen für einen Ring. Aus einzelnen Gedanken bei Shakespeare würden ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge bei den Franzosen werden; denn

wenn man die Aermel aus dem Kleide eines Rieſen, für einen Zwerg recht nutzen wolle, ſo müſſe man ihm aus dem Aermel einen Rock machen. Nicht allein begnügt ſich Leſſing, Voltaire gegen die Engländer zu halten, er hält ihn auch gegen ſeines Gleichen, gegen Italiener, gegen Griechen; er beurtheilt ihn nicht allein als Dichter, auch als Kritiker, als Hiſtoriker, als Charakter. Mit dem feinſten Spotte, der den Franzoſen in dem plumpen Deutſchen nicht wenig überraſchen mochte, zog er bei Gelegenheit des Eſſer von Thomas Corneille Voltaire's Schwachheit durch, den „profunden Hiſtoriker zu ſpielen". Bei Erörterung der Merope gießt er über die eitle Selbſtgefälligkeit, über die dreiſten Diebſtähle aus Maffei's Stück dieſes Namens, über die kleinlichen Hülfsmittelchen, mit denen Voltaire ſeinem Stücke den Weg bahnte, über die hämiſchen Höflichkeiten, die maskirten Grobheiten, die Lügen und Verfälſchungen, mit denen er ſich gegen die Italiener, und den franzöſiſchen Geſchmack gegen italieniſchen ſtellte, über die Armſeligkeit der Kritik und Dichtung, die den Maffei à la Ballhorn behandelte und mit Euripides wetteifern wollte, den allerbeißendſten und bitterſten Hohn aus. Er ſtellt dabei alle Ungereimtheiten, die aus der franzöſiſchen Einheitsregel fließen, in ein ſchlagendes Licht, und hebt mit einigen Zügen die Größe des Euripides hervor, um den eitlen Stolz der Franzoſen zu demüthigen, die die griechiſche Bühne gern im Stande der Kindheit ſahen, wie die britiſche in dem der Rohheit. Dabei iſt es ſo ſchön, das feine Gefühl und Gemüth des Deutſchen überall auftauchen zu ſehen, das den Kannibalismus der franzöſiſchen Theaterheroen verabſcheut mit Allen, die daran Gefallen finden können. Dies trit beſonders auch bei der meiſterhaften Beurtheilung der Rhodogune von Corneille heraus, eines Stückes, das der Dichter ſelbſt und gelegentlich ganz Europa für ſein größtes Meiſterſtück erklärt hatte. Er entblößt hier jene abenteuerlichen Charakter, jene hirnloſen Verwickelungen, die Miskennung aller menſchlichen Natur im thörichten Streben nach Außerordentlichem und Ungewöhnlichem, er folgt mit ätzendem Witze der Schlingung jener unſinnigen Intriguen, hält daneben den einfachen

Weg, den ein gesundes Herz und ein einfältiges Gemüth dem wahren Genius gezeigt hätte, zertrümmert so diese Stücke von hundertjährigem Ansehn, reißt diese Dichter des ersten Ranges in Frankreich von ihrer angemaßten Höhe herab, und wagt, dicht hinter dem Bekenntniß, daß Er kein Dichter sei, den großen Trumpf auszuspielen und zu sagen: „Ich wage es, eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ Ueber Corneille war Lessing nächst Voltaire am meisten ergrimmt, weil er nicht allein wie Racine mit Mustern, sondern auch mit Lehren, und mit der falschen Auslegung des Aristoteles, die er ihm umständlich nachweist, schädlich gewirkt hat.

Dieser Art sind die Negationen in der Dramaturgie; vortrefflich aber sind auch die einzelnen positiven Andeutungen, die darin zerstreut liegen. Am Soliman II, der nach einer Erzählung Marmontel's von Favart bearbeitet ist, entwickelt er, vielleicht mit absichtlicher Urparteilichkeit, wie darin die dramatische Behandlung eines epischen Stoffs durchaus unterrichtend und trefflich sei, und dringt auf jene Regeln vor, die, weit entfernt von der Willkür positiver Vorschriften, aus der Natur der Dinge, aus dem Quell des Lebens, aus dem Wesen der dramatischen Form entspringen. Er stellt neben die ungereimten Regeln von der physischen Einheit der Zeit und des Ortes mit ihren lächerlichen Folgerungen die Regel der moralischen Einheit der Handlung, die das aristotelische Grundgesetz jedes Dichtungswerks ist, und aus der die äußerlichen Einheiten allenfalls folgen können. Die Griechen ließen sich diese moralische Einheit einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu vereinfachen, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte. Die Franzosen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geschmack fanden, die durch die wilden Intriguen der spanischen Stücke schon verwöhnt waren, betrachteten die

Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren verwickelteren Handlungen ebenſo anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern konnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Leſſing widmet den Hauptſätzen der ariſtoteliſchen Poetik über das Drama weitläufige Erörterungen, die ich hier nicht ausziehen will, da ich keine Geſchichte der Aeſthetik ſchreibe, und da Leſſing ſelbſt ihr Ergebniß ſo plan angegeben hat: Er hätte mit der Autorität des Ariſtoteles bald fertig werden wollen, wenn er es nur eben ſo bald mit ſeinen Gründen gekonnt hätte; er fand aber nach ſeinem eifrigſten Studium der dramatiſchen Dichtkunſt, daß deſſen Poetik ein ſo unfehlbares Werk ſei, wie die Elemente des Euklid, beſonders in Bezug auf das, was ſie über das Trauerſpiel lehrt. Er verſtand aber den Ariſtoteles ſo, daß er weit entfernt war, die Oekonomie der griechiſchen Stücke oder gar der franzöſiſchen als die einzige Folge der angewandten Regel deſſelben zu betrachten. Und da er nicht allein die alten, ſondern auch, wie Schiller, ſogar ſeinen Shakeſpeare dabei beſtehen ſah, ſo misfiel ihm bei ſeinem tiefgründenden Verſtändniß und bei ſeiner eifrigen Verehrung dieſes kritiſchen Genies, daß damals gerade (1766) Gerſtenberg in einem Aufſatze über Shakeſpeare, der auch in ſeine Werke aufgenommen iſt, indem er gegen die Einheiten ſchrieb, die ganze Poetik des Ariſtoteles ſchnell fertig ein obenhingedachtes Werk nannte, und daß man in den burſchikoſen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur anfing, nach Genie zu ſchreien, und alle Regel und Kritik zu verachten, nur weil man an den engliſchen Stücken die franzöſiſchen Regeln vermißt, und deshalb unverſtändiger Weiſe überhaupt gar keine darin vermuthet hatte. Was Leſſing über die regelloſen Stücke dachte, die nun alsbald in Deutſchland folgen ſollten, deutete er trefflich bei Gelegenheit des ſpaniſchen Eſſex an, und er nimmt dort die Stellung ein, die für die Geſtaltung unſeres Dramas durchaus bedeutungsvoll iſt. Er hebt die Lope und Calderon hervor, freut ſich, auf ihre Regelloſigkeit zu weiſen, und führt Lope's Lehrgedicht von

der Kunſt neue Komödien zu machen an, in dem bekanntlich alle Regeln grundſätzlich verachtet werden. Er ſcheint mit Lope's eigenen Sätzen und mit einer entſprechenden Stelle in Wieland's Agathon der Verſchmelzung des Pathetiſchen und Komiſchen in dieſen ſpaniſchen Stücken das Wort zu reden, als welche die Mannichfaltigkeit der Natur nachnahme. Er wirft aber ſogleich einige einſchränkende Gedanken über dieſe gothiſchen Dichtungen andeutend hin. Es iſt wahr und nicht wahr, ſagt er, daß die komiſche Tragödie die Natur getreu nachahmt; ſie thut es in den Erſcheinungen, aber ohne auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte zu achten. In der Natur durchkreuzt ſich Alles, aber in dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für den unendlichen Geiſt. Um an dem Genuſſe daran Theil zu nehmen, mußten wir endlichen Geiſter das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat, das Vermögen abzuſondern, das wir jeden Augenblick üben, ohne das wir ein ſteter Raub des gegenwärtigen Eindrucks ſein würden. Die Kunſt ſoll uns im Reiche des Schönen dieſer Abſonderung überheben; Alles was wir in der Natur von einem Gegenſtande oder einer Verbindung mehrerer Gegenſtände abzuſondern wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und weicht nichtigen Zerſtreuungen aus. Nur wenn eine Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſes annimmt, und eine nothwendig aus der anderen entſpringt, wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraktion des Einen und des Andern unmöglich fällt, nur alsdann verlangen wir dieſe auch in der Kunſt nicht. Er bricht ab, und hofft, man ſehe, wohin er wolle. Er will dahin, daß er dieſe Miſchſpiele gern neckend den Franzoſen entgegenhalten, aber zugleich mit den ächten Begränzungen begleiten möchte gegen die ſtümperhaften Nachahmer, die die platte Natur platt kopiren, die von keiner Natur wiſſen wollen, die man zu getreu nachahmen könne, die die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten, von denen Jene nichts in der Natur zu vermeiden, Dieſe ihr nichts zuzuſetzen finden, von denen Jene das Miſchſpiel völlig mit allen Freiheiten

vertheidigen würden, wie es nachher Lenz behandelt hat. Diese Mühe haben müßten, das griechische Schauspiel schön zu finden. Er will die Spanier nicht überall gut heißen, aber Shakespeare in seinen Meisterstücken retten; er will die Natur retten, aber auch die Kunst, die Wirklichkeit sicher stellen, aber auch das Ideal. Er söhnt Shakespeare und Aristoteles aus, er stellt sich in die Mitte des gothischen und antiken Geschmacks, und dies ist eben die Stelle, auf der das deutsche Drama seinen Gipfel erreichte. Goethe trat im Götz dem Shakespeare nahe, in der Iphigenie den Alten, Schiller trat scharf in die Mitte. So waren wir in aller plastischen und redenden Kunst immer zwischen Nord und Süd, zwischen Niederland und Griechenland, zwischen Natur und Ideal gestellt. Und es ist wahrlich wieder mehr als blos kritischer Verstand, was auch hier Lessing die Natur seines Volkes mit einem einzigen Takte finden und bestimmen lehrte.

Die praktische Anwendung seiner letztgewonnenen dramatischen Einsicht machte Lessing in der Emilie Galotti (1772), kurz ehe mit Goethe's Götz der große Sturm der shakespearischen Stücke hereinbrach. Sie war zunächst gegen Gerstenberg gerichtet, der schon 1765 die Braut von Beaumont und Fletcher übersetzt, und mit einem Briefe an Weiße mit literarischen Nachrichten über die drei größten englischen Dramatiker begleitet hatte, der dann in seinen Literaturbriefen die ersten speciellen Vertheidigungen für Shakespeare schrieb und 1768 seinen Ugolino herausgab, eine fünfaktige höchst einförmige Qual, ein Stück ohne Plan, mit der Phantasie eines Henkers entworfen von dem Verfasser der Tändeleien, die in Wieland's läppischer Grazienmanier (1759) geschrieben sind. So erreglich war die Zeit damals, so gesättigt an den Weichheiten der sinnlichen Dichtungen, daß sie plötzlich zu dem entgegengesetzten Extrem des Blutigen und Wilden überspringen konnte, und daß Beides bei Goethe's erstem Auftreten nebeneinander erschien. Lessing erkannte das Jugendliche und Eigene in diesem Stücke und schonte es; er setzte ihm aber schweigend das Stück entgegen, das mehr Tragisches hat, aber nicht

das Schreckende, was gegen Leſſing's Ariſtoteles fälſchlich ſtatt dem Furchterregenden in die Tragödie gerathen war; das Stück, das eben ſo viel Plan und Verwickelung hat als Ugolino keine, eine eben ſo reiche und natürliche Charaktergruppe, als dieſer eine kleine und abenteuerliche. Die Emilie Galotti konnte den Sturm- und Drangſtücken keinen Einhalt thun, ſie wirkte aber auf ruhigere Stücke dieſer Zeit dennoch fort[214], auf Clavigo und Stella, in denen Leſſing's Proſa hier und da deutlich durchlautet, auf Leiſewitz und Aehnliche. Das Thema des Verwandtenmords griff tief in die Zeit ein, obwohl anders gefaßt; die Charakterformen wirkten am wenigſten weiter, weil ſie nirgends auf ähnliche Energien in den Dichtern trafen, ſie waren den Leidenſchaftlichen zu natürlich, und den Schwachen wie Claudius u. A. unheimlich und hart. Beſonders ſeine Frauen wollte man nicht leiden, bei denen freilich der Mangel der romanhaften Schminke am meiſten auffällt. Ueber die tragiſche Kataſtrophe ſelbſt hat man mit dem rechnenden Dichter nie aufgehört zu rechnen; einem ſentimentaleren hätte man viel mehr vergeben. Wenn man nur zugibt, daß es dem Stücke an jener abrundenden Fülle des Thatſächlichen weniger als der Gefühle und Leidenſchaften fehlt, ein Mangel, den das fehlende Dichtertalent mit ſich brachte, und den übrigens der ächte Schauſpieler erſtaunlich weit erſetzen kann, wenn man erlaubt, das hinzuzudenken, was ungezwungen aus der Anlage des Stückes folgt, ſo kann man es pſychologiſch und tragiſch gegen jede Einwendung ſicher ſtellen. Schon das iſt ein Meiſtergriff, daß Leſſing in dem einmal gegebenen Stoffe das Kind zur tragiſchen Figur machte, da es in der alten Fabel der Vater iſt, was nach den neuen Begriffen, die dem Vater nicht ſo viel Macht über die Tochter geben, zu ungeheuer ausgefallen ſein würde. Was aber das Stück vielleicht zum tragiſchſten aller deutſchen Trauerſpiele macht, iſt der Gebrauch des

214) „Emilie Galotti ſtieg aus der Waſſerflut wie die Inſel Delos auf, um eine kreiſende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Leſſing viel ſchuldig.“ Goethe.

Schickſals nach den chriſtlichſten Begriffen, nach denen ſich hier die Menſchen mit offenbaren Thaten ihre Geſchicke ſelbſt knüpfen, bis an der verborgenſten Stelle das unſichtbarſte Fädchen, zu plump geſchlungen, reißt, und das Gewebe unter den Händen jener dämoniſchen Orſina ſich auflöſt, die auf eine treffliche und viel feinere Weiſe jene Wahrſager der antiken Tragödie darſtellt, als die Margarete in Shakeſpeare's Richard. Ebenſo meiſterhaft iſt die Fabel in Nathan angelegt, wo eine Reihe dunkler, verſchlungener, zufällig ſcheinender, unbegreiflicher Begebenheiten, zuletzt in Einem lichten Punkt zuſammenfallen, die, indem ſie alle Schickſalsmaſchinerie, alle unmittelbaren Eingriffe der Gottheit, alle Wunder kühn leugnen und aufheben, der Wunder größtes, eine Vorſehung, preisvoll verkünden, die die Menſchen als ihre Kinder lenkt und keinen Sperling ohne ihren Willen fallen läßt.

Der Nathan iſt das letzte Werk Leſſing's (1779), die ſchönſte Frucht jener theologiſchen Streitigkeiten, in die er gleich nach ſeiner Entfernung von den theatraliſchen Intereſſen verwickelt ward. Der Plan zu dieſem Werke war ſchon Jahre lang gemacht, jetzt erhielt er nur eine andere Wendung, wie ſie eben dieſer Polemik gemäß war. Wir wollen vorübergehend einen Blick auf dieſe Kämpfe werfen, obwohl ſie uns ſtreng genommen nicht angehen[215]). Sie ſind aber in ihren Folgen auch für die Geſchichte der Poeſie zu bedeutend geworden, theils durch Förderung einzelner dichteriſcher Werke, theils durch Hemmung der poetiſchen Richtungen überhaupt, als daß wir ſie doch ganz liegen laſſen dürften, auch wenn es uns nicht darum zu thun wäre, dieſen Schlußſtein zu Leſſing's Wirkſamkeit und Charakter nicht zu vernachläſſigen. Leſſing, dem es Grundſatz war, ſeine allgemeine Bildung nie zu Gunſten eines einzelnen Zweiges zu lange zu verſäumen, hatte ſich noch lange nach ſeinen Studienjahren — ein Zeugniß ſind ſeine Rettungen — nicht allein mit theologiſchen

215) Dieſe Seite Leſſing's iſt ausführlich behandelt und ſehr in unſerem Sinne von C. Schwarz, Leſſing als Theologe. Halle 1854; vgl. auch Heinr. Ritter, über Leſſing's philoſophiſche und religiöſe Grundſätze, in den Göttinger Studien 1847.

Studien beschäftigt, sondern auch durch seine schroffe Unparteilichkeit bei orthodoxen Lutheranern einen schlimmen Namen gemacht. Als Bibliothekar in Wolfenbüttel fand er gleich anfangs den Berengar von Tours, nachher gab er (1774) die viel berufenen Fragmente heraus, die einen Hauptsturm gegen das Christenthum unternahmen, und als deren Verfasser man erst spät Reimarus kennen lernte. Im Anfang machte dies Werk gar so viel Aufsehen nicht; erst nach Jahren, als Lessing gegen den Pastor Goeze in Hamburg eine bibliothekarische Ungefälligkeit beging, griff ihn dieser Mann mit der heillosen Beschuldigung an, daß er ein heimlicher Feind der christlichen Religion und ein katholisirender Lutheraner sei, und er suchte ihn dem Hofe durch die Bemerkung zu verdächtigen, daß der Herausgeber solcher Schriften wohl auch andere veröffentlichen könnte, die den Gerechtsamen und der Ehre des herzoglichen Hauses gefährlich sein könnten. Bald sagte auch das Gerücht, Lessing habe von den hamburger Juden 1000 Dukaten für die Herausgabe der Fragmente erhalten. Lessing hatte den Hauptpastor in Hamburg gekannt; er wußte, daß er eifrig war, aber er hielt ihn für gutmüthig; er besuchte ihn, weil es ganz zu Lessing's Eigenthümlichkeit gehörte, daß er sich, wie er immer die Partei des Schwächeren zu nehmen liebte, in dem damaligen Streite Goeze's mit dem aufgeklärteren Alberti, neckend auf die Seite des Orthodoxen schlug; seine Feinde gaben freilich den andern Grund an, weil Goeze gute Rheinweine geführt habe. Lessing hatte die Fragmente in dem Drang jener Wahrheitsliebe herausgegeben, die alle Ketzerei und Freigeisterei für wohlthätige Mittel ansah, um zu lauteren Einsichten und Begriffen zu gelangen, und Herder und viele Theologen der Zeit erkannten dies völlig an. Er hatte den Zweifeln gegen die christliche Religion, die darin niedergelegt waren, Gegensätze beigefügt, die Claudius ohne Arg gegen Lessing Maulkörbe nennt; nur Goeze nannte sie einen strohernen Schild. Lessing hielt mit Hieronymus für Gottlosigkeit, sich ruhig verketzern zu lassen, und er schrieb jene kleinen Flugblätter gegen Goeze, die als ein herrliches Denkmal der ehrenhaftesten Denkart dastehen und

ſeines Gegners Namen zum Ekelnamen gemacht haben. Wenn man auf den Kern dieſer Schriften zurückgeht, ſo ſieht man, daß Leſſing ein Großhändler war, der nur gelegentlich, wo man gerade Markt hielt, einzelne Muſterſtücke auslegte, die auf unendliche Schätze im Innern ſchließen laſſen. Wenn er länger gelebt hätte, wenn noch Kraft und Trieb in der Nation geweſen wäre, Religionsdinge in demſelben Eifer wie 200 Jahre vorher zu betreiben, und wenn dann nicht politiſche und andere Entwickelungen ſtörend hereingetreten wären, ſo hätte Leſſing dem Proteſtantismus nicht allein von wiſſenſchaftlicher Seite, ſondern vielleicht ſogar von populärer conſtitutiver Seite eine neue Entwicklung gegeben. Das ganze humaniſtiſche Chriſtenthum Herder's ruht auf Leſſing's Schultern, die ganze Behandlung der Kirchengeſchichte ſeit Spittler und Planck auf ihm, und im ganzen Jahrhundert iſt ſchwerlich ein geiſtesverwandterer Mann als Spittler, den Leſſing noch gekannt hat. Leſſing, der nicht bei Luther's Schriften, ſondern bei Luther's Geiſte geſchützt ſein wollte, welcher ihm zu verlangen ſchien, daß kein Menſch am Fortſchritt in Erkenntniß der Wahrheit gehindert werde, der gegen die Stockorthodoxen dieſelbe Freiheit der Prüfung in Anſpruch nahm, wie Luther gegen die katholiſche Kirche, der, ehe er die Goeze wollte Päpſte werden ſehen, lieber die Päpſtchen wieder mit dem Papſte vertauſcht hätte, Leſſing ſtellte ſich in allen Theilen eine Stufe höher als Luther und redete in jenem Tone der Ueberzeugung, der dem Herzen und Kopfe gleich genug thut, wie es ein Reformator des 18. Jahrhs. wohl mußte. Er erklärte die Evangelien für bloße hiſtoriſche Quellen, an denen man ſich mit der gewöhnlichen hiſtoriſchen Kritik verſuchen muß, und er hielt eine ſolche Behandlung derſelben für eine achtungsvollere als die Art, wie die Theologen unverantwortlich leichtſinnig mit dem Texte umgingen, den ſie vom heiligen Geiſt herleiten. Ihm, der die chriſtliche Religion im Herzen ſuchte, nicht im Kopfe, der mit Unwillen das beſchauende Chriſtenthum durch phantaſtiſche Grillen zu einer Höhe geſtiegen ſah, zu welcher der Aberglaube nie eine andere Religion gebracht, während das ausübende immer abgenommen hatte,

ihm schien es, als ob noch ein Christenthum bestehen müsse, selbst wenn die Evangelien ganz verloren seien. Er legte also den streng lutherischen Glauben ab, daß die Bibel der einzige Lehrgrund der christlichen Religion sei; er erklärte, daß er lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatz der römischen Kirche nehmen würde [216]), als die ganze christliche Religion unter den Einwürfen der Freigeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen. Nicht daß er darum diese Einwürfe unbeachtet ließ, und daß er es sich so bequem machte, diese Einwürfe wie die Bibel, die sie treffen, gleichgültig zu finden. Er begann vielmehr jene philosophische Dogmatik zu begründen, die dem Freidenker reine Begriffe hinter den scheinbar sinnlosen Dogmen eröffnen sollte. In diesem Sinne ist schon (1770) der Aufsatz: Leibnitz von den ewigen Strafen, gegen Eberhard's Apologie des Sokrates geschrieben, und weiterhin die Erziehung des Menschengeschlechts [217]) und das kleine Fragment: Christenthum der Vernunft. Diese Stücke sind Muster von philosophischer Geschichtsauffassung und von spekulativer Tiefe und Klarheit zugleich; sie haben in Theologie und Kirchengeschichte ungemeine Anregungen gebracht; sie sind für eine künftige Philosophie der Geschichte neben einigen historischen Gesetzen, die Macchiavelli auffand, eine wichtigere Vorarbeit, als alle Bücher, die diesen Titel führen; in ihnen steckt der Keim und der Kern der ganzen neuesten Philosophie, wie uns Solche gestehen, die

---

216) Lessing äußerte sich über den Katholicismus mit Leibnitzens Unbefangenheit und war auch hierin über die Kleinlichkeiten der Sektenmacher weg. Was man aber nicht Alles aus ihm herausgelesen oder in ihn hineingelesen hat, zeigt Fr. Schlegel. Er meint, Lessingen habe die Kühnheit seines Forschergeistes zur ältesten Philosophie und zur Anerkennung der Tradition und ihrer gesetzlichen Kraft in der Kirche zurückgeführt. Er hofft ganz deutlich, daß durch Lessing die (lutherischen) Surrogate der Wahrheiten im Laufe der Zeiten ganz zerstört werden, und sich die Rückkehr der Wahrheit hierauf bauen würde. So nährte sich Jeder von dem Abfall von Lessing's Tafel nach seinem Geschmack. Dieser fischte sich das Krümchen Unparteilichkeit gegen die Lutheraner heraus und hielt es für das ächte Waizenkorn, aus dem eine allgemeine Apostasie aufschießen würde.

217) Wir mögen kaum die Behauptung Körte's erwähnen', daß diese Schrift von Thaer herrühre. Uebrigens ist es ein Verdienst von Guhrauer, diesen Gegenstand ein für allemal beseitigt zu haben.

wir für die nächsten Kenner derselben halten dürfen. So lieb Lessing durch diese Tiefe der intellektuellen Einsicht dem philosophischen Betrachter der menschlichen Dinge wird, so wird er dem historischen noch lieber durch seine Schonung der Volksbegriffe und Alles dessen, was in dem Glauben der Menschen heilig geworden war. Sein Bruder Karl und Moses hätten ihn gern zu einem Sektenhaupte gemacht, hätten gern gesehen, daß er gleich bei Herausgabe der Fragmente sich auf ihre Seite gestellt, statt daß er der Orthodoxie das Wort zu reden schien. Allein Lessing haßte aus Herzensgrund alles Sektenmachen, und wandte sich daher von Lavater, Basedow, und selbst von Goethe, als seine theatralische Schule ihren Unfug trieb, ab; er würde seine Göttin selbst, die Wahrheit, verlassen haben, wenn sie eine Sekte hätte stiften wollen, und aus diesem Grunde fließt seine paradoxe Widersetzlichkeit gegen alles Ausschließende. Er konnte daher auch der Aufklärungssucht des Nicolai nicht genug thun, mit dem er in seinen letzten Jahren deshalb nicht mehr viel verkehrte. Er wollte der Welt nicht misgönnen, sich aufzuklären, schrieb er an seinen Bruder, er würde sich verabscheuen, wenn seine Schriften ein Anderes bezweckten, als diese große Absicht zu befördern. Er wollte aber nur nicht das unreine Wasser weggießen, *ehe er wisse, woher anderes nehmen*. Zwischen der alten Orthodoxie und der Philosophie war eine Scheidewand gezogen; jetzt reißt man diese nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. An die Stelle des scharfsinnigen alten Religionssystems setzte sich ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßte. „Meines Nachbars Haus drohte ihm den Einsturz. *Wenn es mein Nachbar abtragen will*, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder — ich werde mich *seines* einstürzenden Hauses so annehmen als *meines eigenen*." Man erkennt doch auch hier seine reinhaltende und

simplificirende Tendenz? die so wenig Religion und Philosophie vermischt wissen will, als früher Philosophie und Poesie! Er philosophirt zwar selbst über Religion und Religionsbegriffe, aber nur in der Hoffnung, den Freigeistern tolerante Achtung gegen die sinnvollen Dogmen der Religion einzuflößen, in denen er philosophische Wahrheiten nachweist, nicht in dem thörichten Bestreben, dem Religionsbedürftigen zuzumuthen, seine andächtige Achtung von jenen Dogmen auf diese Wahrheiten zu übertragen, oder hinter der neuen philosophischen Maske die alte Religion zu suchen. Wie viel weiser, wie viel edler und menschlicher, wie ganz Herz und Gemüth erscheint hier der schroffe, strenge Mann gegen die heutigen philosophischen Theologen, bei denen eben die von Lessing gefundenen Wahrheiten anfangen sektirerisch zu werden! Er hätte in seinem reinerhaltenden Sinne, wenn ihm vergönnt gewesen wäre weiter zu schreiten, den Philosophen sein Christenthum der Vernunft gegeben, dem Volke aber, das der Religion bedurfte, seine „Religion Christi". Er fand das Stichwort, das die Losung eines neuen religiösen Propheten werden mußte, indem er zwischen der Religion Christi unterschied, die dieser als Mensch gedacht und geübt, die nur Eine klar in seinem Wandel und seinen Lehren vorliegende ist, und zwischen der christlichen Religion, die mit den vielfach bestrittenen und unendlichfach verschieden ausgelegten apostolischen Lehren anfängt. Er geht also auch hier auf das Reinste und Einfachste zurück; er zeigt, wie es unmöglich ist, daß diese beiden Religionen in Christus selbst hätten zusammen bestehen können. Und ist die Unterscheidung richtig, so ist auch die Wahl nicht streitig. Diese Religion Christi fand er in dem Testamente Johannes: Kindlein, liebet euch unter einander. Das gemüthvolle Gespräch von Lessing, das diesen Namen führt, schien Goezen unmöglich von ihm herzurühren. Ihn hatte der Zelotismus blind gemacht. Aber wie Viele drücken auch jetzt noch bei all dem das Auge gegen ihn gewaltsam zu. Gegen diese Christomanen, denen dieses Testament nicht Genüge thut, und denen es nur um Buchstaben und Namen zu thun ist, müßte man wieder aus diesem Aufsatze als Lessing's Testa-

ment die Frage richten: Also ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion? O der schwachmüthigen Wortfechter, die diesem Manne, trotz seiner Freigeisterei, nicht mit Rührung und Wärme nachrufen, was sein Klosterbruder dem Nathan sagt: Bei Gott, er war ein Christ, ein beff'rer Christ war nie! Und o der Aengstlichen, die sich aus Furcht vor Uebernahme unbekannter Schulden weigern wollen, dies Vermächtniß Lessing's anzunehmen! Und doch! Ist nicht dieses Legat im Nathan der Nation schon zugeflossen? haben nicht schon Tausende an diesem Schatze Theil gehabt, an dem noch tausendmal Tausende theilen können? Schade was um die schlechten Verse oder um die freie Form. Auch so ist das Buch neben Goethe's Faust das eigenthümlichste und deutscheste, was unsere neuere Poesie geschaffen hat. Wem hat nicht bei dieser freien, sicheren Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der späteren Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten, und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres wünschen, als was auch schon Goethe ungefähr gewünscht hat: daß dieser reizende Kodex religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben schien, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken ohne frivol zu handeln.

XI.

Umsturz der konventionellen Dichtung durch Verjüngung der Naturpoesie.

Periode der Originalgenies.

Das Jahr 1768 bedeutet für die Geschichte der Umwälzungen in unserer Poesie ungefähr das, was das Jahr 1789 für die politische

Revolution in Frankreich war. Wie hier ſchon die Vorgänge zwei bis drei Jahre vorher einen Ausbruch erwarten ließen, ſo war auch ſeit den Literaturbriefen, ſeit der Erſcheinung von Winckelmann's Kunſtgeſchichte und Leſſing's Laokoon (1766) wohl vorauszuſehen, daß bei uns der ganze Stand aller Künſte bald mächtig verändert werden würde. Noch näher kündigte ſich dies an, als 1767 die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerſtenberg und Anderen aus Klopſtock's Kreiſe erſchienen, und Herder's Fragmente, die ſich an die Literaturbriefe anſchloſſen, und einen ganz neuen Ton der Kritik und einen neuen Geſchmack verriethen. Dann kamen 1768 auf Einen Haufen die verſchiedenartigſten Werke, die ganz neue Anregungen mit ſich führten: Leſſing's Dramaturgie und antiquariſche Briefe, die die Strenge der Kritik noch ſchärften; Wieland's Muſarion, die, wie ſein Agathon, den Blick auf Griechenland öffnete und eine neue Sinnlichkeit athmete; Bode's überſetzter Yorik und Denis' Oſſian, die der langeher gepflegten Empfindſamkeit friſche und geſündere Nahrung boten; Gerſtenberg's Ugolino und die Barden, die dieſer weiblichen Empfindſamkeit eine neue Kraft und Männlichkeit entgegenwarfen. In andern Gebieten brach die nämliche Gährung gleichzeitig aus. Lavater's Ausſichten in die Ewigkeit, die des Mannes künftige Geſtalt ankündigten, erſchienen in demſelben Jahre, und 1769 Baſedow's erſter Aufruf an die Menſchheit zur Reform des Schulweſens, der auch Solchen, denen er lächerlich ſchien, doch Antheil und Nachdenken einflößte, und eine Revolution der Geiſter andeutete. Eine Pauſe von mehreren Jahren ſchien dann nöthig, um ſich mit dieſen blendenden Erſcheinungen erſt zu verſtändigen; 1773 erfolgte dann der eigentliche poetiſche Ausbruch durch Götz und Werther, als ob er durch die Bewegungen in anderen Gebieten etwas wäre zurückgehalten worden; ihn nachdrücklicher zu machen, halfen nicht wenig die phyſiognomiſchen Studien von Lavater mit. Dieſer bildete bald mit Herder und Goethe ein Triumvirat, das die Blicke der Nation von den bisherigen Häuptern der Literatur hinweg und auf ſich lenkte. Beide letztere weiſen uns auf ganz neue Orte, von

wo aus junge Kräfte sich der schwankenden Literatur mittheilten. Auf Beide hat Lessing entschiedene Wirkungen geübt, doch war für Goethe Winckelmann, für Herder Hamann von ungefähr gleicher Bedeutung. Diese letzten drei Namen weisen uns nach dem eigentlichen Preußen, wo Königsberg besonders anfing außerordentliche Einflüsse auf die Literatur, und von sehr verschiedenen Seiten her, auszuüben. Goethe aber führt uns an den Rhein, wo wir seit lange nichts Bedeutendes in der Literatur erlebt haben. Von Zürich bis Düsseldorf und von da bis zu den klopstock'schen Kreisen in Niedersachsen schlingt Goethe eine Zeit lang ein einziges Band um die Lavater, Schlosser, Jung, Jacobi, Lenz, Klinger, Herder, Stolberg und Andere, die in den 70er Jahren nicht mehr die bisherige empfindsame Freundschaft, sondern ein begeisterter Trieb nach Bildung, geistigem Leben und Dichtung aneinander kettete. Die neuen Gruppen von meist jungen bisher unbekannten Männern, die plötzlich wie aus der Erde Schoos entsprangen, und den herrischen Ton der gereiftesten Richter und berechtigtsten Machtsprecher anstimmten, hat Goethe in seinem Leben zusammengestellt und einzelne treffliche Winke über die sehr verschiedenen Charaktere gegeben. Doch schrieb er dies in einer Zeit, wo er lange schon den Empfindungen und Ideen jener Geschlechter ganz entfremdet war, und ein lebhaftes Bild dieser neuen Generation, deren Auftreten so tumultuarisch war, erhalten wir bei ihm weniger, als bei Lavater, der, selbst einer der brennendsten Köpfe dieses Schlags, in der Zeit der ersten Aufregung selbst, in seiner Physiognomik einige dieser jungen Freunde mit allem Enthusiasmus für ihre Personen und ihre Bestrebungen portraitirte, und ihnen, wie ihm Merck schrieb, Monumente setzte, ehe sie noch etwas gethan hatten. Die Zeichnung der Charaktere ist bei Goethe so treffend, als bei Lavater nichtssagend; die Färbung der Zeit hingegen ist bei Goethe verblaßt, bei Lavater aber in aller Frische zu finden.

Wie der Ton, in dem der Physiognom seine Freunde ankündigte, neu und unerhört war, so war das ein neues und bisher nicht gesehenes Geschlecht von Menschen, das er schildert. In der Generation,

die ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, ſeit Klopſtock's und Leſſing's Auftreten ihre Jugendbildung gemacht hatte, fingen die Wirkungen, zu denen die bisherigen Dichter und Literaten die ſtillen Keime gelegt hatten, plötzlich an auszuſchlagen. Ein friſches Jugendleben theilte ſich durch ſie dem Körper der Nation mit; wir erlebten, was Machiavelli nennt die Rückkehr zum Zeichen, den Wiederanfang einer neuen Entwickelung mit bisher ungebrauchten Kräften. Alles, was wir früher erlebt hatten, war die verkündende Lehre dieſer Erlöſung und Verjüngung, die nun ſelber ins Leben trat. Wir haben geſehen, wie den äußeren Sinnen neue Kraft gegeben ward durch die Freude an der todten Natur, die man vorher nicht kannte: Brockes, Drollinger, Kleiſt, Geßner hatten ſie uns eröffnet und lieb gemacht. Anderes reihte ſich an, was dem kindlichen Begriffe angehört: die Thierwelt war Gegenſtand von Fabel und Mährchen. Wir gingen zu dem Urſtand der Menſchen über und verpflanzten Milton, Klopſtock dichtete den großen Geſang von der Kindſchaft der Menſchheit; die Zeiten des Patriarchen und Hirten, die Anfänge der Völker und unſerer deutſchen Urzeit wurden uns dichteriſch belebt. Die Urfreundſchaft griechiſcher Mythen, die reizende Unſchuld der Urſtaaten, die Regungen der natürlichen, ungekünſtelten Liebe trafen wir bald im Leben ſchwärmeriſcher Dichter, bald in den Dichtungen nüchterner Beobachter. Es kam hinzu, daß Oſſian und Homer die Nation anfingen zu beſchäftigen, und ein Begriff von der Urdichtung einfacher Zeiten ſich bildete, den bald die Aufdeckung deutſcher Volkslieder und engliſcher Romanzen (Percy's reliques 1765) erweiterte. In der Religion kam man auf doppelten Seiten von Dogma und Convention zu Natur und Einfachheit zurück. Die Einen verwarfen alle poſitive Religion und verfochten die natürliche, Lavater aber wollte zum ächten Prophetenthume und zu dem Glauben zurück, der Berge verſetzte: er nahm für die altgewordene Zeit, die die Luftſchifffahrt erfand und mechaniſche Wunder verrichtete, die Wundergabe des Geiſtes und Gebets in Anſpruch. Baſedow verjüngte die Schule, den Zwang und das Herkommen brechend; er wollte die deutſche

Jugend frei machen von dem Eigensinne pedantischer Orbile, und das Leben und die Erfahrung sollte den Unterricht gestalten. Alles sollte sich der neuen Jugend erfreuen. Nur das politische Leben, den Staat und die Staatsformen überließen wir Frankreich umzubilden und zogen dorther wirklich in dieser Hinsicht gewisse Vortheile ohne gewisse Schäden. Dort sprang man von verkünstelten Formen des Staates und Lebens zu einfachen und natürlichen auf dem kürzesten Wege zurück, in der falschen Hoffnung, Natur und Wesen mit ihnen zu ändern; bei uns nahm man den weiten Umweg, den Geist zu verjüngen, in der ungewissen Aussicht, ob ihm auch noch die Energie eigen bliebe, die Formen nach sich zu bilden.

Unsere jungen Dichter, die wir nun im Vordergrunde der Geschichte haben, nahmen aus den früheren Zeiten mit dem richtigsten Instinkt Alles herüber, was zu den neuen Richtungen taugte, und ließen alles Andere mit der größten Entschiedenheit fallen. Sie stellten sich gegen alles Greisenhafte, Pedantische, Veraltete, gegen alle Verstandesdürre und Trockenheit, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit, gegen alle beengende Schranken in Schule, Haus und selbst im Staate[218]). Die Freude an der Natur, die Wärme der Mittheilung und Geselligkeit hielten sie fest, auch die ganze Empfindsamkeit der bisherigen Jahre, der sich aber eine neue Starkgeisterei theilweise gesellte, theilweise entgegenwarf. Zwischen den bisherigen Werken der Empfindung und des Verstandes hindurch schoß in neuer Kraft das Einbildungsvermögen auf, das gleichmäßig das weichliche Verweilen auf einerlei Gefühlen und das anstrengende Festhaften auf folgerichtigen Gedanken verscheuchte. Daher trat im Anfange jede Wahrheit der Wissenschaft und jede Handlung des Willens im Kleide der Poesie als Ahnung und Instinkt auf. Die lebhaftere Einbildung

218) Denn wenn sich Alles vor Gebräuchen schmiegt,
Wird nie der Staub des Alters abgestreift;
Berghoher Irrthum wird so aufgehäuft,
Daß Wahrheit nie ihn überragt.
Shakespeare.

verbreitete eine neue Erreglichkeit und Reizbarkeit in dem Geſchlechte: Sinnlichkeit, lebhafte Eindrücke, ſcharfe Sinne, reizbare Gemüther, ungeſtüme Leidenſchaften, hochfliegende Ideen, Körperkräfte mit Geiſteskräften in unnatürlicher Anſpannung, daher Ueberreizung der Nerven, Hypochondrie, frühzeitiger Tod und Wahnſinn begegnen uns bei jedem Schritte unter dieſen Kreiſen. Freidenkend zwar, waren doch alle Freunde um Goethe her allen dunklen Kräften der Natur und des Geiſtes geneigt; Lavater und Jung ſtehen weiterhin allein, im Anfang aber theilten Alle die Duldung gegen den blindeſten Glauben, die Neugierde für Magie und Magnetismus; ein Mann wie Forſter bewegte ſich in ſeiner Jugend in alchymiſtiſchen Geſellſchaften, und der Geiſt der Zeit riß ſelbſt den nüchternen Lichtenberg mit, einmal einer Nachricht von Goldmacherei Glauben zu ſchenken. Welch eine Revolution ſtellte nicht allein die Phyſiognomik an, mit der ſich der trockene Nicolai ſo gut in ſeiner Weiſe abgab, wie der ſchwärmeriſche Lavater in der ſeinen. Wie man in den Gegenſtänden, denen man jetzt ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, auf alles Urmäßige, Einfache, Unmittelbarſte, Unverkünſtelte der Natur zurückſtrebte, ſo ſuchten dieſe Tiefglühenden und Schauenden auch in dem menſchlichen Weſen die unmittelbarſten und urſprünglichſten Kräfte auf: man handelte nach Allgemeingefühl und Inſtinkt, man griff mit dem Ahnungsvermögen und der Divination in das Reich des Wiſſens, man ſuchte im Gebiete der Dichtung und Kunſt jene Gabe, die nicht nach Vorſchrift und Regel mühſame Werke baute, ſondern mit dem allmächtigen Werde des Schöpfers auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Geſetze in ſich trugen. Zu dieſer Gabe genügte nicht der innigſte Verein von Phantaſie und Verſtand, von Empfindung und Vernunft: ohne jene Dispoſition ſinnlicher Empfindbarkeiten, ſagte Herder, ohne jenen heiligen Trieb, jene ſtille Geiſteswärme, die Enthuſiasmus iſt, ohne die Stimme eines heiligen Orakels, und ohne das Eigenſte innenwirkender Kräfte werden Deukalion's und Pyrrha's Steine nie leben! Dieſe Gabe nannte man Genie[219]; und wie ſie ſelbſt,

219) Wir wollen hier in der Note zwei charakteriſtiſche Stellen aus Lavater's

dieſe Gabe, ſchon dem Worte nach angeborene Naturart, ſchaffend und zeugend, iſt, ſo ſollte ihr Produkt eigenthümlich, ſich ſelbſt gehörig, *original* ſein, und wie eine freie Schöpfung ſich den übrigen

---

Fragmenten (4. Thl.) anführen, die das Genie kennzeichnen wollen und die zugleich einen Begriff von dem überſichtigen Weſen dieſer Zeit und dem Selbſtgefühl des jungen Geſchlechts geben. „Wer bemerkt (lautet die Eine Stelle), wahrnimmt, ſchaut, empfindet, denkt, ſpricht, handelt, bildet, dichtet, ſingt, ſchafft, vergleicht, ſondert, vereinigt, folgert, ahndet, gibt, nimmt, als wenn's ihm ein Genius, ein Weſen höherer Art dictirt und angegeben hätte, der *hat* Genie; als wenn er ſelbſt ein Weſen höherer Art wäre, der *iſt* Genie. Der Charakter des Genies iſt Apparition — wie Engelserſcheinung nicht kommt, ſondern *da ſteht*, wie ſie ins innerſte Mark trifft, unſterblich ins Unſterbliche der Menſchheit wirkt, und verſchwindet, und fortwirkt nach dem Verſchwinden, und ſüße Schauer und Schreckenthränen und Freudenbläſſe zurückläßt, ſo Werk und Wirkung des Genies. Oder nenn' es, beſchreib es, wie du willſt! Nenn's Fruchtbarkeit des Geiſtes, Unerſchöpflichkeit, Quellgeiſt, Kraft ohne ihres Gleichen, Urkraft, Elaſtizität der Seele, nenn' es Centralgeiſt, Centralfeuer, dem nichts widerſteht — oder nenn' es ſchlechtweg nur Erfindungsgabe, Inſtinkt, allemal bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche, iſt Genie, das Inſpirationsmäßige iſt Genie. Genie blitzt, Genie ſchafft, veranſtaltet nicht, wie es ſelbſt nicht veranſtaltet werden kann, ſondern *iſt*. Ueber kurz oder lang wird's erkannt, über kurz oder lang wird Alles herabgewürdigt, was ſchwachen Köpfen Genie ſchien, aber nicht war, nur Talent, nur gelernt, nachgeahmt, nicht Geiſt aus dem Geiſt, nicht Quell aus unlernbarem Drang der Seele. Unnachahmlichkeit iſt der Charakter des Genies, Momentaneität, Offenbarung, Erſcheinung, *Gegebenheit*, wenn ich ſo ſagen darf, was wohl geahnt, aber nicht gewollt und begehrt werden kann, oder was man im Augenblick des Wollens und Begehrens hat, ohne zu wiſſen wie, was gegeben wird, nicht von Menſchen, *ſondern von Gott oder vom Satan*. — Alles Genie iſt Uebernatur, Ueberkunſt, Uebergelehrſamkeit, Uebertalent, *Selbſtleben*. Sein Weg iſt immer Weg des Blitzes oder des Sturmwinds oder des Adlers — man ſtaunt ſeinem wehenden Schweben nach, hört ſein Brauſen, ſieht ſeine Herrlichkeit — aber wohin und woher, weiß man nicht, und ſeine Fußtapfen findet man nicht." — Die andere Stelle iſt folgende: „Genie! tauſendmal, und wenn mehr als in unſerer Aftergeniezeit weggeworfenes Wort — aber der Name bleibt nicht — jeder Hauch des Windes weht ihn weg — jedes kleine Talentmännchen nennt noch ein Kleineres Genie, damit dasſelbe hinwiederum zu Kleineren herabrufe: ſeht an die Höhe hinan! Aber, Flieger, Rufer und Stauner, die ſich einander hinauf und herab räucherten und vor — *genierten*, die Sonne geht auf, und wenn ſie aufgegangen iſt, wer ſeid ihr? Genien, Lichter der Welt, Salz der Erde, Subſtantive in der Grammatik der Menſchheit, Ebenbilder der Gottheit, Menſchengötter, Schöpfer, Zerſtörer, Offenbarer der Geheimniſſe Gottes und der Menſchen, Dolmetſcher der Natur, Propheten, Prieſter, Könige der Welt, von euch reden wir, euch fragen wir, wie hat euch die Gottheit bezeichnet?"

Werken der Natur anreihen. Der Schrei der Zeit war Genialität und Originalität; und wie in der Ritterzeit die Liebe, im 17. Jahrhundert die Ehre, ſo ward jetzt Natur der Loſungsruf einer kurzen Durchgangsperiode, während Cultur und Humanität das große Ziel der Beſtrebungen des Jahrhunderts und das Stichwort der größten Männer blieben, die ſich nicht von dem erſten Eindrucke ganz hinreißen ließen.

Mit Hülfe dieſer dämoniſchen Gabe ſtürmte man nun ſiegreich den alten Parnaß! Mismuthig hatte die nordiſche Sibylle in Königsberg (Hamann), an beſſeren Muſtern einſam geſchult, der Abgötterei mit unſern Dichtern zugeſehen; er flößte dieſen Mismuth Herder'n ein, und dieſer, durch Leſſing's Vorgang muthig gemacht, fing an in ſeinen Fragmenten aufzuräumen, und er zerſtörte ſchonungslos die falſchen Götter ſeiner Freunde. Aus den verſchiedenſten Orten, aus Zürich, Frankfurt, dem Harz und Dänemark hörte man die Stimmen der Füßli, Goethe, Unzer und Gerſtenberg, die den wegmüden Alten unter unſern Dichtern ganz andere Höhen der Kunſt weit über ihrem Standorte zeigten und weit über ihren Kräften. Den Gellert, Haller, Rabener und Aehnlichen nützte ihr altes Anſehen nicht weiter, und gegen die Art von Kritik, die dies Veraltete vertheidigte, gegen Nicolai's deutſche Bibliothek, gegen Wieland's neu errichteten Merkur warf ſich die ganze Jugend mit der heftigſten Bitterkeit auf. Klopſtock's Republik, und Herder's Winke, das war jetzt die Aeſthetik, die man ſuchte; Genies ſuchte man, die alle Kritik entbehrlich machten, deren Fehlern ſogar ſich die Kritik ehrfürchtig beugen mußte. Man war der Kritik und der Regel müde, und ſo auch der Muſter, die von dieſer Kritik und Regel angeprieſen wurden. Man blieb nicht bei Leſſing's Verwerfung der franzöſiſchen Muſter ſtehen, man fing an auch die antiken ſchief anzuſehen, wie wir ſchon des Ariſtoteles Regel haben anfechten hören. Klopſtock widerſprach Winckelmann, daß der einzige Weg unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten ſei. Jedes Genie, meinte er, müſſe vor dieſem Satze erſchrecken. Er erſchrak auch ſchon als Chriſt darüber. Und

Beides hatte ihm schon Young vorgemacht. Young hatte Gedanken über die Originalwerke geschrieben, die unserer Originalitätsperiode vorausliegen, die aber lauten, als ob sie daraus abgezogen, oder aus den Ansichten jener Zeit gesammelt wären. Er unterscheidet darin Originale und Nachahmungen, die ersteren bringe das Genie hervor. Sie sind selten, weil die Beispiele der Alten uns mit Vorurtheilen befangen und zaghaft gemacht haben. Die Originalität der Alten rechnet er ihnen für kein Verdienst an, weil sie nicht Nachahmer sein konnten; wir werden ihnen desto ähnlicher sein, je weniger wir sie nachahmen. Die allzu große Ehrfurcht vor den Alten fesselt das Genie; dieses ist Meister der Werke, die Gelehrsamkeit ist nur Werkzeug. Schönheiten, die man noch nicht in Regeln gebracht, von denen man kein Beispiel hat, eben solche Schönheiten, wie sie das Genie liefert, liegen außer den Grenzen der Gelehrsamkeit. Diese Grenzen muß das Genie überspringen, um zu jenen Schönheiten zu gelangen. Regeln sind wie Krücken, Hülfe für den Kranken, Hemmung für den Gesunden. Oft bewundert man das Genie am meisten, wenn es getadelt wird, wenn es so hoch steigt, daß es vor schwachen Augen verschwindet. Der Geist der Nachahmung beraubt die schönen Künste eines Vortheils, den die mechanischen haben, in denen man stets weiter geht. Wir Menschen selbst sind original von Natur, keine zwei Gesichter gleichen sich ganz; wir werden als Originale geboren und sterben als Copien. Zwei Regeln empfiehlt Young, das schlummernde Genie zu wecken, die im Leben wie in der Dichtung golden seien: Erkenne dich selbst, und habe vor dir selbst Ehrfurcht! Man sieht wohl, wie all dies unseren Regelstürmern, unseren Verächtern aller Muster, unseren auf sich selbst stolzen, in aller Individualität keck hervortretenden Genies das Wort redet, wie es einen Wink gibt, die Bedeutung der physiognomischen Manie zu erklären, wie es Shakespeare empfiehlt, der das Muster und die Regel dieser Regellosen ward. Der Inhalt dieser young'schen Schrift ward durch Klopstock zeitig bekannt. Sonderbar, daß der Begriff des Originalgenies nicht einmal original bei uns ist, und daß der große englische Tragöde, der

so fern von Nachahmungen war, so vielfach von unseren Originalen nachgeahmt ward.

Man hätte denken sollen, die lebhaftere Bewunderung des Genies, die größere Reinheit des Geschmackes und Beweglichkeit der Geister, die sinnliche Empfänglichkeit dieser Jugend hätte der Dichtung erstaunlich günstig werden müssen. Die Naturpoesie, die sie suchten, Homer, Ossian, Shakespeare, die Lieder des Volkes, die einfache Dichtung des Orients verbreiteten auch wirklich einen Hauch von Einfachheit und Frische; und es stellt sich in der That eine ungeheuere, höchst versprechende Bewegung ein. Gleichwohl war es nur der Eine Goethe, der eigentlich das leistete, was man erwartete. Vielen, die sich für große Genies hielten, mangelte sogar das bloße poetische Talent; die meisten waren bloße Dilettanten; unfruchtbar von Natur, brachten sie höchstens dürftige Bruchstücke zu Stande. So haben wir die Merck, Möser, Schlosser, Fr. Jacobi u. A., die sich alle gern an Poesien versucht hätten, ohne das Vermögen in sich zu spüren. Sie gehörten zum Theile, neben Anderen, mehr der Wissenschaft an, und Herder steht hier als der große Vertreter jenes Theils dieser Literaten, die einen neuen Schwung in die Wissenschaft mehr als die Kunst brachten. Er war es, der gegen die ganze frühere Zeit auch für die Wissenschaft das Genie in Anspruch nahm, das selbst Kant noch blos auf die Dichtung bezog, das man bisher immer als die eigentliche Dichtergabe betrachtet hatte. Wieder Andere vertobten, sich selbst überbietend, frühzeitig ihre Kräfte und gingen zu Grunde. Diese strebten über alle Natur, die kaum erreicht war, wieder hinaus und wußten das wilde Spiel ihrer Einbildung nicht zu zügeln, die erst als Einbildungs*kraft* zu poetischer Gabe wird. So kam es, daß unter allen den neuen Dichtergruppen, als Massen betrachtet, noch diejenige am meisten leistete, die an den Mustern der Alten und der Natur festhielt, und nicht so kühn der regellosen Genialität sich überließ: die Göttinger. Es kam so, daß der Eine Goethe zeitig aus diesen Umgebungen, Sitten und Ansichten heraustrat, und er schien sich und seine Dichtergabe erst ganz ins Sichere gerettet zu haben, als

er sich von dem nordischen Boden, der nie einer reinen Dichtung günstig war, nach Süden gerettet hatte, wo Winckelmann aufthaute, wohin Lessing strebte, wohin bald ein instinktartiger Zug jeden Deutschen trug, der in Kunst und Bildung frei von der Scholle werden wollte.

Goethe schien die Aufgabe gelöst zu haben, um die man damals in Leben und Dichtung wetteiferte. Er stellte das Ei des Columbus, an dem Klopstock und Wieland gekünstelt hatten, um es nothdürftig für einen Augenblick zu halten, wie Columbus fest; aber seine ganze Schule um ihn her zerbrach mit plumper Faust die Schale und verschüttete Weißes und Gelbes. Man wollte Natur und griff nach Rohheit, für Einfalt nahm man Gemeinheit, den feinen Luxus des Verstandes gab man auf und fiel auf den der Leidenschaften und sinnlichen Genüsse. Des Dämons Einflüsterung sollte große Schöpfungen eingeben, aber man hörte gleichgültig auf die bösen Geister wie auf die guten. Oft gebrach die Materie, aus der etwas zu schaffen wäre, und aus Nichts zu gebären wollte die Allmacht des Genies nicht hinreichen. Man führte immer Ossian und Homer im Munde, und die ersten Eindrücke, die wir dorther empfangen, Kindlichkeit, Unschuld, Einfalt, Maß und Zucht müssen diese Kraftgenies nie empfunden haben, die uns dafür Unzucht, Unnatur und Bombast gaben. Man schrie immer von Shakespeare, und am vordersten die Leute, die nie die Welt gesehen hatten, die, in dunkler Einsamkeit begraben, bacchantische Anfälle hatten von Dichterbegeisterung, aber noch mehr von selbstischen Einbildungen über ihre Gaben und Kräfte. Daher denn kamen in den Menschen jene wunderbaren Täuschungen, die einen Wezel zum Wahnsinn trieben; daher in den Dichtungen die sonderbare poetische Verzerrung, jener Unsinn, der mehr an Wahnsinn als an Dummheit grenzt, ein Zug, der, nach dem höchst treffenden Ausspruch eines jener Kraftmänner selbst, den deutschen Unsinn vor allem andern Unsinn der Welt unterscheidet. In dem Streben nach Natur und Wahrheit rückte man die Kunst aus ihrer idealen Höhe in die Tiefe der Wirklichkeit hinab, und weil man doch empfand, daß die Dichtung nicht

des Ideals entbehren konnte, ſo ſuchte man nun Leben und Wirklichkeit poetiſch zu bilden, und man rüttelte an der alten hergebrachten Tracht, Sitte, Empfindung und Anſchauung, und ſuchte Alles zu heben und zu ſteigern. Die Forderung des Genies vergriff ſich im Stoff, und ſtatt dem Geiſte Freiheit zu geben zu edlen Schöpfungen, ſchlug dieſe Wendung ihn in die Feſſeln blinder Leidenſchaftlichkeit; Sinnlichkeit ſollte Schönheit, Genredichtung ſollte Original, Karrikatur ſollte Kraft und Ausdruck ſein. Wie in der Dichtung die Regel, ſo ward im Leben das ſittliche Geſetz geleugnet. Jacobi ſuchte das moraliſche Genie, das Urbild jenes Geſchlechts zu ſchildern, das ſich ſelbſt als ſittliches Geſetz anſah, und ſeine Geſetzgebung in Aufhebung aller Geſetzlichkeit begründete. Mit dieſem Zuge verwandt iſt eine Erſcheinung, die damals vorüberzog, und die in dem deutſchen Volke außerordentlich fremd ſteht; wir meinen die Liberalitäten gegen Fürſten und gegen den politiſchen Druck der Regierungen. Wie ſelten haben wir in Deutſchland den Ton anſtimmen hören, der aus den Liedern der Klopſtock, Voß und Bürger klang! Ein ſo frommer Mann wie Cronegk fragte ſich, ob er unter allerlei Tugenden auch die der Verachtung der Könige habe! Und der ſanfte Claudius ſang: „Der König ſei der beſſ're Mann, ſonſt ſei der Beſſ're König!“ Der ſpäterhin der loyalſte Mann in Deutſchland war, Goethe ſchrieb in jenen Jahren an Lavater: „Beſchreibe mir *ohne Beſcheidenheit* (Gerechtigkeit iſt gegen dieſe, was Geſundheit gegen Kränklichkeit) Deine That gegen Grebel, damit ich Dich mit Deiner That meſſe, Du braver Geiſtlicher! Eine ſolche That gilt 100 Bücher, und wenn mir *die* Zeiten wieder auflebten, ſo wollte ich mich mit der Welt wieder ausſöhnen!“ Später ſchüttelte Goethe ganz miniſteriell das Haupt über dieſe nämliche That, weil in einem geordneten Staate auch das Recht nicht auf unrechte Weiſe geſchehen ſolle, und gewiß hätte er dieſen Brief in den 90er Jahren mit noch größerem Misbehagen angeſehen, als Stolberg ſeinen dithyrambiſchen Freiheitsgeſang aus dem 20. Jahrhundert, in dem er den Freiheitstod zweier Stolberge

befang [220]). „Damals, so schildert Jean Paul dieses kraftgenialische Zeitalter, war ächter Stolz häufig und gemein und ich erinnere mich, daß ich mir aus dem schrift- und amtssässigen Adel nichts machte, wenn er mir vorbeiritt. Die meisten setzten aus Virtuosenlaune nicht eher einen Vers auf, als bis sie nichts mehr anzuziehen hatten. Verse und Poesien waren hart, aber die Herzen weich, obwohl grob — ja die Meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier. Kein Geist von einigem Gehalte setzte einen Fuß in eine Universitätsbibliothek. — Das Publikum las und labte sich an dem ästhetischen Schnepfendrecke dieser cynischen Dichter, da es für ächten Bombast vielleicht mehr wahren Geschmack besitzt als ganz Paris; denn wenn der ungekünstelte, einfältige, natürlich rohe Geschmack nicht nur der richtigste, sondern auch der ist, der brennende dicke Farbe, Quodlibetsbilder und mäßige Uebertreibung zu genießen weiß, so muß er doch wahrhaftig in einem Lesepublikum zu finden sein, das größtentheils aus jungen Leuten, Studenten, Kaufmannsdienern und ungebildeten Geschäftsleuten besteht. — Jetzt ist der Parnaß ein ausgebrannter Vulkan; und wo haben wohl jene Männer, die aus Goethe's Esse funkelnd stoben, ihren Glanz und ihre Wärme gelassen?" Eben dies, was Jean Paul in dem letzten Satze zurückschauend überdenkt, hatte Nicolai schon 1776 voraussehend geweissagt: „In vier, fünf Jahren, schrieb er an Höpfner, wird das wilde Wesen verraucht sein, und dann wird man ein Paar Tropfen Geist im Helm, und im Tigel ein großes caput mortuum treffen."

Die Uebertreibungen dieser Jugend verdienten ihr diesen Spott und verursachten gleich anfangs, daß sich ein Gegengewicht in die

220) Darin lautet eine Stelle: „Wir sahen dich einst, rauschender Strom, mitten im Lauf gehemmt. Bebend und bleich, wehend das Haar, stürzte der Tyrannen Flucht sich in deine wilden Wellen, in die Felsen wälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach; sanfter wallten deine Wellen. Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut färbte deine blauen Wellen!!"

Schale legte. Ueberall in den neuen Lagern ſelbſt zeigten ſich die Feinde dieſer Genieſeuche, oder gar die Abtrünnigen. In Königsberg, oder in Preußen überhaupt, ſtellten ſich Herder'n und Hamann die Nicolai, Hermes, Hippel und Aehnliche entgegen, und ſelbſt Kant zweifelte noch, mit einem Stiche auf die junge Literatur, ob der Welt mehr mit kühnen, bahnbrechenden Genies gedient wäre, als mit mechaniſchen Köpfen, die mit ihrem alltäglichen, langſam am Stabe der Erfahrung fortſchreitenden Verſtande vielleicht das Meiſte zum Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften beitrügen. Goethe bezeichnete Merck als ſeinen mephiſtopheliſchen Freund, weil dieſer durchweg verneinend gegen das romantiſche Unmaß dieſer neuen Emporkömmlinge ſtand. In Zürich bildete ſich gegen Lavater eine feindliche Partei. In Weimar nahm Wieland mehr die Seite der Nüchternen und ärgerte ſich bitter über „die laufichten Gelbſchnäbel, die ſich airs geben, als ob ſie mit Shakeſpeare Blindekuh zu ſpielen gewohnt wären". In Göttingen waren Käſtner und Lichtenberg die Vertheidiger des alten Parnaſſes und des geſunden Menſchenverſtandes, und der Letztere beſonders hörte nicht auf, die Leute zu verfolgen, „die zu dem Namen Genies wie die Kellereſel zum Namen Tauſendfuß kämen, nicht weil ſie ſo viel Füße hätten, ſondern weil die Meiſten nicht bis auf 14 zählen wollen". Eine ganze Reihe praktiſcher und pragmatiſcher Romane vertritt dieſe Gegenſeite, die ſich gegen die Neuerungen der Genies, der Phyſiognomen, der Propheten, der Geheimgeſellſchaften, der Philoſophen ſetzten. Wezel, Nicolai, Hippel, Muſäus [221]), Thümmel, Knigge und Andere ſind die Vertreter dieſer Poeſie der Wirklichkeit, dieſer Genrekunſt, die ſich jener hyperboliſchen entgegenwarf. Auch ſie aber war inſofern ein Kind der Zeit, als auch ſie die Natur und Wahrheit zum Maßſtab der Dichtung machte, auch ſie auf Originalwerke und auf Zeichnungen originaler Charaktere ausging, die Ausnahmen in der Wirklichkeit ſuchte, wie die Regelloſigkeit in der Kunſt, und dies Alles mit demſelben Unvermögen,

221) Mor. Müller, J. K. A. Muſäus. Ein Lebens- und Schriftſtellercharakter-Bild. Jena 1867.

da auf dieſer Seite Sterne das Vorbild gerade ſo ward, wie auf der andern Shakeſpeare. Trugen dieſe Sternianer und Swiftianer nicht ihre Poeſie ins Leben, ſo nahmen ſie ſie unmittelbar daher, denn die meiſten dieſer Schriftſteller waren im Leben ſelbſt Originale, nach dem Begriffe der engliſchen Humoriſten [222]), und bildeten ſich ſelbſt vielfach in ihren Helden ab. Eine andere Einſeitigkeit riß hier die Dichtung aber ſo tief herab, als ſie dort war hinaufgeſchroben worden; auf jener Seite bereitete man uns auf den Nihilismus der Romantik, auf dieſer für den platten Materialismus der Unterhaltungsſchreiberei vor. Was die Einbildung dort verdarb, das machte der praktiſche Verſtand hier nicht beſſer; ſo ſchädlich ſich der trunkene Schwung dort erwies, ſo nachtheilig hier die nüchterne Trockenheit. Und nicht einmal vor ähnlichen Verirrungen und Ausſchweifungen ſchützte dieſe Verſtändigkeit; die übertriebene Empfindſamkeit jener ſchmachtenden Zeit der Regenmonate unſerer Literatur fand hier auch Zuflucht, ſo gut wie bei der Starkgeiſterei. Nicht allein dort lag Werther neben Götz, ſondern auch auf dieſer Seite Yorick neben Triſtram. Die Stelle neben der Empfindſamkeit nahm hier der Humor ein, und dies iſt am ſichtbarſten bei Jean Paul geworden, der die gegenſätzlichen Eigenſchaften dieſer beiden poetiſchen Schulen, von denen wir reden, der Kraftgenies und der Humoriſten, der Starkgeiſter und Originale, auf eine merkwürdige Weiſe vereinigt. Dieſem Humor glückte es faſt nirgends, äſthetiſche Würde und einen tieferen Gehalt zu behaupten; den Nachahmern ſchien es genug, wenn ſie, wie Sterne, in Spirallinien meilenweite Reiſen machten nach den nächſten Punkten und über Kleinigkeiten grundtiefe Empfindungen heraufſeufzten.

Während ſo die Poeſie bei ihren erſten Anſtrengungen nach Selbſtſtändigkeit und Größe ſich in inneren Spaltungen durch Einſei-

222) Wie Ben Jonſon den ächten Humor definirt:

As when some one peculiar quality
doth so possess a man, that it doth draw
all his affects, his spirits and his powers,
in their constructions all to run one way,
this may be truly said to be a homour.

tigkeit und Uebertreibung aufreiben zu wollen ſchien, kamen noch andere Hemmniſſe von außen hinzu, die ihr noch gefährlicher zu werden drohten. Die Wiſſenſchaften wurden in den Strom der jugendlichen Begeiſterung mit hineingeriſſen, und ſie zogen manche Kräfte von der Poeſie ab, und überflutheten mit neuen und leidenſchaftlichen Intereſſen die kaum erwachte Theilnahme an der Dichtung und Kunſt. Die Phyſiognomik, der Magnetismus, Geheimlehre und geheime Geſellſchaften aller Art machten ein ungemeines Aufſehen, und um ſo mehr, je mehr ſie wiſſenſchaftliche und Lebensverhältniſſe zugleich umfaßten. Die Religionsſtreitigkeiten, die ſich aus den reimariſchen Fragmenten und ſonſther entwickelten, füllten ein großes Gebiet unſerer Literatur aus, und Männer wie Lavater und Herder wurden der Dichtung dadurch ganz entrückt. Die Pädagogik ward eine ganz neue Wiſſenſchaft und brachte eine ganz neue Bewegung in das Leben; ſie riß eine ganze Maſſe von Romanſchreibern in ihren gemeinnützigen Dienſt. Die Geſchichte ward ſeit Herder's Anregungen ganz neu begründet und zog ſehr ſchöne Talente ausſchließlich an ſich. Die Philoſophie ward 1781 hergeſtellt und ergriff mit einer ungeheueren Bewegung ganz Deutſchland, ſogar den katholiſchen Süden; und wer ſich nur eine ſtatiſtiſche Tabelle unſerer literariſchen Erzeugniſſe entwerfen wollte, der würde erſtaunen über den Abfall an poetiſchen Werken ſeit den 80er Jahren, wo die philoſophiſchen an die Stelle traten. Zu dieſen außerordentlichen Gegenwirkungen gegen unſere Poeſie kam endlich noch die franzöſiſche Revolution, die die Staaten erſchütterte, das Hausleben ſtörte und tauſend Geiſter irrte. Zwiſchen all dieſen feindlichen Elementen und Stürmen ſollte ſich das leichte und zarte Fahrzeug unſerer Dichtung erhalten, und wahrlich es iſt ein Zeichen einer natürlichen Bauart, daß es nicht größere Lecke davontrug und ſich mit Ehre und Ruhm, wenn auch nicht unverſehrt, in einen ſichern Hafen rettete. Goethe zwar, den die politiſchen Begebenheiten drückten, den die wiſſenſchaftlichen Reizungen abzogen, und der, was die Hauptſache war, ſeine ſchönſten Kräfte bereits gebraucht hatte, Goethe ließ das Steuer ſinken und übergab es neidlos in

Schiller's Hände. Auch dieser war von seinen Kämpfen mit Wissenschaft und Politik, mit Philosophie und Geschichte ermüdet und hatte die erste Jugendkraft darangesetzt; aber er bewältigte Alles und zwang es zum Dienste der Dichtung zurück, in klarer und ausgesprochener Ueberzeugung, daß uns für unser Nationalleben nicht politische Revolutionen frommten, ehe wir unsere geistige Natur gereinigt hätten. Da er seine Dichtung mitten durch jene Klippen und Wellen hindurchsteuerte, so litt freilich unter seiner Hand Steuer und Schiff zugleich, allein nur um diesen Preis war unsere Dichtung überhaupt zu retten. Glücklich, daß diese Hand so lange ausdauerte. Jean Paul versuchte ja auch, allen jenen Elementen mit noch größerer Kühnheit zu trotzen; er wollte Wirklichkeit und Ideal, alle Wissenschaften, Politik, Philosophie, Pädagogik und Dichtung an Bord behalten, aber dafür liegen ihm auch die Trümmer von Allem umher. Und was wollte es vollends bedeuten, daß die Romantiker und Lyriker nachher den von Anderen geretteten Kahn mit eitler Selbstgefälligkeit auf dem ebenen Wasser des Portes schaukelten? Aufs hohe Meer hat sich seitdem Keiner hinausgewagt, wie viele Matrosenkünste auch an dem alten Tauwerk versucht wurden.

---

1. Preußen. (Herder.)

Nach dieser allgemeinen Aussicht treten wir nun den Gegenständen, den Personen und Werken näher, durch welche die außerordentliche Bewegung in unsere Literatur kam, die sich uns ankündigt. Wir haben uns zunächst nach Preußen zu wenden, um dem neuen Geiste unter diesem revolutionären Geschlechte auf die Spur zu kommen, der nachher zwar am Rheine erst greller ans Licht trat. Im 17. Jahrhundert zog Schlesien den Vortheil von den vorhergehenden Regungen am Rhein und im Südwesten von Deutschland; diesmal blieb der Nordosten mehr im Hintergrunde und im Nachtheile gegen die westlichen Gegenden, obwohl mit die größten Persönlichkeiten von

dort ausgingen. Es kam hier ganz anders, als Friedrich II noch als Kronprinz gemeint hatte, der damals Königsberg und Preußen mehr tauglich fand, Bären zu ziehen, als die Wiſſenſchaft zu pflegen; er behauptete, die Künſte hätten dort nie geblüht und es werde auch wohl nie geſchehen. Gleichwohl ſchien es gerade, als ob er ſelbſt und die Wirkungen ſeines Regiments hier alle außerordentlichen Kräfte, die im Volke ſchlummerten, hervorgerufen hätte. Welch eine Reihe von Namen bildeten nur die Herder, Winckelmann, Hamann, die beiden Forſter und Kant, die Preußen in jenen Zeiten geboren hat! Unter ihnen hat Herder, den wir ſchon mehrfach andeuteten, das Verdienſt, den erſten großen Anſtoß zu einer freieren Hervorbringung im Reiche der Dichtung gegeben zu haben. Dies geſchah nicht durch eigene dichteriſche Gabe, durch Muſter und Beiſpiel, ſondern dadurch, daß er die äſthetiſche Kritik mehr mit Phantaſieſchwung als nüchternem Geiſte betrieb und dadurch eine Brücke von ihr zur dichteriſchen Schöpfung ſchlug. Hatte Leſſing durch Reinhaltung der Kritik und künſtleriſche Betrachtung ſeinen eigenen Dichtungen geſchadet, indem er ſeine wiſſenſchaftlichen Grundſätze aufs Höchſte förderte, ſo nützte dagegen Herder durch Verwirrung und Vermiſchung dieſer Grundſätze, durch eine Maſſe von neuen Winken, Ideen, Anregungen und Gedankenblitzen, den Dichtungen Anderer, indem er ſeine eigene Kritik, wie ſeinen Geſchmack unſicher und launenhaft machte. Ueberall ſteht Herder bei ſeinem erſten Auftreten, ſoweit er ſich der ſchönen Literatur annahm, auf Leſſing's kritiſchen Leiſtungen, als auf dem Fundament ſeiner eigenen Schriften, in deren Aufbau er jedoch dem erſten Plan faſt immer auswich, und daher ganz gewöhnlich auf lockeren Boden baute. Was uns dieſe eben ſo entſchiedene Anlehnung an Leſſing, als Abweichung von ihm erklärt, iſt, daß Herder in der Literatur faſt kein anderes Vorbild hatte als Leſſing, und in Einigem Winckelmann, daß dagegen ſein perſönlicher Umgang mit Hamann den Eindrücken, die er dort aus dem Buche empfing, ein Gegengewicht hielt, das, wenn nicht durch die größere Lebhaftigkeit des mündlichen Verkehrs, ſo gewiß durch die größere Verwandtſchaft von Hamann's

Geiſte zu Herder's ein Uebergewicht ward. Wenn wir uns daher Herder erklären wollen, müſſen wir nothwendig zuerſt einen Blick auf Hamann werfen, ſowie wir Winckelmann hinzuziehen müſſen, der in einigen Zügen für Herder, in nicht wenigen für Goethe ein Vorbild war. Beide Männer gehören Preußen an; Beide haben in ganz verſchiedener Weiſe, der Eine ſo mittelbar wie der Andere unmittelbar, große Einflüſſe auf die Umgeſtaltung von Kunſt und Wiſſenſchaft geübt. Sie gehen die Geſchichte der Dichtung nicht eigentlich an, ſind aber ihrer Anregungen wegen einer wenigſtens allgemeinen Betrachtung nicht zu entziehen. Und namentlich ſind uns ihre perſönlichen Charaktere, die in den reichlichſten Briefen in größter Unbefangenheit uns abgebildet vorliegen, ganz unentbehrlich, wenn wir die Art und Natur, die geänderten Geſinnungen und Lebensweiſen des jungen Schriftſtellergeſchlechts im 8. und 9. Jahrzehnt verſtehen und es in ſeinen erſten Anfängen betrachten wollen. Auf dieſen Charakteren werden wir daher in den folgenden Skizzen mehr verweilen, als auf ihren Werken, die bei Winckelmann unſerem Gegenſtande zu entfernt liegen, bei Hamann überhaupt zu unbedeutend ſind.

Joh. Joachim Winckelmann (aus Stendal 1717—68)[223], iſt neben Leſſing und Klopſtock unſtreitig der Mann, der den alten Lebensanſichten und engherzigen Beſchränktheiten der deutſchen Gelehrten den erſten Stoß geben half durch Entwickelung eines ganz eigenthümlichen Charakters, den feindlich anzutaſten das ungemeine Verdienſt des Mannes wehrte, der für ganz Europa ein Kunſtlehrer ward. Was Klopſtock der Nation an größerer Freiheit darbot, nahm er wieder durch überſpannte Würde zurück, Leſſing ſchritt mit einer beneidenswerthen Sicherheit auf der Grenze hin, wo ſich Würde und Freiheit berühren, Winckelmann verlor vielleicht in dem Maße an Würde des Charakters, als Klopſtock an Freiheit einbüßte. Allein die äußerſte Naivetät und Unbefangenheit des Mannes, die vollkom-

223) K. Juſti, Winckelmann, ſein Leben, ſeine Werke und ſeine Zeitgenoſſen. Bd. 1. 2. Leipzig 1866—72. O. Jahn, Winckelmann. Eine Rede. Greifswald 1844.

menſte Sicherheit, mit der er dem Triebe ſeiner Natur folgte, die ihn nicht irre führte, die Befriedigung und das innere Glück, das ſein ſpäteres Leben ausfüllte, und das ſeine Denkart und Handlungsart zu rechtfertigen ſchien, die ungeheueren Wirkungen ſeines Strebens in ganz Europa, wohin ſo leicht damals kein Ruhm eines deutſchen Gelehrten drang, dies Alles machte, daß man die Individualität von ſo ſcharfem Gepräge trug, und bald liebte und bewunderte, wie ungewöhnlich und neu auch dies Gepräge war. In dieſem Manne miſchte ſich Gutes und Böſes, wie in der Natur, und beſſer zu ſein als dieſe, war in ihm wie in Goethe kein Begehr, ja ſogar eine Abneigung. Einſamkeit und inneres Unglück hatten ihm durch dreißig Jahre eine Spannkraft des Geiſtes gegeben, die ihn zur Aufopferung, Selbſtverleugnung und den ſchwerſten Tugenden, aber auch zu den feinſten Nachgiebigkeiten gegen die Schlechtigkeit der Menſchen und den Druck der Umſtände fähig machte. Dieſe ſeine Jugendzeit hatte ihn frühe altern gemacht, aber die Gegenwirkung ſeines Geiſtes warf den alten Druck nachher ab; er ſagte ſelbſt, daß er ſeine Jugend wieder erhalten habe in dem Lande der Künſte, und daß er nicht mehr zu veraltern ſcheine. So haben wir in ſeinem Leben ein kleines Bild, wie die deutſche Welt, unter welchen Opfern und auf welchen Wegen ſie aus der alten Zeit in eine neue hinübertrat. Winckelmann war arm und mühſelig durch die Schule gegangen, aber geſtützt durch wahre und ächte Liebe zu den Alten, deren treue Bewahrung im deutſchen Unterricht nun endlich nach zwei Jahrhunderten ihre beſſeren Früchte tragen ſollte. Wie Leſſing ſollte er Theologie ſtudiren, allein „die akademiſche Speiſe blieb ihm zwiſchen den Zähnen hängen (wie er ſelbſt erzählt), er ward was man nennt lüderlich, und bekam mit ſehr großer Noth ein ſehr kahles Theologenzeugniß“. Ihn trieb es frühe zu Antiquitäten und ſchönen Wiſſenſchaften, und als er 1738 in Halle ſtudirte, ſtand ihm ſchon Italien vor. Er faßte mit ungemeiner Lebendigkeit die alten Zuſtände und Verhältniſſe auf, zuſammengefaßter auf dieſen Einen Gegenſtand, das Alterthum, als ein anderer Deutſcher jener Zeit war, ſo daß in ihm, wie in jenen Italienern des 16.

Jahrhunderts, das antike Leben mit all seinen Sitten und Neigungen wiedererwachte. Als er den Herodot übersetzte, schrieb Boysen an Gleim, war es, als ob ihn ein Genius begeisterte; als er Cäsar's Gallica las, wollte er zu Fuß nach Frankreich reisen; und so ist es wahrscheinlich genug, daß er schon so frühe den Gedanken hatte römisch zu werden, um Rom zu sehen. Daß solche Naturen wie er und Lessing, von angeborner Raschheit und Lebendigkeit, von dem Schicksale etwas gehemmt wurden, war vielleicht heilsam; der Druck konnte sie doch nicht beugen. Gleichwohl haben wir die Nachwehen der Unterdrückung bei Winckelmann zu bedauern. Bis zum 30. Jahre seufzte er unter der Last eines Schulamts, die er nie ganz verwand; über seiner Kunstgeschichte empfand er später, daß ein gewisser feiner Geist schon anfing zu verrauchen, mit dem er sich früher auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung der Schönheit hob. Er sollte in jenen Jahren, wie er im Unmuth schrieb, grindige Kinder das ABC lehren, während er sehnlich wünschte zur Kenntniß des Schönen zu gelangen, und Gleichnisse aus Homer betete. Wie Lessing suchte er äußerlich anständiger zu erscheinen, als seiner Armuth gemäß war. Als er seinen Sophokles und Juvenal erläuterte, ahnte noch Niemand den Wiedererwecker der Kunst in ihm, so wenig als in Lessing den Retter der deutschen Bühne, wie er seine ersten Komödien schrieb. Erst 1748 ward ihm eine dürftige Erlösung geboten; er gab seine Schulstelle gegen eine vorübergehende und uneinträgliche Stelle bei dem Grafen von Bünau auf, und drückte die rettende Zuschrift an Mund und Brust. Er sah nun Dresden, wo die alte Prunkliebe der Könige werthvolle Kunstschätze gesammelt hatte; der Anblick dieser Gallerie, der Umgang mit Künstlern und Kunstkennern, wie Oeser und Hagedorn, war für ihn, was für Lessing die Bekanntschaft mit seinen Schauspielern. Als er seine Unterhandlungen begann, katholisch zu werden, um das gelobte Land der Kunst zu sehen, klagte sein Freund Berends, wie Moses bei Lessing, über Unstetigkeit, und suchte ihn auf ebenem Wege zu halten. Aber in ihm war der Trieb nach einem

zusagenden Berufe noch mächtiger als bei Lessing. Er schrieb: „Nullum ingenium magnum sine mixtura dementiae. Man muß die gemeine Bahn verlassen, um sich zu erheben. Die Liebe zu den Wissenschaften ist's allein, die mich bewegen konnte, diesem Anschlag Gehör zu geben. Gott und die Natur haben wollen einen großen Maler aus mir machen, und Beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nun ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer und die Munterkeit, die ich durch heftiges Studium verloren, so würde ich weiter in der Kunst gehen; nun habe ich nichts vor mir als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und, wenn es sein könnte, aufs Höchste zu treiben. In Bezug auf die conditio sine qua non bei dem Antrag des Pater Rauch, so streiten sich Eusebia und die Musen bei mir, aber die Partei der Letzteren ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Falle thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien wegsehen, der wahre Gottesdienst sei überall nur bei wenigen Auserwählten zu suchen. Ich glaube, daß ich berechtigt bin, das Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten. Ich glaube nicht den Pater durch meine reservationes mentales zu betrügen, ich kann dieselben durch der Jesuiten eigene Lehren in diesem Punkte vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen. Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt; ihm mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen. Hierin bestand bis auf Mosen Gesetz und Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte." Den Absichten, die er hier vor dem Schritte aussprach, blieb er stets treu. Er sagt selbst, daß er keine Religion

habe[224]). Ihm blieben wie Goethen die Jugendgefühle theuer und der Genuß, den Religionsgefühle dem Herzen geben; er ſang ſeine lutheriſchen Lieder, die allen Preußen jener Zeiten ans Herz gewachſen ſind, in Rom fort und konnte in Unglücksfällen ſeinen Freunden religiöſe Tröſtungen geben und lang verleugnete Empfindungen wecken. Aber was ihm in aller Religion als die letzte Wahrheit übrig blieb, das nannte er Philoſophie; ſonſt zweifelte und dachte er nicht viel über heilige Dinge, da er ganz andere Sachen zu denken habe, und hätte er in Griechenland ſein können, ſo wäre er auch ein Prieſter der Cybele geworden. Zu der Begeiſterung für ſeine Muſen, die ihn nicht bedenklich über dieſen Schritt werden ließ, kam noch eine weitere Schwärmerei, die ihn zu dieſer Reiſe antrieb, „die keiner ſeiner theueren Märker vielleicht in zwei Säculis gemacht", und die ſein für die damalige Zeit ungeheueres und nur in Dresden mögliches Projekt des Religionswechſels noch mehr in ihm nährte. Er trug das Ideal einer heroiſchen Freundſchaft mit ſich, das er aus dem Alterthum nahm; er zürnte der chriſtlichen Religion, weil ſie keine Lehre und kein Beiſpiel der Freundſchaft gebe, die ihm die erhabenſte aller Tugenden war. Er verſchwendete damals ſeine Neigung an einen Lamprecht, der ihn zurückſtieß, betrog, enttäuſchte; er wollte dieſen unterſtützen, und ſich in Rom eine Stellung ſchaffen, die ihm erlaubte dieſes Freundes ganz zu genießen. So bitter ihn dieſer, ſo bitter ihn Mengs täuſchte, dennoch konnte er nie eines Freundes entbehren, und er wähnte bald in Stoſch, bald in v. Berg, bald in Franke oder Riedeſel den treuen und wahren gefunden zu haben. Seine Freund-

224) Er ſchreibt unter Anderem: „Mein Vater hatte mich zu keinem Katholiken machen wollen, er hatte mir ein gar zu dünnes, empfindliches Knieleder gemacht. Ich merke, es fehlt mir noch viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand das Kreuz machen ſoll, ſo meldet ſich die Linke. Den Aſchermittwoch bin ich eingeäſchert worden; ich zuckte, aus Furcht es unrecht zu machen, mit dem Kopfe, der geheiligte Dreck wäre mir beinahe ins Maul geſchmiert worden. Ich habe auch gebeichtet, allerhand ſchöne Sachen, die ſich beſſer in Latein, als in der Frauenmutterſprache ſagen laſſen. Sieben Vaterunſer und ſieben Ave ſoll ich beten; zum Unglück kann ich das Ave nicht, Paternoſter brauche ich nicht. — Sollte ich Dir nicht bald Luſt machen, ein Katholik zu werden?"

ſchaft war ganz anderer Art, als die der Gleim und Jacobi; hier ſcheiden ſich die Sitten und die Geſchlechter. Seine Freunde waren meiſt ſchöne und junge Männer; er „ſprach mit ihnen von Liebe"; er hielt die männliche Schönheit höher als die weibliche; die Frau Mengs, auf die ihm ſein Freund alle Rechte abtrat, war ihm nicht gefährlich; man deutete ſeine Freundesliebe ihm wie dem Sokrates und Joh. von Müller übel. Wir erkennen die Züge der freieren, genialen Lebensweiſe, die uns nun bald in mannichfaltiger Art begegnen werden; wir erkennen einen Mann von antiker Geſinnung, zum Theil von anderen Seiten her, als wir bei Leſſing fanden. So hat Goethe dies heidniſche Element in ihm hervorgehoben, der überhaupt keine beſſere Charakteriſtik geſchrieben hat als die von Winckelmann[225]). Er deutete auf jenen Sinn, der ſich auf dieſe Welt richtet, auf jenes Vertrauen auf ſich ſelbſt, jenes Wirken in der Gegenwart, jene Ergebenheit in ein übermächtiges Schickſal, auf die Liebe des Nachruhms, der ſelbſt die Zukunft wieder auf dieſe Welt anweiſt, auf jenes ſichere Ausgehen von einem gewiſſen Punkte zu ungewiſſen Zielen. Wirklich war ihm Unſterblichkeit und künftige Beſtimmung gleichgültig; er ſetzte in die Unruhe des Lebens ſelbſt ſein Ziel, in ſtete Wirkſamkeit und Thätigkeit ſeinen Beruf, und nicht der Glaube allein, auch der Wille ſchien ihm Alles möglich zu machen. Ganz antik war Winckelmann in der Aufrichtigkeit und Naivetät, mit der er ſeine Natur nie zu verhüllen ſuchte, mit der er ſich allen Neigungen überließ, in ihnen aber haushälteriſch war und mäßig. Er war es ſelbſt in ſeinem Glücke und Behagen, und im Sinne jenes alten Weiſen wünſchte er nicht zu glücklich zu werden. So war ſeine Derbheit und Geradheit durch Klugheit geregelt, ſeine Heftigkeit durch zeitgemäße Demuth, Beſcheidenheit und Stille gezügelt. Dieſe Gaben lernte er in Italien ausbilden. Er legte dort das Schwärmeriſche, was er in Deutſchland den Grafen Bünau und ſeine nüchternen Freunde offen ſehen ließ, ab, er lernte die ſchlauen Wälſchen ſchlau beobachten und behandeln, und daran hinderte ihn ſeine Heftigkeit in Liebe und Haß nicht. Wie

225) Winckelmann und ſein Jahrhundert. Tübingen 1805.

ſo viele fremde Künſtler in Rom, ward er auf ſein Treiben ſtolz und auf ſeinen Namen; wie ſo viele deutſche Italianizzati liebte er ſein Vaterland nur dann, wenn es ſeiner Eitelkeit opferte, haßte es bitter, wenn es ihr entgegentrat, und es ſind die unwohlthuendſten Stellen in ſeinen Briefen, wenn er ſich über einen ſchlechten Recenſenten, oder über das Lob eines ſchlechten Archäologen und dergleichen Albernheiten glühend ärgerte, die weit unter ihm hätten ſein müſſen. In ſeiner heiteren und luſtigen Natur ſpottete er der Ernſthaftigkeit und Schwerfälligkeit der deutſchen Univerſitätsprofeſſoren, aber hier in dieſer Reizbarkeit und äußerſten Empfindlichkeit benahm er ſich ganz wie ein deutſcher Profeſſor. Beſonders gegen Leſſing war ſein Verhältniß eigenthümlicher Art; beide Männer ſtanden ſich ſo gegenüber, daß unter Umſtänden das innigſte Verhältniß, oder auch, beſonders wenn Leſſing nach Italien gegangen und ſeinen Kunſtſtudien gefolgt wäre, die bitterſte Feindſchaft hätte entſtehen können. An dieſen Faden reihen wir, was Winckelmann's Hauptſchriften für unſere poetiſche Literatur bedeuteten, an.

Unmittelbare Wirkung hatte ſeine Jugendarbeit über die Nachahmung der Alten (1755) dadurch, daß ſie Leſſing, wenn nicht den Anlaß, ſo doch die Anknüpfung zu dem Laokoon darbot. Er ſchrieb ſie noch in Dresden, unter den Einflüſſen der Künſtler und Kunſtkenner, der Lippert, Hagedorn u. A., unter denen Oeſer ihm, wie Goethen, das Meiſte war, obgleich er gerade an dieſem auch gelernt haben wollte, wie wenig ein Künſtler außerhalb Italien ſein könne; dieſe Männer des alten Stils hatten Einfluß auf dieſes Werkchen und theilweiſe auch auf dauernde Anſichten Winckelmann's, wie bildſam und fortſchreitend er übrigens war. Daß er ſchon hier mit entſchiedener Stimme des franzöſiſchen Geſchmackes in Dresden ſpottete, daß hier ſchon der Haß gegen die Franzoſen durchdrang, die ihm, ſeit er Rom ſah, die ſchlechteſten zweifüßigen Kreaturen heißen, ſo wie alle neueren Bildhauer Eſel und der Kunſtverderber Bernini der größte unter allen, daß er hier ſchon auf den fein bürgerlichen Anſtand der Deutſchen herabſah, der aller Freiheit der Sitte Eintrag thut und alle

ſchöne Natur verhüllt, dies Alles und die ſinnliche Gluth, die über dieſer Schrift liegt, die reine Auffaſſung des helleniſchen Alterthums und der Schönheitsſinn, der aus ihr athmet, gehört Winckelmann's eigener Natur und dem erwachenden Geiſte der neuen Zeit in Deutſchland an, und mochte für Leſſing erſtaunlich anregend ſein. Dagegen erſcheint er in Anderem wieder ganz noch als ein Schüler der ſchweizer Aeſthetiker. Auch reichten ihm dieſe bereitwillig die Hand, zogen ihn in ihren freundſchaftlichen Kreis und ſchickten ihm ihren Heinrich Füßli, dieſen Kraftgeiſt und Shakeſpearianer unter den deutſchen Malern jener Zeit, deſſen kindliche Natur bei großen Talenten Winckelmann ungemein anzog, und dem er Rom zeigte, wie es kein Deutſcher vorher geſehen hatte. Wie die Schweizer, ſo ſpricht Winckelmann in jener Schrift noch der Vermiſchung der Künſte das Wort; er will, daß der Maler Dichter werde, und Figuren durch Bilder, d. h. allegoriſch male, daß er ſeine Kunſt auf das Unſinnliche, auf den Gedanken richte, was ihr höchſtes Ziel ſei; ein hiſtoriſches Gemälde ohne Allegorie war ihm wie ein hiſtoriſches Gedicht, ein Epos ohne Dichtung. Die Allegorie iſt ihm in der Malerei, was die Fabel in der Poeſie. Dieſe Anſichten, die er nie aufgab, die er vielmehr in einer ſpäteren beſonderen Schrift über die Allegorie[226]) noch mit mehr Nachdruck lehrte, ſtammen unmittelbar aus Breitinger's Lehren, und man ſieht leicht, wie deßhalb Leſſing's Laokoon ſich gerade ihnen entgegenwirft. Auf die erſte Nachricht von dieſer Schrift, die böswillige Aufhetzer als Feindſeligkeit gegen Winckelmann auslegten, nannte Winckelmann den Verfaſſer einen Bärenführer, ſprach aber dann mit Achtung davon und nahm ſein Urtheil zurück, doch ſo, daß er auch ſpäterhin Leſſingen einen Menſchen von wenig Kenntniß und einigem Univerſitätswitz nannte, der ſich in Paradoxen gefiele. Wie ſchön und edel ſtand dagegen Leſſing ihm gegenüber. Als Winckelmann „wie ein armes Schlachtopfer ermordet gefallen war auf der Grenze zweier Nationen", für die er ſein ganzes Wirken einſetzte, erklärte

226) Verſuch einer Allegorie. Dresden 1766. Säcularausgabe aus des Verfaſſers Handexemplar von A. Dreſſel. Leipzig 1866.

Leſſing, daß er ihm gern ein paar Jahre von ſeinem Leben geſchenkt hätte. Er hatte die Briefe zur Durchſicht in den Händen, in denen Winckelmann leidenſchaftlich gegen ihn ſchrieb; Stoſch wollte die Stellen tilgen, aber er litt es nicht. „Niemand, ſagte er, kann den Mann höher ſchätzen als ich, doch möchte ich eben ſo ungern Winckelmann ſein, als ich oft Leſſing bin.“ Leſſing konnte bei ſeinem äſthetiſchen Richteramt nicht anders, er mußte die Unſicherheit von Winckelmann's erſten Kunſtanſichten auswittern und durfte nicht dazu ſchweigen. Wie vieles blieb nicht durch ſein ganzes Leben an Winckelmann dieſer Art hängen. Wie einſeitig iſt ſein Urtheil über Malerwerke geblieben! wie einſeitig ſein ſtreng-antiker Geſchmack, der die ſchönſten Reſte gothiſcher Kunſt beſpottete, den er auf Goethe und Meyer vererbte, dem zuerſt Heinſe, freilich in jener vagen Weiſe entgegentrat, wie etwa, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen ſoll, Herder ſich mit ſeinem romantiſchen Geſchmacke gegen Leſſing ſtellte. Wie ließ er ſich von Mengs bethören, den er über Raphael ſetzte, der ihn mit ſeinem antiken Anſtrich ſo beſtach, wie ſich die Chriſtologen, die Lavater und Jung von jedem Manne bethören ließen, der ihnen eine chriſtliche Miene entgegenbrachte. Aber all dieſe Mängel werden ſo reichlich überwogen durch die Werke, die ihn unſterblich gemacht haben, die Kunſtgeſchichte, die er trotz dem Andringen des Kardinals Albano ſeiner Nation in Italien deutſch ſchrieb (1764), und die Monumenti (1767), „in denen er als ein armer Privatmann leiſtete, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde“, und ſich ein Denkmal ſeiner edlen Uneigennützigkeit für immer gegründet hat. Hier warf er nicht allein das Anſehen der Hagedorn in Deutſchland, ſondern auch der Gori und Caylus, der Montfaucon und Maffei, und wer ſonſt im Ausland für Kunſtbeurtheiler galt, völlig darnieder, und räumte die gemeine Betrachtungsweiſe der Kunſt ebenſo hinweg, wie Herder nachher die der Geſchichte. Er öffnete das griechiſche Alterthum zu ſo freier und objektiver Betrachtung, wie Herder den Orient; es war bei Herder eine erklärte Eiferſucht, den Tempel griechiſcher Weisheit und Dichtung den Deutſchen ſo zu öffnen, wie Winckelmann den der

Kunſt, und es laſſen ſich bei Beiden als völlig gleiche Mißgriffe die Vorliebe für Allegorie in der Kunſt, für Didaxis in der Poeſie bezeichnen. Aus wenigen Winken des Velleius Paterculus und Quintilian faßte Winckelmann die Idee einer geſchichtlichen Entwickelung der Kunſt, von der ſeitdem Niemand eine Ahnung gehabt hatte, er ſchied die Epochen, er wies den Werken Stelle und Werth an, und bei keinem Deutſchen als bei ihm konnte Herder Nahrung für ſeine philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte holen. Von Winckelmann wie von Herder läßt ſich ſagen, was Goethe von dem Erſteren allein bemerkte: ſie werden Dichter, wenn ſie unausſprechliche Werke (der Skulptur oder der Muſik) umſchreiben, um auch dem, der ſie nicht ſah oder hörte, einen paſſenden Eindruck zu machen. Wie beſchämte Winckelmann die, die den Nichtkünſtlern nicht geſtatten wollen, über Kunſtwerke zu reden! welcher ſchweigende Genuß wäre dem ſeinen zu vergleichen, der ſich ſo enthuſiaſtiſch zu äußern wußte! Die Falconets und die Künſtler, die gegen Winckelmann und Leſſing widerbellten, müſſen wohl alle ihre Urſachen haben, daß ſie ihre Werke der Rede und der Geſchichte wollen entzogen haben. Wie vor ſeinen Kunſturtheilen die Künſtler, ſo mag vor ſeiner genetiſchen Geſchichte die archäologiſche Anatomie und Mikrologie ſchweigen, die ſeitdem unendlich viel Material zugetragen hat, ohne daß, wie ſich Winckelmann ganz richtig vorausſagte, in dieſen hundert Jahren Einer gekommen ſei, „dem es gelungen wäre, ihm auf ſeinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Flecke ſäße, wo es ihm ſaß“. Seit dieſen Werken ſchien erſt das Reich des Schönen für Deutſchland geöffnet; und jeder Künſtler nicht nur, auch jeder Dichter und Alle, die eine Ahnung von den mächtigen Anregungen einer Kunſtwelt und der Natur eines ſüdlichen Himmels hatten, wanderten ſeit Winckelmann nach Italien. Dort, ſagte Goethe, beginnt für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche; und wer zur Vervollſtändigung dieſer Winke über Winckelmann's hiſtoriſche Stellung zu unſerer Literatur Goethe's Charakteriſtik nachleſen will, wird ohne unſer Zuthun finden, von welcher Bedeutung dieſes Land für Beide, und

von welcher Wichtigkeit der Vorgang Winckelmann's für unſeren größten Dichter geweſen iſt. Sollte ein plaſtiſches Element in unſere Dichtung zurückgeführt werden, ſo war es durchaus nöthig, daß ſich neben der wiedergebornen Muſik, die ſo ſchwer auf Klopſtock wirkte, die bildende Kunſt gleichfalls neu belebte, und der Geſchmack an ihr zurückgerufen wurde, um in einer anſchauenden Dichternatur, wie Goethe war, die entſprechende Gegenwirkung zu ſchaffen.

Wenn Goethe zu Winckelmann neigte, ſo that er es aus ſeiner ganzen Natur; ſeine Sympathie mit Joh. Georg Hamann (aus Königsberg 1730—88)[227] dagegen müſſen die Einflüſſe Herder's und die beſonderen Verhältniſſe einer gewiſſen Periode erklären. Zwei entgegengeſetztere Naturen, als Winckelmann und Hamann, kann es nicht geben, und die wunderlichen und grellen Abſtiche und Gegenſätze, die ſcharfen Individualitäten unter unſeren Literaten jener Zeit und die große Verſchiedenheit und Selbſtigkeit deutſcher Bildungen zu veranſchaulichen, iſt nichts tauglicher, als die gleichzeitige Betrachtung dieſer beiden Männer. Winckelmann, von der glücklichſten körperlichen Bildung, gab in ſelbſtgefälligem Schönheitsgefühl Hamilton Recht, der keinen ſchöneren Kopf geſehen haben wollte, als in ſeinem Bilde; die Kunſt, meinte er ſelbſt, habe keine höhere Grenze. Hamann dagegen ſchleppte ſich mit einem maſtigen Körper, den der Stock gegen Schwindel aufrecht halten mußte, er hatte eine ſtammelnde Zunge und ein kahles Haupt von Jugend auf, und imbecillitas gab er ſich ſelbſt zum Namen. Jener hielt äußerlich auf ſich, Hamann aber war in ſeinem ganzen Leben zu keinem ordentlichen Anzuge gekommen. Beide waren von Noth gedrückt, und Hamann kam bis zum 50. Jahre nicht aus Nahrungsſorgen; aber der Eine entriß ſich mit der außerordentlichſten Willenskraft, der Andere duldete mit Leichtſinn, kraft- und willenlos, und oft mit Verzagen; und

227) Carvacchi, Biographiſche Erinnerungen an J. G. Hamann, den Magus im Norden. Münſter 1855. Gildemeiſter, J. G. Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. 5 Bde. Gotha 1856—68. Brömel, J. G. Hamann. Berlin 1870.

wenn dort der Moraliſt über den Heiden ſeufzen möchte, ſo wird er hier bei dem Chriſten nicht erbaut werden. Jenem war Alles in der Welt Stoff zur Arbeit und Beſchäftigung, in der er ſein Glück und ſeine Luſt fand, dieſer wollte Alles zum Genuſſe haben, verdarb ſich aber den Genuß mit nutzloſer Grübelei, und war gelangweilt in der unerſättlichſten Leſeluſt. Jener wucherte mit ſeinem Pfunde als ein treuer Knecht, dieſer verſcherzte und misbrauchte, was ihm Gott verliehen hatte. Jener zielte mit ſeiner ganzen Thätigkeit auf ein großes Ganze, und ſchrieb daher das Eine Werk, das den Mittelpunkt ſeines Strebens bildete, in einem edlen Tone, der das κτῆμα ἐς ἀεί würdig auf die Nachwelt bringen ſollte; dieſer ließ ſich zu hundert Flugblättern durch die unwürdigſten Kleinigkeiten des Privatlebens zerſtreuen und zerſplittern, und durch verwirrte Erinnerungen aus einer bunten Beleſenheit zu jenem ſpringenden Stil in ſeinen Fragmentchen verführen, den er ſeinen Heuſchreckenſtil taufte. Dieſer Weiſe ihrer literariſchen Natur entſprach ihre menſchliche. Der Eine ging mit feſtem Fuße durch die ſchwierigſten Verhältniſſe, die den Kräftigſten wankend machen konnten, der Andere war im einfachſten Gleiſe des Lebens ſtets im Labyrinthe verirrt und rathlos, und dieſe Zerriſſenheit würde das Chriſtenthum weniger empfehlen, als jene Befriedigung den Weg des Unchriſten. Beide waren ſich gleich in der großen Naivetät, mit der ſie ihr Leben in Gutem und Böſem Jedem aufhüllten; gleich auch in den Genialitäten der Lebensweiſe, denn Hamann lebte in einer Gewiſſensehe, die ihn drückte, die er aber nicht auflöſen und nicht zu einer bürgerlichen Ehe umgeſtalten wollte. Beide waren in Eitelkeit gleich, nur daß bei Hamann die Reizbarkeit bis zu weit ärgeren Ausbrüchen kam. Sie ging ſo weit, daß ſie auch das Freundesſüchtige, das in Beiden lag, ganz anders bei Hamann erſcheinen läßt; der neue Sokrates ſehnte ſich immer nach einem alcibiadiſchen Freunde, aber er war gegen alle ſeine Freunde aus Selbſtgefälligkeit grob, neckiſch, tyranniſch, weil keiner ihm ſo viel Ehre und Schmeichelei entgegentrug, als er verlangte. Winckelmann war heiter, auch in drückenden Lagen, Hamann traurig in

ſelbſterſonnenem Jammer, von hypochondriſchen Anfällen zerquält; jener ein Jüngling geworden, als er die Altersbürde ſeines Schulamts abgeſchüttelt hatte, Hamann, wie er ſelbſt ſagte, ſchon in ſeiner Jugend ein gekünſtelter Greis. Jener hatte ſich am Marke des Alterthums kräftig geſogen, dieſer ſich „an den heiligen Büchern bis zum Misbrauche überrauſcht". Ueber ſeinen heidniſchen Lehrern war jener zu edlen und großen Geſinnungen begeiſtert worden, denen es nicht ſchadete, wenn die Schwäche der menſchlichen Natur zuweilen dahinter zurückblieb; dieſer ſchien den alten Vorwurf zu rechtfertigen, daß das Chriſtenthum eine Religion für Schwache ſei, denn ſie ſchien ihm „ſo ſehr für unſere Schwachheiten und Mängel eingerichtet, daß ſie alle dieſe zu Wohlthaten und Schönheiten umwandelt". Und dies ſind nicht blos Worte, ſondern ſein ganzes Thun und Leben iſt in Wirklichkeit nicht allein ſchwach und fehlervoll, ſondern macht auch den Anſpruch, für wohlthätig und ſchön angeſehen zu werden. Keine Größe der Denkungsart oder Handlungsweiſe bricht aus den breiten Denkwürdigkeiten ſeines inneren Lebens[228]) hervor, aber deſto mehr Unſchönes und Kleines, bei der größten Einbildung auf ſein eigenes Selbſt.

Dieſes harte Urtheil wollen wir inſofern mildern, daß wir, wenn wir blos auf den Mann ſelbſt blicken, der ſein ganzes Leben hindurch ſich mit einem ungeſunden Körper zu plagen hatte und ſeine Vernunft dem Fleiſche untergeben ſah, weit entfernt ſind, mit der Grauſamkeit ungeduldiger Krankenwärter ihm jene hypochonderen Wechſelfieber von Uebertreibung und Erſchlaffung vorzuwerfen, an denen er litt, und ihm die Handlungen und Aeußerungen anzurechnen, zu denen er ſich in den Anfällen von Verzagtheit, des Unmuths und ſchwermüthiger Menſchenfeindſchaft hinreißen ließ. Wir können dann den unglücklichen Mann nur bedauern und beklagen, und von dieſer Seite her würde man ſein Bild nur entwerfen, um den menſchlichen Dünkel mit dem

228) Den zahlreichen Briefen in der Ausgabe ſeiner Werke von Fr. Roth. 1821. Neue Ausgabe ſeiner Schriften und Briefe von Petri. 1. Bd. Hannover 1872.

Gemälde des menſchlichen Elends zu dämpfen. Wenden wir uns aber von ihm ſelbſt ab zu den thörichten Bewunderern, die ein Leben voll Irrungen, eine Schriftſtellerei voll Barbarismen, einen Charakter voll Blößen, als ein Muſter beſtaunen, ſo können wir nicht anders als vor dem falſchen Götzen warnen, vor dem die gutmüthigen Deutſchen wie vor Allem knieen, an deſſen Verſtändniß ſie verzweifeln, und zu dieſem Zwecke müſſen wir unſer hartes Urtheil erhärten. Wir laſſen den Mann ſo viel als möglich ſelbſt reden, damit ein Jeder mit eigenen Augen ſehe, der ſich nicht mit Willen blind machen mag. Denn Niemand hat Hamann beſſer gekannt und gezeichnet, als er ſich ſelber, Niemand ſeine Verirrungen in Lehre und Leben ſo oft genannt, Niemand ſeine embryoniſche Ausbildung ſo durchſchaut, wie Er; nur daß er „ſeinen Fehlern vielfach die rechte Stelle zu geben verſtand, wo ſie ſich verlieren", ſo in ſeinen Schriften wie in ſeinen Briefen.

Die Quelle des ganz eigenthümlichen Mangels an allem Begriffe von Ordnung, der durch ſein Leben und Schreiben durchgeht, ſuchte Hamann ſelbſt ſchon in dem unnützen und gehäuften Schulfleiße, der verwirrenden Schulmethode, die jene Seuche auf alle ſeine Handlungen und auf all ſein Wiſſen ausgebreitet habe. Pſychologiſche Aerzte mögen es ausmachen, ob nicht mehr als dies die geheimen Jugendſünden, zu denen er ſich in den Gedanken über ſeinen Lebenslauf bekannte, die Unfruchtbarkeit ſeines Geiſtes und die Zerſtreutheit ſeiner Gedanken veranlaßt haben. Er haftete in ſeinen Studien auf nichts feſt; Theologie, Rechtswiſſenſchaft, Alterthümer, ſchöne Wiſſenſchaften, Kaufmannſchaft und Alles verſuchte er ohne Beſtand. Geſcheitert an ſolchen Verſuchen, warf er ſich dann gelegentlich in „miſanthropiſchen Fleiß, in Ausſchweifungen der Lüſte und des Müſſiggangs". In Riga war die berens'ſche Familie ſeine Wohlthäterin, ſie unterſtützte ihn und ließ ihn nach London reiſen, in das Land ſeiner Neigungen. In dieſer Familie war Joh. Chriſtoph Berens der Wecker faſt aller Talente Oſtpreußens: er wirkte auf Kant und Herder, er bezauberte Hamann mit Ausſichten in die neueren Wiſſenſchaften und den herrſchen-

den Geſchmack des Jahrhunderts. Er iſt auch ſchriftſtelleriſch in den „Bonhommien, geſchrieben bei Eröffnung der neuerbauten **ſchen Stadtbibliothek", aufgetreten und gibt ſich darin als einen jener ehrenfeſten Männer kund, die wie Möſer, von wahrem Gemeingeiſte beſeelt, ihren praktiſchen Sinn auf dieſe Welt und die nächſte Umgebung richten, gleichgültiger gegen die Weltbürgerſchaft und die Brüderſchaft im Himmel. Er ſuchte unter ſeinen excentriſchen jungen Freunden zu wirken, wie Merck unter den ſeinen; er hielt ſie in den untern Regionen, wenn ſie ſich überfliegen wollten. Eine brennende Freundſchaft war um 1755 zwiſchen ihm, Hamann und J. G. Lindner in Mitau; aber Hamann fühlte ſich ſogleich in dem Kreiſe von Berens' Familie gedrückt, als ob er nicht verdiene und nicht verſtünde, daß man eine unzeitige Frucht ſo im Preiſe hielt. Als er nach England kam, blickte er noch grundtief in die Cloake des londoner Lebens, ward, nach Freundſchaft durſtig, bitter getäuſcht, führte ein lüderliches Leben, und ſchlug dann plötzlich um zum Bibelleſen und Beten, nannte ſich den Brudermörder des eingeborenen Sohnes Gottes, und bezog nun Alles auf die Erlöſung, deren er ſich bedürftig fühlte. Der königsberger Pietismus, der dort uralt iſt, und von dem wir unlängſt noch die eklen Wirkungen erlebten, ſteckte auch ihn wie eine Peſt an; und es iſt die Frage, was widerlicher iſt, die Entartung des phyſiſchen Triebes oder des metaphyſiſchen, wenn ſie ein gebildetes und edles Weſen ergreift, wie Hamann war. Hinfort bediente er ſich des wunderlichen Ausdrucks und der Betrachtungsweiſe dieſer Sekte, die das Heiligſte entwürdigt, indem ſie es überhebt. Wenn ſich der ſchwache Mann durch Biertrinken krank und durch Waſſergrütze geſund macht, ſo hat's Alles der gnädige Gott gethan; er fand, wie Jung Stilling, der ihm neben Kaufmann (!) [229] ein ecce homo ward, „individuelle Beweiſe göttlicher Herablaſſung zu unſeren Bedürfniſſen in Maſſe, ſie waren ihm feurige Kohlen, die ihm tiefer in die Seele brannten, als all das faule Holz ſcholaſtiſcher Begriffe von Subſtanz, Attribut,

229) Düntzer, Ch. Kaufmann, der Kraftapoſtel der Geniezeit, in Raumers hiſtoriſchem Taſchenbuch 1859.

modus und ens absolute finitum"; ſelbſt wenn ihm nur die allgemeine Bibliothek fehlt, wenn ihm ein Urlaub geweigert wird, ſo ſieht er darinnen immer Gottes Finger, wird aber dennoch wüthend darüber und beneidet dem guten Claudius ſeine chriſtliche Faſſung, die Er nicht beſaß. Er redete ſich ſein Chriſtenthum im Laufe der Zeit ſo ein, daß ihm ſehr ſpät einfiel, ſeine ganze Schriftſtellerei, die ſich um die kleinlichſten Dinge gelegentlich gekümmert hatte, drehe ſich um Chriſtenthum und Lutherthum und deren Erneuerung und Herſtellung zur Reinheit herum. So wollte er ſeinen Fr. Jacobi in die Einfalt des Evangeliums aus dem Spinoza und der Philoſophie zurückverſetzen, während er ſich gleichwohl ſelbſt nicht von dem Grübeln über Spinoza los machen kann, und die zeitweilige Freundſchaft mit Jacobi erklärt ſich überhaupt ſehr wohl dadurch, daß jener mit ähnlicher Unbefriedigung nach Religion und Glauben, zu dem er ſich unfähig fühlte, aus dem Standpunkte des Philoſophen rang, Hamann aber auf der Stelle des Religioſen nicht von der Philoſophie laſſen konnte, für die er ſich eben ſo untauglich erklärte. Als Berens ſeinen Freund anfangs in dieſe frommen Verirrungen übergehen ſah, warnte er ihn ſchriftlich und mündlich, und mit dem Beiſtande Kant's; Hamann aber, ſtumpf gegen den guten Rath, und ſtumpf gegen die gute Abſicht, und ſtumpf gegen das kleinſte Gefühl von Dankbarkeit, ſtieß Beide hochfahrend zurück, und ſuchte ſelbſt unter ihnen Mistrauen und Unfrieden zu ſtiften [230]). Alle ſeine Freunde, die er von Lindner an bis auf Jacobi nach der Reihe beſaß, behandelt er in dem ſchnödeſten Tone der Neckerei

230) Wir berufen uns nicht gern auf Autoritäten, wenn es das Geſammturtheil über einen Mann unſerer Literatur gilt; da es ſich aber hier um die moraliſche Seite dieſes Charakters handelt, ſo unterſtützen wir gern die obige Anſicht mit Niebuhr's. Die Losſagung von aller Dankbarkeit gegen die berens'ſche Familie, die deſpotiſchen Anſprüche und die grauſame Petulanz Hamann's ſchienen ihm nur andere Phaſen der dämoniſchen Natur, die auch in Goethe furchtbar erſcheine: „Wir ſehen ihn ſich ganz gehen laſſen, auf die leichtſinnigſte und gewiſſenloſeſte Weiſe ſeine Verpflichtungen gegen liebende Freunde verſäumend, ganz in den Strom ſeiner Neigungen ſchwimmend, und da die Beklommenheit ſeiner verzweiflungsvollen Lage ihn auf ſeine früheren pietiſtiſchen Gefühle zurückführte, doch nicht im Geringſten zu ſeiner menſchlichen Pflicht zurückgebracht. Wir ſehen ihn dieſe Freunde mit Religionsſtolz höhnen, ihre Wohlthaten annehmen, ſie aber doch

und der Anmaßung, gleich empfindlich gegen einen Tadel, wie gegen ein mäßiges Lob; und ſeinen Briefen an dieſe Freunde iſt ſein ſchriftſtelleriſches Auftreten gegen die verſchiedenſten Literaten ganz entſprechend. Blickt man auf die Quellen ſeiner Freundſchaften und Feindſchaften zurück, ſo findet man Eigennutz und Stolz, wenn nicht noch ſchlimmere Triebfedern. Gegen Moſer war er eine Zeitlang literariſch und ſogar moraliſch feindlich geſinnt; als ihm dieſer aber eine Stelle in Darmſtadt verſchaffen wollte, da war er ganz begeiſtert von dem treuherzigen Laienbruder, unter welcher Maske ihm Moſer entgegentrat und ihn vor ſeiner prismatiſchen Schreibart gewarnt hatte. Umgekehrt hatte er Mendelsſohn entſchieden lieb gewonnen, als er ihn perſönlich in Berlin ſah, als ihn die Literaturbriefe lobten, als ihm Moſes aus Verlegenheiten half; weiterhin aber, als ihm dieſer die Wahrheit ſagte und ſich nicht zum Schmeichler hergab, und als Hamann ſchon eifriger der Freund Lavater's und Goeze's Vertheidiger gegen Leſſing geworden war, ſpielte er mit Jacobi ein ganz ſchmähliches Spiel gegen den alten Freund. Er hatte in ſeinem Golgatha und Scheblimini den ehrlichen Juden, den er früher ein Salz und Licht unter den Seinen genannt hatte, „zum Atheiſten gemacht", zu gleicher Zeit als Jacobi Leſſing zum Spinoziſten machte. Moſes entgegnete in einer Recenſion, die Hamann ſo fein, giftig und politiſch nennt, daß ihm dadurch die Hände gebunden ſeien; und dies eben ſcheint ihn zu ärgern. Ich bin überzeugt, ſchreibt er an Jacobi, daß man in Berlin empfindlich iſt beleidigt worden, Moſes zum Atheiſten gemacht zu haben. Vielleicht bin ich der Erſte geweſen, der ihn auf die Sprünge gebracht, mit ſeinen Vorleſungen (über Gott — zur Rechtfertigung) auszurücken.

haſſen und verdammen, dennoch ſich vorbehaltend, wenn ihn die Noth treibe, zu ihnen zurückzukehren. Auf ſeine Handlungen hatte die vermeinte Heiligung keinen Einfluß" u. ſ. w. Darin weichen wir natürlich von Niebuhr ganz ab, daß er die Bekanntmachung der Briefe an Lindner misbilligt, und das Entkleiden dieſes dämoniſchen Mannes. Wir meinen durch die Zerſtreuung dieſer Nebel nichts zu verlieren, ſondern zu gewinnen. Wir fürchten auch nicht die „unſeligen Eindrücke, die dies auf verkehrte Gemüther machen kann", denn wir meinen, die übelſte Wirkung müßte es auf das geradeſte Gemüth machen, und dies ſei eben die belehrendſte und wohlthätigſte.

Dadurch wurde die Beſchuldigung ipso facto widerlegt, und ihm zugleich die Arbeit erleichtert, den todten Freund vom Verdachte des Spinozismus zu reinigen, und ſo frohlockt er über uns Beide. Wir können *alſo* unſerem beiderſeitigen *Erbfeinde* gar nicht *einräumen*, ihn ſeine Lection zu Ende leſen zu laſſen, ſondern müſſen die Epiſtel darüber leſen. Dazu ſehe ich kein anderes Mittel, als einen Hirtenbrief an den Prediger in der Wüſte zu entwerfen, und ihm alles das in die Naſe zu reiben, was der allgemeine Bibliothekar gerne gethan hätte, wenn er es nur gedurft, und durch dieſen *Umweg* könnte ich den *ſtummen tückiſchen Hunden* auf das Fell kommen." Und nun ſtiftet er Kant und Stolberg auf, wehrt mit Händen und Füßen, daß ihn Jacobi gewähren laſſe, damit jener, der eifrig und in ſeinem Eifer ehrlich war, nicht Alles verderbe, und ſelbſt Moſes' Tod, der darüber einfällt, kann ihm kaum einen Augenblick ein Gefühl für den verfolgten Mann zurückrufen. In welche elende und gemeine Kabalen läßt dieſer Briefwechſel, läßt nur dieſe Eine Stelle hineinblicken! Und das ſind die wackeren Leute, die ſo eifrig über die pia fraus der berliner Freunde ſchalten, indem ſie die fraudulenteſte Pietät gegen ſie ausübten.

Geht man Hamann's kleinen Schriftchen auf den Grund, ſo trifft man durch alle verhüllenden Nebel auf denſelben Menſchen, der die Briefe ſchrieb, in deſſen Geiſte, nur in anderer Art wie bei Winckelmann, die alte und neue Zeit ineinanderſpielte, Mikrologien und Pedantereien mit genialen Blicken in die Wiſſenſchaften und die Verhältniſſe des Jahrhunderts wechſelten. Der erſte Eindruck, den wir von der formellen Einkleidung empfangen, iſt gewöhnlich der, bei dem die Beurtheilungen dieſer Schriften ſtehen blieben. In ſeiner Schreibart ſcheinen ſich die phyſiſchen Uebel abzuſpiegeln, an denen er litt, und er ſelbſt nahm ſeine Metaphern, in denen er ſich über ſich ſelbſt und ſeinen Stil luſtig machte, dorther. Er wußte recht gut, daß er die zahlloſen Büchermaſſen, die er las, mehr verſchlang, als verdaute, daß er mehr Betäubung als Kultur daher empfing, daß er in die jedesmaligen Blätter, die er unter der Feder hatte, tauſend

Beziehungen aus ſeiner jedesmaligen Lektüre füllte, die er ſehr bald ſelbſt vergaß, ſo daß Er ſelber eben ſo wenig über jedes einzelne ſeiner Räthſel Aufſchluß zu geben vermochte, wie dies einem Anderen weiter möglich iſt, als zufällige Gegenwart des Wiſſens, die Notizen ſeiner Briefe und etwa einige Divination und Phantaſie reichen. Dieſe letztere iſt beſonders dort erforderlich, wo er ſeine dürftig ausgedrückten abſtrakten Sätze auf fremde Gegenſtände überträgt und allegoriſch umſchreibt. „Der Wurſtſtil nun, der von Verſtopfung herkam, und von Lavater's Durchfall ein Gegenſatz iſt, machte ihm ſelbſt Ekel und Grauen"; fortgeſetztes Leſen ſeiner Stücke verſetzt faſt in ſeine phyſiſchen Zuſtände: wenn Leſſing heiteren Sinn macht und Goethe ruhige Harmonie des Gemüthes, ſo verurſacht Hamann Schwindel. Moſes wenigſtens empfand ſo, dem die Sinne vor Spleen vergingen über die Entzifferung dieſer kleinlichen Räthſel, und der die treffende Frage unſerem Abälardus Virbius ſtellte, ob er nur mikroſkopiſche Augen ergötzen wolle und die Natur keine würdigeren Gegenſtände der Nachahmung habe, als den Schimmel. Dieſe mikroſkopiſche Manier mag in den humoriſtiſchen Romanen der Originalautoren, die ſich um die Kleinlichkeiten des Alltagslebens drehen, in der Natur des Gegenſtandes begründet ſein, und man wird ſie daher, mit Maß angewandt, bei Hippel, J. Paul und den Aehnlichen, als deren Vater und Vorgänger Hamann von dieſer Seite erſcheint, billigen; nur in wiſſenſchaftlichen Dingen ſollte ſie nicht, und nicht aus Grillen und Launen, nicht aus „Feigheit und Furcht vor dem Lichte" gebraucht werden. Und wie oft ſcheint ſie bei Hamann aus jenem hohlen Uebermuthe gefloſſen zu ſein, der den Anderen kaum einer deutlicheren Mittheilung würdigt, und doch des eitlen Kitzels ſich nicht enthalten kann, ſich mitzutheilen. Denn wie ſehr er die Ruhmſucht, die Vielgeſchäftigkeit und Vielſchreiberei Lavater's verwarf, dennoch klingt es gelegentlich aus ſeinem räthſelhaften Schweigen und räthſelvollen wie ein lavater'ſches Orakel heraus: Man ſolle nicht ſo pochen, daß er ans Licht treten ſolle! Wenn ſeine Stunde kommen werde, ſo werde ſeine Gerechtigkeit hell leuchten, und Mancher

Augen würden es fühlen. Er laſſe mit Fleiß Vieles ſchlafen, weil die Zeit nicht gekommen ſei; unterdeſſen die Athener von dem ſchwanzloſen Hunde ſchwatzten, habe Alcibiades mit ihnen gemacht, was er wollte. Aber wie ſollte die Stunde eines Mannes je kommen, der in demſelben Augenblicke, wo er in der größeſten Anmaßung die Meiſterſtücke rühmt, die er gegen die Berliner, ſeine Philiſter und Feinde, ſchleudern wollte, plötzlich in der größten Verzweiflung von denſelben Werken wie von Wechſelbälgen ſpricht! der mit Jacobi wichtigthuend philoſophiſche Weisheit wechſelt, und bald im voraus weiſſagt, er werde ihn nicht verſtehen, bald, nicht verſtanden, hinterher wie Sancho Panſa ſeufzt, der liebe Gott verſtehe uns ſchon!

Man hat die Eigenheiten dieſer Schreibweiſe auf die orientaliſchen Muſter geſchoben, die, auf nordiſchen Boden verpflanzt, die Köpfe gewöhnlich verderben, in denen die klaſſiſche Literatur nicht aufgeräumt hat, welche Hamann zwar zu Zeiten in ſich aufnahm, aber, nach ſeiner Weiſe, nur verſchlang, nicht verdaute. Vielfach übrigens erinnert auch ſeine Schriftſtellerei an die alten Wochenſchriften und deren verſchrobenen Humor, der in manchen Provinzialblättern noch heute ſpurweiſe zu finden iſt. Hamann ſchrieb in die königsberger Zeitung, und ſein Freund Buchholz in einem ähnlichen „barbariſchen Kauderwelſch“ in das münſter'ſche Wochenblatt; Claudius und Möſer haben dieſen Humor gezügelt und veredelt. Ganz an die Stoffe und Materien dieſer alten Wochenblätter erinnern noch Hamann's polemiſche Schriften. Blickt man oberflächlich auf die Reihe ſeiner Artikel hin, ſo ſcheint es, man habe nichts als einen ſchadenfrohen Necker vor ſich, der bald in Theologie und Sprachkunde, bald in Philoſophie und Kritik ſich an Allem zu reiben ſucht, worauf er gerade zufällig fiel. Jetzt hat er mit den Größten, jetzt mit den Kleinſten, in Perſonen und Sachen, zu thun; er ſticht auf Leſſing und Kant, er läßt Hippel und ſeinen Freund Herder nicht ungerupft; Schlözer und Campe, Moſer und Stark, Hagedorn und Damm und die hamburger Nachrichten, Alles iſt ſeiner polemiſchen Reizbarkeit wichtig genug. Nun eben glaubt man ihn über einen großen Gegen-

ſtand tiefe Weisheit predigen zu hören, da entſchlüpft er hinter Nebenſachen und macht ſie mit ſeinen Räthſeln wichtig. Ein andermal ſpannt uns Jacobi auf ein Schriftchen, dem wir an Tiefſinn, Witz, Laune, an Reichthum von Genie nichts zu vergleichen hätten; zum Glücke iſt's das einzige Schriftchen, das klar und deutlich abgefaßt iſt — aber es enthält leider nichts als eine Vertheidigung des Buchſtabens H gegen die alberne Orthographie eines geiſtlichen Herrn. Am heftigſten iſt ſeine Polemik gegen Berlin, das ihm Babel war, das er nicht weniger haßte, als Friedrich II Königsberg verachtete. Regierung, Nation, König, Alles war ihm zuwider, beſonders ſeitdem man ihm ungerecht gewiſſe Emolumente entzogen hatte: da war ihm der König, deſſen Schriften ihn ohnehin enttäuſcht hatten, ein Metamacchiavell, und ſeitdem ließ er ſeinem Zorn gegen die Propheten von Bömiſchbroda und den Vetter Nabal, gegen die Aufklärer und Rationaliſten in Berlin und gegen Nicolai ſeinen Lauf, und empfand Irion's Wolluſt und Rad zugleich, wenn er ſeine Rache an ihnen ausüben konnte. Früher hatte er ſich mit den Literaturbriefen ſchon immer geneckt, aber gehalten, nun gerieth er mit den alten Verfaſſern derſelben in offenen Krieg. Dieſe auffallende Stellung des Königsbergers gegen Berlin bahne uns den Weg in die Myſterien des hamann'ſchen Weſens. Er ſelbſt nannte ja auch ſeinen Haß gegen Babel den eigentlichen Schlüſſel ſeiner Schriftſtellerei; und er wollte „die ſkandalöſe Geſchichte der Pfuy (der Emolumente, kooi, die ihm 1782 genommen wurden), und der wälſchen Herrſchaft, den Staat, der alle ſeine Unterthanen unfähig erklärt ſein Finanzweſen zu verwalten, und dafür einer Bande unwiſſender Spitzbuben ſein Herz, den Beutel ſeiner Unterthanen anvertraut, das tolle Geſchrei über Pabſtthum, kurz alle locos communes des berliner Wahnſinns in Literatur und Religion, Alles wollte er mit ſeiner Kralle erreichen". Sein chriſtlicher Gegenſatz gegen die franzöſiſche Atheiſterei, ſein deutſcher gegen den franzöſirenden König, ſein wiſſenſchaftlicher gegen die berliner Literatur und Akademie, ſein univerſaliſtiſcher gegen die einſeitige Philoſophie, Alles hängt innerlichſt zuſammen, und zeigt ihn

als Feind alles dessen, was wir in der preußischen Literatur vorherrschend fanden, obgleich er sich bei all seinem Spiritualismus nicht von gewissen verwandten Trockenheiten, nicht von dem religiösen Realism losmachen konnte, der seinem Vaterlande natürlich war. Jener neuen Aufklärerei gegenüber geräth er eben so wohl, wie über den alten Schlendrian unserer Gelehrtenwelt in einen Aufruhr, wie Lavater Voltairen und der französischen Literatur gegenüber. Ihn ärgerte die Schwäche und Schiefheit der Kritik selbst noch in den Literaturbriefen, und er schrieb seine Briefe über die Heloise, nicht weil er einer anderen Meinung darüber als Moses in jenen Blättern gewesen wäre, sondern weil ihm die Begründung der Ansicht nicht genügte. Der Zorn benahm ihm alle Ueberlegung, wenn er bedachte, wie die Wissenschaften in Deutschland verwüstet seien, und wie es möglich wäre, daß junge Leute in die alte Fee Gelehrsamkeit ohne Zähne und Haare verliebt sein könnten. Er suchte den Geist und lebendigen Hauch in Geschichte, Kritik, Philosophie und Philologie, und fand ihn nicht; mismuthig blickte er auf die Bequemlichkeit unter den Gelehrten, die sich auf der weiten Oberfläche der Materialien genügten, während Er, das erste Vorbild jener prometheischen Titanennaturen und Fauste, in den Schacht hinunterstrebte, der die Quellen des Wissens enthielte, in den fernsten Orient zurückging, um die Anfänge der Humanität zu suchen, in die Tiefen der Sprachen sich eingrub, um von da erst auf die Philosophie zu gelangen. Gegen das Federlesen unserer Pedanten empörte sich sein „Adlerblick", der nach „Sonnenflug" aussah, vielleicht um so mehr, je mehr er sich die Flügel selbst gebunden fühlte, und er nahm nachher Antheil an dem Aufschwung seines Herder, dem die Fittige kühner wuchsen. Wie dieser steht er daher feindlich gegen alle die geistlosen Gelehrten aller Fächer, und gibt in seinen sokratischen Denkwürdigkeiten (1759) Winke zu einer fruchtbareren Betrachtung der Geschichte der Philosophie, einem Brucker entgegen, stellt sich in Aristobuli Versuch über den Einfluß der Sprache auf die Meinungen gegen die Michaelis und Gottsched, und über Anderes gegen Andere, immer in dem gleichen Widerwillen gegen ein Gelehrtsein, das von

Eingebung und Geiſt entblößt war. Hundert wichtige und unwichtige Fragen berührt er ſo, ohne im Geringſten ſelbſt etwas zu einer Löſung beizutragen, als daß er zeigt, wie wenig die Anderen beigetragen hatten; immer zurückhaltend im gleichen Gefühle der Ueberlegenheit und Schwäche, weil der extreme Mann lieber Nichts ſein wollte, wenn er nicht Alles ſein konnte; immer voll zerſtreuter Gedanken und Anregungen, die oft wie Blitze ein blendendes Licht, niemals Wärme und Helle gaben, oft ſogar nur wie Irrwiſche ein Scheinlicht warfen. Er iſt das eigentliche negative Princip unſerer alten Literatur gegenüber; ſeine Freunde gaben ihm auf, die Rolle des Pan und Satyr zu ſpielen; ſeine Schriften ſind wie ein Sauerteig in die Nation geworfen, ungenießbar an ſich, eine nöthige Gährung im Ganzen. Man muß warnen, wenn Er und Jacobi ihr Eines, was noth iſt, predigen und ihr εὕρηκα rufen; denn aller Weisheit Prüfſtein iſt doch nur der reine Abſchluß mit dem Leben, und hier verzagt der Eine und verzweifelt der Andere. Für die Befriedigung des inneren Lebens bietet dieſe „Furie der dithyrambiſchen Einbildungskraft, die Wälder von Grillen aufſchließen macht", ſo wenig, wie der ſyſtematiſche Verſtand, der alles Grün des Waldes ausdörren möchte. Aber wie er in dem Körper der Wiſſenſchaften die Seele, wie er in jeder das punctum saliens ſucht, dies dürfen ſich die deutſchen Sammelgeiſter mit allen hamann'ſchen Sarkasmen noch manchmal merken. In Reception und Produktion iſt dies der Mittelpunkt von Hamann's ganzer Natur. Sein Gedächtniß war ganz wie zerbröckelt, „Alles, was er las, ward beinahe zur Aſche, worin ein granum salis übrig blieb, das beim Elaboriren ſpagiriſch-hermetiſch-palingenetiſche Wundergeſtalten hervorbrachte". Dies ſagte er ſelbſt, wenn er auf ſeine Lektüre blickte; wenn er auf ſeine Schriften ſah, ſo drückte eine andere Metapher daſſelbe aus. Er verſtand ſich da ſelbſt nicht, und begriff nicht, wie er „dieſe Miſthaufen aufwerfen konnte — aber den Samen von Allem, was er im Sinne hatte, fand er allenthalben". Gelang es uns, dieſes Korn aus dem Wuſte zu ſichern, ſo war die Summe ſeines Weſens eben das, was das Ferment in die ganze Geſchichte

aller deutſchen Bildung warf, das macchiavelli'ſche ritornar al segno, was Hamann die petitio principii nannte. Er ſtand allen verwickelten Verhältniſſen, allen unnatürlich geſteigerten Wiſſenſchaften entgegen, und wollte zu einem kindlichen, inſtinktmäßigen, ganzen Leben zurück. Er fand, daß der Baum der Erkenntniß den Baum des Lebens zerſtört habe. Er ſah nirgends Rath unter dem ewigen Trennen und Theilen von Berufen, von Wiſſen und Kunſt; ihm war es ein Greuel, das Ganze des Lebens zerlegt zu ſehen, das Schulgeſchrei von Realism und Idealism zu hören, die Begriffe des Seins, des Glaubens, der Vernunft einzeln behandelt zu finden, als Schulbegriffe, da ſie ihm lebendige Verhältniſſe waren und höchſtens Hülfsmittel, unſere Betrachtung zu wecken. Er ſah die Verfeinerung und den Misbrauch der Wiſſenſchaft, der Religion, des Staats aufs Aeußerſte getrieben, konnte ſich mit dieſem Luxus nicht verſöhnen, und ſetzte mit einem natürlichen Sprung auf das andere Extrem kindlicher Verhältniſſe zurück, und wüthete dann gegen ſeinen alten Adam. Die petitio principii, die Revolution ſchien ihm unter ſolchen Verhältniſſen der Uebertreibung, der Unnatur und Ausartung das wahre Gegengift zu ſein. Daher ſein Haß gegen die fremde Verwaltung ſeines Landes, gegen die autokratiſche Willkür ſeines Königs; daher ſein eifriges Lutherthum, weil auch Luther die Anfänge der chriſtlichen Kirche herſtellen wollte; daher ſein Abhängigkeitsgefühl, ſeine Religioſität überhaupt, die überall am Anfange der Dinge liegt; daher ſeine Vorliebe für die Schrift der Kinder, das alte Teſtament, und für den Orient, die Wiege der Menſchheit; daher ſein Haß gegen alle Philoſophie, der ſo weit ging, daß er den Spinoza einen Mörder und Räuber der geſunden Vernunft nannte, und ſeine Neugierde dagegen für die albernſten Prophezeihungen und Wundergerüchte; daher auch ſeine Sichtung des Studiums der Sprache, die er verbildet und misbraucht fand, und als die Verführerin von Verſtand und Vernunft anſah. Auf dieſem Geſichtspunkte wird ſeine ausgeartete Manier und Ueberkühnheit im Vortrage ſelbſt ein Spott auf die gekünſtelten Verhältniſſe des Jahrhunderts, ohne dadurch entſchuldigt zu werden.

Ganz auf dieſer Linie liegen auch ſeine zerſtreuten Urtheile über die poetiſche Literatur, die uns hier eigentlich allein angehen. Ihn ekelte Alles, was im alten Stile ſteif und gelenklos war, er hatte ſich an den Treſcho (in Morungen) und Gottſched geſättigt, er ſchien die übrigen alternden Poeten keiner Aufmerkſamkeit zu würdigen, die nichts von Sinnlichkeit, nichts von Schönheit, Natur, Wahrheit, die nur die konventionellen Züge der alten Witzpoeſie an ſich trugen; „unter jeder Schminke des guten Tons und Witzes dachte er ſich eine ſieche, gelbe, ekle Haut, die ſein ganzes Gefühl empörte“. Einzelne Misgriffe ſeines Geſchmacks fehlen nicht; im Ganzen aber ſchätzte er von allen unſeren Poeten nur Klopſtock, und von ihm nur die Oden; aus der übrigen Welt verleidet ihm Homer jedes Epos, den Milton nicht ausgenommen, und Shakeſpeare alles neuere Drama. Gegen den italieniſchen Witz, gegen den Geſchmack der Franzoſen, die ihm die Kunſt verrathen zu haben ſchienen, und über die er ganz wie Winckelmann dachte, erklärte er ſich gelegentlich bei der Lektüre der Heloiſe, in der ihm „jene Schwärmerei der Sinne, die Spitzfindigkeiten der Leidenſchaften, das ſonderbare Amalgam des Witzes misfiel, worin die römiſche Größe zerſchmolzen iſt wie korinthiſches Erz“. Im ſtrengſten Sinne des Originalgenies iſt er ein Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muſter. Als ſich die Literaturbriefe gegen das Schuldrama erklärten, neckte er ſie mit dem Paradoxon, das Theater müſſe ſich gerade nach Kindern richten; vor ihnen würden die Einheiten und alle die Poſſen, die man Grundgeſetze nenne, zerſcheitern; ohne Verleugnung der Regeln ſei kein Genie, kein Schuldrama noch Urbild deſſelben möglich; Kinder müßten wir werden, um den Zweck der Poeſie an Schülern zu erreichen. Der Natur gegenüber waren ihm die Alten ſelbſt, die er ſonſt ſchätzte, wie Scholien zum Text; das Urkundliche der Natur zu treffen, ſind ihm Römer und Griechen nur durchlöcherte Brunnen; er mag daher auch von Leſſing's und Diderot's Theorien nichts hören. In der aesthetica in nuce ſtellte er ſeine Naturtheorie dagegen. Poeſie iſt ihm die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts, älter als Proſa.

Sinne und Leidenſchaften verſtehen nichts zu reden, als Bilder. Wir haben an der Natur nichts als disjecta membra poetae zu unſerem Gebrauche übrig; ſie zu ſammeln iſt des Gelehrten, ſie auszulegen des Philoſophen, ſie nachzuahmen, oder kühner, ſie in Geſchick zu bringen, des Poeten Theil. Man kann ein Menſch ſein, ohne ein Schriftſteller zu ſein. Wer aber guten Freunden zumuthet, daß ſie den Schriftſteller *ohne den Menſchen* denken ſollen, iſt mehr zu dichteriſchen als philoſophiſchen Abſtraktionen aufgelegt. Niemand ſoll ſich in die Metaphyſik der ſchönen Künſte wagen, ohne in den Orgien und Geheimniſſen der Leidenſchaften vollendet zu ſein. Eben wie Merck, wie Winckelmann der ängſtlichen Moral der Deutſchen ihren Mangel an Kunſtſinn zuſchrieben, wie Goethe gelegentlich dem Lyriker Blum ein ſchönes Mädchen wünſcht, ſo ſpottet auch Hamann an anderen Orten der moraliſchen Heiligkeit der ſchwachmüthigen ſchönen Geiſter, die kein Mädchen anzugreifen wagten; und dies fügt ſich in dieſe Theorie hinein. Die Sinne ſind Ceres, und Bacchus die Leidenſchaften, alte Pflegeältern der ſchönen Natur. Die Natur wirkt durch die Sinne und Leidenſchaften! wer ihre Werkzeuge verſtümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zur Bewegung aufgelegt? Eine mordlügneriſche Philoſophie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man ſie nachahmen ſoll? Fragt euch, wodurch ihr ſie weggeräumt! Baco beſchuldigt euch, daß ihr ſie doch nur durch euere Abſtraktionen ſchindet! und er ſagt wahr. Eine Muſe, wie das Feuer eines Goldſchmieds, wie die Seife der Wäſcher, ſoll den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen der Abſtraktionen läutern. Wenn die Leidenſchaften Glieder der Unehren ſind, hören ſie darum auf, Waffen der Mannheit zu ſein? Leidenſchaft allein gibt Abſtraktionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geiſt, Leben und Zug. Wo ſind ſchnellere Schlüſſe? wo wird der rollende Donner der Beredtſamkeit erzeugt, und ſein Geſelle, der einſylbige Blitz? Natur und Schrift ſind die Materialien des ſchönen, ſchaffenden, nachahmenden Geiſtes. Wodurch ſollen wir aber die *ausgeſtorbene Sprache*

der Natur erwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, durch Wiederherstellung ihrer Magie!

Hier hören wir Herder's Ton; wir hören eine Vorschrift, die bei Herder nicht verloren war, der die Poesie des Orients neu belebte, dorther die Morgensterne einer anderen Epoche unserer Literatur heraufzaubern wollte, und dorther seinen Geschmack an Naturpoesie bildete. Wie er den Geist des Orients und seiner Poesie schilderte, that er Hamann am meisten Genüge. Auf allen Wegen und Stegen sehen wir Herder von Hamann angeregt, aufgemuntert, unterstützt. Er war sein Lieblingsschüler und Freund; er hatte ihn gleich anfangs durch seine jungfräuliche Seele und die Reizbarkeit des Gefühls (die Hamann an jungen Lievländern häufig gefunden haben wollte), angezogen, und unter all den vielen Freunden, die Hamann versuchte, hielt nicht Lindner, Berens, Kant, Hippel, Scheffner, nicht Penzel, Kraus, Kreuzfeld, Reichardt, so aus, wie Herder, der ihm Liebe durch Liebe, und durch seine kühnen Flüge Achtung abnöthigte, der seinen scharfen und bittern Ton ertrug, der ihm Süßigkeiten streute unter die Neckereien, die er, von Hamann oder seiner eigenen Natur gelehrt, erwiederte, der sich übrigens auch nicht scheute, ihn geradezu aufzufordern, ihn öffentlich mit seinen nachtheilbringenden Kritiken zu verschonen. Jene Empfindlichkeit, jenes starke Selbstgefühl, jener Hang, Andere zu hudeln, jene Begeisterung neben universaler Gelehrsamkeit, jenes Bestreben, Fleiß mit Enthusiasmus zu paaren, jene Ahnungs- und Witterungsgabe und jener feinere Geschmack, der aus den gebildeteren Organen des Auges wie des Ohres sich herschrieb, jene ausgebreitete Lektüre im Orient und im Alterthum, jene glühende Einbildung, jener „rothwälsche Stil", dem Hamann auch bei Herder anfangs mit Verwunderung und wenig Wohlgefallen zusah, jene strebende und reformatorische Kühnheit, das Alles liegt bei Beiden gleichmäßig, nur nicht in gleichen Graden vor. Ganz denselben Gang schlug Herder bei seinen aufrührerischen Schriften ein, wie Hamann. Wie dieser halb freundlich, halb feindlich gegen die

Literaturbriefe, gegen Moses und Nicolai stand, so Herder gegen Lessing. In den Fragmenten, mit denen Herder zuerst auftrat, meinte Hamann alte verblichene Ideen wieder aufleben zu sehen, nur mahnt er ihn, caute et sobrie zu verfahren, warnt ihn vor Klippen, an denen er selbst gescheitert, will es mit ihm gegen seine Feinde, und mit seinen Freunden gegen ihn halten. Er versprach, seine Stallmeisterdienste dem spanischen Rittergeiste Herder's gegen alle Schlözer und Aehnliche zu widmen; er fand, daß dessen romantische animalcula und die Räder seiner Sprichwörter für einander gemacht seien. Bei der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes fand Hamann, die Polonii würden vielleicht sagen, daß Herder ihn aushamanisirt habe; und gewiß behaupteten sie, daß in Herder's Metakritik die auffallendsten Gedanken aus einem gleich betitelten Aufsatze Hamann's stammten. Hamann selbst aber fand so viel wahr, daß einige seiner Samenkörner durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüten verwandelt seien; nur wünscht er lieber Früchte, und zwar reife.

Joh. Gottfr. Herder[231] (aus Morungen 1744—1803) pflanzte in der That die neuen Ideen Hamann's in die Nation, die dieser selbst kaum als Privatgut sein eigen nennen konnte. Denn darin war Herder verschieden, daß ihn frühe, statt des persönlichen Ehrenkitzels, den Hamann besaß, ein öffentlicher Ehrgeiz ergriff, der Welt etwas sein zu wollen, und eben dieses laute Auftreten, diese erklärte Ruhmsucht war es, was Hamann weder in Herder noch in Lavater leiden konnte. Er mochte es durchfühlen, daß Beiden für eine Wirksamkeit auf dem offenen Markte der Nation nicht einmal die Muskulatur und physische Kraft gegeben war, die zu ersetzen ihre zärteren Seelen widernatürliche Mittel anwenden mußten, was dann nothwendig die Verzerrungen bei Lavater hervorbrachte, denen Her-

231) Sehr schätzbare Materialien zu Herder's Biographie enthält: J. G. von Herder's Lebensbild, von Dr. Emil Gottfr. von Herder. Erlangen 1846 (unvollendet). Dazu: Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe herausg. von Düntzer und F. G. von Herder. 3 Bde. Frankf. 1856 f. Herder's Briefwechsel mit seiner Braut, herausg. von Düntzer, Frankf. 1858. Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin (1788—89), herausg. von Düntzer. Gießen 1859.

der vielleicht eben so wenig entgangen wäre, wenn ihn nicht bessere Umgebungen und eben das warnende Beispiel Lavater's selbst bewahrt hätte. Herder's Natur und Jugend schien ihn auch in der That für nichts weniger zu bestimmen, als für die tumultuarische Weise, in der er in seiner ersten Periode in die deutsche Literatur eingriff. Er war in seiner Kinderzeit durch Schulzwang gedrückt, verschlossen und schüchtern geworden; seine gute fromme Mutter hatte ihn, nach seinem eigenen Geständnisse, verwöhnt und mütterlich gemacht; sein späterer Lehrer Trescho fand ihn immer still, eingezogen, in blöder Haltung, stets allein und entfernt von anderen Kindern, und hörte und sah ihn nie laufen, springen oder laut schreien. Seine zarten Nerven machten ihn zum Mediciner untauglich, zu dem er bestimmt war; er ward Theolog, und dies schien seiner sittsamen und züchtigen Art angemessener, die immer auf Anstand hielt und frühe den Sittenrichter und Lehrer verrieth. Etwas Verschlossenes und Mistrauisches mischte sich in diese Sanftheit seines Wesens, und seine Freunde fanden ihn bald empfindlich, reizbar und leicht beleidigt. Die Einsamkeit seiner Jugend äußerte sich ganz frühzeitig in dunklen, nebelhaften, visionsartigen Gedichten, in Reden von entschiedener Richtung auf das, was Schauder und Rührung erregen konnte; seine große Empfindbarkeit sprach sich darin aus, daß er sich aus seiner Jugend an nichts erinnerte, als an empfindsame und rührende Scenen, oder einsame Gedankenträume voll von Planen des Ehrgeizes. Von der Geselligkeit Lessing's, von Winckelmann's Freundschaftsdurste ist bei ihm keine Spur, er war sich ganz früh selbst genug, und behielt diesen Zug durch sein ganzes Leben. In Riga, wo er mit 20 Jahren eine Schulstelle erhielt, bildete er den Sinn für Familie, Provinz und Staat aus, was sich aber schon damals bei ihm mit weltbürgerlichen Ideen vertrug. Aus seiner Einsamkeit und Verschlossenheit heraus schickte er seine ersten Schriften anonym von dort in die Welt, und ihr kecker, niederwerfender Ton schien ganz dem blöden Jüngling fremd, auf den auch im Anfang Niemand rieth. Der Geist der Zeit riß ihn mit, der Eifer, neben Lessing und die Literaturbriefe zu treten, die so vernehm-

lich ſprachen, und neben denen ein demüthiger Redner nicht mehr gehört worden wäre. Hamann's ſtarkes Selbſtgefühl und ſeine abſprechenden Urtheile mochten ihn auch irregeführt haben, wenn es deſſen erſt bedurfte; denn die Vereinſamung macht zwar zurückhaltend und blöde, aber auch ſtolz, weil ſie nicht vergleicht. Dazu kam, daß ſeine Schickſale ganz anders waren, als die eines Leſſing oder Winckelmann. Auf dieſen laſtete lange der Druck der Umſtände, und ihre ſtrebende Natur war gezügelt von Noth, ihr Geiſt vor Ausſchweifung gewahrt, weil er ſich aus der Bürde der alten Schule und Gelehrſamkeit erſt herauszuarbeiten hatte. Aber Herder'n ward dieſe Freiheit gleich anfangs von Lehrern wie Kant und Hamann, durch die Schriften Winckelmann's und Leſſing's als eine Errungenſchaft dargeboten, und in ganz jungen Jahren kam er über Nahrungsſorgen hinweg und zu frühen Ehren. Dies Alles gab ſeinem zwar zarten, aber zähen Weſen eine außerordentliche Spannkraft; es lieh ſeinem Ehrgeize Flügel und machte, daß ſeine Art öffentlich in Schriften aufzutreten, gleich anfangs ſeiner Perſönlichkeit zu widerſprechen ſchien. Seine Schüchternheit hätte Niemand in dem anmaßenden Tone gefunden, in dem er Leſſing und Klotz befehdete. Seine Sittlichkeit hätte leicht ein Theolog bezweifelt, der ihn über die ängſtliche Moralität der Poeten ſpotten hörte. Seine Grämlichkeit ſchien ganz verloren unter dem Enthuſiasmus, mit dem er ſich über die Zeit und Literatur ausließ. Seine Beſcheidenheit würde Niemand haben anerkennen wollen, der ſein Verfahren gegen Spalding kannte. Sein anſtändiges Benehmen hätte Mancher vermißt, der ihn in der Laune einer übermüthigen Luſtigkeit und Freiheit des Betragens geſehen hätte. Die „Etourderie" vollends, deren er ſich beſchuldigte, den Mangel an Umgang und Welt, ſchien er ganz ablegen zu wollen, als er den großen Beruf ſich vorſetzte, mehr durch perſönliche Bildung, äußere Wirkſamkeit und Kenntniß der Welt wirken zu wollen, als durch Bücher, ſich mehr zum Menſchen und Lehrer, als zum Gelehrten und Schreiber zu bilden. Dieſe Zweiſeitigkeit ſeines Weſens verlor ſich in ſeinem ganzen Leben und all ſeinen Schriften nicht, und ſie

theilt die Geschichte seiner Wirksamkeit in zwei große Perioden, wo er der Starkgeisterei und Genialität angehörte, und wo er sich von ihr entfernte; wo er auf die Welt mit Jugendeifer und schwärmerischem Feuer zu wirken hoffte, und dann über ihre Kälte wehmüthig ward bis zum gebrochenen Herzen; wo er von der Literatur erwartete, daß sie unser Vaterland auf eine ehrfurchtgebietende Höhe stellen werde, und wo er nachher meinte, die kantische Philosophie und die Revolution haben uns um ein Jahrhundert zurückgeworfen; wo er erst sich an alle große Genies anreihte, dann sich auf die Wieland und Gleim zurückzog; wo er erst die freie Poesie der Natur verfocht und zurückführte, dann die Dichtung in den Zwang der Moral und Lehre geben wollte. In beiden Perioden übrigens fehlt nicht, was in der ersten die zweite ankündigt, in der zweiten die erste fortsetzt. Die Empfindlichkeit seiner Jugend weist schon auf die Unverträglichkeit hin, über die alle seine Freunde einstimmig und oft bittere Klage geführt haben; und dieser Fehler war vielleicht für die ganze Wirksamkeit Herder's von unberechenbarem Nachtheil. Er verstand sich nicht mit dem Ungleichartigen zu stellen, er unterstützte nicht das schöne Beispiel, das die Vereinigung zwischen Schiller und Goethe der Nation gab, er wich den meisten unserer großen Geister aus, mit anderen, wie mit Goethe und Kant, verfehdete er sich und machte Lessing's Wort wahr, daß zu nahe gepflanzt sich das Große die Aeste zerschlägt. Umgekehrt blieb sein spätestes häusliches Leben der gemüthlichen Sanftheit seiner ersten Jugend gleich, ja seine Gattin war es sogar, deren sanfter Einfluß ihn zuerst bestimmte, aus der Starkgeisterei zu seiner Natur zurückzukehren, und mäßiger und weniger beleidigend zu schreiben; sie war eine jener schönen Naturen von ächter Weiblichkeit und sittlicher Liebenswürdigkeit, die in ihrer Geburtsstadt (Darmstadt) nicht selten sind, deren sich selbst aus der öffentlichen Geschichte eine kleine Gallerie auszeichnen ließen.

Herder's erste Schriften zeigen ihn ganz den schönen Wissenschaften und der Kunst zugeneigt, die auch im 7. Jahrzehend bei weitem alle anderen Zweige der Literatur überragten, und noch sieht man

darin nichts von jener Univerſalität, an die er ſpäter ſeine beſten Kräfte ſetzte. Die Literaturbriefe hatten ihn, ſchon als er in Königsberg ſtudirte, gereizt, Zuſätze dazu zu ſchreiben; Leſſing und Winckelmann waren die beiden Vorbilder, die ihn beſchäftigten. Dieſem nachfolgend trug er ſich ſchon um 1768 mit der Idee zu einer Plaſtik, die zehn Jahre ſpäter unvollendet erſchien; an jenen angelehnt widmete er ſeinen meiſten Fleiß der ſchönen Literatur und dem Studium der heimiſchen und fremden Dichter. Kein Schriftſteller hatte auf Herder's Gemüth einen ſo tiefen Eindruck machen können, als Klopſtock; an ihm bildete er ſein Ohr und ſeinen Geſchmack, bei ihm holte er den Anſtoß zu jener Fertigkeit, ſich in fremde Natur, Dichtung und Zeit zu verſetzen, an ihm ſagte ihm die Erhabenheit und der prophetiſche Dichterſchwung und die Reinheit des Charakters zu. Allein da er frühe empfunden haben mochte, daß er zum Dichter nicht geboren ſei, ſo ward Leſſing auf ſeine Schriftſtellerei einflußreicher, und er trat zuerſt als Kritiker auf. Herder ſchrieb es ſelbſt an Hamann, daß der Einzige, der ihn intereſſire, wohin er ſich auch ſchlage, Leſſing ſei. Und dies iſt in ſolchem Umfange wahr, daß Leſſing faſt nichts geſchrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, ſpät oder frühe, billigend oder polemiſch Rückſicht genommen habe. Leſſing ſchrieb Rettungen, auch Herder ſchrieb Rettungen des Horaz; Leſſing theoretiſirte über das Epigramm, auch Herder in ſeiner Anthologie 1785; über die Fabel ſtellte Leſſing ſeine ſcharfen Sätze auf, und Herder entgegnete über Bild, Dichtung und Fabel 1767, und in den Früchten 1801. Leſſing's Religionsgrundſätze haben Herder'n ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigt, und er ſetzte auf theologiſchem Wege im Grunde ganz fort, was Leſſing als Laie nur etwas anders betrieben haben würde; er kam Leſſing's Deismus ſo nahe, als er als Geiſtlicher nur irgend konnte, er nahm ihn gegen Jacobi, der ihn zum Spinoziſten machte, mit ſammt Spinoza in Schutz, und ſeine Schrift über Gott (1787) würde ihn mit Hamann verfeindet haben, wenn dieſer länger gelebt hätte. Einzelne Sätze Leſſing's über die Unſterblichkeit und Kunde der Zukunft, über den Traum von der

wachsenden Vollkommenheit des Menschengeschlechts, seine wenigen Worte über die Erziehung des Menschengeschlechts, seine Freimaurergespräche Ernst und Falk, gaben Herder'n Stoff zu einer Reihe von Schriftchen (vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft 1797; Blicke in die Zukunft der Menschheit 1793; Palingenesie 1797; Humanitätsbriefe). So gaben denn auch die Literaturbriefe Anlaß zu den Fragmenten zur deutschen Literatur (1767); Laokoon und die antiquarischen Briefe aber zu den kritischen Wäldern (1769), den Erstlingen, die Herder unserer Literatur darbrachte.

Die Fragmente sind ein Beitrag zu den Literaturbriefen, denen Herder das Zeugniß gibt, sie hätten Deutschlands Auge bis zum Ende auf sich gezogen, hätten den Geschmack verbessern wollen, und wirklich verbessert. Er sammelt hier ihre Anmerkungen, erweitert, beschränkt, und lenkt sie andershin. Er hat dabei überall das große Bild einer literarischen Zeitschrift im Auge, der eine Geschichte der Literatur zu Grunde liegen müßte, und die ein Leitstern in der babylonischen Verwirrung unserer Literatur werden sollte, in der nichts als Parteien und Schulen, keine Hauptstadt, kein allgemeines Interesse, kein gesetzgebendes Genie sei; und muß den Briefen das Zeugniß geben, daß sie diesem Ideal am nächsten gekommen seien. Was den Geist und Sinn angeht, der aus Herder in dieser Schrift redet, so ist das Wesentliche, daß er die Alten, wie Lessing, in ihr wahres Licht stellt, daß er sie gelesen hat mit der Begeisterung Winckelmann's, und in der Ausdehnung wie Hamann, und daß er, ihre Schönheiten zu zeigen, abzubilden, für sie anzuregen geschickter war als Alle zusammen[232]). Er ärgerte sich über die, die das Alterthum mit fremden Augen ansahen[233]), rohe Uebersetzungen fertigten und mit barbarischer Zunge

232) Vgl. A. Kohut, J. G. Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit. 1. Heft. Berlin 1870.

233) Er sagt daher von Wieland's Sokrates voll Grimm: „Wie, dies ist Sokrates? Dieser unausstehliche Disputirer mit vollem Munde, dieser lächerliche Weisheits- und Tugendkrämer, dieser grobe Zänker und misanthropische Schimpfer ist ein Geschöpf der neueren Zeit, ein Weiser aus der schweizerischen Republik!"

von helleniſchen Heiligthümern ſchwatzten. Hamann hatte ihn gelehrt auf die Sprache als auf das Vehikel der menſchlichen Gedanken, den Inhalt aller Weisheit und Kunſt zu achten; er läßt ſich daher zuerſt über die deutſche Sprache aus. Das Ohr gefüllt mit der edlen Größe der Alten, die Seele überſchwellend von der Ahnung einer größeren Dichtung, die Klopſtock uns eröffnet hatte, verglich er mit dieſem erhabenen Stoffe die rohe Form der deutſchen Verſe, die kahle Kritik des ramler'ſchen Batteur, den ſteifen Alexandriner, und dann jene verketteten Predigtperioden, den plappernden Paragraphenſtil, den aufgeblähten Schulvortrag, die ganze pedantiſche Weitſchweifigkeit unſerer Proſa. Er ſprang hier zu dem anderen Extreme über, ſpottete des ſogenannten Klaſſiſchen unſerer Schreiber, bei denen Alles im langſamen Schritt wie ein beladener Mauleſel trabe, verlachte dieſe Pedanten der Reinigkeit, die Großſiegelbewahrer der Sprachkeuſchheit, rief die idiotiſtiſchen Schriftſteller hervor, und vertheidigte die Ausdrücke des gemeinen Lebens, den Eigenſinn der Sprache, die niegewagten Freiheiten, das Regelloſe und Eigenthümliche gegen das Klaſſiſche und Muſterhafte, den Ton der Welt gegen den der Schule, — Alles aus dem Grunde, weil unſere Sprache noch in der Zeit der Bildung, des Verſuchs, der Bearbeitung ſtehe. Er denkt nach, von Klopſtock's Oden und der Poeſie der Hebräer und unſerer Barden angeregt, ob nicht der polymetriſche Numerus die natürlichſte und urſprünglichſte Poeſie genannt werden könne, ob er nicht ein Schatz für unſere Sprache, Leidenſchaft, Einbildungskraft und Muſik werden, und uns als ein Maß ſich empfehlen müßte, das der Phantaſie keine Feſſeln anlegt. Und anderswo rechtfertigte er zu anderer Zeit in der Proſa den Schwung der Poeſie, und verwirrte theoretiſch den Begriff der Redearten, wie er ihn praktiſch in Proſa und Verſen gleich von Anfang verwirrt hat. Denn er nahm ſich ſogleich die vertheidigten Freiheiten vornweg, verwarf die „ſüßtönende, lammartige Stimme, und den gebückten Ton Derer, die gern wieder geſchmeichelt ſein wollten, er ſprach in dem bitteren Tone des patriotiſchen Ernſtes", den er ſpäter ſelbſt misbilligte, ſchrieb in einer dithyrambiſchen Proſa und in einem

ſpringenden Stile, der die Schule Hamann's eben ſo ſehr, wie ein eigenes innerliches Feuer verräth. Und die Schreibweiſe der neuen Jugend, die Keckheit der Genialitäten, die Anmaßungen ihres Vortrags, die Mishandlung der Sprache im übermüthigen Trotz auf die Schöpferkraft, der es geſtattet ſein müßte, den Thon nach Willkür zu kneten, all das, was die regelloſen Köpfe im 8. Jahrzehend nachmachten, die regelmäßigen verabſcheuten, ſchrieb ſich eigentlich von Herder zuerſt her. Hamann ſelbſt entſetzte ſich, als er die Folgen ſeiner Lehren bemerkte. Er ſchrieb an Herder: „Die Greuel der Verwüſtung unſerer Sprache, die alcibiadiſchen Verhunzungen des Artikels, die monſtröſen Wortkuppeleien, die dithyrambiſche Syntax und alle übrigen licentiae poeticae verdienen eine öffentliche Ahnung. Dieſer Misbrauch iſt Ihnen ſo natürlich geworden, daß man ihn für ein Geſetz Ihres Stils anſehen muß, deſſen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich und unerklärlich iſt. Liegt hier auch eine Satire auf den Libertinismus unſeres ganzen Jahrhunderts zu Grunde? Bei Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß der Mutterſprache hat man Mühe, hier und da einen deutſchen Perioden zu finden, der eine ſo rara avis iſt, daß man ſich wie ein blindes Huhn über ein gefundenes Korn freut.“ — Nachdem Herder alſo in dieſer neuen Redeweiſe unſere alte verworfen, und originale Sprache in Anſpruch genommen hat, verlangt er in der zweiten Sammlung auch Originaldichtung und keine Nachahmer. Er kommt auf die Thorheit jener Vergleichungen neuerer Dichter mit alten, er deutet an, welche undankbare Mühe die Nachahmung iſt, er räth, lieber treu und im Geiſte zu überſetzen, als ungelenk nachzuſtammeln. Er beurtheilt Klopſtock gegen Homer, und zeigt ſchon die Lächerlichkeit dieſer anmaßlichen Zuſammenſtellungen daran, daß in Betracht deſſen, was Homer für die Nationalbildung der Griechen war, eher Gellert unſer Homer heißen müßte. Er wirft dann Willamov gegen Pindar in Schatten, Geßner gegen Theokrit, die Karſchin gegen Sappho; aber noch fehlt es nicht an Misgriffen, wenn er z. B. in Gleim gern mehr als im Tyrtäus ſehen möchte. — In der dritten Sammlung folgt eine beredte Abſchweifung über die

Herrſchaft der lateiniſchen Sprache und Literatur über unſere ganze Bildung, und dieſe Sätze müſſen für die Aufnahme der griechiſchen Sprache auf unſeren Schulen und die dadurch ganz veränderte Geſtalt unſerer Philologie von großer Anregung geweſen ſein. Er wünſcht, wir wären lieber Sklaven des griechiſchen Conſtantinopels geworden, als des lateiniſchen Roms; es wäre uns beſſer in Religion, Wiſſenſchaft und Sprache geworden. Wieder nach leſſingiſchen Winken weiſt er von den Römern weg auf die helleniſchen ächten Muſter und ſchiebt Virgil gegen Homer, nach Klopſtock's Anſicht, weit zurück. Es verdient immer wieder geleſen zu werden, was hier Herder vortrefflich, eindringlich, mit der Geſchichte zur Seite, über unſere Schulbildung, über unſere Behandlung der lateiniſchen Sprache als Zweck zu klagen hat, denn es ſpricht hier ein für die Alten Begeiſterter gegen den Misbrauch der Alten, und ein ſolcher iſt immer zu hören.

In dieſen Fragmenten hat Herder überall ſeine Beleſenheit in den Alten und beſonders im Homer, und das Bewußtſein der geiſtigen Auffaſſung dieſes ſeines Lieblings, auf den er auch ſpäter immer gern zurückkam, im Hintergrunde; er urtheilt mit einem gebildeten Geſchmack über Geſchmacksſachen, und iſt überall voll anregender Beobachtungen, die damals nothwendig großes Aufſehen machen mußten. In den kritiſchen Wäldern iſt's wieder hauptſächlich die Kenntniß des Homer, die ihm ſeine Waffen leiht, mit denen er aber diesmal gegen die Kritik, nicht gegen die Dichtung zu Felde zieht; und in dieſem Kampfe bewährt ſich das Rüſtzeug der Phantaſie und Empfindung nicht immer von der gleichen Feſtigkeit. Man wird ihn mit Beifall hören, wenn er den epistolae homericae von Klotz (1764) gegenüber, die ſich ungefähr zu Homer verhalten wie Wieland's Noten über Shakeſpeare zu dieſem, das gerechte Verlangen abermals ſtellt, daß man bei Beurtheilung des Homer ſich in deſſen Zeit verſetze. Mein Homer, ſagt er in der vertraulichſten Sprache der befreundetſten Kenntniß, ſoll ſich nicht nach meiner Zeit Sitten richten; und er reiht ſich hier in der Bekämpfung der franzöſiſchen modernen Auslegungen der Alten, im Verwerfen der Mäkeleien eines d'Argenſon und

Voltaire, ganz an Leſſing's Befehdung des galliſch-antiken Dramas an. Er nimmt die Urſitte jenes Zeitalters in Schutz, und die unſchuldigen Dichter gegen die „Ehrbarkeitspedanten unſerer Zeit", er will nicht die Geſetze der Politeſſe an die Schamhaftigkeit des Homer gehalten haben; auch hier erkennt ſich ganz ſein Sinn für die Urſitten der Völker, der mit ihm aufgewachſen war über ſeinem Studium der Bibel, des Homer und Oſſian. Nur in Einigem verſah er es, als er Leſſing entgegentrat, der ihn mit Gründen und Thatſachen zu ſtreiten nöthigte, und der ihm in der Auffaſſung der Alten vielleicht überlegen war, wenn er auch nicht die Gabe hatte, in Ueberſetzungen, Analyſen und feinen Auseinanderſetzungen das Aufgefaßte ſo wiederzugeben, wie Herder. Er wendet ſich in dieſen Wäldern auch gegen den Laokoon, und es iſt in der That peinlich, zu verfolgen, wie er nach ſeinem eigenen Gefühle „auf ſeinem träumeriſchen Pfade manche richtige und irrige Gedanken denkt", und mit ſeiner kritiſchen Phantaſie gleich wieder verwirrt, was der reinſte Verſtand eben gelöſt hatte, mit der eifrigſten und fertigſten Ueberredungsgabe wieder umwerfen will, was wir uns eben zur Ueberzeugung geſetzt haben. Wir wandeln bei Leſſing in lauter Licht und Klarheit; Herder wirft uns in ein Meer von Dunkelheit zurück, wohin zuweilen eine einzelne Beleuchtung ihr Licht wirft, um gleich darauf wieder ärgere Finſterniß zu verbreiten. Wir ſtehen bei Leſſing in einem fertigen Bau und freuen uns reiner Verhältniſſe; Herder aber beſchäftigt uns, wie er ſelbſt ſagt, mit kritiſchem Schutt. Leſſing hatte über die Kunſt und ihre Geſetze gedacht, Herder aber nur empfunden, und ſeine Empfindungskritik hängt ſich ohne Methode, ohne Plan, ohne Ueberſicht, ohne Rechenſchaft an jeden leſſingiſchen Satz, der ſeinen Gefühlen widerſpricht, und ſucht ihn mit Gefühlen wegzuräumen. Und hier miſcht ſich ſeine perſönliche Natur ſogar in die Auffaſſung fremden Geiſtes, in der er ſonſt die gerühmte Objektivität der Deutſchen beginnt: er weiß ſich in den Geiſt der leſſingiſchen Kritik und Denkungsart nicht zu verſetzen, was ihm ſelbſt ſein Freund Müller einmal vorgeworfen hat; und er verliert ihr gegenüber ſogar den Geiſt des Homer. So treffen wir ihn gleich anfangs auf der

Behauptung Lessing's, das Schreien bei körperlichen Schmerzen bestehe nach griechischer Denkart wohl mit einer großen Seele. Dies ist dem schwungreichen Manne nicht erhaben genug, es verdirbt ihm seinen Homer und seine Achäer, es stimmt ihm nicht mit seinem — Ossian, dessen nordische Helden sammt dem Stumpfsinne ihres Heroismus er mit den menschlichen Achäern verwechselt. Alle Mittel bietet er nun auf, diesem beleidigten Gefühle Recht zu schaffen, und der Leser darf sogar vor Entstellungen der lessingischen Ansichten auf der Hut sein. Er wirft ihm z. B. vor, Lessing mache die Idee des körperlichen Schmerzes zur Hauptidee des Philoktet, und dies ist so wenig richtig, daß sogar Stellen im Laokoon sind, die gerade dagegen anzuwenden wären. Wenn er nachher die lessingischen Sätze über das Räumliche und Successive bestreitet, schleicht eine ähnliche Fälschung ein. Lessing sagte zur scharfen Unterscheidung, der Maler wirke im Raume, der Dichter in der Zeit: „die Zeitfolge sei das Gebiet des Dichters, der Raum das Gebiet des Malers"; Herder schiebt ihm aber unter: durch Zeit und Raum! Als ob es einerlei Ding sei, zu sagen, der Luftschiffer treibe sein Wesen in der Luft, der Matrose auf dem Wasser, oder jener schiffe mittelst der Luft, und mittelst des Wassers dieser! als ob Grund und Boden und Bedingung einer Kunst einerlei sei mit ihren Mitteln! Auch bei Befehdung dieser Sätze aber leitet Herder'n blos ein peinliches Gefühl bei den Folgerungen, die sich daraus ergeben. Wir haben es schon früher angeführt, daß es ihm graute vor dem Schreckenswort: nur Handlungen solle die Poesie darstellen! Wo blieben seine Didaktiker und Lyriker! Die Poesie solle nicht malen! Wo blieb sein Ossian und seine Orientalen! Und wo, bei der bloßen Hinsicht auf den plastischen Homer, wo blieben die romantischen Italiener, Ariost und Tasso! — Auch anderswo, wo er über Fabel und Epigramm sich ausließ, läßt sich dieselbe Beobachtung machen, wie schwankend die kritischen Ansichten Herder's gegen Lessing sind, wie er sich ebenso in Poesie versteigt bei Untersuchungen, als er sich bei seinen Poesien wohl in Untersuchungen herabläßt. Und keine schärferen Denkübungen kann man sich machen,

als wenn man den labyrinthiſchen Irrgängen ſeiner immer durch Gefühle und Phantaſien geſtörten Urtheile prüfend, z. B. in den Anmerkungen über das griechiſche Epigramm[234]) nachgehen will; ſowie man die Unterſchiede der dialektiſchen leſſingiſchen und der deklamatoriſchen herder'ſchen Schreib- und Denkart nirgends ſchroffer und intereſſanter finden wird, als in dem 23ſten der Humanitätsbriefe, wo er Leſſing's Freimaurergeſpräche abdruckt und fortſetzt. Wer dieſe Unterſchiede noch auf kürzerem Wege kennen lernen will, der leſe die Beleuchtung der leſſingiſchen Sätze über die Erziehung des Menſchengeſchlechts, die Palingeneſie. Dies iſt eben die Schrift, von der Joh. v. Müller ſagt, es bedürfe keines Erweiſes, daß Leſſing die Lehre der Seelenwanderung, gegen die ſich Herder richtet, nicht in dem Pfaffen- und Brachmanenſinn anpreiſen wollte, gegen den Herder hier ein Scheingefecht hält. Er hat für die kühnen, anregenden Sätze Leſſing's gar keinen Sinn; wie es mit ihnen gemeint ſei, ſcheint er kaum zu fühlen. Weil Niemand mehr an die Seelenwanderung glaubt, ſo zeigt Leſſing einmal in dem ſo geglaubten Unſinne den Sinn; weil Alles an der Dreieinigkeit zweifelt, ſo zeigt er auch hierin Verſtand und ſymboliſche Weisheit. Herder macht aber aus allen dieſen kecken Spielen und gymnaſtiſchen Uebungen bitteren Ernſt und apodiktiſche Lehre. Er fühlte es ſelbſt, daß ſich Leſſing über ſeine Behandlung beſchweren werde. Unhöflicher, läßt er ihn ſagen, ich erzählte dir ein Märchen, und du nenneſt es Unwahrheit? Nur Märchen, entſchuldigt er ſich. Aber Leſſing würde vielleicht auch ſo geſagt haben: Ich gab dir tiefe Blicke in die Geſchichte, und du ſetzteſt moraliſche Gemeinplätze dagegen; ich ſprach zu dir als zu einem Eingeweihten in die menſchlichen Dinge, berathend, du aber antworteſt mir predigend, wie vor einem Kirchenpublikum. Und hätte Herder vollends eine geordnete, feſte, ſcharfe Entgegnung, eine gediegene Gegenanſicht aufgeſtellt, ſo hätte ihn Leſſing vielleicht gar mit der Antwort überraſcht: Du haſt ganz Recht; ich meinte gerade das Gegentheil von dem, was ich ſagte!

234) In den Werken im 10ten Theile der literariſchen Abtheilung.

Leſſing und Herder liegen ſich einander ſo entſchieden gegenüber, wie Schiller und Goethe: in großen Fragen waren ſie einig, im allgemeinen Streben ungleich, und grundverſchieden in Natur und Lebensweiſe, in Beruf und Schriftſtellerei. Beſchäftigt ſich Herder mit Leſſing, ſo hören wir einen vagen Scholiaſten zu dem klarſten Schriftſteller, Exkurſe der Empfindungen über die ſchärfſten Begriffe über die vierlöthigſten Sätze runde Bemerkungen, und wie Herder ſelbſt einigemal ſagt: Träume. Bei Leſſing's Beweisführung würde mit Einem Satze Alles zuſammenfallen, in Herder's Reden iſt vieles Vortreffliche und Herrliche mit vielem Falſchen und Schiefen gemiſcht; dort darf man nicht wählen, hier darf man nichts anders als wählen. Wo Leſſing anregt und auffordert, verſchließt Herder und ſtumpft ab: jener will nur Funken ſchlagen, dieſer nur ſelbſt leuchten; jener trifft überall den Nagel auf den Kopf, der dann wohl haftet, Herder aber braucht ſelbſt hier und da den Ausdruck, wenn er am Ziele ſeiner Unterſuchung angelangt iſt: jetzt ſtehe die Zunge der Wage inne! Dabei aber iſt dem Zuſchauer immer ſchwankend zu Muthe, wie geſchickt die Handhabung iſt. Herder verſteht dieſe vortrefflich: ſie beſteht in den Kunſtgriffen der Ueberredung, auf die die Theologen vor allen Menſchen angewieſen ſind. Dem mathematiſchen Leſſing gegenüber wirkt er mit muſikaliſchen Eindrücken; den knappen Heiſcheſätzen entgegen mit umſtellender Rede. Aus allen ſeinen Schriften blickt der glänzende Redner, der gewohnt iſt, an Stellen zu predigen, wo kein Widerſpruch erlaubt iſt, und ſo ſchildert W. von Humboldt auch die einzige Redegabe des Mannes im perſönlichen Umgang als eine unnahbare. So vielen Verhalt Leſſing auf eine Strecke zu den Verfechtern des geſunden Menſchenverſtandes hatte, ſo vielen hatte Herder mit den Genialitäten; Beide hielten bei näherem Zuſehen inne, wie es zum Aeußerſten kam. Von den Genialitäten zog ſich Leſſing ſchweigend zurück, achtungsvoll vor dem Zeichen der Zeit; aber Herder lehnte ſich gegen die kantiſche Philoſophie feindlich auf, die kein geringeres Zeichen der Zeit war. So viel Leſſing Verhalt und Liebe zu den bildenden Künſten hatte, ſo viel hatte Herder zur Muſik. Beide

waren nicht Dichter, aber aus ganz verſchiedenen Gründen: den Einen hemmte das Ueberwiegende des Verſtandes, den Anderen das der Empfindung; die Wiſſenſchaft und Kritik jenen, dieſen die Theologie und Redekunſt; die zurückgebliebene Zeit jenen, und dieſen die ſich ſelbſt überfliegende. Doch ſtellte jenen die ſichere Einſicht beſſer, als dieſen das ſicherſte und feinſte Gefühl: Herder's eigene Poeſien ſind ſämmtlich vergeſſen, aber Leſſing's dauerten aus; Herder ſelbſt bewunderte gegen die Stimme der ganzen Welt den Dichter Leſſing mehr als den Kritiker und hielt der gleißenden Theaterliteratur Nathan und Emilie als die Muſter- und Meiſterſtücke entgegen. Im Genuſſe der Dichtungswerke aller Zeiten und Völker aber, in der Empfänglichkeit für den Ausdruck jedes Schönen und Edlen, im offenen Sinne für alle fremde Natur war Herder über alle Zeitgenoſſen weg, und hat in dieſer Hinſicht an einen Fels geſchlagen, aus dem uns der Strom der Poeſie aller Zeiten zugefloſſen iſt. Hier ſteht er unter den Eltern der Romantik obenan, und etwa wie ſich Schlegel zu Goethe, den plaſtiſchen Dichter, verhalten, ſo Er ſich gegen Leſſing, den Lobredner der plaſtiſchen Kunſt. Nicht wenig auf ſich ſelbſt anwendbar ſchildert er dieſen Charakter des Romantiſchen, Genialen und Neuen gegen das Alte: Es ſcheine, als ob wir jenen ſanften Umriß des menſchlichen Daſeins ganz aus den Augen verloren hätten, indem wir, ſtatt dieſer Schranken, ſo gern das Unendliche in den Sinn faßten; unſere Philoſophie, unſer Jagen nach Kenntniſſen und Gefühlen, die über die menſchliche Natur hinaus ſind, kenne keine Schranken, und ſo ſänken wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt hätten, im Alter wie Aſche zuſammen, ohne Feuer des Geiſtes und Herzens, vielmehr alſo ohne jene ſchönere Form der Menſchheit, die wir doch wirklich erreichen konnten. Dieſe Gefahr, uns ſelbſt zu verlieren, iſt leider hereingebrochen durch die Vertheilung unſerer Natur und unſeres Antheils über alle Dinge der Welt, was Herder nicht wenig unterſtützte. Sein Weltbürgerthum liegt auf einer Linie mit ſeiner Empfänglichkeit für aller Welt Werke und Menſchen. Leſſing hatte, ermüdet von ſeinen ſchweren

Anſtrengungen für die Nationalbühne, verlaſſen von der Nation, jenes Wort gegen unſere Nationalität fallen laſſen, der vaterländiſchſte Mann ſich für das Weltbürgerthum erklärt; dies griff Herder auf und machte mit vielen Anderen Syſtem aus dem Kosmopolitismus, obwohl er zu Zeiten die Ideale einer Provinzialwirkſamkeit mit glühendem Eifer ergriff. Mit dieſem Streben ins Weite hängt auch das Fragmentariſche und Dilettantiſche in Herder zuſammen, das bei Leſſing ganz anders liegt. Bei dieſem drängt es gegen den Anfang, wo er, unſicher in ſeinem eigenen Berufe und in dem der Nation, taſtend die Zeit verſuchte, was ihr wohl paſſend wäre; gegen das Ende faßte ſich ſeine Thätigkeit mehr zuſammen; er fing mit Bruchſtücken an und hörte mit Werken auf. Ganz umgekehrt bei Herder: bei ihm drängt ſich dies Fragmentenweſen ans Ende hin; ſeine zerſtreuten Briefe und Blätter häufen ſich in den ſpäteſten Jahren am meiſten. Er, wie Leſſing, ganz auf das Zeitgemäße gerichtet, hat unendlich viele Anregung gebracht, hat im Ganzen mit richtigem Takte das, was noth that, getroffen, aber im Beſondern oft wieder die Wirkung aufgehoben. Leſſing erledigte, wo er ernſthaft zugriff. Herder hat auch in ſeinen vollendetſten Werken nur Keime gelegt; jedes Fragmentchen iſt bei jenem ein Ganzes, bei dieſem ſein größtes abgeſchloſſenes Werk nur Fragment; und dabei war Herder viel ernſter und gewiſſenhafter, Leſſing aber leicht und ſorglos. Leſſing's Univerſalismus hatte die Quelle, daß es ihm gleichgültig war, mit welchem Gegenſtande der Erkenntniß er ſich beſchäftigte, weil es ihm immer nur um Wahrheit zu thun war, die in jedem Gebiete zu finden iſt. Herder'n aber war Alles wichtig, und Alles ſuchte er zu umfaſſen, und er griff Leſſing darüber an, daß er einmal ſagte, er habe am Markte müßig geſtanden und gewartet, wer ihn dinge. Wie viel mehr, meinte er, hätte dieſer rüſtige Geiſt leiſten und vollenden können, wenn er einer unter *ihm werdenden Geſellſchaft* vorgeſtanden hätte! Man ſieht, daß Herder zu Klopſtock und ſeinen reinhaltenden Geſellſchaften zurückkehrte, ſowie er auch ſpäterhin Akademien und dergleichen lobpries. Aber Schiller und Goethe blieben bei

Leſſing, der dem Volke freie Erziehung vorbehielt, und die ariſtokratiſche Ruthe nicht für nöthig achtete, der alle Ueberanſtrengung und Alles mied, was der Natur Zwang anthat, wohin Tagebücher und Geſellſchaften im öffentlichen und Privatleben gleichmäßig gehören. Leſſing iſt, wie Luther, mit ſeiner Zeit etwas geworden, Herder wollte aus der ſeinen etwas machen; wie er ſelbſt eine individuellere Charakterform trug, ſo erkennen ſich ſeine Anhänger unter Theologen und Orientalen (Joſ. v. Hammer) noch heute in ihm, ſein Anhang ward eine Schule in einem Sinne, in der Leſſing keine gehabt hat. Vor Leſſing beſtand nichts, was ſich nicht bei Verſtand und Vernunft rechtfertigen konnte, Herder aber gab auf Weiſſagungen der inneren Seele und prophetiſche Stimmen. Er lauſchte nicht allein auf den ſokratiſchen Dämon mehr, als auf die kalte Berathung der Vernunft, auf Ahnungen des Gemüths, auf Träume und Erſcheinungen, er ließ ſich auch die Bibel aufſchlagen in Stimmungen des Kummers, der Sehnſucht und Wünſche. Des prophetiſchen Geiſtes voll, ſetzte er ſich gegen Leſſing, der vor dem Forſchen in der Zukunft warnte, er ſprach von einer Wiſſenſchaft der Zukunft[235]: „nicht allein die Raben ſollten ſchreien über die Begebenheiten in der Natur, auch der weiſſagende Schwan Apolls ſollte ſeine Stimme heben und ein Lied ſingen von dem, was ſein wird, weil das Jetzige ſo iſt und das Vorige ſo war. Entweder müſſe unſer Studium der Geſchichte und Philoſophie nichts ſein, oder es gebe eine Wiſſenſchaft der näheren und ferneren Zukunft.“ Aber vorſichtiger hat Goethe vor dem Pochen auf unſer Wiſſen gewarnt: „Wer das Vergangene wüßte, der wüßte das Zukünftige.“ Mit ſeiner Gabe zu errathen und zu ahnen war Herder mehr als Einer geeignet, Wege zu brechen, um große Ausſichten zu öffnen, wenn auch nicht wie Leſſing des Wegs geduldig zu führen: das Ziel der Wahrheit hieß ihm immer ein Punkt, oft fand er ihn deutend mit glücklichem Auge aus; er ſuchte ſich der gefundenen und geahnten Wahrheit mit Bildern und Symbolen zu nähern; ſie zu rechtfertigen und faktiſch zu belegen, war er weniger geduldig. Denn er war für

235) In den zerſtreuten Blättern: Vom Wiſſen und Nichtwiſſen der Zukunft.

alles Mechanische ohne Beharrlichkeit, für alles Besondere so langsam, als begeistert für das Allgemeine: er liebte Religion, aber nicht Theologie, Musik, aber nicht das Spielen, Poesie, aber nicht klare Rechenschaft darüber, Philosophie, nicht Speculation, Universalität, nicht Gelehrsamkeit, Geschichte, ohne Sinn für Thatsachen. So kann man selbst von seinem Verhältniß zu Lessing sagen: er liebte diesen Mann wahrhaft, als er ihn in seiner Charakteristik im Ganzen überschlug; im Einzelnen hörte er nie auf an ihm zu kritteln. Er betete nicht wie Goethe den heiligen Geist der fünf Sinne allein an, er stand nicht zufrieden und glücklich wie Lessing in der Gegenwart, wie sie war; er sehnte sich — was seinem Jean Paul sehr interessant schien — Geister zu sehen und im Mittelalter geboren zu sein. Wäre er dort geboren gewesen, so hätte er sich wieder nach seinem Jahrhundert der Humanität gesehnt. Denn er kam nicht zu einem reinen Abschlusse zwischen der Natur, die er in seiner Jugend, und der Cultur, die er im Alter in Aussicht nahm; Beides in der Art zu versöhnen, wie es Lessing gelang, schien ihm nicht so leicht zu werden. Daher sehen wir ihn immer in einer so eigenthümlichen Mitte zwischen diesem und Hamann stehen; wir sehen ihn in jenem Schwanken, das allen sogenannten Gefühlsmenschen natürlich ist; wir gewahren in seinen Schriften aus verschiedener Zeit erstaunliche Widersprüche, zwischen denen man sich entscheiden muß, so daß man, bei aller Liebe und Achtung für ihn, oft nicht sein Anhänger sein kann, ohne zugleich mit ihm selbst sein Gegner zu werden.

Wenn wir diese Gegensätze neben einander stellen, so werden wir sogleich gewahren, wie sich hier wieder die Elemente einer alten und neuen Zeit streiten, wie man eine errungene Cultur erhalten wollte, ohne die verjüngenden Naturregungen in der Nation zu verscherzen. Herder stellt in sich dasselbe Schauspiel streitender Elemente vor, wie die damalige schöne Literatur seines Vaterlandes im Großen, wie es Preußen in politischer Hinsicht damals darstellt: ein junger Staat in alten Formen, Verwesung, wie Mirabeau fand, vor der Reife, ein Metamachiavell, wie Hamann sagte, auf dem Thron, der gegen

den Macchiavelli ſchrieb, und Freigeiſt und Despot zugleich war. Herder überkam völlig die Miſſion ſeines Hamann, die dieſer ſelber nicht erfüllen konnte, er ging als ein Bote der Erlöſung von alten Satzungen, Schulmeinungen und Kleingeiſtereien in alle Welt und lehrte alle Völker. Hamann hatte das Reich der Literatur den Kindern verheißen, und ſo predigte Herder. Mehr noch als Homer und Oſſian war die Bibel die Freude ſeiner Jugend und das Buch ſeines Lebens. Seine Freude daran nannte er ſelbſt kindlich und angeboren; nur ihr zu Liebe ward er Theolog, und wie er in ſeinen Kinderjahren Hiob und den Prediger, Jeſaias und die Evangelien las, hat er kein Buch ſonſt in der Welt geleſen. Sein ganzes Leben, ſchrieb er, entwickelte ihm nur, was ihm ſeine Kindheit ſagte. Er klagte ſich ſelbſt an, daß er in ſeiner Natur leidenſchaftlich war, wie ein Kind; er ließ ſich gehen, er fiel in ſchwere Strafe, er kehrte in ſich und ging liebenswürdiger hervor. Der Menſch in ſeiner Kindheit, ſagte er, iſt ganz Sinn und Gefühl. Und ſo blieb er immer. Er faßte mit dem reinen Glauben der jugendlichen Phantaſie, unbeſchadet der Aufklärung, die Religion, die Sage, die Dichtung der Kindheit des Menſchengeſchlechts auf, und kam niemals aus dieſer Hingebung heraus. Er drehte der grauen Zeit der Ueberbildung den Rücken, grub ſich in die Natur, in die Jugend der Welt ein, ſuchte ſie zu bemeiſtern und zu ſchildern mit ſinnlichen Bildern und lebhaften Gefühlen, und alle ſeine Neigungen ſchwebten um die Wiege der Menſchheit oder der Völker. In Shakeſpeare forſchte er heraus, was der Naturpoeſie des Volkes gehörte, gleichgültiger gegen das, was den Menſchenkenner als Shakeſpeare's Eigenthum lockt; in ſeinen Ideen zu der Philoſophie der Geſchichte rang er ſich von den Anfängen der Menſchheit nicht los. Ganz wie Hamann den ungetheilten Menſchen des Inſtinkts ſuchte, ſo bewunderte er die Periode der Völker, wo noch die Vernunft am wenigſten in die vielſeitige gelehrte Form gegoſſen iſt, wo noch Sinnlichkeit und roher Scharfſinn, Schlauheit und muthige Wirkſamkeit, Leidenſchaft und Erfindungsgeiſt, wo die ganze Seele ungetrennt und am lebhafteſten wirkt, weil ſie, noch auf keine lang-

weilige Regel gebracht, immer in einem Kreiſe von Bedürfniſſen, Erforderniſſen ganz lebt, und ſich immer neu und ganz fühlt. Er fand es unbegreiflich, daß ſich ſein Jahrhundert ſo ſehr in die Schatten und dunklen Werkſtätten des Kunſtmäßigen verloren hatte, um das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur in andern Jahrhunderten nicht erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten, fand er, machten wir Schulübungen im Staube unſerer Lehrkerker, aus den Meiſterſtücken menſchlicher Dichtkunſt ſeien Kindereien geworden, an welchen greiſe Kinder und junge Kinder Phraſen lernten und Regeln klaubten. Er ſuchte daher, was uns hier am meiſten angeht, eben wie Hamann, nach einer Naturpoeſie, die des lebendigen Hauches voll ſei, und ſo wenig er in der Sprache die ſpäten und ſtumpfen Geſetze der Grammatiker verehren wollte, ſo wenig Ramler's Verbeſſerungen und die Grillen der Aeſthetik. Er legte das Gemüth als Maßſtab an die Gedichte, nicht die Regeln des Kopfes, und hier genügte ihm oft der rohe Geſang der Wilden mehr, als die zierliche Idylle Geßner's. In den Fragmenten unterſucht er daher die Natur einer jungen Sprache, und findet darin am beſten die Elemente poetiſchen Vortrags. Er ſetzt ſich gegen den modernen Lieblingsgedanken, daß eine Sprache, ſo lange ſie nur Eigenthum des ſinnlichen Volkes iſt, eingeſchloſſen und unvollkommen ſei, daß erſt Wiſſenſchaft und Philoſophie ſie vollkommen mache. Zur Philoſophie vollkommen, gibt er zu, aber die Poeſie athme in einem anderen Elemente. Er ſtellte über allen Zweifel weg, wie Hamann, daß die Poeſie vor der Proſa ſei, und die erſten Dichter die beſten. Er wußte, daß Alles in der Welt ſeine Stunde hat, und die Poeſie die ihrige in der Jugend. Zur Zeit der ſchönen Proſa wachſe in den Dichtungen nichts als die Kunſt, ſpäter gäbe es nur verſificirte Philoſophie oder mittelmäßige Poeſie. Die Sprache einer Zeit, wo die Stände noch nicht geſchieden, wo es, wie in der Geſellſchaft, noch keinen Adel, Mittelſtand und Pöbel unter den Worten gegeben, wo die Proſa noch nicht ausgeſiebt war, dieſe war die reichſte zur Poeſie. Gegen die alte wilde Sprache ſei die unſere mehr für die Ueberlegung als für Sinne und

Einbildungskraft. Dieſe Sätze befremdeten in der erſten Ausgabe das ganze damalige Geſchlecht, die Unterſcheidung von Natur- und Kunſtpoeſie, die nachher allgemein ward, die Schiller aufnahm, Herder aber ſpäter gerne wieder verwiſcht hätte, begann hier; die Trennung ächter und jugendlicher Dichtung griff ein, und Herder ließ langehin nicht nach, der blinden Nation den Staar zu ſtechen, wie ſchmerzlich ihr die Operation auch ſein mochte. Der Naturſinn, der Geſchmack für die kindliche Poeſie der Urzeiten, den Herder aus Bibel, Homer und Oſſian ſich angeeignet und in ſeinen erwähnten Jugendſchriften ſchon kund gegeben hatte, ſtieg bei ihm zu einer neuen Lebendigkeit, als er Riga verließ und auf der Seereiſe den Oſſian las. Ein Tagebuch, das er über dieſe Reiſe ſchrieb, ein merkwürdiges Aktenſtück zu Herder's innerer Geſchichte, ſpricht die geſteigerte Empfänglichkeit mit einer heftigen Glut aus. Aus den Geſchäften und Poſſen der bürgerlichen Welt entnommen, vom Stuhle des Gelehrten weg auf dem Elemente jener Helden, verſtand er den Oſſian ganz anders, und er verlor nicht das „Gefühl jener Nacht, da er auf ſcheiterndem Schiff, mit Meer beſpült und mit Mitternachtwind überſchauert, den Fingal las". In dieſer Schrift ſind in ganzer Unmittelbarkeit alle ſeine jugendlichen Organe in Thätigkeit, die damals gleichſam in ihm erwachten, als er auf den Naturſinn der Seeleute achtete, die auf die große Natur allein beſchränkt ſind, in der Natur ſcharf beobachten, und dann auch einen Schritt über die Natur hinaus ins Geiſterhafte und Wunderbare thun. Hagel, Blitz, Mond und Sterne machten hier ganz andere Wirkung auf ihn, als auf dem Lande; hier ſehnt er ſich Orpheus und Homer zur See zu leſen, hier ſprach ihm „das Frappante der erſten Dämmerungsgeſchichte und Poeſie" noch weit anders zu als ſonſt. Die Eindrücke dieſer Reiſe wurden dem Publikum bald kund, in Bezug auf Poeſie zunächſt in den fliegenden Blättern *von deutſcher Art und Kunſt* (1773), die er mit Goethe herausgab, und die gewöhnlich als das Zeichen zu der neuen Kunſtkritik angeſehen werden, wie Goethe's Erſtlingswerke als das der neuen Naturdichtung. Hier ſchrieb Herder über Oſſian

und Shakeſpeare; er verglich Oſſian's Lieder mit den Geſängen der nordamerikaniſchen Wilden, deren lebendigen Eindruck die Reiſenden ſchilderten, er ſprach ſeine Freude an dieſem wilden Geſange unverholen und in einer Sprache voll neuer ſinnlicher Glut aus, und dieſe Begeiſterung wird damals nicht dem Correſpondenten allein, den Herder fingirt, ſo aufgefallen ſein, wie Voltaire'n, daß Rouſſeau das Gehen auf Vieren ſo wohl gefiel. Denn dies war damals *unſer* Rückgang auf den Urzuſtand, daß wir nicht den Staat und die Geſellſchaft auf die erſte Urſprünglichkeit zurückführen wollten, ſondern die Poeſie, das Reich der Einbildung. Herder hält hier das Todte aller unſerer Poeſieſtücke gegen dieſes dramatiſche Leben, dieſe Scenen, Bilder und Geſtalten. Den rohen, einfältigen Geiſt, die große Manier, die Tiefe des Eindrucks, den jedes ſo ſtarkgeſagte Wort macht, den *freien Wurf*, mit dem der Eindruck gemacht wird, das Alles hebt er hervor, nicht als Muſter, ſondern als Natur. Er rühmt jene Sinnlichkeit dieſer Geſänge ohne Begriffsworte und ſymboliſchen Letternverſtand, ohne Künſtelei und Ueberlegung, dieſe Schwächungen des Geiſtes; er wagt es zu ſagen, unſere Pedanten, die Alles zuſammenplapperten um methodiſch zu ſtammeln, unſere Schulmeiſter und Küſter wären nichts gegen dieſe Wilden! Kinder, Frauen, Männer von einfachem Naturverſtande, die ſeien die beſten Redner unſerer Zeit. Er rückt die Stegreifdichtungen der alten Zeit und Natur weit vor unſere Kunſtgedichte über Gegenſtände, über die ſich nichts denken, noch weniger ſinnen, noch weniger einbilden läßt, in denen man Leidenſchaft nachahmt und erkünſtelt, die man nicht hat. Die Dichtkunſt, die die ſtürmiſchſte, ſicherſte Tochter der Seele ſein ſollte, ſei die lahmſte und wankendſte geworden; die Gedichte corrigirte Schulexercitien. Wir dichten nicht in der lebendigen Welt, wir erkünſteln uns Aufgabe und Stil, und daher fehlt uns der runde Contour, den uns der erſte Hinwurf verleiht. Nur Klopſtock iſt von dieſer Kriegserklärung ausgenommen; von allen unſeren übrigen feilenden Dichtern wendet er ſich weg zu den lebhaften Sprüngen und der ſinnlichen Verſtändlichkeit des Volksliedes. Er ſchämt ſich ſeines Handwerks

nicht, Lieder zu ſammeln; er empfiehlt die Eliſionen, die Knittelverſe, die Idiotismen, ohne Furcht vor den ſkandirenden Kunſtrichtern; er ſtellt ſich keck gegen alles Dogmatiſche, Lehrhafte, Abgezogene in der lyriſchen Poeſie und ruft nach Natur und Einfalt. Gleim hat er als den einzigen zu nennen, der den Volkston angeſtimmt; aber nicht lange, ſo folgten Goethe und Bürger ſeinem Rufe in verſchiedener Weiſe, und der Sinn für das Volkslied griff weit um ſich, ſo daß ſich Nicolai mit ſeinem kleinen feinen Almanach (1777) gegen dieſe Manie wie gegen alles ſtellte, was aus dieſer neuen Schule kam. Allein man achtete ihn nicht, man verſtand wohl gar ſeine ſatiriſch gemeinte Sammlung ernſthaft, obwohl Herder „vor dieſer Schüſſel voll Schlamm warnte, die uns die Luſt am Beſſeren verderben ſollte, als ob ſie das Gold wäre, das wir beſäßen“; Leſſing ſelbſt begriff Nicolai's Eifer nicht und nahm ſich dieſer Naturkinder an. In dem Aufſatze über Shakeſpeare ſtellte ſich Herder neben Leſſing gegen die Franzoſen. Er belacht Corneille's Helden, die außer dem Theater Narren ſein würden, und Racine's geſchminkte Empfindungen; Voltaire's Vers ſei Zuſchnitt, Inhalt, Bilderwirthſchaft, Glanz, Witz, Philoſophie, ein ſchöner Vers, aber kein Vers für Handlung, Sprache, Sitte, Leidenſchaft; ewige Schulchrie, Lüge und Gallimathias. Der Charakter und Vortrag: ſchön gekleidete Herren und Damen, ſchöne Reden und nützliche Philoſophie, Schauſpieler, die auf Deklamation, Stelzengang der Sentenzen und Außenwerke der Empfindung Wohlgefallen anwenden. Dann bereitet der rhapſodiſche Ausleger-Shakeſpeare ſeine Stelle, und einige Stücke werden in der fliegenden, haſtigen Manier des Enthuſiasmus durchgeſtürmt mehr, als in Leſſing's Art analyſirt.

Herder blieb in den 70er Jahren und noch weiter hin aufs lebhafteſte mit der Volkspoeſie beſchäftigt und gab dieſer erſten Erſchütterung noch lange den nöthigen Nachdruck. Um 1772 war er tief vergraben in Zoroaſter und den Schuking, in Percy's reliques, dieſe Sammlung von engliſchen Volksliedern, die außerordentlich anregend in Deutſchland ward; er las Jones über orientaliſche Poeſie, und

was alles in dieſe Gattung einſchlug. Schon 1774 wollte er ſeine Stimmen der Völker geben, es verſchob ſich aber. Im deutſchen Muſeum ſchrieb er 1777 über die Aehnlichkeit der mittleren engliſchen und deutſchen Dichtkunſt; er ſprach von Percy, er ſchmähte die Deutſchen, die den verlornen Bardengeſängen nachjagten, aber die gefundenen Minnelieder liegen ließen. Auch hier gab es Seitenhiebe auf die „liebe Moral", denn damals folgte Herder ganz dem neuen Begehren nach dem rein Schönen, er war auch hier den radicalen Genies gleich, und hätte ſchwerlich die Clauſel Leſſing's gelten laſſen, der zwar nicht die äſthetiſche Schönheit von der moraliſchen abhängig machte, aber doch es nicht unbillig fand, wenn einer jenes Schöne ohne dieſes Gute verachtete. So hatte er in den Fragmenten mit Klopſtock ausdrücklich geſtritten, weil dieſer für den letzten Zweck der Poeſie die moraliſche Schönheit hielt, und nicht die Bewegung unſerer ſinnlichen Kräfte, weil er das Kennzeichen der Güte zu dem der Schönheit machte. Und ſo hatte er ſich auch gegen Klotz in den literariſchen Wäldern verwahrt, daß der Kunſtrichter nicht überall auf die Ehrbarkeit des Dichters ausſehen und zuerſt den Zuchtrichter machen ſolle. In einem Aufſatze über die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten (1778) wiederholte er ſeine oft geſagte Anſicht, daß die Poeſie ihren lebendigſten Ausdruck in der Jugendzeit der Völker erhalte. In eben dieſem Jahre fing er nun an, dieſe bisher blos kritiſch ausgeſprochenen Sätze mit Muſtern zu belegen. Salomon's Lieder der Liebe nebſt 44 alten Minneliedern erſchienen gleichzeitig mit den Stimmen der Völker (1778). Dort eiferte er gegen die, die an jenen jüdiſchen Geſängen blos Hebräiſch lernen wollten, und für den weltlichen Inhalt gegen jene, die aus der Bibel blos eine Spreutenne kahler Moralen und trockener Akroame machten. Was die Auslegung der poetiſchen Schönheiten betrifft, ſo iſt es keine Frage, daß die Wärme der Erfaſſung orientaliſcher und aller Naturpoeſie nirgends in dem Grade gefunden wird, wie bei Herder. Die Stimmen der Völker hatten den Zweck, das rohe Geſchrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen,

was er unter und an den Volksliedern preiſe. Und da es ihm arm ſchien, ein deutſcher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn verſuchte), ſo zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu laſſen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Beleſenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie ſie damals in Deutſchland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Ariſtogiton, aus Eſthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, ſondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraſchenden Treue und Einfalt auf, und ſchickt ſich mit der feinſten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die ſpaniſche Grandezza, die Düſterheit des Oſſian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grauſame Gewalt des nordiſchen Kriegers, das ſanfte Gemüth des Deutſchen, das Schaurige ſchottiſcher Balladen, der kühne Gang der hiſtoriſchen Volksromanzen in Deutſchland, Laune und Schreck, Ernſt und Tändelei, Alles bewegt ſich nebeneinander, ohne Geziertheit und ohne Zwang, als ob die divergirendſten Strahlen aller Menſchlichkeit und Menſchheit ſich in dem weiten Buſen des Deutſchen koncentrirten. Wodurch erreichte Herder dieſe überraſchende Wahrheit und Wandlungsgabe in dieſen Liedern, die er in ſeinem ſonſtigen Vortrage ſo wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Empfängniß als Erzeugung ankam; nicht allein daher, daß Herder, vielſeitig in ſich an dem Allerverſchiedenſten, an griechiſcher Lebensfriſche und indiſcher Beſchaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens Theil hatte; ſondern auch ganz beſonders daher, daß er das Weſen des lyriſchen Liedes nicht im Worte, ſondern im Tone ſuchte, nicht im Gedichte, ſondern in Muſik und Melodie. Das Weſen des Liedes, ſagt er, iſt Geſang, nicht Gemälde; ſeine Vollkommenheit liegt im melodiſchen Gange der Leidenſchaft oder Empfindung, ohne Ton und poetiſche Modulation iſt es trotz Bild und Farbe kein Lied. Iſt in einem Liede lyriſche Weiſe, ſo iſt ſelbſt ſein geringer Inhalt der Dauer

nicht entgegen, man schiebt einen andern unter, man stößt die schlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden soll, so suche er auch beim Uebersetzen des Textes den Gesangton vor Allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die gescheiterten Uebersetzungen so vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwischen zwei Sprech- und Singarten, des Verfassers und Uebersetzers, war ihm unausstehlich, sein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu sagen noch zu schweigen wußte. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode geleistet hatte; wie sich dieser zu den Compositionen seines Bach verhielt, so Herder zu Gluck, der damals auf den einfachen und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenschaft zurückwies. Noch im Zuge derselben Thätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herder's Buch vom Geiste der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wetteifer am Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Theile der Bibel. Dies Buch stellte sich gegen Michaelis' Uebersetzungen und das Aehnliche so, wie Herder's historische Neuerungen gegen die Schlözer und seine poetischen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verständniß orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dies Werk so einzig anregend und bahnbrechend, wie Winckelmann's Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herder's Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herder'n so nahe lag, fand er sich noch heimlicher als bei Homer und Ossian: gegen diese kindliche Einfalt im Hiob, in den Psalmen u. s. w. war ihm wie Klopstock die künstliche Poesie der Griechen lauter Schmuck, und bei der celtischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter

einem bewölkten Abendhimmel wandle. Dieſe theuere Poeſie entriß er mit dieſem Werke den pedantiſchen Grammatikern und gab ſie der Jugend anheim, die ſie empfand; und es iſt, als ob dieſe prophetiſche Dichtung ein Ableiter gegen ſeine eigenen Ekſtaſen ſei: er wird vor dieſem Dunkel klar und feſſelt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieſes Werk eines der erfolgreichſten, die Herder ſchrieb, und ſeine ganze Natur und Richtung erklärt es, daß es ſein Lieblingsgeſchäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeſchäft erhoben hätte.

Herder machte mit dieſen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetiſchen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutſchen Boden, ſo doch die erſten Verſuche, die man klaſſiſch und muſterhaft nennen durfte, und die erſtaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantiſchen Schule über, von der dieſe bei weitem am wohlthätigſten und verdienſtlichſten gewirkt hat. Mehrere hierin einſchlägige ſpätere Arbeiten geben uns dieſen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutſchen Merkur und in den zerſtreuten Blättern eine Reihe von morgenländiſchen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüten morgenländiſcher Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beiſpielen höhere, edlere Tugenden des Menſchen zu lehren, als die Fabel that, von dieſer in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die dieſe feinere Aufgabe mit ähnlicher Einfachheit löſen, wie er mit ſeinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechiſchen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Ueberſetzung des edlen Forſter (1791) einführte, wie er in der Terpſichore (1795) den Balde übertrug, wie er endlich (1801) den Cid beſang, dies Alles liegt auf dieſem Wege. Und dieſes letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Beſitz geworden iſt [236]), erklärt ſich ſchon ganz aus

236) Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?
Goethe.

den romantiſchen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unſerer vorliebenden Neigungen von der nordiſchen Poeſie zur ſüdlichen, der in Herder ſehr deutlich nachzuweiſen iſt. Zu allen dieſen Uebertragungen drängte Herder'n ſeine innerſte Natur, die der Poeſie überall bedurfte und nicht ſelbſt poetiſch war, die ihre Genüſſe ſuchte, aber nicht ſelbſtändig erſchuf. Dieſem Triebe gab er Grundſätze hinzu. Er meinte, wir müßten das Fremde erſt ſchätzen lernen, um uns ſelbſt die richtige Stelle anzuweiſen; um das Fremde zu ſchätzen, müßten wir es richtig faſſen und verſtehen. Las er daher einen Dichter, ſo ſuchte er jedesmal ihn und ſeine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit ſeinem Volke und ſeiner Umgebung und mit verwandten Erſcheinungen, und kam zum Verſtändniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literarhiſtoriſchen Verhältniſſe. Er meinte die Geſchichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauſchen, der ſich in ihren Poeſien am reinſten und friſcheſten ausſpricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unſerer deutſchen Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelſten Geiſtern Italiens, Spaniens, Frankreichs ſprechen, und bei jedem ſeine eigenthümliche Weiſe zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menſchlichen Geiſtes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärteſten Nation brechen durften". Wirklich iſt dies Herder's großartigſte Seite, wie er den Geiſt der Zeiten und Völker ergreift, das Verſchiedenartigſte verſteht und genießt und wiedergibt: in unſerem Volke, das dieſe Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade beſitzt, hat ſie Keiner ſo ausgezeichnet beſeſſen wie Er. Bedenkt man, was dieſe Eigenſchaft in ſich begreift, ſo weiſt nur ſie allein Herdern eine hervorragende Stelle in unſerer Kulturgeſchichte an, ſo vielfache Nachtheile ſich auch an ſie anſchließen. Es iſt wahr, das Umſichgreifen dieſer Genußſucht, dieſe Selbſtverleugnung, dieſe Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbſtgefühl, an Volksſinn, an originaler Schöpfungskraft, mit jener Unerſättlichkeit an allem Fremden zuſammen, die ein

uralter Charakterzug unſerer Nation iſt. Die romantiſche Schule hat damit der Pflanze unſerer Dichtung das Herz abgebrochen und ſie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf dieſem Wege haben wir unſerer Nachahmungsſucht den Zügel ſchießen laſſen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen, nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein einmal wird es zu allen Zeiten eine Streitfrage bleiben, ob nicht dieſe Hingebung an alles Menſchliche in ſich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeſchloſſenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine ſchönere Geltung, als alle volksmäßige Feſtigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unſerer Nation, ſondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwiſcht ward; und nur das iſt ein Merkmal unſeres Charakters, daß die Blüte unſerer Literatur beidemal in dieſen Zeiten ſich aufſchloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel ſtand. Wer möchte in der engliſchen und franzöſiſchen, ſelbſt in der italieniſchen Literatur der neueſten Zeit die altnationalen Eigenthümlichkeiten wieder ſuchen? Die Eröffnung der Kultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreiſe bedingte dieſe Eigenheit der heutigen Literatur, daß ſie nicht in dem Grade ſelbſtändig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten anderen möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer konnte es verleugnen? Vor dieſen gehäuften Schätzen ſchwand das Selbſtvertrauen und die Schöpfungsluſt der Menſchen, dies läßt ſich bei unſeren Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, ſo das ganze Mittelalter den Römern nach, ſo die Deutſchen der ganzen Welt. Mußte alſo Nachahmung der Charakter unſerer Literatur werden, das hat Herder ſelbſt geſagt, ſo ſei es Ehre, wenn wir uns nur beſonnen das Beſte zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus beſter Ueberzeugung geben, daß wir dies ſo lange thaten, bis das Beſte erſchöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche über-

gleiten mußte. Unſere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dies, die nicht wie die franzöſiſche gebunden iſt, Alles in ihrer eigenen Weiſe zu ſagen. Und bei alle dem iſt es ihm doch nicht ſchwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweiſen, der durch alle unſere Dichtungen durchgeht, wie abhängig ſie ſind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verſtand- und lehrreicher Genius, Sitte, Beſcheidenheit, bei weniger Glanz der Kunſt mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dies eben ſind dieſe allgemeinen menſchlichen Eigenſchaften, die uns wieder in jene weite Beziehung mit aller Welt ſetzten. Gewiß iſt, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das eine erinnern, daß eigentliches Verſtändniß der Geſchichte ohne dieſe Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich iſt. Wir haben vor Herder nur Nationalgeſchichten gehabt; was Engländer und Franzoſen in der Geſchichte anderer Völker geleiſtet haben, iſt kaum der Rede werth. Vielleicht iſt es nicht anmaßend, zu ſagen, daß noch heute eine Weltgeſchichte nur in Deutſchland möglich iſt, und auch bei uns erſt möglich iſt, ſeit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Ueberſetzungen fremder Werke die „Phyſiognomie der Kompoſition und die Seele des Originals“ erſcheinen zu laſſen, und uns in jeder Art mit allem Fremden vertraut zu machen. Dieſe Gabe iſt ganz von ſeinem entſchiedenen Kosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte, auf die wir anderswo noch zurückkommen.

Der Cid liegt ganz auf der Grenze, wo ſich Herder's Ueberſetzungskunſt mit ſeiner eigenen Dichtergabe ohne Nachtheil berühren konnte. Dieſe Romanzen gehören in das Gebiet der Naturgeſänge, wo er zu Hauſe war, und in den Süden, deſſen Poeſie er in ſpäteren Jahren ſo bevorzugte; ſie haben eine hiſtoriſche Haltung von wenig Schwung, ſelbſt von einer trockenen Färbung, der nur ſo durch die ſpaniſche Würde aufgeholfen wird, wie vielen deutſchen Dichtungen durch Gemüth und Melancholie. Es kam hier mehr auf Situationen an, als auf epiſche Darſtellung in großem Zuſammenhange, mehr

auf Andeutungen in der Erzählung, auf Winke in der Charakteristik, und dies lag ganz in Herder's Sphäre und lockte seine springende, der Phantasie Raum lassende Art des Vortrags. Dazu kam jene moralische Etikette, jene einfältige Großheit, die Gelegenheit zur Lehre u. A., was Alles einlud, hier von dem Seinigen dazuzugeben, die scharfen Kanten der oft dürren spanischen Romanze mit deutschem Gemüth abzuschleifen und der Empfindung mehr Bahn zu machen [237]). Weiter hätte sich Herder auch nicht wagen dürfen; selbst Dichter war er nicht. Auch hat er im Grunde nur weniges Dichterische selbst bekannt gemacht und schien es zu fühlen, daß dies nicht seine Stärke war, wiewohl er zu Zeiten doch in seinen Oden mit Klopstock siegreich zu wetteifern meinte, und die Mischung von Philosophie und Empfindung in seinen Gedichten für etwas mehr hielt, als den bloßen „Dämmerungton der Empfindung", den Klopstock in der Seele zurücklasse. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er in der Prosa Poet, in der Poesie prosaisch war, und er selbst hat in den zerstreuten Blättern geäußert, daß sich nach seiner Meinung die Prosa viel mehr Schmuck des Wort- und Periodenbaues erlauben dürfe, als die Poesie, die ihrerseits Schmuck in hoher Einfalt und tief eingreifender Bildung der Gedanken suchen müsse. Diesem Satze entspricht mehr seine Prosa als seine Poesie. In dieser ist eine formelle Einfalt wohl insoweit, daß sie meist hart, ungelenk und schwerfällig erscheint; allein sie ward dadurch dunkel und unverständlich, und treibt sich in jener „Dämmerung" herum, in der sich Herder immer so glücklich fühlte. Sieht man sich in seinen Gedichten um, so findet man, daß keine feste Gattung ihm in der Ausführung gelingt, so wenig als ihm ihre ästhetischen Definitionen geglückt waren. Das Kirchenlied ist bei ihm bald minnesängerisch, bald dithyrambisch und psalmodisch, bald liederhaft, aber nie schlecht und recht, vielfach gesucht in Gedanken und

237) Dies Urtheil wird auch jetzt nicht umgestoßen, seit nachgewiesen ist, daß Herder nicht unmittelbar nach den spanischen Texten, sondern nach einer französischen Prosabearbeitung gearbeitet hat, vgl. R. Köhler, Herders Cid und seine französische Quelle. Leipzig 1867.

einzelnen Worten. Seine Fabeln[238]) in neuen Anwendungen erzählen nicht plan, ſie ſpringen in unfertigen Sätzen, winken blos, geben eine epigrammatiſche Moral, oft nur, was ſeine Lieblingsfigur iſt, einen Ausruf, einen Gedankenſtrich! Seine Gnomen ſind gegen Goethe's lebensvolle Weisheit dämmerig, ohne pſychologiſchen Werth, ohne nahes Verhältniß zu den Bedingungen, unter denen gerade das heutige Geſchlecht in die Welt geſetzt iſt. In den lyriſchen Gedichten iſt nicht Heiterkeit, nichts von den ewigen Gegenſtänden der Lyrik; die lydiſche Flöte verdammt er; ſeine Geſänge ſind melancholiſch gefärbt, oft aus einer trüben Anſicht der menſchlichen Dinge. Dem Inhalte nach iſt die Mehrzahl aller ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe lehrhaft und philoſophiſch, ja metaphyſiſch; der einkleidenden Form nach häufig allegoriſch. Eine Reihe Legenden[239]) hat Herder erneut und, wie er ſagt, dem lehrenden Idyll nahe zu bringen geſucht; allein er konnte dieſe andächtige Poeſie, für die er mehr äſthetiſche Ehrfurcht hat, als wir theilen würden, nicht durch ſeine Feder gehen laſſen, ohne ſie mit ſeiner mislaunigen Stimmung anzuſtecken, und ſie zu ſatiriſchen Ausfällen zu misbrauchen. Er erzählt ſie wie Fabeln, mit didaktiſchen Prologen und Epilogen, in denen nicht ſelten kritiſche Seitenblicke und bittere Satiren die allenfalls mögliche Wirkung dieſer einfachen Stoffe aufheben. Wie er alſo dieſe Legenden entſtellt und ihrer reinen Gattung entnimmt, wie er das geiſtliche Lied verändert, die Fabel zum Epigramm ſpitzt, das Epigramm zur Gnome ſtumpft, die Gnome zum ſibylliniſchen Spruch verdunkelt, ſo brauchte er in den Paramythien (ein ſehr bezeichnender Ausdruck!) griechiſche Mythen zu Parabeln und paraboliſchen Anwendungen, jene Dichtungen, die ſo ganz nur Ein Körper für Eine Seele ſind. In ſeinen drama-

238) Eine Reihe bisher noch ungedruckter Fabeln von Herder ſind mitgetheilt in den „Briefen aus dem Freundeskreiſe von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" von K. Wagner. p. 27. Der Geniedrang iſt hier an die planſte und ſchlichteſte aller Dichtungsarten gerathen und die Wirkung iſt wahrhaft komiſch. In den Nutzanwendungen der Fabeln ſelbſt iſt einmal die Lehre niedergelegt, daß alle Wunderwerke im „Gotteswurfe" werden; hier ſind ſehr wunderliche Werke daraus geworden.

239) Tobien, Herder als Erneuerer der Legendendichtung. Lübenſcheid 1864.

tiſchen Dichtungen haben wir eine ähnliche Miſchung von Oper und Schauſpiel; wo ſie nicht muſikaliſche Texte ſind, ſollen ſie ein Verſuch ſein, das griechiſche Drama auf deutſchen Boden zu verpflanzen, und ſtehen ſo in einer Linie mit den ähnlichen Verſuchen Schlegel's und Schiller's. Schade, daß man dem allen die bittere Oppoſition gegen die Gemeinheit der Bühne anſieht, auf der ſchon Kotzebue herrſchte. Leſſing's Verſuche waren nicht minder aus Oppoſitionsgeiſt entſtanden, allein ſie verriethen das nicht, weil der Verfaſſer in ruhiger Ueberlegenheit ſchrieb; auch Er war nicht Dichter, allein er hatte einen Rückhalt in ſeiner Kenntniß des Menſchen, und eine Rechtfertigung in ſeiner Beſcheidenheit; Herder's Dramen aber (Admetus' Haus u. A.) ſind dagegen von allem Gehalte entblößt, und dabei nicht ohne Anſpruch. Perſönlich dagegen geſtand Herder Schiller'n in ehrender Beſcheidenheit, daß er in dieſem Fach des Geiſtes ganz fremd ſei.

Der auffallende Gegenſatz zwiſchen Herder's eigenen Poeſien und ſeinen Uebertragungen, zwiſchen der Spannkraft jener Naturdichtung, die er empfahl, und für die er begeiſtert in der Nation ſtrebte, und dem ſchweren, dumpfen Drucke dieſer gekünſtelten Gedichte, die er ſelbſt verfertigte, erklärt ſich nicht allein durch den Mangel an ſchöpferiſcher Kraft, der bei den meiſten Dichtern der genialen Periode gefunden wird, ſondern auch die veränderten Geſinnungen in Herder ſelbſt. Die meiſten ſeiner Dichtungen gehören der ſpäteren, zweiten Periode ſeiner Anſichten und Stellungen an, die ſeinem früheren zum Theil ſcharf widerſprachen. Herder war der Sohn einer Revolutionszeit, deren Schreckensperiode er nicht veranlaſſen wollte, aber weſentlich mit veranlaßt hat. Er, wie Goethe, erſchraken im Verlaufe der neuen Bewegungen über die ungeahnten Wirkungen ihrer Jugendbegeiſterung, und entſetzten ſich, daß dieſer Anfall in dem Nationalleben eine längere Dauer hatte, als in ihrem perſönlichen. Sie ſchritten raſcher vor und legten Zuſtände in ſich ab, die um ſie her noch lange hafteten; ſie widerſetzten ſich hernach dieſen um ſo heftiger, und daher erklärt man ſich wohl die außerordentlichen Widerſprüche, in denen Herder ſpäter als ſein eigener Gegenſatz erſcheint. Wer

die Kalligone (1800) und ſeine polemiſchen Schriften gegen Kant durchläuft und mit dem Inhalte der Fragmente, der Wälder, der deutſchen Art und Kunſt vergleicht, der würde glauben, dieſe Feindſeligkeiten ſeien gegen ſeine eigene Jugend gerichtet, und dies iſt beſonders in allen Punkten der Fall, die die Verhältniſſe der Dichtung betreffen. Ja hier liegen ſelbſt viel früher ſchon jene zweiſeitigen Urtheile bereits nebeneinander, auf die wir oben ſchon vorbereiteten. In einem Aufſatze von 1778 über Erkennen und Empfinden ſpottet Er, der ſo ganz den Genialitäten jener angehörte und die Lenz und Aehnliche bewunderte, ſchon „jener übertriebenen Witzlinge ohne geſunden Verſtand und Herzenstreue, jener fliegenden Sonnenroſſe, die die Erde verbrennen, jener Spekulanten ohne Anſchauung und Handlung, jener Leidenſchaftshelden, die der Verrückung nahe ſind, jener Schwätzer in Modeformeln", die alle für Genies galten. In Schulreden lachte er über die Genieſeuche, über die Quäkerſekte in den Wiſſenſchaften, die den Geiſt über ſich walten laſſe und von der Salbe Lehre und Weisheit erwartete. In der Kalligone war ſein Abſcheu gegen die regelloſen Genies ſo weit gediehen, daß er ſeit Leſſing die Kritik des Schönen verſchwunden erklärte; ſtatt ihrer habe ſich mit dem kritiſchen Idealismus die Akritik auf den Thron geſetzt. Die blinde Abgötterei mit einigen Kunſtwerken ſchien ihm die Schlaffheit des begriffloſen Ungeſchmacks ſo wenig zu verbergen, als der in Gang gekommenen Urtheilsloſigkeit abhelfen zu können. Er verhöhnt jetzt, der früher ſelbſt der klaſſiſchen und übertragenden Dichter ſpottete, die bewußtloſe Schöpfung und Schöpferkraft: ſchwatzt, ſagt er, ſo viel ihr wollt von der abſoluten Bewußtloſigkeit des Genies, die mit dem Bewußtſein unerklärlich kämpfe — bedauernd geht der Verſtändige an dieſem Tarantellanze vorüber! Er, den wir ſo ausdrücklich wider Klopſtock über die Vermiſchung des Schönen und Guten Klage führen hörten, er empörte ſich ſchon in den 80er Jahren, als die alleinſeligmachende kantiſche Philoſophie und der neue Kunſtgeſchmack die ſchönen Formen vom Sittlichen und Nützlichen trennte; ſeine Loſung ward jetzt das Schöne, Gute und Wahre unzerſtreut und

unzertrennlich. Die Guten aller Zeiten, lehrt die Kalligone, ſtrebten durch den Reiz des Schönen das Sittliche zu fördern; wir aber wollen, was die Natur in uns zuerſt verſchmolzen hat, trennen, „und lobjauchzen auf dem gefundenen kahlen Fleck, auf dem das Schöne weder wahr noch gut ſein müſſe, als über eine höchſte Entdeckung, als über das gefundene Reingöttliche, d. i. höchſt Nutzloſe, durchaus Formelle, mithin höchſt Leere“. Dies ſchien ihm jetzt Entweihung des Edelſten der Menſchheit, der Künſte, Talente, Gefühle und der Vernunft. Derſelbe Mann, der früher ſo bitter gegen die Franzoſen ſprach, erſcheint in der Adraſtea als ihr Vertheidiger. Er redet dort der Akademie das Wort, er findet es heilſam, daß ein ſolches Parlement über die Reinheit der Sprache und ihre Fortbildung wache, da er doch früherhin dieſe Fortbildung ganz vorzüglich mit den kühnen Verſuchen der Idiotiſten bezwecken wollte. Er rühmte jetzt, ebenſo wie Goethe ſpäter die Anſtändigkeit des Voltaire ſehr wichtig thuend anpries, die Beſtimmtheit dieſer Sprache, als eine nothwendige Frucht ihrer verſtändigen Kultur, da doch vorher eben jene Eigenſchaft der Freiheit ſeiner Einbildungskraft unerträglich ſchien, und die verſtändige Kultur gegen einfältige Natur gar nicht in Anſchlag bei ihm kam. Er fand nun auch ſelbſt die franzöſiſchen Dramen empfehlungswerth, und verzieh ihnen ihren deklamatoriſchen Vers, ihren proſaiſchen Accent, ihre Kanzleiſprache der Empfindung, weil ſie treffliche Sittengemälde darſtellten! Er wollte, daß man auch hier ſich in den Geiſt dieſer Nation verſetzen müſſe, daß man nicht von der Tulpe verlange, ſie ſolle Roſe ſein, da er doch vielleicht früher auf dieſe Vorſchrift in ſeiner raſchen Art erwidert haben würde, man werde aber doch der Tulpe den Rücken wenden, und wenn ſie der Roſe das Licht verſperren wolle, ſie vor den hohlen Kopf ſchlagen dürfen! Der theologiſche Eifer ſteht dem freidenkenden Manne in keiner Weiſe gut, mit dem er ſich jetzt gegen die Lehrfreiheit auf Schulen, für eine Ueberwachung der Lektüre, für Staatsverbote gegen alle Religionspolemik erklärte. Er wollte eine heimliche und unmerkliche Sichtung der Leihbibliotheken durch ein Verſtändniß mit honetten Buchhändlern

herbeiführen, gegen Einfuhr schlechter Schriften! An chinesischen Schriften habe sich noch Niemand geärgert, jedes schlechte Buch sei also chinesisch für uns! Ein so chinesisches Mittel kann er vorschlagen! ein so chimärisches Bündniß mit dem Kaufmann gegen seinen Beutel! Er, der früher die „tollste und schädlichst scheinende öffentliche Meinung" nicht unterdrückt haben wollte! So meinen wir einen Superintendenten des 17. Jahrhunderts zu hören, wenn er gelegentlich auch gegen die Theatermanie, die Theaterunterhaltung, die Privatbühnen loszieht. Er, der Shakespeare'n so gerne der Nation zuführen wollte! Früher hatte er die Poesie der Natur, der Kindheit, der Einfalt und Rohheit gepriesen, und hatte gefunden, daß mit der Zeit nur die Kunst und Künstelei, nicht die Poesie gewönne, aber jetzt gab er einen Fortgang der Kunst zu; das Ideal des Schönen schien sich ihm mit den Zeiten stets zu heben, es ist ihm glaubhaft, daß der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Abschweifungen in Zeiten und Nationen dahin strebe, immer mehr und mehr jede Grobheit des Gefühls und jeden falschen Schmuck abzuwerfen, und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die ächte ganze moralische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens. So kehrte er hier zu Jugendideen zurück, die verborgen schon in den Fragmenten, fremdartig unter dem übrigen Inhalt dieser stürmischen Schrift lagen, und es entwickelt sich an diesem Merkmal mehr wie an jedem anderen die Doppelseitigkeit dieses merkwürdigen Mannes, und die Natürlichkeit des Uebergangs von der Vorliebe zu der höchsten Naturpoesie, zu einer Dichtung, die die Frucht einer höchsten Reife des menschlichen Geistes sein sollte. Hier berühren sich die Neigungen, die sich zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Kunst und Philosophie, Geschichte und Natur theilten, und dennoch um alle diese Gebiete ein gemeinsames Band zu schlingen suchten; hier schien ihm die Aufgabe zu liegen, wo der Eingeweihte in allen Tiefen der neuen Kultur und des neuen Wissens zurückkehren könnte zu der poetischen Prophetie der urältesten Dichter, wo sich Alter und Jugend die Hand reichen sollte. In den

Fragmenten ſchon hatte Herder der didaktiſchen Poeſie ihre Stelle angewieſen, wie Leſſing. Nur Ein Gebiet in der Pſychologie behielt er ihr vor, in den philoſophiſchen Muthmaßungen und Erfahrungen über die menſchliche Seele, die aller Stärke der Dichtkunſt fähig und aller höheren Reize werth ſeien. In dem Buch über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie aber ward ihm das Ideal eines lehrhaften Gedichts deutlicher, das er ahnungsvoll ſuchte. Er wünſchte dort, daß ſich Newton's und Buffon's und Copernicus' Syſtem zu Poeſien geſtalte; die höchſten Reſultate der reinſten Verſtandeswiſſenſchaften zu „Naturdichtungen"! Auf der Höhe der Naturkunde denkt er ſich einen Dichter unmöglich, wünſcht er, daß ein Dichter geboren werde, der ein Analogon ſchaffe zu jenen bibliſchen Bildern, die ſich aus einfachen Anſichten der Natur gebildet haben. Für ein Gedicht, das unſere Anſicht von dem Weltbau in ſolcher Belebung für den Sinn, in ſo treffender Auslegung für das Herz, ſo planmäßig für den Verſtand darſtelle, wie ein gewiſſes Kapitel im Hiob, gäbe er eine Epopöe voll Helden und Waffen hin! Er ſelbſt war nicht dieſer Dichter, den er ſuchte, er war nur Aaron, aus deſſen Mund der Prophet ſprach, und er hätte ſich willig dem neuen Moſes in Dienſt gegeben.

So ſehen wir Herder, wenn wir die Summe ſeiner äſthetiſchen Anſichten ziehen, dort wieder ſtehen, wo ſchon Brockes und ſchon das 17. Jahrhundert geſtanden hatte, wo man eben ſolche wiſſenſchaftliche Dichtungen als das höchſte Ziel der Kunſt ins Auge nahm. Hundert Punkte der Vergleichung drängen ſich auch auf, die in der kurzen revolvirenden Geſchichte unſerer Literatur im 18. Jahrh. Herder'n die Stelle anweiſen, die in dem ſchwerfälligen Verlaufe unſerer geſammten Literatur die Dichter des Zeitalters zwiſchen Opitz und Leibnitz einnahmen. Es war die Zeit, die ſich mit dem Alterthume und der Bibel, mit der nordiſchen und ſüdlichen Literatur ebenſo beſchäftigte, wie Er; die an Allem Geſchmack fand, Alles aufſuchte, Alles überſetzte, was ihr die Fremde darbot. Wie die Dichter der ſchleſiſchen Zeit ihre Poetiken ſchrieben, ſo ſchrieb Herder ſeine Fragmente, Füllſteine zu einer Aeſthetik, voll von Sprachbemerkungen,

von Stolz auf die deutſche Sprache, auf ihren lebenden Wohllaut, auf ihre metriſchen Vollkommenheiten, voll von jenem Patriotismus, der in allen jenen Schriftchen der gekrönten Poeten des 17. Jahrhs. nicht mangelt. Die Schwärmerei für den Naturgeſang eines Homer und einer Sappho, bei der Entfernung unſerer Sitten und Dichtungen, ähnelt ſehr; die Vorliebe für geſungene Poeſie und Muſik nicht minder; die dichteriſche Erzeugung blieb auf Nebenſtunden beſchränkt. Die Kantaten, die Opern, die Gelegenheitsgedichte, die Vertheidigung des Gebrauchs der alten Mythologie, die allegoriſchen und didaktiſchen Liebhabereien, die halbe Polemik gegen das Schauſpiel, das er doch in den zwei gegenſätzlichen Formen des antiken und des volksmäßigen Drama's begünſtigt, alles dies könnte uns glauben machen, Herder ſei nicht ganz den Nachwehen jener Zeit entgangen, die auf ſeinem Vaterlande, auf ſeinen Landsleuten oder gar Lehrern, auf Gottſched und Treſcho, noch gewaltig laſtete. Ganz wie dieſe Zeit ſich zwiſchen Theologie und Dichtung in einer Klemme befand, ganz wie ſie immer von dem Enthuſiasmus des Dichters und Horazens Feile zugleich ſprach, ganz wie das Natur- und Volkslied in ihr neben der gelehrten Poeſie der Opitze lag, ganz ſo wie das Gute zum Schönen der Schrei jener Zeit war, ganz ſo iſt alles bei Herder. Nicht zufällig ſcheint ſich Herder mit Opitz, mit Andreä, mit Balde beſchäftigt zu haben; das Uebergleiten in das Romantiſche, das Hervorheben der ſpaniſchen und italieniſchen Literatur, nachdem die holländiſche oder engliſche bekannt genug war, die Duldung gegen katholiſche Dichtungselemente, Alles ſteht ſich gleich. Die Vermiſchung oder Verwechſelung des Stils, der poetiſche Vortrag in der Proſa, der proſaiſche im Gedichte entſpricht ſich nicht weniger; das Hinweiſen auf reinhaltende Sprachgeſellſchaften ebenſo. Bei eigenem Unvermögen zur Dichtung hatte das 17. Jahrh. das entſchiedene Verdienſt, daß es die Dichtung fremder Nationen uns eröffnete und uns daran ſchulte. So auch Herder. Bei dem Ungenügen, das ſich jene Zeit in poetiſcher Hinſicht that, lag der Uebergang von der Kunſt zur Wiſſenſchaft nahe. Ihn machte auch Herder. Und in

der neueren Geſchichte hat Herder offenbar kein Vorbild, das ihm ſo theuer wäre, wie der große Mann jenes Jahrhunderts, ſein Leibnitz! Man leſe nur, was er über ihn ſagt, wo er auch auf ihn zu reden kommt. Die Polyhiſtorie des 17. Jahrhunderts iſt in Leibnitz auf dem Höhepunkt, und das war Herder's höchſtes Ideal, nicht zwar, wie die Gelehrten mit eiſernen Eingeweiden aus jener Zeit, ein zerſtreuter Vielwiſſer, aber doch, die Geſchloſſenheit und den Ueberblick der ſpäteren Bildung mit dem Wiſſen jener Aelteren vereinend, ein „Panſophus" zu ſein, wie es Leibnitz geworden wäre, wenn er ein Jahrhundert ſpäter gelebt hätte.

Nachdem wir die Seite, mit der Herder dem Gange unſerer ſchönen Literatur zugekehrt war, herausgehoben haben, bleibt uns die zweite Richtung auf die Wiſſenſchaften übrig, auf die wir an anderen Orten, von allgemeineren Geſichtspunkten aus, zurückkommen. Nur die Keime und Anfänge dieſer Richtung wollen wir gleich hier noch aufſuchen, damit wir von dem Streifzuge in die ſpäteren Lebensjahre Herder's, der uns zur Umſchreibung ſeiner äſthetiſchen Stellung nöthig war, zurückkehren in die bewegte Zeit ſeines erſten Auftretens; damit wir den Ton und den Geiſt der 70er Jahre feſthalten, ehe wir zu anderen Erſcheinungen dieſer ſtürmiſchen Periode übergehen; damit wir uns aus dem herrſchenden Geiſte dieſer Jahre das Ueberſpannen des Bogens und aus dieſem die folgende Abſpannung erklären; damit wir endlich alles das umfaſſen, was in Herder's Jugend ſeine kühnen Entwürfe ausfüllte, um von da aus die univerſalen Richtungen zu verſtehen, denen er ſich ſpäter immer mehr hingab, und die in dem großen Kreiſe um Goethe her nicht minder zu Hauſe waren. Sehen wir von Herder's Natur und der Zeit ſeiner erſten Bildung ab, wo die gleichmäßige ungemeine Empfänglichkeit in ihm, dem Individuum, wie in der Nation, ſeine unerſättliche Wißbegierde von früh auf hinlänglich erklärt, ſo lag der erſte Anſtoß in ihm, ſeine Ausſichten über den Kreis der ſchönen Wiſſenſchaften hinaus zu erweitern, auf jener Seereiſe, die auch auf ſeine Anſicht von Poeſie und Kunſt ſo erregend gewirkt hatte. Er hatte in Riga einige Jahre als Lehrer und Predi-

ger geſtanden, das Gemeinweſen dieſer Stadt hatte ihn angezogen, er war 1769 nach Nantes und Paris gegangen, um Franzöſiſch zu lernen. Auf der Seereiſe dahin brachen die Dämme, die den Strom ſeiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten. In dem Tagebuch, das wir ſchon oben anführten, beklagt er ſich, Jahre ſeines Lebens verloren zu haben. Aus Hamann's Anſichten wünſcht er ſich, eine leichtere praktiſchere Schule durchlaufen zu ſein; hätte er franzöſiſche Sprache, Mathematik, Zeichnung, Umgang, Geſchichte, Natur, Talent des lebendigen Vortrags zum Hauptzwecke gemacht, in welche Geſellſchaft hätte ihn dies führen können! Schriftſteller wäre er dann nicht geworden, und in wie viele Kühnheiten und Vielbeſchäftigungen hätte er ſich dann nicht geſtürzt! wie viel falſcher Ehrſucht und Liebe zur Wiſſenſchaft, betäubten Stunden des Kopfes, und Unſinn im Leſen, Schreiben und Denken wäre er dann entgangen! Er wäre nicht ein Wörterbuch, ein Tintenfaß von gelehrter Schriftſtellerei geworden, er wäre den Situationen entſchlüpft, die auf eine falſche intenſive Menſchenkenntniß einſchränkten, da er Welt, Menſchen, Geſellſchaft, Frauen, Vergnügen lieber extenſiv hätte kennen lernen ſollen. Welch ein anderes Gebäu einer anderen Seele! Er wäre dann nicht geworden, was er war, und hätte nichts verloren, viel dabei gewonnen. Er bittet Gott, ihn zu belehren, warum es gut ſei, daß es ſchüchterne und betäubte Seelen gäbe, die nie wiſſen, was ſie thun, nie kommen, wohin ſie wollen, nie ſind, wo ſie ſind, und nur durch Schauer von Lebhaftigkeit aus Zuſtand in Zuſtand hinüberrauſchen! Er ward unzufrieden mit ſich, ſelbſt mit ſeiner Tugend; er ſah ſie für Schwäche an, für einen abſtrakten Namen, er konnte keine Tugend begreifen, ſelbſt die Beſſerung der Menſchen fand er nur Schwächung der Charaktere. Er wollte jetzt Alles, was er gelernt hatte, in ſich zerſtören, Alles nur ſelbſt erfinden, was er denke und glaube. Nichts als Leben und Glückſeligkeit ſchien ihm jetzt Tugend, jedes Datum iſt Handlung, alles Uebrige iſt Schatten, iſt Raiſonnement. Zu viel Keuſchheit, die da ſchwächt, ſei ebenſowohl Laſter, als zu viel Unkeuſchheit. So ſtürmt unſer Reiſender, in dem

ſich Fauſt's Geiſt regt, in ſeinen moraliſchen Charakter; ſo hörten wir ihn oben über Dichtung neue Gedanken faſſen; ſo regen ſich ihm wiſſenſchaftliche Aufgaben an. Er denkt an eine Geſchichte der Menſchheit; die Horden ziehender Heringe verglich er mit den Wanderungen der Völker und holte von jenen Aufſchlüſſe über dieſe. Aus dem Aberglauben der Schiffleute ſpinnt ſich ihm eine Theorie und genetiſche Erklärung des Wunderbaren, eine Logik für das Dichtungsvermögen. Jede ſeiner vielfachen Eigenſchaften wogt hier in titaniſchen Hoffnungen auf. Er fragt ſich, was er für Anlage habe, in Livland, dem Lande der Barbarei und des Luxus, der Freiheit und der Sklaverei, zu einem Luther und Calvin zu werden! „Ich frage noch, ruft er. Unnütze Kritik und todte Unterſuchung aufgeben, mich über Bücherverdienſte erheben, mich zum Nutzen der Welt einweihen, das Zutrauen von Hof und Regierung gewinnen, franzöſiſche Sprache und Wohlſtand, engliſchen Geiſt der Realität und Freiheit, italieniſchen Geſchmack, deutſche Gründlichkeit und holländiſche Gelehrſamkeit einſammeln, große Begriffe von mir und große Abſichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen, den Geiſt der Geſetzgebung, des Kommerzes und der Polizei gewinnen, Alles im Geſichtspunkte von Politik, Staat und Finanzen einzuſehen wagen, keine Blößen mehr geben, Tag und Nacht darauf denken, dieſer Genius der Livländer zu werden, mir angewöhnen, Welt, Adel und Menſchen zu überreden, auf meine Seite zu bringen — Jüngling, das Alles ſchläft in Dir, aber unausgeführt und verwahrloſt! Die Kleinheit Deiner Erziehung, die Sklaverei Deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unſtetigkeit Deiner Laufbahn hat Dich eingeſchränkt. In kritiſchen, groben, unnützen, elenden Wäldern verlierſt Du das Feuer Deiner Jugend, die beſte Hitze Deines Genies, die größte Stärke Deiner Leidenſchaft: zu unternehmen.“ Er gibt ſich noch weitere Regeln für dieſen großen Beruf; er will nicht wie Rouſſeau ausſchweifen, er will das Große aller Zeiten in Schriften ſammeln, ganz anders, als in Iſelin's Geſchichte, er will die Brucker und die Poſtillenprediger und die mosheim'ſchen

Moralen weit hinter ſich laſſen. Wir haben außer Goethe's Jugendbriefen nichts, was die Titanomachie dieſer Jahre, die prometheiſche Himmelſtürmerei ſo trefflich ausſpricht, wie dieſes Tagebuch; nichts aber auch, was die wunderbaren Selbſttäuſchungen ſo nahe legt, die mit dieſen ikariſchen Flügen verbunden waren. Der Jüngling, der alles Große der Weltgeſchichte ſo vor Augen hatte, lernte nicht einmal, daß Wahrheit und ein Streben aus reiner Natur allein die großen Wirkungen auf die Menſchen übt, die er machen wollte. In die Begeiſterung ſo junger Jahre miſchte ſich eine ſo altkluge Politik, die all ihr Werk auf Ueberredung anlegte, die da meinte, wenn man für eine Sammlung von Kenntniſſen der gebildeten Welt gehalten werde, ſo könne man mit dieſem Scheine Alles ausrichten! Er wollte eben ſich dem Dienſte der Welt weihen und praktiſch wirken, und denkt dabei auf ein Jahrbuch der Schriften für die Menſchheit, was Alle leſen ſollten, worin für Alle Alles enthalten ſein ſollte, was für die Menſchheit unmittelbar iſt, aus allen Wiſſenſchaften und Künſten! Er wollte national und provinziell wirken, beſchränkt auf Einen Landſtrich unter den beſonderſten Bedingungen, er wollte „Riga zu einer glücklichen Stadt machen", und ſchon hatte er die weltbürgerliche Rede in Riga gehalten, daß ein Vaterland in dem Sinne der Alten bei uns nicht mehr möglich ſei! Er nahm ſich eben vor, aus ſich herauszugehen, der äußeren Welt zu gehören, von ihr zu lernen, und in demſelben Augenblicke will er ein Tagebuch führen, ſeinen Geiſt in Bemerkungslage ſetzen, ſich ſelbſt analyſiren. Langſam ſchien er auf Einen Punkt mit Nachdruck eben hinarbeiten zu wollen, als er ſchon mit haſtigem Finger Bücherplane umſchreibt, die nachher ſein ganzes Leben ausfüllten. Er wollte als Prediger fortfahren zu wirken, und faßte freigeiſtige Ideen und weltkluge Grundſätze zugleich, wollte den Weltmann und den Propheten, die Würde des geiſtlichen Standes und den geſchliffenen Ton der Geſellſchaft vereinigen. Er meinte, bei der großen Katharina die Rolle zu ſpielen, die Voltaire bei Friedrich ſpielte, dazu wollte er „ſeine Gabe zu Phlegma und Hitze" ausbilden und kalte Vorſchläge mit Enthuſiasmus unterſtützen.

Indem er über das Ideal einer Schule für Finnland nachsann, fielen ihm die ungeheuren Widersprüche nicht auf, als Er, der Rousseau's Abwege meiden wollte, sich zur Aufgabe stellte, „den menschlich wilden Emil zum Nationalkind Livlands zu machen; was Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist der Nationalerziehung anzuwenden, und was er in dem Geiste einer kriegerischen Nation fand, auf eine friedliche Provinz umzubilden!"

Zu all diesen großen Aussichten gerade auf eine praktische Wirksamkeit schien ihn seine Natur wenig zu berechtigen; die Verhältnisse aber schienen sie fördern zu wollen. Er erhielt durch Resewitz einen Ruf, den Prinzen von Eutin drei Jahre auf einer Reise zu begleiten, und als sich dies zerschlug, ward er zu dem Grafen Wilhelm nach Bückeburg 1770 als Hofprediger berufen. Er hatte auf der Reise nach Kiel Lessing, Claudius, Bode und Reimarus kennen gelernt; er kam in Darmstadt in Verbindung mit Merck, in Straßburg ward er mit Goethe und Jung-Stilling bekannt; sein Ruf und seine Freundschaften erweiterten sich, und überall fand sein vielgeschäftiger Sinn in diesen Kreisen Nahrung und gab sie wieder. Wie er nun nach Bückeburg kam, so hatte er eigentlich den Wirkungskreis gefunden, den er kaum erst so eifrig suchte, denn ob er in Livland oder hier seine Ideale versuchte, konnte dem weltbürgerlichen Manne gleich gelten. Alles schien ihm entgegenzukommen, was man nur erwarten mochte. Der Graf Wilhelm war ein Fürst, an dem man die Kunst der Menschenbehandlung üben durfte, ohne sich verächtlich werden zu müssen; der zwar den Beglückungseifer theoretisch nicht theilte, ihm aber doch nicht faktisch entgegengetreten wäre. In London (1724) geboren, in großen Verhältnissen aufgewachsen, hatte er in dem großen Stil eines englischen Edeln gelebt und die Welt durchreist, ohne als zweiter Sohn an die Regierungsgeschäfte zu denken. Da berief ihn der Tod seines Vaters und Bruders plötzlich zum Regenten des kleinen Ländchens, ihn, der an die Hauptstädte Europas gewöhnt war. Er vertilgte die bisherige Pracht an dem lockeren Hofe seines verschwenderischen Vaters, und quälte dagegen das Land mit seinen krie-

gerischen Neigungen; er baute Festungen, legte Stückgießereien an, machte den 16ten Mann seines Ländchens zum Soldaten, und dachte dabei nach wie man die angreifenden Kriege aus der Welt schaffen möchte. Er bildete sich in der That, wie sehr sein Heldeneifer aus la Mancha zu stammen schien, zu einem großen Kriegsmanne; er trat im 7jährigen Kriege zu Hannover und leistete nachher, als England Spanien den Krieg von 1762 erklärte, in Portugal wesentliche Dienste, wohin ihn die Engländer schickten. Dort hatte er Pombal regieren sehen und er kam verändert und mit dem Sinn für andere Dinge zurück. Er heirathete, er widmete sich seinem Lande, er nahm Abbt in Dienste, der vortrefflich zugleich sich selbst zu seiner neuen Stelle zu bilden und den Mann voll Eigenheiten und Grillen leise zu leiten wußte. Er legte das Beispiel weltklugen Benehmens Herder'n so nahe vor! Leider starb er bald, der Graf bedauerte seinen Verlust tief, er fiel auf Herder, der 1768 Abbten ein Denkmal geschrieben hatte, aber er fand in ihm nicht wieder, was er brauchte. Der Graf war Herder'n zu sehr Held, zu hart und eigensinnig, zu despotisch — er wußte den Mann nicht zu fassen, der „Probität und Droiture", seine Lieblingstugenden, neben Nachgiebigkeit in dem Manne erkennen mußte, der ihn behandeln sollte; Herder setzte Eigensinn gegen Eigensinn. So war es sehr charakteristisch, daß er für das Ländchen und dessen Regenten nichts ward, wohl aber für des Grafen Gemahlin, die kränklich war, durch Kränklichkeit ängstlich religiös, und die Herder'n zu danken hatte, daß er ihr die Religion lichter und leichter machte. Eben diese Verhältnisse wiederholten sich gleichsam in Weimar, wohin Herder 1775 durch Goethe berufen ward; auch hier wie in Bückeburg entmuthigten ihn die Verhältnisse und die Hemmungen, die er erfuhr, und er zog sich der Herzogin zu, und auf den kleinern gleich gesinnten Kreis zurück, den er und der ihn zu ertragen wußte.

Während Herder so in seinen persönlichen Wirkungskreisen schüchtern zurücktrat, fuhr er fort in Schriften von sehr verschiedenem wissenschaftlichen Inhalte die heftigen Anregungen auch in andern

Fächern zu geben, wie er sie in der Dichtungskritik gegeben hatte. Durchaus reformatorisch schrieb er einen Aufsatz über das Ideal einer Schule schon 1769, und begegnete sich hier zu Einer Zeit mit Basedow, dem er dieses Feld überließ. Herder's neue Plane gingen ganz von demselben Bedürfnisse auf dasselbe Ziel aus: die schwerfällige alte Schule machte unter jeder Bedingung eine Erleichterung nothwendig, der todte Betrieb der alten Sprachen eine realistische Reaktion. Das Latein wird in diesem Plane weit hinter das Deutsche und Französische geschoben, und soll nur lebendig betrieben werden; Physik, Moral und alles Sächliche trit dagegen hervor; ausdrücklich sagt Herder hier, daß er über Errichtung einer Anstalt in diesem Sinne nachdachte. Hier, wie in den ästhetischen Schriften, blickt immer Hamann's Sinnesart und dessen Wunsch, alle Verhältnisse des Lebens und alle Wissenschaften geistig zu durchdringen, hindurch. Die Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1770) zeigt ihn in einer Sphäre, in der sich Hamann schon gern umtrieb, und Herder auch später weilte. Er steht hier gegen Condillac, Rousseau, Süßmilch u. A., gleicherweise gegen die materialistischen Erklärer und die Vertheidiger des göttlichen Ursprungs der Sprache, und zeigt, daß die Sprache untrennbar von dem Unterscheidungszeichen des Menschen, seiner Vernunft, ist, daß es also eine müßige Frage sei, ob die Sprache von Gott gelehrt ward, da, das erste Wort von Gott zu vernehmen, dieselbe Vernunft nöthig war, die für sich allein hinreichte Worte und Sprache zu schaffen. Dies Schriftchen ist eben so geistreich und selbständig, wie seine erste Conception einer Philosophie der Geschichte (Auch eine Philosophie der Geschichte 1774), in der er auf das physiologische Gesetz in der moralischen Welt wies, gesättigt an dem langweiligen Stoffwerk der Bossuet, Jselin und Schlözer. Diese Blätter verhalten sich zu seinen späteren Ideen über die Philosophie der Geschichte, wie Winckelmann's Nachahmung der Alten zu seiner Kunstgeschichte; sie sind ganz in dem brausenden, aphoristischen, orakelmäßigen Vortrage geschrieben, in dem sich die kühnen Ahnungen, die sich in dem Manne drängten, ungeduldig Luft zu

machen ſuchten. In eben dieſem Jahre begannen auch ſeine Neuerungen im Felde der Theologie, und hier am keckſten. Die Schrift über die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts (1774) ſollte ebenſowohl, wie alles Andere, was er in dieſen Jahren ſchrieb, die Schriftgelehrten bekämpfen, die die Schulknaben alt machten, und die er mit der Jugend jung machen wollte. Kein Buch konnte den Zorn der Alten in Deutſchland ſo erregen, wie dieſes, keines iſt heftiger, leidenſchaftlicher angegriffen worden. Dieſes Werkchen hängt ganz genau mit Herder's Geſchichtsphiloſophie zuſammen. Auch erſcheinen die Ideen ſpäter als ein großer Kommentar der Schöpfungsgeſchichte mehr, denn als eine Philoſophie der Geſchichte; und es fehlte nicht an Solchen, die dies Werk für Offenbarung anſahen und meinten, es werde einmal die Bibel erſetzen. Die Urkunde ſollte der Keim zu dieſer neuen Geſchichte und Philoſophie des Menſchengeſchlechts werden; Herder ſchrieb an Hamann im Tone eines Propheten davon, und öffentlich kündigte er es auf dem Titel an, als: eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift! Er ſchalt die dürren Auslegungen der Schöpfungsgeſchichte platten Unſinn, und wiewohl er meiſt auf die Fremden losſchlägt, ſo ſah man wohl, daß es den Deutſchen galt, die die Säcke der Fremden trugen. Ganz ließ er dem revolutionären Eifer hier ſeinen Lauf, denn er hatte es freilich beſſer als Buffon, der der Sorbonne einen Schein ausſtellen mußte, daß ſein Syſtem nicht die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte aufheben ſolle. Eben derſelbe Zorn, der ihn gegen Klotz gewaffnet hatte, und gegen Alle, welche den alten Homer mit neuen Augen laſen, rüſtete ihn auch gegen die Franzoſen und Engländer, die, auf ihre moderne Vernunft ſtolz, der Vergangenheit und ihren phantaſievollen Schöpfungen kein Recht widerfahren laſſen könnten, und gegen die Ausleger, die ihre Grillen dem Moſes oder gar dem Verſtande Gottes unterſchöben. Er nannte all den phyſiſchen und metaphyſiſchen Kram, der dieſem Kapitel der Bibel angeſtrichen iſt, eine Sünde und Schande für die menſchliche Vernunft und gegen die einfältige Offenbarung Gottes, und hoffte, daß künftig die Bibel nicht mehr mit dieſen Moräſten von

Kosmopöien überschwemmt würde. Der Gegensatz seiner exegetischen Rhapsodien, seiner poetisch-allegorischen Auslegung gegen das Althergebrachte ist bis zum Komischen grell; schon die Gewöhnung an die schleppenden Untersuchungen und riesenmäßigen Systeme mußte dieses Büchlein, das blos mit Ausrufungszeichen interpunktirt ist, und durch Empfindungen und Exklamationen kämpft, in ein wunderliches Licht stellen. Wie sonderbar stach dieser orientalische Geist und Hauch ab gegen die gutgemeinte Umständlichkeit, mit der Michaelis dem gelobten Lande beikommen wollte; gegen dessen Verunzierung der poetischen Ueberlieferung mit trockenen, rationalen Kommentaren diese „Vereinfältigung und Entkleidung der alten Dichtung"; gegen das Ungeheuer von Bibelübersetzung und Erklärung diese eifrig polternde Kindersprache, Sätze ohne Verbum und Kopula, Hauptworte ohne Artikel, Elisionen in den Sylben, Sprünge in den Gedanken! Ob das Kind, das hier gereinigt werden sollte, nicht mit dem Bade im Eifer verschüttet ward, ob das Bild des jungen Tages, das Herder in der Schöpfungsgeschichte fand, des großen Lärmens, des lauten Triumphs werth war, mit dem der Ausleger dem schaffenden Gott und dem dichtenden Moses gerne sein ἐποίησε nachsagte, wie er in dem Auch eine Philosophie jenes stolze anch' io rief, obgleich er's leugnete, — dies ziemt uns nicht zu erwägen, da uns nur obliegt anzudeuten, wie Herder auch in der Wissenschaft dieselbe Vereinfachungsmethode anwandte, wie in der Poesie, mit demselben scharfen Sinne ausspähte nach den Mitteln der Verjüngung und neuen Belebung, und mit derselben Lebhaftigkeit auf eine geniale Jugend wirkte[240]), hier wie dort. Bei dieser jugendlich poetischen

240) Goethe schrieb bei Erscheinung des Buchs an Schönborn, es sei ein so mystisch weitstrahlendes Ganze, daß es nicht auszuziehen. „Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat dabei alle die hohe, heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt, und führt sie nun im dämmernden, wetterleuchtenden, hier und da morgenfreundlich lächelnden orphischen Gesang, vom Aufgang herauf, über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthstürmen ausgetilgt." Dagegen Merck an Nicolai, vollkommen in unserem

Exegese machen wir übrigens dieselbe Bemerkung wie bei Herder's ästhetischen Ansichten: mit der Poesie mischt sich Grübelei, mit der Jugend Alter. Er begnügte sich nicht mit dem anschaulichen Bilde, mit dem er es werde Licht in das Chaos der biblischen Auslegung rief; er gab Metapher, Allegorie, Lehranwendung hinzu, und sinnbilderte von symbolischen Sechsecken, was es wohl erklärt, daß man über Mystik, Kabbala, und Gnosticismus schrie. Und glücklich, daß kein Lichtenberg über diese Schrift kam, der das strahlende Erzeugniß und die Knallwirkungen, die von allem Prophetismus in hellen Zeiten unzertrennlich sind, blosgestellt hätte. — Ganz in derselben Zeit, in demselben Ton und Geist, wie die Urkunde, sind auch die Provinzialblätter an Prediger (1774) geschrieben. Spalding's Buch von der Nutzbarkeit des Predigtamtes hatte sie veranlaßt, und Herder'n ärgerte daran die Lauheit, der Mangel an Würdegefühl, die ewigen Beziehungen der Religion auf den Staat, die Nebenbetrachtungen, die Klagen über Dogmatik, Gesangbuch, Katechismus und Liturgie. Er war von der Erhabenheit seines Amtes ganz durchdrungen, ganz erfüllt von den Mishandlungen, die es in unseren Zeiten erfuhr, wo man es blos zu dulden schien, wo „glorreiche Degenknöpfe und Feldschmarrengesichter die Engel Gottes in die Kirche schicken, wo kein Weg zur Kanzel betretener ist, als der von der Informator- oder Vorschneiderstelle Sr. Excellenz aus". Wie er den Naturstand der Dichter herzustellen strebte, so den Urstand der Priester; er spricht hier von dem Amte des Predigers wie die schlesischen Dichter von den Poeten. Er wollte nicht allein, daß unsere Priester gewissermaßen das seien, was in Israel die Propheten im niederen Verstande waren, sondern er meint: was auch die Propheten

Sinne: es sei dieß „nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist, und doch bleibt es mir allezeit als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth. — Der Stolz der Ueberschriften, die bettelhafte Prahlerei der Citate und dann die ganze wetterwendische Schreibart müssen Jeden revoltiren. Das Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz (nämlich daß Hieroglyphe eher als Buchstabenschrift war) Jeder zugibt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker, Bibelübersetzer und Commentatoren mit Heugabeln und Dreschflegeln hervorruft, war und bleibt höchst unnöthig."

im höheren Verstande gewesen! Er nimmt sich Lavater's an, der noch heute Wunder- und Prophetengabe glaube und lehre; die Propheten seien Wunderthäter, Eiferer für Gott, Weissager gewesen, und er wisse nicht, ob dies Alles Wesen einer anderen Welt seien, die wir ansehen müßten, wie den Mann im Monde. „Wer heute wieder das ganze Werk Gottes durch Zeiten und Völker in aller Würde und Einfalt zeige, der wäre kein Prophet? Man denke daran, was Luther gethan hat, und schaudere — und hoffe!“ Wir sehen, daß hier derselbe Enthusiasmus des Mannes redet, der in den Blättern von deutscher Kunst und Art die Poesie wieder neu schaffen wollte, eines Mannes, der ganz von glänzenden Hoffnungen auf die Fortschritte der Menschheit, von glänzenden Hoffnungen auf seine eigene Wirksamkeit erfüllt ist, eines Mannes der Zukunft, eines prophetischen Geistes selbst, der hier die ungestümen Wünsche seiner Brust, dem Volke ein neuer Luther zu werden, nicht verhehlen kann. Aber Luther'n trieb nicht das Vorgefühl leuchtender Rollen, die er spielen wollte, ihn lenkte leise und allmählich der Finger der Gottheit und der Geschicke, die ihn zum Propheten bestimmt hatten; wäre in ihm die geringste Ahnung dieser prophetischen Rolle aufgestiegen und hätte ihn verführt, darnach seine Maßregeln zu nehmen, so wäre sein Werk verloren gegangen. Denn dies trug die Zeit nicht mehr schon zweihundert Jahre vorher, geschweige jetzt, wo Lavater eben seine ähnlichen krankhaften Anstrengungen zur Herstellung der Urzustände des Christenthums machte. Glücklich für Herder, daß durch die Polemik gegen Spalding, die unberufene Einmischer (Teller) lauter machten, als nöthig war, und durch den rebellischen Ton dieser Schriften selbst ein großer Aufstand gegen ihn veranlaßt ward, den er sich besser als Lavater zu Herzen nahm. Er ließ sich die pfäffischen Ausfälle verleiden, in denen er hier zu Gunsten der dogmatischen Predigt die Moralpredigt verwarf, und die philosophischen Beweise der Religion dem Bau der Kothschwalbe am Throne Gottes verglich — er nahm weiterhin eine ganz andere Stellung in der Theologie ein, die dieser früheren sehr unähnlich war.

Auf die großen Gährungen, die Lavater's und Herder's theologische Schriften in diesen 70er Jahren machten, kommen wir weiterhin zurück. Für die Poesie war es ein unberechenbarer Schaden, daß die Kräfte so vieler Männer auf Nebenwege abgeleitet wurden, die bald ein tumultuarischer Verkehr zu Hauptstraßen umschuf, auf die sich die Literatur hinzog. Für die betreffenden Wissenschaften aber war der Nutzen gleich unübersehbar, der durch die neue Bewegung hervorgerufen wurde. Und wer Herder's trotziges Sturmlaufen streng misbilligen wollte, frage sich ja erst, ob zur Erschütterung des alten Gebäudes unserer gelehrten Theologie und unserer Predigerkunst leichteres Werkzeug und stumpferes Geräthe genügt hätte. Herder fuhr auch hier fort, in Hamann's Art einen Sauerteig in die Nation zu werfen, der, wie herb er auch für sich schmeckte, im Ganzen doch höchst nöthig und wohlthätig war. Wie verdienstlich seine Schriften an sich sein mochten, so wurden sie dennoch verdienstlicher durch das, was sie erregten; was er in der Gegenwart that, war wenig gegen das, was er in die Zukunft fortwirkte; die Pflanze, die aus Hamann's Samenkorn in ihm aufschoß, war noch reicher an Setzlingen, als an unmittelbarer Frucht. Er ward auch hierin anders, als er in Herder's anfänglicher Meinung war: so sehr vertreten sich die Menschen gern selbst das Licht, und bei diesen merkwürdigen Widersprüchen im Wesen sind Widersprüche in den Beurtheilungen ganz unvermeidlich, wo nicht der Urtheilende völlig leidenschaftslos für diese und jene Seite ist. Herder suchte anfangs jene laute und öffentliche Wirksamkeit und Anerkennung, die leidige Celebrität, wie es Hamann nannte, und kein Mann war mehr geschaffen, in bescheidener Stille unsichtbar zu wirken. Ja Niemanden hat weiterhin dieses unsichtbare Eingreifen in die Bildungen der Zeit so sehr gereizt, wie ihn, wenn auch einige schmerzliche Sehnsucht dabei sichtbar ward; und Niemand hat in der That so sehr im Verborgenen die kommenden Fortschritte der Wissenschaften eingeleitet, wie Er. Auch dieses Verschwimmen, dies Aufgehen im Allgemeinen, diese Verleugnung des Individuellen leitet sich aus seinen weltbürgerlichen Rei-

gungen her und bildet zuletzt einen seiner innerlichen Grundsätze. Er lehrte weiterhin das Aufgeben des Ich in solcher Folgerichtigkeit, daß er selbst eine individuelle Fortdauer nicht begehrte[241]). Er neigte sich in der Dichtung jenen Volkspoesien zu, zu denen oft der Name und Ruhm des Dichters fehlt, in denen des Dichters Persönlichkeit aufging. Weil er so gut verstand sein Ich aufzugeben, darum fand er sich auch so gut „in das bessere Du, Er, Wir, Ihr, Sie", und faßte fremden Geist so trefflich auf. So wollte er in den Provinzialblättern, daß auch der Priester, der auf heiligem Boden dient, seine Eigenheit ganz vergesse; so verlangte er an den Historiker, daß er schreibe wie ihm die That vorzeichne. Ja so mußte er selbst den Gottmenschen erhaben über dem Namen und gleichgültig denken, ob künftig noch sein Name genannt werde, wenn nur seine Lehre bestehe! Er erklärte den Nachruhm in dem Grade, wie ihn die Alten feierten, nicht mehr für möglich, und einigen Schmerz meint man ihm dabei anzusehen; nur den abstrakten Nachruhm, das geheime innere Fortwirken in der Menschheit sieht er uns armen Neueren vorbehalten. Zu anderer Zeit ist er enthusiastischer in dem Gefühle dieser nützenden Verborgenheit, aber doch nicht ohne Bitterkeit: „Wenn Dir der Nachbar Dein Verdienst stiehlt, sagt er, wenn Du bettelnd ihn flehen mußt, Dein Gut doch als seines zu nützen, wenn Dein Weib und Kind zu Hause darbt, und Dir doch das Herz vor Freude schlägt zu Deinem Werke, und Du den Hohn der Thoren trägst, liebst das Vaterland, und in ihm die tausend Mitduldenden, liebst selbst der Deutschen Dumpfheit und Verlegenheit, Treue und Einfalt — bleibe Der! so wohnt in Dir die deutsche Nation!" Dies ist auf Herder in gewissem Maße anzuwenden. Es haben ihn Viele gehöhnt, die, ohne es zu wissen, mit seinen Waffen fochten, und die auf seinen Schultern standen, haben ihn über die Achsel angesehen. Er hat in jeder freieren und tieferen Forschung der Wissenschaften bei uns Bahn gebrochen, und Niemand sei so unbillig, ihm die Verirrungen

241) Sein Gedicht Das Ich ist in dieser Hinsicht charakteristisch.

zu hoch anzurechnen, die bei diesem Geschäfte unvermeidlich waren. Er hat alte böse Geschwüre aufgeschnitten, und nur die Thoren konnten ihn darum anklagen, daß er schmerzlich schnitt.

---

2. Der Rhein. (Goethe's Jugend.)

Nirgends war Herder's Einfluß früher schlagender und in seinen Folgen unberechenbarer, als bei Goethe. Herder lernte ihn in Straßburg kennen, als er dorthin mit dem Prinzen von Eutin kam, und ihr kurzes Zusammensein war von den außerordentlichsten Anregungen für den Mann, der unserer bei allem Aufstreben siechenden Dichtung endlich helfen sollte. Welcherlei Art der Zusammenstoß der Beiden war, in welchem Zustande der Aeltere den Jüngeren traf, wie sich Goethe's Jugendleben überhaupt und sein erster Auftritt in der Literatur entwickelte, hat er uns selbst so ausführlich erzählt, daß hier dem Geschichtschreiber kein anderes Verdienst bleibt, als mit offenem Blicke aufzunehmen und wiederzugeben. Denn selbst die Vergleichung seiner persönlichen Bildung mit dem Gange der öffentlichen Dinge hat uns der Autobiograph treffend vorgezeichnet, der sich überall innerhalb seiner Zeit sah, die Einwirkungen, die Förderungen, die Hemmungen der Verhältnisse beobachtete, und die seltene Gabe besaß, sich selbst und seine Zeit richtig zu schätzen. Wenn irgend einem Manne jene Einbildung auf den eigenen Genius, die sich den Zeiteinflüssen entnommen wähnt, zu vergeben gewesen wäre, so ist es gewiß Goethe; allein er war völlig frei von dieser Selbsttäuschung, mit der sich z. B. Jean Paul gegen die historische Erklärungsart wehrte, der es Goethe'n wie eine unlösbare Aufgabe stellte, anzugeben um wie Vieles jedes Jahrzehnt ihn geändert habe. Diese Aufgabe hat Goethe's Leben, so weit es reicht, mit fast zu großer Genauigkeit in dem Maße gelöst, daß gleichsam jedes einzelnen Jahres, jedes Mannes, jeder Lektüre Einwirkungen nachgewiesen sind.

Er, der immer als seiner Barometer den verschiedensten Stand der literarischen Witterung in Deutschland genau anzeigte, erkannte sich gern in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in dem sich mehr und minder jeder Mensch zu seiner Zeit befindet. Er meinte bis ins Endlose könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wolle er für sich behalten als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und es sich gern anbildet; er bekannte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden sei, nicht viel übrig bleiben würde". Dies Bekenntniß ist in demselben Geiste gemacht, in dem sein Leben geschrieben ist; es lag schon umständlich in seinem Leben; es ehrt den Mann, den seine Nation vergötterte, so sehr, wie es Bacon ehrte, daß er sein Organon eine Frucht der Zeit, nicht individueller Vorzüge nannte. Im Großen macht die naive und fast antike Aufrichtigkeit, mit der er hier sein Innerstes aufdeckt, und literarisch selbst die Einflüsse entschiedener Gegner oder auch mittelmäßiger Menschen angibt und anerkennt, wieder gut, was im Einzelnen sein Hang zur Mystifikation und zum Versteckenspielen so oft verdorben hat. Er hat uns in dieser unbefangenen Anschauung seiner selbst und seiner Zeitverhältnisse eine pragmatische Geschichte seiner literarischen Bildung geliefert, die doch in keiner Weise, wie es dem Pragmatiker so leicht ergeht, in eitles Verweilen auf dem Einzelnen verfällt. Und wie man an seinem Werther rühmen konnte, daß hier das Widersprechende geleistet, die sentimentalste Materie auf die naivste Weise behandelt war, so kann man an der Selbstbiographie preisen, daß sie, was sich am meisten dem Pragmatismus entzieht, die Entfaltung eines genialen Geistes, pragmatisch dargelegt habe. Dies ist um so höher anzuschlagen, als Goethe's künstlerische Natur sonst den Sinn für alles Historische gern verleugnete, wie er denn auch die chronologische Ordnung in der Ausgabe seiner Schriften vermieden und ausdrücklich getadelt hat, die ihm doch, nach der Verfahrungsart in seinem Leben, über Alles hätte gehen müssen. Allein hier schien er eben, wie es dem Selbsterzähler geziemt, aus sich herauszutreten und sich wie

ein fremdes Weſen zu beleuchten, und er lieferte in der geſchichtlichen Erklärung der Entſtehung ſeiner Jugendwerke wahre Muſterſtücke, die ganz geeignet waren, uns zu einer gründlicheren Behandlung der Literargeſchichte anzuregen. Wenn ihn bei dieſem Geſchäfte eine hiſtoriſche Gabe anzufliegen ſchien, die er ſonſt weniger beſaß, ſo ſchien ihn dagegen eine andere dabei zu verlaſſen, die ihm vorzüglich eigen war. Er wußte ſich ſonſt ſo trefflich in andere Zuſtände zu verſetzen, aber dies gelang ihm hier nicht wieder; er konnte den Ton nicht treffen, den Anſtrich nicht finden, der auf ſeinem Jugendleben lag. Er fühlte es ſelbſt, daß ſeiner Darſtellung das Abbild der Fülle und Friſche jener Jugend abging, die im Uebermuthe auf ihre Kräfte keine Schranken kannte. Es widerſpricht gleichſam die Helle der Erzählung dem dunklen Ringen jener Zeiten, die ausſchließliche Einſicht in dem beobachtenden Subjekte dem bloßen Gefühlsleben in dem Beobachteten, die ſcharfe Entwickelung dem Zuſtande jener Seelen, in denen „das Bild des Unendlichen wühlte", die breite und weiche Redſeligkeit bei der Verarbeitung den knappen Quellen und ihrem zerriſſenen ſtürmiſchen Ausdruck, den wir in Goethe's Briefen aus den 70er und 80er Jahren finden. Als er ſein Jugendleben ſchrieb, war Goethe ſchon zu ſehr ein Anderer geworden; er lebte ſo innig mit der Natur, und folglich mit der Zeit, daß er, ſtets Schritt haltend mit den Entwickelungen ſeiner Jahre und ſeiner Umgebungen, jeder neuen Richtung ſich ganz hingab, und jede frühere darüber ſchroff ablegte. Wie er ſich ſeiner Zuſtände im Leben entledigte mit ſeinen Schriften, ſo ſeiner Schriften wieder beim Eintritte neuer Zuſtände des Lebens. So verwarf und verfolgte er ſpäter nicht nur den Sinn und Geiſt, der ſeine Jugend durchdrang, viel beſtimmter, ausgeſprochener und geſtändiger, als Herder that, er wandte ſich auch von den reinſten Produkten ſeiner zweiten Periode ab; er vergaß ſelbſt aus einer dritten oder vierten Epoche ſeinen Divan und wollte ſich auf viele ſeiner Sachen nicht mehr beſinnen. Und ſo kam es, daß er ſich wohl des Thatſächlichen aus ſeiner Jugendbildung bei der Ausarbeitung ſeines Lebens erinnerte, auch die Triebfedern noch kannte

und nannte, aber den entsprechenden Ton der Darstellung nicht traf. Leider sind die Originalquellen für diese Jugendzeit zu spärlich, als daß uns der Rückblick dahin könnte hoffen lassen, die geblaßten Farben überall gehörig aufzufrischen.

Joh. Wolfgang Goethe (aus Frankfurt, 1749—1832)[242] war, als ihn Herder in Straßburg kennen lernte, noch aufs mannichfaltigste in der alten Zeit befangen, deren ganze Lage ihm zwar ein Gefühl peinlicher Unbefriedigung erregt hatte. Seine Jugendgeschichte schien, wie das Knabenalter Herder's, ein glänzendes und glückliches Talent anzukündigen, aber keineswegs den Mann, der die kühnen Neuerungen der Literatur am lebhaftesten fördern sollte. In früheren Jahren finden wir an ihm einen Knaben, der sich an der Natur und einsamen Spaziergängen sinnig freut, aber eben so wenig wie Herder einen Zug zu seines Gleichen fühlte; sein Vater entfremdete ihn der Schule und erzog ihn im Hause, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns in der Bewegung gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dies wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, da das Interesse daran nur in einem äußerlichen bewegten Jugendleben wurzelt. Wie anregend der siebenjährige Krieg für eine kräftige Stimmung des Knabengeschlechts jener Jahre sein mußte, liegt von selbst nah: für Goethe aber ergab sich daraus zunächst nichts, als ein Parteistreit unter den Alten, ein Umgang mit einem französischen Königslieutenant und den Malern, die dieser in seines Vaters Haus beschäftigte; und seine Wärme für Friedrich war so wenig natürlich, daß man ihm in Leipzig den großen König eben so leicht verleiden könnte, wie man ihn von Weise und Gellert abtrünnig machte. Wie war Winckel-

242) Unter den biographischen Darstellungen seien hier nur die des Engländers G. H. Lewes und die Gödeke's in seinem Grundriß erwähnt.

mann von ſeinem Homer, von ſeinem Cäſar begeiſtert zu Entſchlüſſen und Handlungen! wie Herder von ſeiner Bibel und ihrer ſchwungreichen Poeſie, von Oſſian und den ſkandinaviſchen Dichtern! wie war in Allen der Haß gegen die franzöſiſche Nation und Kunſt aufgewachſen, ja angeboren! Aber Goethe'n gefiel Virgil beſſer als Homer, weil ſich die Handlung darin abſchloß; ihm ſprach Ovid vor Allen zu, eine ſo charakteriſtiſche Lektüre für ihn, wie die hebräiſchen Propheten für den jungen Herder, wie Plautus für Leſſing. Seine jugendliche Phantaſie führte ihn von den Dichtern nicht zu Spiel und gymnaſtiſcher Uebung, nicht zu poetiſcher Nachahmung der Erzählung großer Handlungen, in der ſich das Intereſſe gleich theilt zwiſchen Stoff und Form; er erzählte Märchen ſeinen Geſpielen, froher im Gefühle ſeines Uebergewichts, als in ſeiner Schöpfung ſelbſt; er flocht ovidiſche Reminiscenzen in ein franzöſiſches Stück ein; er las die Bibel mit ungeheuren Kommentaren; er zerſtreute ſich in alle Sprachen, in Kunſt, Dichtung, Religion, Recht, Muſik und Natur. Ihm kam von früheſter Zeit an entgegen, was Herder mehr ſuchte: eine Mannichfaltigkeit des Wiſſens, in der jeder Andere würde zu Grunde gegangen ſein, über die ihn aber ſeine entſchiedene Künſtlernatur hinweghob, die überall das Viele zu einigen ſtrebte, und auf nichts mit dem Fleiße weilte, der nach Ergründung mühſam abzielt. Allem, was die Zeiten damals Poetiſches gebaren, ſehen wir den jungen Goethe hingegeben, faſt ohne Wahl und Neigung. Er hatte, von Moſer's Daniel und den Patriarchaden angeſteckt, einen Joſeph in Proſa verfertigt; er machte anakreontiſche Gedichte; er ſang geiſtliche Oden nach Elias Schlegel; er ſchrieb Gelegenheitsgedichte; und ſeinem Vater gefiel dies Poetiſiren in Nebenſtunden wohl. Beifällig hörte er komiſche Epopöen, die ſeine Geſellen Zachariä nacherzählten; er ergötzte ſich an Weiße's Opern; er nannte noch in ſeiner Lebensbeſchreibung Günther, den er wohl nie geleſen hatte, einen Poeten im vollen Sinne des Worts; er ging wie Kleiſt auf die Bilderjagd und machte beſchreibende Gedichte; er hatte noch Gellert herzlich lieb, der Leſſingen ſchon 20 Jahre früher langweilte;

in Wieland's Muſarion ſchien ihm das Antike lebendig zu werden. Profeſſor Clodius und die Frau Böhme in Leipzig waren die Erſten, die ihn in Kleidern, Sitten und Büchern zu wählen und zu unterſcheiden lehrten, auch ſein wunderlicher Freund Behriſch irrte ihn in ſeinem Geſchmacke. Aber freilich waren dies nicht die Leute, die ihm das Verlorene hätten erſetzen, für das Verworfene das Aechte zeigen können; ſie bereiteten nur den Boden, den hernach Herder mit Leichtigkeit baute. Alle Kritik ließ den Jüngling troſtlos, dem es Bedürfniß war, anzuſchauen mehr als zu grübeln; weder ſeine noch Anderer Arbeiten genügten ihm, und zweimal tilgte ein ſchonungsloſes Autodafé ſeine erſten Verſuche hinweg. Seine Urtheilsunſicherheit war ihm peinlich; er ſah ſich auf dem Scheidewege zweier Epochen, wo eine Wahl getroffen werden ſollte, zu der er durchaus keine Anleitung hatte; er ſollte bekannte Pfade, auf denen er ſich lange gefallen hatte, mit unbekanntem Erfolge gegen neue und fremde vertauſchen. Er empfand die Kälte und die Oberflächlichkeit des bisher Geleiſteten, ſchon als er die Univerſität (1765) bezog. Neben Gellert zu ſtehen dünkte ihm leer und unzulänglich; von ihm ſprach hier und da eine Stimme in zweideutigen Ausdrücken, während ein einziger Ruhm die Namen Buffon und Linné umſtrahlte. Dennoch lockte ihn immer nur die Ausſicht auf ein Dichterleben, wie ſehr ihn auch Vater, Lehrer und Freunde auf juriſtiſche und diplomatiſche Bahnen zwingen wollten, wie wenig auch das äußere Leben ermuthigend entgegenkam. Der Jüngling fühlte bei ſeinen erſten Verſuchen offenbar ſchon jene Leere unſerer Literatur, zu der der Biograph ſpäter vortrefflich die Urſachen angab. Es fehlte unſerer Dichtung ein nationaler Gehalt und ein würdiger Stoff, und daß auch der ſiebenjährige Krieg hier nur ſtellenweiſe und dürftig abhalf, ſpürt ſich in Goethe's Darſtellung ſo gut durch, wie in der unſeren. Die äußeren Gegenſtände waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutſchen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der ſich fühlte. Aller Geiſt, der ſich regte, Patriotismus, Satire, Dichtung; Alles verkrüppelte, weil es ſich nicht an großen Gegenſtänden groß zog,

und wiederholt blickt Goethe im edlen Neide auf England hinüber: er wußte es wohl, warum es in Deutſchland ſchwer war ein Shakeſpeare und Sterne zu werden. War Goethe ſchon um die Schule, um den kleinen Weltlauf unter der Jugend, um den lebendigen Unterricht in der Geſchichte gekommen, ſo erklärt ſich's wohl, daß es ihm nicht gelegen war, die großen Gegenſtände in der Ferne des Raumes und der Zeiten zu ſuchen, die ſein zu lebendigen Verhältniſſen neigender Sinn in der Nähe bedurfte. Denn ihm machte nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe nichts Vergnügen, als was ihn anflog, und Alles, wozu Fleiß gehörte, war ſeine Sache nicht. Es war ihm angeboren, alle Arten des menſchlichen Daſeins mit Theilnahme zu umfaſſen; er fand ſich leicht in die Zuſtände der Anderen, es ward ihm Bedürfniß ſie zu ſuchen. Ihn feſſelte anfangs jede Bewegung, die ihn berührte; die vaterländiſchen, literariſchen, religiöſen Intereſſen zogen ihn an; ein großes Vaterland hätte an ihm einen Dichter gehabt, der das noch weit überragte, was er geworden iſt. Wie ihm das öffentliche Leben nichts bot, warf er ſich ganz frühe auf die näheren Zuſtände in ſeiner Vaterſtadt. Die mannichfaltigſten Verhältniſſe gingen ihm auf, er war aufmerkſam auf die Lage der Juden, er trieb ſich in Handwerkſtätten um, und hinter den Kouliſſen des Theaters, er hatte auf öffentliche Begebenheiten zu achten und ward in Privatverhältniſſe verwickelt; er gefiel ſich in dem engen Kreiſe des Tages, der ſonſt der Jugend verleidet; er ward eingeweiht in die inneren Zuſtände einer großen Stadt, die von dem Krebsſchaden der blos materiellen Intereſſen und der Unſittlichkeit ſchon in den mitleren Klaſſen angeſteckt war, in einem Alter, in dem man uns ſonſt dieſe Erfahrungen noch fern hält. Kein gleichfühlender Freund trat ihm in dieſen leicht beſtimmbaren Jahren nahe; wie Herder ſtellte er ſich in perſönlichem Selbſtgefühle über ſeine untergeordneten Geſpielen, indem er ſie nicht wie jener meiſterte, ſondern mit ſeinen Talenten unterhielt; wie Herder ſchloß er ſich frühe an Aeltere an, und das Schickſal kam ihm hier ſo wenig wie mit den großen Verhältniſſen der Außenwelt günſtig entgegen. Ueberall fand er ſich an abſtoßende Naturen gewie-

ſen, deren Bizarrerie ihn doch wieder nicht losließ. Sein umſtändlicher, ordnungsliebender, regelrechter Vater konnte ihm die Excentricitäten ſeiner Natur nicht abgewöhnen; die Olenſchläger und Huisgen wollten ihn zum Hofmann und zum Menſchenfeinde machen, aber er blieb Dichter; ſein barocker Freund Behriſch, der Hofmeiſter des Grafen Lindenau, ſtellte ſeine geſelligen Talente heraus, aber er fiel immer wieder in ſein wirres und ſtörriſches Weſen zurück; den Sarkasmen ſeines Merck war er ſo vielfach verbunden, aber ſie thaten ſeinem weichen Gemüthe zu wenig wohl. Rechnet man hinzu, daß er, gerade als ſein jugendlicher Geiſt am ſchönſten anfing aufzublühen, in Wetzlar das Schauſpiel der Viſitation des Reichskammergerichts erlebte, wo ein großes Gericht wegen der Verbrechen einzelner Aſſeſſoren wieder gerichtet ward, ſo begreift man wohl, wie all dies in der frühen Zeit, da er ſeinen Idealen entſagen mußte, da er Verachtung ſeiner literariſchen Muſter einſog, ihm ſchon zugleich Verachtung der Welt und Menſchen einflößen mußte. So lange ſein ungemein fühlbares Herz jugendlich ſchlug, war in ihm ſelbſt gegen dieſe Bedrängniſſe der äußeren Welt noch ein Widerſtand, der ſpäterhin häufig ermattete: die rein gehaltene Kinderzeit hielt der böſen Geſellſchaft die Wage, in die er gerieth, als er ſich von der Zucht ſeines Vaters losmachte; ſeiner Vielbekanntſchaft ſteuerte ſeine Einſamkeit und Naturfreude; und dies Gleichgewicht ſtreitender Wirkungen geht durch Goethe's ganzes Leben und Schreiben hindurch. Von der großen Außenwelt unbefriedigt, von der kleinen um ihn her vielfach abgeſtoßen, blieb dem ſtrebenden Jüngling nichts als Er ſelbſt. Es bot ihm früh die innere Welt einen Erſatz für die äußere, die ihm mishagte; ſeine inneren Beſchäftigungen entſchädigen für viele verlorne äußere Thätigkeiten; dem Hiſtoriſchen ſeiner Dichtungen geſellte ſich ſtets ein Pathologiſches hinzu; und wäre dieſer Gegenſtoß gegen den Druck der läſtigen Außenwelt nicht geweſen, ſo hätten wir nicht die ſeelenvollen Dichtungen, die England ſo wenig hätte hervorbringen können, wie Deutſchland Shakeſpeare's Meiſterwerke. Die Verhältniſſe, die Goethe'n zuerſt entgegentraten, der

Widerſtreit, in dem ſich ſeine Seele gegen die Welt befand, ſpiegelt ſich in ſeinen erſten Werkchen ab, wie in ſeinem Weſen, deſſen Abbild er dort niederlegte. Er gibt ſelbſt an, daß er ſich in Leipzig ſtets aus einem Extrem ins andere warf, ſchwankend zwiſchen ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen, durch rouſſeau'ſche Einflüſſe einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zuſagte, ſtockig und ſtörriſch, durch krankhaften Widerſetzungsgeiſt und wunderliche Launen beſchwerlich. In welchen Zuſtand ihn ſein leidenſchaftliches Leben brachte und wie er ſeine Geſundheit dadurch zerrüttete, geht aus den Briefen hervor, die er nach ſeinem Abgang aus Leipzig an dortige Freunde zurückſchrieb; in welchen Ruf ihn ſein fahriges, nie ruhiges Weſen nach außen ſetzte, merkt man ſowohl aus der Erzählung ſeiner erſten Jugendabenteuer in Frankfurt, als auch daraus, daß in Leipzig der Graf Lindenau dem Hofmeiſter ſeines Sohnes den Umgang mit ihm unterſagte. Ganz in einen ſolchen inneren Zuſtand läßt ſein erſter dramatiſcher Verſuch gleichſam hineinblicken: die Laune des Verliebten. Er nahm darin ſeine Leidenſchaft zum Stoffe, ein geliebtes Weſen mit Grillen und Eiferſüchteleien zu quälen, und er ſchrieb es ſich zur belehrenden Buße, als er damit den lieben Gegenſtand verſcherzt hatte[243]). Die Mitſchuldigen dagegen öffnen uns die Sitten ſeiner verderbten Stadt; ein Stück, in dem Goethe ſelbſt das Peinliche und den Widerſpruch der heiteren Einkleidung mit dem düſteren Inhalt fühlte. In beiden Stücken wird kein Unbefangener die tieferen Beziehungen finden wollen, die Goethe ſpäter hineinlegt; beide werden im höchſten Grade befremden, wenn man ihren verletzenden und theilweiſe ſelbſt gemeinen Stoff mit dem vergleicht, was von jeher die jugendliche Dichterbegeiſterung zuerſt zu wählen pflegt. Und beſonders das Letztere wird uns bedauern laſſen, daß ein ſo erregliches Gemüth ſchon in ſolchen Jahren

243) Goethe's Verhältniß zu Anna Catharina Schönkopf, das in dieſem Spiele verewigt iſt, hat einiges Licht empfangen durch die von Otto Jahn herausgegebenen Briefe Goethe's an Leipziger Freunde. Leipzig 1849. Zwei andere Briefe aus Leipzig, die tiefe Blicke thun laſſen, ſtehen in der Kieler Monatsſchrift 1854.

„ſchauderhafte Erfahrungen in bürgerlichen Familien ſelbſtthätig erlebte" und jeden Augenblick von Bankerotten, Eheſcheidungen, verführten Töchtern, Mord, Diebſtahl und Vergiftung hören mußte. Formell laſſen beide Stücke nur von fern ein Streben nach größerer Gefälligkeit durchblicken; noch war kein anderes Muſter da als Leſſing's Minna; und Goethe's Vertrautheit mit Molière und der franzöſiſchen Bühne, die er in Frankfurt geſehen hatte, ließ noch den franzöſiſchen Anſtrich und die Farbe der alten Zeit zurück, der er zu entwachſen ſtrebte. Wie wenig aber ein Stoff, wie der der Mitſchuldigen, ihn ſelbſt erbaut haben mochte, ſcheint eben jener Zwieſpalt zu ſagen, mit dem hier traurige Gegenſtände luſtig behandelt, oder auch ein bitterer Ernſt in ein Luſtſpiel getragen wird; und Goethe ſelbſt ſcheint es anzudeuten, indem er verſichert, daß er ähnliche heitere und günſtigere Motive verſäumt habe zu behandeln, weil er immer zu ſeinem eigenen Herzen zurückgekehrt ſei. Er ſei nicht ermüdet, „über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden könne. Hier ſuchte er alles, was ihn quälte, in einem Reime oder in epigrammatiſch zugeſchnittenen Liedchen los zu werden, die ſich auf die eigenſten Gefühle und die beſonderſten Umſtände bezogen und zunächſt nur ihn ſelbſt intereſſiren konnten."

Dieſen realiſtiſchen Grund hat Goethe's ganze Poeſie. Er ſagte es ſelbſt, daß alle ſeine Dichtungen Bruchſtücke eines Lebensbekenntniſſes ſeien, die ſeine Biographie ergänzen ſollte, und es iſt kein Wunder, daß man bei uns ſeine Perſönlichkeit bald höher hielt als ſeine Werke, und dieſe blos als einen Kommentar zu jener las; kein Wunder auch, daß für ſo viele ſeiner Produkte das materialiſtiſche Intereſſe vorwaltete, weil eine natürliche Neugierde den Schleier zu lüften ſtrebte, mit dem die Dichtung die Wirklichkeit verhängte. Der von der Außenwelt unbefriedigte Mann griff in ſeinen eigenen Buſen zurück, wenn er ein Thema ſeines Geſanges ſuchte; ſelbſt wo ihn, wie im Götz und Egmont, ein außerhalb

Gelegenes aufforderte, miſchte ſich das Individuelle und Pathologiſche hinein und überdeckte das Hiſtoriſche und von außen Empfangene; den Höhepunkt ſeiner Leiſtungen bilden jene Dramen, in denen er die inneren Kämpfe ſchildert, die ihn in der gährenden Zeit unſerer literariſchen Revolution bewegten. Nicht Goethe allein, auch die ganze Zeit war geſättigt an jenen anakreontiſchen Liedern, jenen Fabeln, jenen Bardengeſängen, jenen Idyllen, an allen den Gattungen, die uns in gemachten Situationen, in lebloſen Gefühlen, in fremden Zuſtänden umtrieben; es war die Zeit gekommen, wo Klopſtock's poetiſches Evangelium durchgreifen ſollte: daß uns ſelbſt das bewegen müſſe, wovon wir ſingen wollten. Goethe war in ſeiner Jugend ganz dieſes Glaubens, nicht die Lektüre und die Alten ſollten uns zum Dichter, nicht die Imagination bei kaltem Herzen zur Nachahmung treiben, ſondern die Natur und die volle Bruſt uns zum Geſange treiben, wie den Vogel in der Luft. In dieſem Sinne iſt jene Stelle im Götz geſchrieben: das mache den Dichter, von einem Gegenſtande ganz erfüllt zu ſein. Sollte ihn etwas zur Dichtung reizen, ſo bedurfte er eine wahre Unterlage, unmittelbare Anſchauung und Erfahrung, einen Gegenſtand, der die Sphäre ſeines Lebens und Empfindens berührte. In dieſem Sinne ſchrieb er zuerſt ſeine Gedichtchen, deren aus der früheſten Zeit eine kleine Zahl unter dem Namen blos des Komponiſten Breitkopf (Neue Lieder, 1768) übrig geblieben ſind; und mit ihnen „begann die Richtung, von der Goethe nie abweichen konnte, das, was ihn freute oder quälte oder beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit ſich abzuſchließen". Dieſe unbedeutend klingenden Worte ſcheinen uns zu ſagen, was Goethe'n zu dem wahren Dichter machte, den wir vorher vergebens in Deutſchland erwarteten und ſuchten. Es iſt wohl wahr, daß jeder andere Dichter auch zunächſt nach Stoffen greifen wird, die ihn bewegen und beſchäftigen; nicht jeder andere wird aber jedesmal ſo tief in und ſo hoch über dem ſtehen, was ihn bewegt, und was er beſingt, als es dieſe Stelle zu ſagen ſcheint. Nicht jeder wird ſeine innere

Bewegung immer, wie Goethe wiederholt ſagt, als eine Qual empfinden, und ſo die Bürgſchaft mitbringen, daß der Gegenſtand ſeines Intereſſes die menſchliche Natur mächtig zu ergreifen wirklich fähig iſt, daß er jenen inneren Gehalt habe, den Goethe ganz vortrefflich den Anfang und das Ende der Kunſt nannte. Auch Wieland, auch die Freundſchaftsdichter und Epiſtolographen dichteten, was ſie lebten, aber ſie ſpielten mit ihrer Empfindung, geſchweige, daß die Empfindung ſie quälte. Wenn dieſe, oberflächlich bewegt, ihrer Gefühle allzu ſehr Herr waren, ſo war Klopſtock auf der Gegenſeite allzu ſehr von ihnen beherrſcht, zu tief von ihnen erſchüttert. Dieſer ſtand mitten in der Empfindung gefangen, von der er dichtete, aber Goethe war am Rande der durchlebten Erfahrung und zum Abſchluß fertig, zur Bewältigung geſchickt, ehe er zu Werke ſchritt. Ihm war vorherrſchend die Gabe der Einbildungkraft eigen, die allein den Dichter macht, und an der die Anderen alle nur ein beſcheidenes Theil hatten: eine Gabe, die treibend und hemmend auf die Empfindungen wirkt, bald geſchäftig, herrſchende Gefühle unendlich zu ſteigern, eine wirkliche Qual mit Vorſpiegelungen zu mehren, bald aber auch den Uebergang von Empfindung zu Reflexion an die Hand gebend, indem ſie lehrt, im Uebermaße der inneren Bewegungen uns aus uns ſelbſt zu ſetzen, uns zu vergleichen und zu beruhigen. Dieſer Gabe iſt die Kraft, uns ſelbſt zu theilen, weſentlich eigen; ſie lehrt uns mitten in der Leidenſchaft uns zu faſſen, die ſie ſelbſt erſt in uns mehr entzündet hat; ſie treibt uns zu Extremen und lehrt uns von ihnen zurückzukehren; ſie ſcheidet uns, wo uns innere Kämpfe gerade ganz und völlig auf Einen Punkt zu reißen ſcheinen, von uns ſelbſt; ſie trennt uns von den Objekten, zu denen ſie uns hinzog. Sie liegt auf der gefährlichen Scheide von Gefühl und Reflexion, von Inſtinkt und Bewußtſein, und auf dieſer ἀκμή war es daher den Alten ſo leicht zu weilen, bei denen innerhalb eines großen Volkslebens, das ganz Allgemeingefühl war, der Einzelne ſich zum freien Bewußtſein ausbildete, während es uns unendlich ſchwer wird auf jener Meſſerſchärfe zu ſchaukeln, da wir unter lauter willkürlich bewegten Indi-

viduen kaum einzeln einmal zur reinen Natur und einem geſunden Lebenstakte zurück gelangen. Daher hat auch für uns dieſe Kraft, wo wir ſie ſo thätig ſehen wie in Goethe, etwas Dämoniſches und Furchtbares, weil wir überall in ihr die Ueberlegenheit des Bewußtſeins vorausſetzen und voranſehen, überall alſo das kältere und freie Beherrſchen der Dinge fürchten, deſſen vortheilhaften Einfluß auf die Kunſtwerke des Dichters wir nicht verſtehen, deſſen unheimliche Anwendung auf die Handlungen und Anſichten des Menſchen uns dagegen auch ſchon in der Vorſtellung abſchreckt. Denn dieſe Gabe wirkt in Kunſt und Leben, und iſt dem Dichter und Weltmann eigen; Dichter und Weltmann liegen ſich auch in der Natur der Dinge keineswegs ſo gegenüber, wie die damalige Jugend, Klinger und Goethe, ſie liegen ſahen: und wer ſich über die Vereinigung des Diplomaten und des Poeten in Goethe wundert, dem wollen wir anzudeuten ſuchen, wie beide Eigenſchaften auf jene Eine Anlage zurückweiſen. Wenn wir Goethe's Leben durchlaufen, ſo haben wir zahlloſe Situationen, die uns, je nachdem wir ſie betrachten, eben ſo lebhaft die entſchiedene Künſtlerbeſtimmung in ihm darlegen, als ſie uns die überlegenen und gefährlichen Eigenſchaften des moraliſchen Menſchen aufhüllen. Wir ſehen ihn jeden Gegenſtand, jede Beſchäftigung, Wiſſenſchaft und Lebensverhältniſſe mit derſelben poetiſchen Kraft bewältigen, mit der er ſeine innerſten Regungen bändigt. Schon jenes Altaropfer des Knaben ſchien es zu verkündigen, daß er ſeine Religion bald in den Dienſt ſeiner dichteriſchen Kräfte bringen würde; er hielt die Philoſophie, gegen die er ſich all ſein Leben wehrte, in Religion und Poeſie begriffen, und auch ſeine Religion war ihm wieder in der Dichtung enthalten. Später nahte er ſich den Naturwiſſenſchaften mit jenem künſtleriſchen Beſtreben, in die Mannichfaltigkeit typiſche Einheit zu bringen. Ganz frühe entwarf er, um ſich in ſechs bis ſieben Sprachen zu üben und die Langweiligkeit der Grammatik zu verſüßen, einen Roman in Briefen verſchiedener Geſchwiſter, die aus verſchiedenen Gegenden in verſchiedenen Sprachen ſchreiben. Allen äußeren Erſcheinungen

gegenüber lagerte er ſich als ruhiger Beobachter: „wenn es draußen noch ſo wunderlich und wild herging unter der Zerſtreuung des Lebens und der Zerſtückelung des Lernens, ſo umgab ihn Frieden". Der Krönungsakt wird ihm ſogleich eine geordnete Erzählung für eine beſtimmte Perſönlichkeit: „dieſe mannichfaltige Welt machte alſo ſogleich einen ſehr einfachen Eindruck auf ihn". Eine Scene auf ſeiner italieniſchen Reiſe in Malſeſina, die ihm Verhaftung und Unannehmlichkeit drohte, und jeden Andern gleich anfangs empört hätte, verwandelte ſich vor ſeiner Einbildung in eine komiſche Scene auf dem Theater und machte ihm den heiterſten Eindruck. Alle Perſonen ſeiner Bekanntſchaft wurden ihm gegenſtändlich, um gelegentlich ſeinen Dramen einverleibt zu werden; allen, auch gemeinen Gegenſtänden die poetiſchen Seite abzugewinnen war ihm leicht und natürlich. Oeſer's Kupferſtiche, eine ſchöne Gegend, eine leidige Erfahrung, Alles regte das poetiſche Genie in ihm an, und er fühlte ſich, das Gelegenheitsgedicht aus der tiefſten Verſunkenheit wieder retten und ihm zu ſeiner verlornen Würde helfen zu können. Sobald er in die Wohnung ſeines gaſtlichen Schuſters in Dresden trit, ſieht er Bilder von Oſtade und Schalken; wie er mit dem Pfarrhaus in Seſenheim bekannt wird, ſieht er ſich in dem Kreiſe des Vikars von Wakefield; eine rohe Studentenverſammlung, die ſeinem Merck den Humor verdarb, gab ihm Masken zu ſeinen Faſtnachtsſpielen; ſeine einſamen Reflexionen ſogar brachte er in dialogiſche Selbſtgeſpräche. Wie bei ſolchen Operationen der Seele Gefühl und Einbildung in einander ſpielt, ſieht man leicht, und wie der Charakter dabei leiden kann, iſt eben ſo klar, wie, daß die poetiſche Anſchauung außerordentlich dabei gefördert werden muß. Unſer Dichter lebt einen gegebenen Zuſtand im blinden Zuge nach dem Naturtriebe ſo aus, daß der Anſtoß an die Konvenienz unvermeidlich, und mit dieſem das ſchmerzliche Erwachen des Bewußtſeins nothwendig iſt. Der gewöhnliche Menſch fügt ſich dann den beſtehenden Verhältniſſen und trifft mit ihnen ein bitteres Abkommen auf Unkoſten ſeiner natürlichen Empfindung. Der Dichter, um mit der Erkenntniß nicht das Leben

aufgeben zu müſſen, flüchtet ſeine natürlichen Empfindungen in das Reich der Poeſie, und ſcheidet ſich von der Wirklichkeit; er wirft dadurch die lebendigen Verhältniſſe in ſolche Ferne, daß dieſe Objektivität ſeiner Kunſt im höchſten Grade dienlich ſein muß, aber in geſelliger Beziehung wird er freilich als ein Gegner der beſtehenden Ordnung erſcheinen müſſen, der ſich kalt, ironiſch, egoiſtiſch von den gemeinen Verhältniſſen losſagt. Wo daher Goethe im Anfange, nach ſeinem charakteriſtiſchen Ausdrucke, ſich gewiſſe Zuſtände vom Halſe ſchafft, bauten ſich auf dieſem Akte ſeine trefflichſten Dichtungen auf; als er ſpäterhin den Hofmann ſpielte und mit den Dingen ſich ſetzte, ehe er ſie noch recht ergriffen hatte, verlor er ſeine Künſtlergabe in dem Maße, als er an diplomatiſchem Talente gewann. Daß in jener Gabe, die Dinge innerlichſt zu genießen und doch in objektive Ferne zu ſtellen, des Dichters wahre Kraft liegt, wußte Goethe ſelbſt. Er liebte Goldſmith's Vikar von Wakefield darum beſonders ſo ſehr, weil er ſich in Uebereinſtimmung „mit jener ironiſchen Geſinnung fühlte, die ſich über die Gegenſtände, Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Leben und Tod erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt". Dieſe Scheidekunſt iſt immer eine dämoniſche Gabe, nicht nothwendig die eines böſen Dämon. Der Dichter kann ſie ſo wenig entbehren, wie der Politiker und Weltmann, bei Beiden aber verlangt man, daß ein reines Gefühl ſie anſtößt, und ein ehrenhafter Charakter unſchädlich lenkt. Goethe'n iſt oft der Vorwurf gemacht worden, den man ſonſt nur Staatsmännern machen hört, daß er die Menſchen nur wie ſächliche Gegenſtände behandelt, benutzt und geſchätzt habe; Verkleidungen und Rollenſpielen hat er im Kleinen und Großen, im natürlichen und figürlichen Sinne immer geliebt; er hat das Talent des Schauſpielers und des Diplomaten vereint, das uns bei jenem, auf die Kunſt gerichtet, entzückt, bei ihm und dem Andern, wo es ſich auf die Menſchen bezieht, erſchreckt. Wie verſchieden dieſe zugleich reizende und unheimliche Anlage wirkt, wie verſchieden ſie von anderen Seiten durch andere Menſchen betrachtet werden kann, wollen wir an einem Beiſpiele

verſinnlichen, das leicht für alle anderen ſtehen kann. Wie Goethe Italien geſehen hat, wie es ihn förderte, wie er den Zauber ſeines ſüdlichen Klimas, die Reſte ſeiner Alterthümer und Kunſt, die Merkwürdigkeiten ſeiner Natur ausgebeutet und für ſeine künſtleriſche Bildung benutzt hat, hat W. v. Humboldt in einem beſonderen Aufſatze auseinandergeſetzt, durchweg freudig geſtimmt über die Erfolge dieſer Reiſe, weil er nur die äſthetiſche Seite betrachtete, und alles Schöne und Große der goethiſchen Poeſie auf dieſem Boden aufgeſchoſſen ſah, und weil er ſelbſt in vollem Maße jene italieniſchen Genüſſe zu ſchätzen verſtand, die ihm „ein fruchtbares Geſchäft waren und eine Art Verachtung gegen die Thätigkeit" erweckten. Aber Niebuhr ſah dieſe nämliche Reiſe mit ganz anderen Augen an[244]). Ihm war es gräßlich, daß Goethe dies Land nur als eine Ergötzung für ſich betrachtete, überall nichts ſah, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles Große vornehm beſchaute, und wo es von dem Entgegengeſetzten verdrängt iſt, ſich an der komiſchen Seite dieſes Letzteren ergötzte. Er fügte vortrefflich hinzu, daß er ſelbſt in das andere Extrem gehe, daß ſein politiſch hiſtoriſcher Sinn ſich ſchon bei dem befriedige, wofür Goethe keinen Sinn hat, daß er unter freien Bauern, die eine Geſchichte haben, vergnügt leben könne, ohne die Kunſt zu vermiſſen; er behauptete aber, daß ein ächter und ſicherer Kunſtſinn ohne den hiſtoriſchen nicht ſein kann, weil die Künſte nichts Abgeſondertes ſind. Und in der That iſt dieſe ſcharfe Widerſetzung völlig gerechtfertigt, wenn man das Extrem der menſchlichen Kälte in Humboldt oder Goethe gewahrt, die von der künſtleriſchen Wärme gleichſam hervorgerufen ſcheint. Goethe ſagt im Leben Winckelmann's in einer Stelle, die er aus einem Briefe Humboldt's ſich zu eigen machte und adoptirte: er kenne nur zwei gleich ſchreckliche Dinge: wenn man die Campagna von Rom anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wolle, denn nur bei einer ſo göttlichen Anarchie und himmliſchen Wüſtenei

244) Briefe. II. 289

hätten die Schatten Platz, deren einer mehr werth ſei, als dies ganze Geſchlecht. Dieſer Satz mag leicht eine unbedachte Künſtlernatur enthuſiasmiren; ein Mann von hiſtoriſch-politiſchem Sinne aber, der gerne lebende Geſchlechter um ſich ſähe, die es mit den Ahnen, geſchweige mit deren Schatten, aufnähmen, wird davor ſchaudern, ein elend gedrücktes Volk nur als Staffage einer trümmervollen Gegend betrachten zu wollen und behandelt zu wünſchen.

Damit unſere Leſer den Faden nicht verlieren, ſo wiederholen wir, daß auf Goethe's Erziehung und Schule, ſowie auf ſeinen früheſten Dichtungen, die uns übrig geblieben ſind, der Druck der Zeit, der kleinen Verhältniſſe, der engen Literatur ſichtbar laſtete, daß aber ſein Dichterberuf gleich in den Symptomen ſeiner früheſten Entwickelung ganz entſchieden vortrat und erwarten ließ, er werde bei jeder größeren Anregung die Bürde der alten Zeit abzuwerfen trachten. Er hatte ſchon als Knabe aus den Poeten des alten Schlags Klopſtock wohl herausgefunden; in Leipzig fing ihm das ſchöne Naturell Wieland's aufzugehen an: er ließ dort Gellert und die Aehnlichen fallen. Aber noch war er ganz rathlos, den Wirren der literariſchen Kritik gegenüber, und man merkt aus ſeiner ſpäteren Darſtellung genau, wie ein einziges Muſter, wie Leſſing's Minna, wie ein Aufſatz ſeines Landsmannes Joh. Georg Schloſſer ihm über alle Regel gilt, ihn beruhigt und ermuntert. Er hatte die glückliche Gabe der Gläubigkeit, die der Jugend heutzutage abgeht, ſonſt aber natürlich iſt: er ließ das Schöne auf ſich wirken, ohne ſich den Genuß durch Grübeln und Unterſuchen zu verkümmern, durch verſtändiges Urtheil zu verleiden. Er lernte vorzugsweiſe, wie er es nannte, durch Irradiation; nur die Natur und die größten Geiſter machten ihm etwas begreiflich; im Halben, im Einzelnen etwas zu faſſen, fand er unmöglich. So war es natürlich, daß das Kunſtwerk ihn mehr reizte, als die Kritik, und was ihn als Kritik anziehen ſollte, mußte die Geſchloſſenheit eines Kunſtwerks an ſich tragen. Daher war Leſſing's Laokoon offenbar das erſte Buch dieſer Art, was ihn neben Winckelmann's Kunſtgeſchichte feſſelte, und was ihm eine hö-

here Aussicht in diesem Gebiete darbot, so lange er für seine anschauende Natur noch immer die würdigen Gegenstände vermißte. „Wie vor einem Blitze erleuchteten sich ihm alle Folgen des herrlichen Gedankens, der die bildenden und Redekünste schied, alle bisherige Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen, und man hielt sich von allem Uebel erlöst.“ Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne markete und mäkelte, gibt Goethe an, daß dieses Buch, so sehr im rechten Augenblick erschienen, seine volle Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthums erfreut habe. Diese Lektüre ward die nächste Veranlassung, daß Goethe nach Dresden ging, und dort die Kunstschätze kennen lernte, die ihm eine andere Welt öffneten, als er bisher bei Oeser[245]) oder seinen frankfurter und darmstädter Malern hatte kennen lernen. So öffnete sich ihm im Gebiete des Gedankens durch Lessing, im Felde der Kunstgeschichte durch Winckelmann, in der plastischen Kunst durch jene Gallerie, wie in den Naturwissenschaften durch Buffon ein großartiger Gesichtskreis, auf einer Höhe, wohin ihn kein Dichter seiner Umgebung, es sei denn Klopstock gewesen, in dem Gebiete geführt hatte, das ihm vor Allem theuer war. Es begreift sich daher wohl, daß er sich an Alles klammerte, was ihm eine Aussicht, auf diese Höhe zu gelangen, darbot; daß er verzagte in seiner Hülflosigkeit, in der ihm Niemand Anleitung geben konnte. Er sollte nun von Leipzig nach Hause zurückkehren, und fühlte, daß er vor

245) Oeser war Maler und Bildhauer, Direktor der Kunstakademie in Leipzig, ein Freund Winckelmann's. Goethe hatte bei ihm Unterricht im Zeichnen genommen und bekannte sich, ehe er in Italien größere Kunstbegriffe faßte, dem verständigen und denkenden Manne sehr verpflichtet, aus dessen Umgang er gelernt haben wollte, „daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelte, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers“. Diese Stelle ist aus einem Briefe von 1768; 1770 schreibt er an E. Reich: „Nach Oeser und Shakespeare ist Wieland noch der Einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann; andere hatten mir gezeigt, daß ich fehle, diese zeigten mir, wie ichs besser machen sollte.“ (S. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. p. 120 und p. 217.)

ſeinem Vater nicht beſtehen würde; er that dieſem nicht in der Rechtswiſſenſchaft genug, und ſich ſelbſt nicht in dem, was ihm am Herzen lag: dazu hatte ſeine excentriſche Lebensweiſe ihn kränkelnd gemacht. In Frankfurt (1768) kam er in dieſem Zuſtande in Verbindung mit Fräulein von Klettenberg (derſelben, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Geſtändniſſe einer ſchönen Seele im Meiſter entſtanden), die, wie ſo viele Frauen, aus Krankheit pietiſtiſchen und herrnhutiſchen Anſichten nachhing, und nach Univerſalmitteln für ihre Körper- und Seelenleiden ſuchte. Durch ſie ward Goethe auf Hamann aufmerkſam; er kam durch ſie in Verbindung mit Herrnhutern und ſagte ſelbſt, es würde dieſen damals leicht geweſen ſein, ihn zu dem Ihrigen zu machen. Er ſtellte mit ihr alchymiſtiſche Verſuche an, las mit ihr Welling, Theophraſt, Helmont und Starkey, bildete ſich aus dieſen Beſchäftigungen mit Kirchengeſchichte, Magie und Philoſophie ein eigenes Syſtem der Religion, das aber ſogleich poetiſch geſtaltet eine Art Kosmopöie ward. Noch ſpäterhin gerieth er über den moſaiſchen Büchern auf die wunderlichſten Grillen, er glaubte z. B. gefunden zu haben, daß nicht die zehn Gebote auf den Tafeln geſtanden, und ſeine Disputation über dieſen Gegenſtand, die mit Ernſt bewies, es ſeien auf dieſe Tafeln die zehn Grundgeſetze der Eigenthümlichkeit des israelitiſchen Volks geſchrieben geweſen, iſt neuerdings wieder gedruckt worden[246]). Dieſe auffallende Zuneigung zu dem Myſtiſchen und Myſteriöſen, dieſe Duldſamkeit gegen die magiſchen Künſte und jede Schwärmerei ſteckte in jener Zeit, wo ſie epidemiſch war, alle ſtrebenden Köpfe an, und Jung, Herder und Lavater ſind hier nur zeitweiſe und ſtufenweiſe von Claudius, Goethe, Forſter und Anderen verſchieden. Forſter, der von 1779—83 in Verbindung mit Geheimorden in Kaſſel den Stein der Weiſen ſuchte, gibt uns gelegentlich zu verſtehen, wie viel bei dieſen Thätigkeiten poetiſche Selbſttäuſchung mitwirkte. Er wünſchte, ſein nüchterner Freund Lichtenberg möchte auch ein wenig ſchwärmen;

246) In Döring's: Goethe in Frankfurt. 1839.

er finde es so liebenswürdig zu schwärmen, so lange man sich dessen bewußt ist: nur über die Grenze hinausgehend phantasire man im hitzigen Fieber. Und so deutet auch Goethe an, daß ihn in seinen kabbalistischen Studien nichts reizte, als die phantastischen Verknüpfungen, in denen man hier die Natur darstellte, und daß er nichts davontrug, als die „Terminologie, in der man etwas, wo nicht zu verstehen, doch zu sagen glaubte". Daß auch diese Beschäftigungen Goethe's nicht zu großer Befriedigung führen würden, war zu erwarten, und daß er kein gutes Gewissen dabei hatte, bezeugt, daß er sie in Straßburg, wohin er sich jetzt begab, vor Herder'n sorgfältig verbarg.

Denn dieser war es, der hier die Nebel vor seinen Augen zertheilte. So Vieles, was in Goethe nur erst als dunkle Ahnung lag, war in dem fünf Jahre älteren Herder, besonders durch den Anstoß jener Seereise, schon klar und reif geworden. Jener Sturm gegen alle Schulgelehrsamkeit und Kompendienwissenschaft, jener Drang nach der Entwickelung des Menschen und aller seiner Kräfte, die mit Logik und Metaphysik nicht gebildet werden, jene Anerkennung der Empfindung und Leidenschaft, Alles, was Goethe nur kaum schmerzlich vermißte, das hatte Herder gerade jetzt im freudigsten Besitze und theilte es freigebig aus. Noch war Goethe bisher in lauter solche Kreise gerathen, wo das „Geltenlassen, Schönthun, Loben und Tragen" herrschte, wie es die Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge gewohnt war; jetzt traf er mit Herder zusammen, der all das Schelten und Schimpfen, was er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder ausließ, und daher den Beinamen des Dechanten (Swift) trug. Er bestürmte die „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, den Stolz und Hochmuth, der in Goethe liegen mochte"; dieser kam ihm zutraulich und mit einer unersättlichen Wißbegierde entgegen, und ehe noch das Abstoßende, was Herder für ihn hatte, wirkte, hatte ihn seine anregende Kraft schon gefangen genommen. Er verleidete ihm die kleinlichen Vergnügungen und Liebhabereien, die er von seinem Vater

überkommen hatte, er verwarf ihm das Intereſſe an ſeinen Siegelſammlungen u. dergl., er machte es lächerlich. Er nöthigte ihm mit ſeinen Kenntniſſen und Einſichten Achtung ab, riß ihn auf ſeine großen Standpunkte mit, und flößte ihm das Selbſtvertrauen ein, das bald an die Stelle von Goethe's blödem Zögern treten ſollte. Dieſes Vertrauen zu wecken, die eigenen Kräfte in ſich hervorzurufen, den Wetteifer zu ſchärfen, half gewiß das Misbehagen vortrefflich mit, das ihm Herder's ewige Unzufriedenheit und bitterer Tadel, ſeine Spottſucht und Sarkasmen anregten. Seine bedeutenden Geſpräche, ſeine neuen Anſichten förderten ihn ſtündlich; aus den dunklen Regionen heraus, in die ihn ſeine myſtiſch-religiöſen und chemiſchen Beſchäftigungen in Frankfurt geführt hatten, aus dem engen und abgezirkelten Weſen, das er ſich in Leipzig angewöhnt, riß ihn Herder in die literariſche Welt, die ihm fremd geblieben war, und deren aufſtrebende Bewegung ihm jetzt anfing die mangelnden Anregungen der politiſchen Welt einigermaßen zu erſetzen. Die Gährung in dieſem Geiſte, dieſes eingehüllte Streben mußte einem Menſchen wie Goethe einen grundtiefen Eindruck zurücklaſſen. Alles, was Herder im Laufe ſeines Lebens ausführte, fand Goethe, als er ſein Leben ſchrieb, in der Fülle der wenigen Wochen, die ſie zuſammen lebten, angedeutet! Und wäre Herder methodiſcher geweſen, hätte er eben ſo gut zu leiten als anzuregen gewußt, ſo würde er, wie er meinte, auch für eine dauerhafte Richtung ſeiner Bildung die köſtlichſte Anleitung gefunden haben. Dann aber hätte Herder den lenkſamen Jüngling gewiß auf Seitenwege geführt, die nun vermieden wurden, da ſeine Einflüſſe blos negativ waren. Er ſtürzte ihm ſeine dichteriſchen Ideale, „zerriß den Vorhang, der Goethe'n die Armuth der deutſchen Literatur bedeckte, zerſtörte mit Grauſamkeit ſo manches Vorurtheil; an dem vaterländiſchen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Sternſchnuppen behandelte; ja was Goethe von ſich ſelbſt hoffen und wähnen konnte, verkümmerte er ihm ſo, daß er an ſeinen Fähigkeiten zu bezweifeln begann. Zu gleicher Zeit aber riß er ihn auf den herrlich

breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte ihn auf Swift und Hamann aufmerksam, und schüttelte ihn kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte". Die Poesie zeigte ihm Herder von der neuen Seite, die wir schon kennen. Das Lieblingsbuch seiner Jugend, die Bibel, mußte Goethe durch ihn in einem ganz neuen Lichte sehen; er lernte durch den Blick auf die Natur und Volksdichtung, „daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer". Seinen Ovid suchte ihm Herder zu verleiden, an dem er keine unmittelbare Wahrheit fand; der Vikar von Wakefield wurde ihm durch Herder bekannt, und dieser lenkte dabei sein Urtheil auf das formale Verdienst des Kunstwerkes von dem stoffartigen Empfängniß ab, wie es Goethe später so nachdrücklich bei Anderen that. Auch Shakespeare ward in ihrem Kreise viel besprochen und überhaupt eine unendliche Masse von Ideen in Fluß gebracht; und wohl durfte Herder, als er Straßburg verließ, sich der guten Eindrücke rühmen, die er, und zwar mit Vorwürfen, auf Goethe gemacht hat, den er damals „leicht und spatzenmäßig" nannte. Dies waren eigentlich die ersten Anstöße zu dem ungemein regen persönlichen Verkehre, der jetzt bald längs des Rheins unter den Literaten aufleben sollte. Jung Stilling befand sich hier, der sich von Herder'n förmig exaltiren ließ; Lerse, dem Goethe im Götz ein Denkmal setzte; Wagner und Lenz, die in einer deutschen Gesellschaft um den Aktuarius Salzmann[247]) gruppirt standen, übrigens zu Goethe's nächsten Anhängern und Schülern gehörten. Wie hinreißend die Einflüsse Herder's in diesem Kreise waren, zeige Goethe's Schriftchen über deutsche Baukunst, das in den Blättern von deutscher Art und Kunst neben den obenerwähnten Aufsätzen Herder's wieder abgedruckt ward. Goethe war von Jugend auf mit Vorurtheilen gegen die gothische Kunst aufgewachsen; er legte sie vor dem Münster in Straßburg ab; aber dies war so wenig Ueberzeugung, daß gleich nach seiner Entfernung von dort der Gyps-

247) A. Stöber, der Aktuar Salzmann. Frankfurt 1855.

abguß eines Capitäls der Rotonde, den er in Mannheim ſah, ſeinen Glauben an die nordiſche Baukunſt ſchon wieder erſchütterte. Mit Mühe war Goethe ſpäter zu überreden, dies Blättchen unter ſeine Werke aufzunehmen, und er erinnerte ſich kaum des Zuſtands, in dem er zu dieſem Enthuſiasmus gebracht ward. Hier iſt ihm Erwin ein Heiliger, hier wird die charakteriſtiſche Kunſt für die einzig wahre erklärt, was er ſpäter verſpottete; hier lacht er der Franzoſen, die nichts als die Alten anerkennen wollten. Nach Hamann's Manier hüllte er ſeine einfachen Sätze in ſeltſame Worte und Phraſen, und es klingt ganz in Herder's Sturm- und Drangſtil, wenn er ſeinen franzöſiſchen Kenner anfährt: „Was ſoll uns das, daß der erſte Menſch vier Stämme einrammelte, vier Stangen quer darüber verband und Aeſte und Moos darauf deckte? Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborene der Welt ſei. Zwei an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vorn, zwei hinten, und ein querüber zum Firſt, iſt und bleibt eine weit primärere Erfindung, von der du nicht einmal ein Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.“ Mit dieſem gothiſchen Geſchmacke hängt das Wegwenden vom franzöſiſchen, das Wohlgefallen an der niederländiſchen Malerſchule und die Hinneigung zu Shakeſpeare eng zuſammen. Straßburg war der rechte Ort des Streits der franzöſiſchen und deutſchen Literaturtendenzen; in dem jungen Kreiſe war der Zug zum Vaterland, zur Jugend und Natur entſchieden. Die franzöſiſche, encyklopädiſche Literatur ſchien ihnen bejahrt und welk; ein Buch wie das système de la nature von Holbach kam ihnen grau, cimmeriſch, todtenhaft vor; ein Mann wie Voltaire erſchien als ein altes eigenwilliges Kind und war Goethe'n beſonders durch ſein Bekämpfen der Bibel fatal; alle Metaphyſik verleidete ihnen; ſie ſuchten nach Erfahrung, Leben und Dichtung. Rouſſeau und Diderot ſelbſt drängten von allem Verwickelten zum Einfachen, von Kunſt zur Natur zurück; ſie ſahen in Straßburg den Schauſpieler Aufresne, der gegen den hergebrachten Stil und deſſen Vertreter Le Cain Oppoſition machte. In Goethe's Geſellſchaft ſollte nichts gelten als Wahrheit, Natur, aufrichtige

Empfindung, Geradheit, Derbheit, und was man Alles als deutſche Art hinzufügen könnte. Für dieſe Richtung gab Shakeſpeare die ächte Nahrung. Dodd's beauties of Shakespeare hatten Goethe zuerſt mit ihm bekannt gemacht; dann gab Leſſing das Signal, Wieland's Ueberſetzung erſchien und ward verſchlungen und den Freunden empfohlen; bald war die Geſellſchaft ſhakeſpearefeſt, ahmte ſeine Redeweiſe und ſeine quibbles nach, verſenkte ſich in die Natur des Clown, gefiel ſich an ſeinen Witzen vor Allem und nährte auf jede Weiſe ihren Muthwillen. Goethe war hierin voran; der verwandte Genius in ihm regte bei dieſen Flügen des Meiſters die Fittiche, er geſtand es frei, daß er ſich mit ihm zu verſuchen denke, und die Wagner und Lenz machten dies nach. Lenz beſonders ſchien ihnen ganz der Mann, die Ausſchweifung des ſhakeſpeariſchen Genius nachzubilden, und Goethe verweiſt, um in die Unterhaltungen und Anſichten der Geſellſchaft zu verſetzen, außer Herder's Aufſätzen, beſonders auf Lenzens Anmerkungen übers Theater. Hier wird Shakeſpeare als der kühnſte Genius beſtaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuſtrömenden Gedanken zu finden, deſſen Figuren vom König bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, *Menſchen* ſeien, die warmes Blut im ſchlagenden Herzen trügen, und kitzelnder Galle in ſchalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeurs kennten, nicht in müſſigen Formularen hinſtürben, nichts von dem tödtenden Wohlſtand wüßten! Nach Shakeſpeare's Beiſpiele, ſo wird in jener formloſen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweiſe Herder's gelehrt, ſoll das Individuelle im Schauſpiel vorherrſchen; der charakteriſtiſche und Carikaturmaler gilt zehnmal höher als der idealiſche. Alles, was Ariſtoteles ſagt, iſt nichts; die Handlungen ſind in der Tragödie um der Perſon willen da; hier gilt der Grundſatz: fabula est una, si circa unum sit.

Wenn Goethe unter dieſen Aufregungen ſogleich producirt und ſeine Produkte veröffentlicht hätte, ſo würde ſein erſtes Werk, ſein Götz von Berlichingen, von den dramatiſchen Verſuchen ſeiner Freunde Wagner, Lenz und Klinger nicht ſo außerordentlich abſtechen; ſchon

der erſte Entwurf, der im Nachlaſſe bekannt geworden iſt, zeigt dies deutlich. Allein die nüchterne Erziehung, die lange Unentſchiedenheit, das Mistrauen gegen ſich ſelbſt, wirkte bei ihm hemmend, und dies zeichnet ihn eben vor jenen jungen Männern aus, daß er über dem blinden Schöpfungstrieb Wache hielt, daß er ſich zwar des Hervorbringens freute, aber nicht des Hervorgebrachten, daß er ſich gymnaſtiſch übte, ehe er auf den Kampfplatz trat. Er nöthigte, nach dem allgemeinen Hange aller damaligen Dichterklubs, Alles zum Dichten, was ihm nur irgend Talent zeigte, er ſelbſt aber hielt zurück. Er theilte die ultranaturaliſtiſchen Anſichten ſeiner Freunde in Bezug auf die Kunſt nur inſofern, als er ſeinem vielſeitigen Weſen nach einmal vorübergehend ſich auch dieſer Richtung hingab; der gothiſche Geſchmack, in dem ſein Götz, und nachher die Stücke, die in dieſen Zeiten ſchon Wurzel faßten, Egmont und Fauſt, geſchrieben ſind, lag bei ihm nur dem klaſſiſchen zur Seite. Der Gegenſatz gegen alles Einſeitige und Extreme, gegen alles Ueberſchwengliche und Ausſchweifende, der in Goethe's Natur lag, fand bei ihm neue Nahrung, als er von Straßburg weg nach Frankfurt zurückkehrte, und hier in einen andern Kreis von Bekannten kam, die ganz anderer Art waren als die ſtraßburger. Sein Landsmann und ſpäterer Schwager Joh. Georg Schloſſer (1739—99) war ihm ſchon in Leipzig vorübergegangen; jetzt fand er ihn in Frankfurt wieder. Er hatte an der realen und idealen Natur des Menſchen Theil und vereinte mit praktiſchen Richtungen, mit gediegenen Kenntniſſen, mit einer ganz ſtrengen, ſittlichen und chriſtlichen Tendenz den Sinn für die reformiſtiſchen Neuerungen der Jugend, der Goethe angehörte. Durch ihn wurde er mit dem darmſtädter Kreiſe bekannt, dem er ſchon von Herder angekündigt war: mit v. Heß, Peterſen, Wenck und Merck, die nachher mit Höpfner in Gießen, mit Goethe u. A. die frankfurter Anzeigen eine Zeitlang leiteten. Unter ihnen ward Merck von dem größten Einfluſſe auf Goethe; auch Er ein reifer und ruhiger Geſchäftsmann, vor deſſen Sarkasmen und Bitterkeiten nichts Abenteuerliches beſtand. Gegen Herder's Einflüſſe gehalten, waren die ſeinigen

ganz verſchieden. Herder drängte mit ſeinem Spotte Goethe'n in ſich zurück, allein zu Merck hatte dieſer die Zuverſicht, daß er ſeine ſchlimme Seite nicht gegen ihn kehren würde; Herder ſchürte das romantiſche Feuer, das Merck nur duldete; die ſwiftiſche Galle des Erſteren hatte ſich gegen das Veraltete in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die ſeine eben ſo oft gegen die Tollheiten der neuen Titanen. Herder's Bitterkeiten floſſen aus einem ungemein geſteigerten Selbſtgefühle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit ſeines Urtheils. Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm ſeine Poeſien verhehlte, aber Merck zog dieſe ans Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte ſich gerne an dieſem begnügt, wenn ihm Goethe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verſchwenden ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der ſchrankenloſen Jünglinge, die ſich an ihn herandrängten. Goethe ward unter dieſen neuen Freunden an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvolleren Umgang gewöhnt; als er daher nach Wetzlar kam und dort eine ähnliche luſtige Geſellſchaft fand, wie die ſtraßburger, in der ſich Behrliſch's Thorheiten und Lenzens Verrücktheiten zu erneuern ſchienen, ſo war er ihrer ſogleich müde. Er ſchloß ſich an Gotter an, knüpfte ein Verhältniß mit Boie und den Göttingern, und als ihm aus dieſem Kreiſe nachher die Stolberge bekannt wurden, ſagte ihm Merck das bedeutſame Wort, er werde nicht lange mit ihnen aushalten; ſeine Richtung ſei, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben, jene ſuchten das Poetiſche und die Imagination zu verwirklichen, und das gebe nichts als dummes Zeug. Wirklich fühlte Goethe bald, wie treffend die Urtheile Merck's über ſeine damaligen Sinnesverwandten waren, durch deren Uebertreibungen er ſich bald mehr gehemmt als gefördert ſah. Ueberall ſehen wir hier Merck, keineswegs wie einen böſen, ſondern wie einen guten Dämon an Goethe's Seite, und ganz entſchieden auch in ſolchen Fällen, in

denen es dieſer noch ſpät nicht zugeben wollte. Selbſt von moraliſcher Seite ſcheint er vorübergehend eine Kraft in Goethe hervorgerufen zu haben, die mit deſſen gewöhnlichem Zuge, der Natur blind zu folgen, in Kampf trat; denn wie ihm äſthetiſch bei den Extravaganzen ſeiner Freunde, ja bei ſeiner erſten Anlage des Götz ſelber nicht wohl war, ſo war er auch moraliſch weit davon entfernt, ſich bei jenen Zuſtänden ganz wohl zu fühlen, wo „ihn die Wogen der Einbildungskraft und einer überſpannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab trieben". Die Epiſode in Seſenheim hat man ſo oft gerügt, als ein Beiſpiel, wie Goethe auch die liberalen und genialen Sitten ſeiner jungen Freunde theilte. Aber er verlor den Adel ſeiner Seele darum nicht; das Bewußtſein ſeiner Schuld und der verlorenen Liebe machte ihn mild; die Ergebniſſe ſeiner reuigen Betrachtungen, meinte er, möchten in den beiden Marien, in Götz und Clavigo niedergelegt ſein. In Wetzlar kam er in das bekannte Verhältniß, wo ſeine Leidenſchaften von neuem ſpielten — es war gewiß kein mephiſtopheliſcher Dienſt, daß Merck ſeinen Entſchluß beſtimmte, den Ort ſeiner Liebe zu verlaſſen. Goethe nannte das ſelbſt eine Heldenthat; leider muß es ihm in ſeiner Lebensbeſchreibung nicht der Mühe werth geſchienen haben, ſich ſelbſt vor dem verachteten Publikum in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen. Die Briefe aus jenen Jahren ſind nun veröffentlicht[248]), die mehr als alles Andere das kindliche, durchſichtige, unverdorbene und harmloſe Gemüth aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete; die auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth ausſprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm begegneten, begeiſterte, mit dem er in Götz und Werther (1773—74) vor dem Publikum erſchien, und mit einem Schlage die ganze Geſtalt unſerer Literatur verwandelte.

In dieſen beiden Werken erkennt ſich die zweiſeitige Natur Goethe's in jedem Zuge, und durch ſie ſind beide ſo bedeutend geworden:

248) A. Keſtner, Goethe und Werther. Stuttgart 1854.

Form und Inhalt gehören dem wühlenden und reformatoriſchen Beſtreben jener Jugend an, aber beide ſprechen zugleich die Mäßigung in dem Dichter aus, dem es gegeben war, die wilden Stoffe zu bändigen. Er ſchrieb an Schönborn bei Erſcheinung des Werther, worin er ſich ſelbſt ganz niedergelegt zu haben ſchien, im entſchiedenſten Gefühle der Selbſterhebung über dieſe Perſönlichkeit. In beiden verräth er wohl, wie er ganz geſchaffen war, große Begebenheiten der Zeit poetiſch zu bilden, falls ſie ihm ſolche entgegengebracht hätte. Da ſie nicht Thaten hatte, ſo lauſchte er auf ihre inneren Beſchäftigungen und auf die Ideen, die ſie bewegten, und er traf den Mittelpunkt dieſes Ideenkreiſes ſo genau, daß ſich daher die außerordentlichen Wirkungen wohl erklären, die beide Werke in verſchiedener Weiſe machten. Im Götz machte ſich das Freiheitsgefühl Luft, das eben anfing in Deutſchland Boden zu faſſen und, durch Klopſtock, Moſer und die Schweizer vermittelt, die Jugend zu ergreifen. Beſonders in dem göttinger Dichterkreiſe wurzelten dieſe Ideen, die von dem Sänger des Meſſias ausgeſtreut waren, und mit ihnen war Goethe gerade in Verbindung getreten. Durch ganz Europa war im 18. Jahrh. ein reformiſtiſches Beſtreben faſt in alle Kabinette gedrungen; was ſich im Großen geltend gemacht hatte in Verfaſſung und Adminiſtration, drang jetzt in die Bureaus und Aemter; in die Formen und das Verfahren der Gerichte floſſen humaniſtiſche Neuerungen ein; der Geſchäftsſtil ſollte natürlich und lebhaft werden, und Goethe erlebte dieſe Gährungen ſo ſehr, und machte ſie ſo eifrig mit, daß er in Beziehung auf ſeine ſtiliſtiſchen Vorzüge dieſer neuernden Art Belobungen ſeiner Vorgeſetzten erhielt. Dies war die Zeit, wo ihn Voltaire's Beſchützung der Familie Calas und Lavater's That gegen Grebel begeiſterte und mit der Welt verſöhnte: die Haut für die allgemeine Glückſeligkeit daranzuſetzen, heißt es im Götz, das wäre ein Leben! und noch iſt hier gläubig eine beſſere künftige Welt in Ausſicht genommen, und das ganze Gedicht athmet in dem Rufe nach Freiheit aus. Wie die göttinger am Alterthume genährten Jünglinge, ſo flog auch Goethe'n damals das Gefühl des geſelligen Druckes

ebenſowohl in Bezug auf den Staat an, als es ihn in anderen ſocialen, ſittlichen und äſthetiſchen Beziehungen peinigte. Friedrich der Große hatte ſelbſt das Signal gegeben, den hergebrachten Regierungsſchlendrian zu brechen, und Jeder fühlte ſich in ſeiner Sphäre berechtigt dazu mitzuhelfen. Eben jetzt brach auch die amerikaniſche Revolution aus und brachte ſchnell eine Maſſe politiſcher Ideen in Umlauf, die durch Rouſſeau unter einem ſtillen, aber weitverbreiteten Anhange ſchon lange vorbereitet waren. In Frankreich griffen die Ideen ſogleich in das Gebiet des Wirklichen ein; bei uns ſprudelte ſich der Haß gegen Tyrannen, Höfe und Hofleute in Luſt- und Trauerſpielen aus. An ihrer Spitze erſcheint Götz; ein hiſtoriſches Schauſpiel, eine Staatsaktion von ganz revolutionärem Charakter. Wie das Genie im Poetiſchen und im Moraliſchen ſich ſelbſt Geſetz ſein ſollte, nach den Grundſätzen jener Geſchlechter, ſo erſcheint hier ein großer Mann in anarchiſchen Zeiten an der Stelle des politiſchen Geſetzes. Vortrefflich war dabei der Griff in die Zeiten unſeres Volkes, die jeder Bewegung in unſerem Nationalleben zum Muſter dienen mußten; und ganz neu war das Geſchick, mit dem der Dichter in den Ton der verſchiedenen Stände, in den Stil der untergegangenen Zeit verſetzte, der durch die vestigia veteris leporis ſo anheimelte, wie ſpäter in noch höherem Grade die Hans-Sachſiſche Färbung des Fauſt. Noch ehe Herder ſeine Volkslieder gebracht hatte, war dies Beiſpiel der Anſchmiegung gegeben, das damals am meiſten in dieſem regelloſen Werke auffiel. Shakeſpeare's Oekonomie war mit dieſem Einen Stücke in Deutſchland eingeführt, ſeine Schule ſpürte ſich beſonders in der Rolle des Hofnarren heraus. Gerade das aber, was ein Anderer zuerſt aus Shakeſpeare gelernt hätte, war am wenigſten erfaßt; und dafür traten die Elemente heran, die Goethe eigenthümlich hinzubrachte. Das Große, das Hiſtoriſch-Bedeutende einer Zeit, wie die Reformation war, die Erſchütterung der Welt, die kühnen Charaktere eines Luther, Hutten, Sickingen liegen in dämmernder Ferne, jedes ſtarke Moment iſt verwiſcht, ein Held iſt gewählt, der ſich durch eine Autobiographie erſt dem Dichter nahe ſtellen mußte; der epiſo-

diſche Charakter eines Weibes, bei deren Schöpfung Gott und Teufel ums Meiſterſtück wetteten, gewann es über den Dichter ſo ſehr, daß er ſich ſelbſt in ſie verliebte und anfangs nicht allein den ſchwächlichen Weislingen und den ſinnlichen Franz, ſondern auch den heroiſchen Sickingen in ihre Schlingen legte.

Dieſe Wendung in einem hiſtoriſchen Stücke kündigte ſchon an, wie geneigt der Dichter war, mehr in ſeiner eigenen Seele nach Stoffen zu ſuchen, und wie geſchickt, dieſe zu behandeln. Sein Werther erſchien daher in ſich vollendeter: er ſtellte ein Bild des moraliſchen Genies auf, in Beziehung auf unſere geſelligen Verhältniſſe geſetzt. Ein Charakter entwickelt ſich vor uns, dem alles Beſtehende Hinderniß und Schranke ſcheint; wie er in der Kunſt der Regel ſpottet, ſo auch der bürgerlichen Geſellſchaft, die die Natur in uns zerſtöre und nichts als Anſtändigkeit dafür biete. Collegien und Aemter ſcheinen ihm den Menſchen zu vernichten, und an ſeiner Stelle nur Philiſter und Strohmänner zu bilden; die Geſetze ſind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung iſt ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er ſchlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweiſe des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantaſie angeht; ihn reute keine Leidenſchaft, die auch an Wahnſinn und Trunkenheit grenzte, denn er hatte begreifen lernen, warum man alle außerordentliche Menſchen von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte. Ein ſolcher Menſch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur ſein eignes Herz, lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt ſich's nicht, weil ein Gefühl des Menſchlichen in dieſem Herzen ſchlägt; er wendet ſich von den Erwachſenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun; von den Menſchen zur Natur, die ihm nicht widerſpricht; von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formloſen ſchwermüthigen Schatten Oſſians. Ueber Klopſtock und Kleiſt begegnet ſich ſeine Seele einem gleichgeſtimmten Weſen, das ihm die Verhältniſſe entziehen; an Entbehren iſt er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das

Band des Lebens nicht einſeitig aufzulöſen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Glut und Wahrheit geſchildert iſt, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieſes Charakters folgen werden, der die Marionetten im Grandiſon und in der Heloiſe in gewaltigen Schatten warf. Für die Befreiung der deutſchen Dichtung von allen fremden Einflüſſen war die Erſcheinung von Götz und Werther ſchon ein ganz zuverſichtlicher und tumultuariſcher Sieg, während Leſſing's Stücke noch Schlachten, die nur mit der höchſten ſtrategiſchen Vorſicht gewonnen waren.

Die Wirkungen beider Stücke waren unermeßlich für die Dichtung, wie für die Zuſtände des Lebens. Die wilde dramatiſche Skizze ſchmeichelte dem zügelloſen Hang der Jugend; „ſie glaubte daran ein Panier zu ſehen, unter deſſen Vorſchritte Alles, was in ihr Wildes und Ungeſchlachtes lebte, ſich wohl Raum machen dürfte“; und Goethe beſaß beſonders einen Brief von Bürger, der als wichtiger Beleg deſſen 'gelten konnte, was die Erſcheinung des Götz damals aufregte. Geſetzte Männer fürchteten, er begünſtige die Anarchie und das Fauſtrecht und möchte gern dieſe Zeiten wieder herſtellen. Er ſelbſt hatte die Abſicht, noch eine Reihe hiſtoriſcher Stücke zu ſchreiben, und trug ſich einmal mit dem Plan zu einem Julius Cäſar, der, nach einigen Reſten zu urtheilen, in dem Götziſchen Kraftſtile gehalten ſein ſollte, und von dem der Dichter ſelbſt vorher fühlte, daß er nicht Allen gefallen würde. Seine Freunde fingen an Schauſpiele in dieſem Geſchmacke zu machen; eine ganze Saat von tragiſchen Dichtern wuchs aus dieſem Einen Stücke auf, das nach den verſchiedenſten Seiten hin auswucherte. Mit der ungefähr gleichzeitigen Emilie Galotti verſchmolz das Stück in den Augen der meiſten Nachahmer in Eins; unſere plötzlich erzeugte Tragödie nahm meiſt ihre Schauſpiele aus unſerem geſellſchaftlichen Leben, wie Leſſing that, zeichnete aber groteske Züge und ſchreckliche Larven, ungeheure Scenen mit nachläſſiger Hand ins Grobe hin, wie man es im Götz gefunden haben wollte. Dieſe Gattung wandte ſich der Bühne zu, eine

andere wandte ſich ganz von ihr ab: das hiſtoriſche Schauſpiel, oder beſſer der dialogiſirte hiſtoriſche Roman, wie ihn die Schlenkert, Spieß, Cramer und Aehnliche behandelten. Dieſe rohen Auswüchſe, dieſe Mordſpektakel, die in bombaſtiſchen Furioſos den kläglichſten Plattſinn ſchlecht verhüllen, mögen jetzt wohl kaum mehr das Knabenalter entzücken, und ſind ſchon längſt in die Tabagien der Soldaten herabgekommen, wohin wir ihnen gewiß nicht folgen werden; die eigentlichen Tragödien aber, die aus Goethe's Schule hervorgingen, werden wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit haben. Götz von Berlichingen, werden wir ſehen, wirkte rein ſchaffend, anregend, hervorrufend, weit auf die Folgezeit hin; Werther dagegen ſchloß mehr die ſentimentale Periode ab oder zeitigte ſie. In der Literatur konnte dieſer nicht ſo nachhaltige Nachahmungen verurſachen, nachdem Yorick, Young, Oſſian und die Sentimentalität der Freundſchaftszeit ſchon vorausgegangen war. Auf Siegwart blieb mit Unrecht die Benennung dieſer Jahre hängen, die weit richtiger durch Werther charakteriſirt und bezeichnet würden, ſchon weil er die ſtarkgeiſtige Seite der Zeit mit in ſich ſchließt. Die Tragödie bildete ſich überhaupt weiter, der Roman aber nahm, ſchon als Werther erſchien, eine ganz praktiſche Richtung, die dem ausſchließlichen Tone jener Empfindelei und jener weinerlichen Schwermuth in Miller's Proſaſchriften nicht günſtig war. Im Götz war eine dichteriſche Gattung angegeben, die in ſich die Fähigkeit hatte ſich fortzupflanzen; Werther war ein zu unmittelbares Abbild des Lebens, um nicht ſeine nächſten und unmittelbarſten Wirkungen auf das Leben zurück zu machen. Der Dichter ſtand ſelbſt damals in der Periode der geſtörten Ideale, die jedem Jüngling natürlich iſt, und die im 8ten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, wo ſich Alles um die Dichtung drängte, wo man die Wirklichkeit mit der Poeſie maß und verglich, eine gemeinſame für die ganze deutſche Jugend war. Unbeſtimmte Triebe, ein dunkles Beſtreben, ein geſteigertes Gemüthsleben, eine hochfliegende Phantaſie ſtießen überall an die Schranken der gegebenen Zuſtände an, und Lebensüberdruß bemächtigte ſich des erregten und leidenſchaftlichen

unſer altes Volkslied, was ſo, wie Goethe's Jugendlieder, Alles mit Bildern zu beleben, allen Gedanken Geſtalt zu geben wüßte, was ohne kühne Metaphern und ſchwere Apparate ſo Vieles in ſo einfacher Weiſe ſagte, was ſo mächtige Leidenſchaften aufhüllt, und doch in einer reinen Natur ſo gekühlt und beſchwichtigt. Sein Naturleben ſpricht ſich in ſeinen Liedern nicht als das geſellige, wie bei Voß, als das andächtige oder heiter beobachtende, wie bei Hebel, aus, ſondern als das eines träumeriſchen, phantaſievollen Gemüthes; er hat das Naturlied geadelt, und wenn er Schäferlieder von Damon und Phyllis, von Luna und Zephyr ſingt, ſo geht Alles in der ſchlichten Natur ſo ohne Misfälligkeit mit, wie die gelehrten Brocken des alten Volksliedes.

Wie in dieſen Jugendwerken Goethe durchaus in einer freien und kühnen Weiſe auftrit, die kaum im Hintergrunde ſeine ſpätere Aenderung ahnen, ſo wie die ſpätere Beſchreibung ſeines Jugendlebens kaum dieſe frühere Natur durchblicken läßt, ſo warf er ſich auch kritiſch und polemiſch damals der deutſchen Welt und Literatur gegenüber, immer von dem edlen Beſtreben erfüllt, wie er an Möſer's Tochter ſchrieb, „demjenigen, was vor unſeren Seelen als das Höchſte ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen und nicht nennen können, handelnd und ſchreibend und leſend näher zu kommen"; überall von dem Wunſche beſeelt, eine Gemeinſchaft der beſten Menſchen der Zeit zu fördern, ſich, wie er ſang, des Halben zu entledigen, im Ganzen, Guten und Schönen reſolut zu leben. Er war jetzt durch ſeine beiden Werke an das Licht des Tages gezogen, ſeine Einſamkeit ward plötzlich gebrochen, Lob und Tadel riß ihn aus ſich ſelbſt und ſeinem Stillleben heraus. Er trat mit Merck und den Anderen in den Frankfurter Anzeigen kritiſch auf, ganz in dem neuen Tone, den Herder angegeben hatte, oder in Leſſing's reformatoriſchem Geiſt. Mit Heftigkeit zieht er hier gegen kleinliche Moraliſten, ſchwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unſitte und Ungeſchmack des Jahrhunderts, gegen alle Syſtemmacherei und Dilettantismus, gegen finſtere Religionseiferer zu Felde, aber

auch gegen kritiſche Ketzer und Freigeiſter, wie Unzer und Mauvillon; das wahrhafte Genie ſchützte er ſelbſt in ſeinen Thorheiten. Er ehrte Lavater und Wieland: er rechtfertigt dieſen gegen die ängſtlichen Moraliſten: Kenner des Herzens würden entſcheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Leidenſchaft nicht geſchwinder zum Ziele der Sittlichkeit führte, als die kürzeſte Linie des moraliſchen Raiſonnements. Er verbittet ſich von Sulzer die Moralpredigten, und rechnet ſich geradeaus zu denen, die nach deſſen Theorie mit den Künſten Unzucht treiben. Er wünſchte in deſſen Kunſtartikeln mehr Anſchluß an Leſſing und Herder zu ſehen, in ſeinen philoſophiſchen nicht blos Darzählung der Markſteine, ſondern auch ein wenig Bacon'ſche Bilderſtürmerei, Fingerzeige, Ahnungen zu Entdeckungen des Columbus. Er lehnt ſich gegen das verzwickte, alltägliche Geſchlecht unſerer Dichterlinge auf, und er bittet den Genius des Vaterlands, gleichſam ſich ſelbſt zeichnend, um einen Jüngling, der voll Jugendkraft und Munterkeit der beſte Geſellſchafter wäre, den zu fangen die Schönen alle ihre Netze ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, witzig und munter ſei; deſſen Eitelkeit ſich der Zurückhaltenden aufdränge, ſie durch erlogene Seufzer und Thränen eroberte — und auch wieder verließe, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann alle ſeine Freuden und Leiden und Thorheiten mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete; und an dem endlich offenbar würde, daß nicht Fläche und Weichheit des Herzens an ſeiner Unbeſtimmtheit Schuld habe, wenn er ein Mädchen fände, das ſeiner werth ſei. — Den Uebermuth einer kräftigen Geſinnung und eines friſchen Alters, ſowie den kecken Humor der von Idealen erfüllten Jugend hatte Goethe ſchon ganz frühe genährt, und ſchon in Leipzig hatte er einen polemiſchen Muthwillen an Clodius ausgelaſſen, deſſen pomphafte und hohle Oden in Ramler's Manier ihn ärgerten, und zu deſſen Medon er eine Prolog-Harlekinade ſchrieb,

die die Zeiten Rost's und Gottsched's wiederzubringen schien. Was gegen sein poetisches Glaubensbekenntniß, was gegen die Träume, die sich seine dichterische Phantasie schuf, damals grob verstieß, erfüllte ihn mit Wuth. So haßte er, obwohl im Herzen den rationalen Neuerungen der Theologen zugethan, das Modernisiren der alten Begriffe und Zustände, das Verdrehen und Bespöttlen der Bibel und der Prophezeihungen, mit denen ihm ein guter Theil des poetischen Gehaltes verloren ging; sein Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes (modernisirte Paraphrasen der Evangelien) gegen Bahrdt (1774) floß aus dieser Quelle. — Wieland war immer Goethe's Liebling gewesen, Musarion und Agathon seine Freude: seinen Auszug gegen Pfaffen und Tyrannen im Schach Gebal hatte er mit gleicher Gesinnung gebilligt. Allein jetzt reizte er Goethe'n mit einer tadelnden Beurtheilung des Götz, die er in seinem Merkur hatte abdrucken lassen. Bei näherem Zusehen fand sich, daß er für nichts Kräftiges und Frisches Sinn hatte, daß er den großen Meister Shakespeare selbst mishandelte und das Verdienst seiner Uebersetzung durch die Noten aufhob. Die modernen Halbgötter in seiner Alceste verriethen, daß er von dem eigentlichen Wesen des Alterthums eben so wenig einen Begriff hatte, als von der Kunst, die Sitten und Charaktere anderer Zeiten in einem entsprechenden Stile darzustellen. Es schien endlich, als ob der Mann, der bisher unter die Genien des Tags gezählt wurde, seinen Rückzug zu den Pedanten der alten Zeit nähme, als er in Weimar seinen Merkur begann, den er ausdrücklich im Gegensatz gegen die „hündische Art von Kritik" unternahm, wie sie in den Frankfurter Anzeigen herrschte. Das Bardenwesen, die cynische Genialität, der Ultraenthusiasmus war ihm in unserer Literatur zuwider geworden: er ärgerte sich über die Leute, die, wenn sie ein Bischen Witz und nichts zu essen hatten, sich über alle Rücksichten wegsetzten. Seine ganze literarische Thätigkeit quälte sich jetzt mit diesem Merkur herum, in dem alle die breite Mittelmäßigkeit und Spießbürgerlichkeit herrschte, aus der Goethe mit Macht herausarbeitete; und nirgends sieht man so tief in die bodenlose Gemeinheit

des deutſchen Zeitſchriftweſens hinein, als in den merkurialiſchen Briefen Wieland's, die in aller Ehrlichkeit die Kunſtgriffe auseinanderlegen, mit denen ſolche Unternehmungen bei uns geführt, und das Publikum in ihnen geäfft und betrogen wird. Haß und Liebe hatte bei Goethe und ſeinem Kreiſe damals keine Grenze, Rückſicht und Schonung kannte man nicht, wenn der Kitzel des Muthwillens ſtach. Die Farce Götter Helden und Wieland (1774) hing ſich an die Alceſte und die Noten des Shakeſpeare[253]; ſie „kurlupinirte den Autor über ſeine Mattherzigkeit in Darſtellung jener Rieſengeſtalten der markigen Fabelwelt", wie Goethe an Schönborn ſchrieb, „auf eine garſtige Weiſe"; ſie macht es aber doch noch gnädig, und ein freundlicher Brief an Wieland ſtellte das Vernehmen zwiſchen Beiden auf guten Fuß. Nicht ſo friedlich ging es mit Nicolai ab. Unter den zahlloſen Schriften, die Werther hervorgerufen hatte, und unter denen eines Engländers „Geſtändniſſe der Lotte" mit einem wirklichen Facſimile ihrer Handſchrift und ihrem Bildniſſe die unverſchämteſte war, erſchienen auch Freuden des jungen Werther von Nicolai (1775), ein Kritikroman voll Galle auf das junge Geſchlecht der Volks- und Schauſpieldichter, deren Kraftſprache darin auf eine äußerſt matte Weiſe verſpottet wird. Der Geſchichte wird darin eine bekannte und unſaubere Wendung gegeben, und Goethe, der die Schwäche hatte, Anderer Muthwillen und Tadel eben ſo wenig ertragen, wie ſeinen eigenen zurückhalten zu können, rächte dies in einem Spottgedichte, das den unberufenen Kritiker in einer unſauberen Stellung auf Werther's Grab zeigte, und trotz Goethe's Vorſicht denn doch bekannt geworden iſt[254]. Ein allgemeiner Lärm erhob ſich in Goethe's Bekanntſchaft gegen das „Geſchmäcklerpfaffenweſen" der deutſchen Bibliothek und ihren Unternehmer, gegen dieſen Uſurpator der deutſchen

253) „Wäre er klug, und er könnte die Stelle, wo er Deiner (des Euripides) ſpottet, und die Noten zum Shakeſpeare mit Blut abkaufen, er würde es thun." Herkules: Geh in Dich, und bitte den Göttern ab die Noten über den Homer, wo wir Dir zu groß ſind. Wieland: Wahrlich, Ihr ſeid ungeheuer! Ich habe Euch mir niemals ſo imaginirt.

254) Gedruckt in Boas' Nachträgen.

Kritik, den Diktator in Religion und Wiſſenſchaft, den Hauptgegner faſt aller der Genialitäten, die ſich in dieſen Jahren hervorthaten. Jung Stilling ſchrieb die Schleuder eines Hirtenknaben gegen ſeinen Sebaldus Nothanker, im Aerger über die Ausfälle gegen die Frömmler, und Nicolai wollte wiſſen, daß Goethe ihn in ſeinen Schimpfworten darin (die Jung nachher abbat) beſtärkt hätte; er ließ ihn durch Merck warnen, nicht mit ihm, wie mit Wieland, Katze und Maus zu ſpielen; er wiſſe, daß er vor dem Publikum ſehr bald mit ihm fertig werden wollte! Unberufene Einmiſcher machten den Bruch größer. Für Nicolai's Werk galt eine Flugſchrift: Menſchen, Thiere und Goethe (1775); für Goethe's die Farce Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten (1775), die Wagner aus Unterhaltungen mit Goethe in deſſen Manier gegen Wieland, Nicolai, Jacobi, die Tadler des Werther richtete. Prometheus ſchickt darin den Deukalion in die Welt, über den ſich nun das Recenſentenvolk, Gans, Eſel, Uhu, beſonders aber der Merkur, die Iris und der Orangutang hermachen. Iris (Jacobi) hat das Herz voll von Deukalion, aber aus Furcht vor Orangutang zieht ſie ſich zurück, Merkur bietet ihr den Arm, der Orangutang ſetzt dem Deukalion einen anderen Kopf auf, denn „dies iſt ſein Element, zu bauen auf fremdes Fundament“[255]). Goethe erkannte in dieſem übrigens rohen Machwerk ſeine Gedanken und ſeine Manier wieder; unter ſeinen Freunden war dieſer Hans Sachſiſche Stil ſtehend geworden, der ſich ſo ſehr der Poeſie des Tages anfügte und den heiteren Humor unterſtützte, und den Goethe nachher auch nach Weimar hinüberpflanzte. Ob dieſer Stil Goethe'n oder Merck früher eigenthümlich war, kann man zweifeln; wenige Zeilen von dem Letzteren zeigen wenigſtens, daß er ihm gleich eigenthümlich war. Der Ton des „cyniſchen Bonſens“ muß ihm beſonders angeſtanden haben, da vorzugsweiſe an ihn die Briefe der verſchiedenſten Leute dieſen derben Ton anſchlagen, die ihn wohl, an Andere gerichtet, ganz verleugnen. Goethe hat leider die „poetiſchen Epiſteln von

255) Ein Stich auf den Sebaldus, der ſich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt.

ungemeiner Kühnheit, Derbheit, swiftiſcher Galle und verletzender Kraft", die er von Merck beſaß, für eine Nachwelt verſteckt, die vielleicht nichts mehr damit anzufangen weiß, und er hat uns damit die Mittel abgeſchnitten, über Merck's ganzen Werth und Bedeutung abſchließend zu urtheilen. Gewiß iſt, daß dieſer die ſatiriſche Feder ſeines jungen Freundes zu ſchärfen nicht faul war, und daß er jenen Hang theilte, alle kleine Begebenheiten des Tags poetiſch zu verewigen, den Goethe überall hin ausbreitete, wohin er ſich richtete. Die geiſtreiche Geſellſchaft voll Muthwillen und Laune gewöhnte ſich an, jedes Wort, jeden Vorfall, jede Erſcheinung in der Literatur, in Geſpräche, Sprüche und Sinngedichte zu kleiden, die ihren Werth nicht im Stachel, ſondern in der einfachen Charakteriſtik ſuchten. Mitlebende Genoſſen wurden in Masken abgegoſſen, und Einzelnes in dieſer Art iſt im Jahrmarkt von Plundersweiler, im Intermezzo von Fauſt u. ſ. ſtehen geblieben; und reiner geſtaltet wachte dieſer ſatiriſche Trieb ſpät noch in den Xenien wieder auf. Ins Größere ausgeführt geben die Faſtnachtsſpiele vom Pater Brei und Satyros ſolche Lebensbilder. Das eine verſpottet den jungen Leuchſenring, der empfindſam, weich, enthuſiaſtiſch, vor ſeiner eigenen Einbildungskraft nie ſicher, die unglückliche Neigung hatte, überall etwas unter der Decke zu vermuthen, und überall unter dem Tiſche zu ſpielen, von dem man daher jetzt noch immer nichts weiß, aber Vieles vermuthet. Er ſollte ſpäter das Mährchen vom Kryptokatholicismus aufgebracht haben, das ſo ungeheuere Zerrüttungen brachte; damals als ihn Goethe (1773) bei Frau Laroche ſah, habe er einen geheimen Orden der Empfindſamkeit ſtiften wollen. Er hing daher mit dem jüngeren Jacobi einmal zuſammen, und hatte mit allen Weibern etwas zu kramen. Seine Unnatur und Anſpannung, ſeine geiſtige „Kontorſion" und ſeine Kunſtſtücke ärgerten Fritz Jacobi, die Korreſpondenzen, die er immer herumtrug, beſpöttelte Laroche, und Merck machte Goethe'n aufmerkſam auf dieſe Art, ſich überall mit Schmeicheln und Lügen einzuniſten, die dann Goethe im Pater Brei verſpottete. Einen anderen „tüchtigeren und derberen ſolcher Zunftgenoſſen, die ſich über-

all vor Anker legten und Einfluß zu gewinnen ſuchten", zeichnet er im Satyros. Wenn dieſer nicht ein Stich auf Baſedow's fauniſches Weſen, ſeine Reformationswuth und gottesläſterlichen Paradorien ſein ſoll[256]), ſo wiſſen wir ihn nicht zu beziehen[257]). Man ſieht wohl, daß die ſatiriſche Charakteriſtik nicht eben ſehr deutlich iſt; auch aus dem Pater Brei würde kein Scharfſinn auf Leuchſenring rathen, ohne daß man es ſonſther wüßte. So war auch in jenen „lebenden Sinngedichten", in den „Pasquinaden", die er in dem darmſtädter Kreiſe machte, der Scherz und die Bedeutung ſo verſteckt, daß die Gemeinten ſelbſt ſie nicht erriethen. Mitten in dieſer polemiſchen und ſatiriſchen Richtung nämlich erkennt man von ferne wohl, daß dieſe Leidenſchaftlichkeit, dieſer Trotz, dieſe Unverträglichkeit mehr Jugend als Natur bei Goethe war. Die ehrenwerthen Geſinnungen und Abſichten des jungen Geſchlechts um ihn her riſſen ihn mit, ſich in den Entwürfen und Beſchäftigungen zu gefallen, in denen er ſtets dem Zeitgeiſte mit- oder gegenwirkend nahe trat, in dem er ſich immer in dem Ganzen der gährenden Literatur erkannte. Aber indem er ſeinem Widerwillen gegen alles Falſche und Unnatürliche mit franker Offenheit im mündlichen Verkehre und ſchriftlich für ſich freien Lauf ließ, hielt er ihm doch gleichſam wieder den Zügel; er verſteckte doch wieder die ſo offene Meinung; er überließ ſeinen Freunden Lenz, Klinger und Merck, wie ſpät noch Schillern, bekannt zu machen, was er nicht ſelbſt veröffentlichen mochte, als ob es dadurch von ihm abgewälzt wäre: das Meiſte und Größte von dem, was ſeine Seele damals bewegte, ließ er fallen. Von der unartigen Hochzeit Hanswurſts, die ihm nicht druckbar erſchien, erfahren wir noch in dem Leben nichts als einen Witz auf Macklot's Makulatur. Er trug ſich mit dem Plane zu einer Tragödie Mahomet[258]), die ganz in den

256) Die Jahrzahl 1770 in der Ausgabe der Werke wird wohl ein Irrthum ſein.

257) Die Beziehung auf Baſedow wird von Düntzer, über Goethe's Satyros, in Hennebergers Jahrbuch, Bd. 1, entſchieden in Abrede geſtellt.

258) Ein Bruchſtück in Schöll's Briefen und Aufſätzen Goethe's aus den Jahren 1776—86. Weimar 1846.

Zeitbeſtrebungen wurzeln ſollte. Er ſah die Baſedow und Lavater bemüht, das Edle, was ſie wollten, auszubreiten, er wollte ihnen an Mahomet tragiſch vorführen, daß ſie ſich in dieſem Beſtreben nicht der Menge gleich ſtellen, das Göttliche irdiſch machen und der Vergänglichkeit preisgeben ſollten. Dies Stück blieb liegen; Fauſt ward hinausgeſchoben, der ſchon damals im Entwurfe vorrückte; ein Epos vom ewigen Juden gehörte gleichfalls unter ſeine Pläne, das, wie Fauſt, „ſolche tiefere Griffe in die Menſchheit" thun ſollte, und deſſen volksmäßigen und zeitgemäßen Stoff Goethe ebenſo mit Schubart zuſammen ergriff, wie im Fauſt mit Leſſing, Klinger und dem Maler Müller. In dem ewigen Juden, einer Sage, die ſich von ſelbſt zum poetiſchen Rahmen einer Philoſophie der Geſchichte darbietet, hätte Goethe, den damals religiöſe Ideen ausfüllten, mit richtigem Griffe die nach ſeinen Anſichten hervorſtehenden Punkte der Religionsgeſchichte behandelt, er hätte darin niedergelegt, was er ſich aus Spinoza aneignete, der ihn damals beſchäftigte; er hätte ſein chriſtliches Glaubensbekenntniß hineinverwebt, das ſich eben mächtig änderte. Er erkannte ſich plötzlich auf dem Wege der pelagianiſchen Ketzerei, obgleich er früher ſich für das Gegentheil bekannt hatte; er gab jetzt lieber die orthodoxen Begriffe von der Gnadenwirkung auf, als daß er dem Vertrauen und dem Glauben an die Kraft der Natur und des eigenen Willens entſagt hätte. Wie konnte er auch bei einiger Selbſtprüfung anders, da ja die ſämmtlichen Tendenzen der Zeit aus jenen titaniſchen Bemühungen floſſen, die des Menſchen Selbſtkraft und Größe unter die Waffen riefen, und ihn von den Göttern ſich zu ſondern hießen. In dem Stolz auf dieſe moraliſche Unabhängigkeit, auf die Losſagung von dem perſönlichen Gotte, zu der ihn Spinoza geleitet hatte, auf die dichteriſche Schöpfungskraft, zu der ihm keine Zeit und kein Verhältniß etwas zulegen konnte, wurzelte auch der Entwurf des Prometheus, den er gleichfalls fallen ließ. Als Monolog gehörte dazu jenes unter Anderem gerettete Stück, das der Zündſtoff für einen Ausbruch ward, den wir weiterhin noch berühren. Jacobi theilte das Gedicht Leſſing mit, der ſich zu dem ſpinoziſtiſchen Ἓν καὶ

πᾶν bekannte; nach ſeinem Tode erklärte ihn Jacobi zum Spinoziſten, und dies rief einen Streit mit Mendelsſohn hervor, der allerdings zu deſſen Tode mitgewirkt haben mag.

Die Dichtungen, die Goethe in die Welt ſchickte, die polemiſchen Schriften, in denen er ſich an den berühmteſten Namen neckte, erklären wohl den Tumult, den ſein Auftreten erregte; nothwendig aber muß man ſein Perſönliches hinzurechnen, das ganz geeignet war, den ohnehin herrſchenden Zug nach lebendiger Mittheilung zu unterſtützen und die Maſſe der jungen Literaten brüderlich zu verbinden zu einem heiteren Leben und einem ernſten Streben. Wohin ſich Goethe damals wandte, beſtach ſein offenes Weſen, der Naturzug in ſeinem Benehmen, die geniale Unordnung in Schrift, Kleid, Rechtſchreibung und Sitte, der man es doch anſah, daß ſie von einem geheimen Triebe des Anſtandes in Schranken gehalten war, das reine Selbſtgefühl, das zwiſchen Stolz und Beſcheidenheit ſchwebte, die Fügſamkeit, mit der er bei der erſten Wärme der Bekanntſchaft jede fremde Natur ehrte und behandelte. Auf die allerverſchiedenſten Menſchen machte er daher die gleiche bezaubernde Wirkung. Man ſuchte damals nach Genie in jedem Jüngling, der die Feder führen konnte; man wollte es ſchon in den Mienen leſen, ſeitdem die phyſiognomiſche Wuth aufkam: und in wem ſollte man es eher vermuthen, als in jenen großen klaren Augen, jener prachtvollen Stirn, dem ſchönen Wuchs und vertrauensvollen Ausſehen des jungen Goethe? So ſchildert Jung Stilling ſein Auftreten in Straßburg in einer Weiſe, daß man wohl begreift, wie er in dem Kreiſe von Religionszweiflern und Freigeiſtern ſich allein an Goethe halten konnte, der ſeine zarten Religionsbegriffe ſchonte, und den er daher auch neben Herder noch lieb behielt, obgleich ihm dieſer einen mächtigeren Anſtoß für ſein ganzes Leben gegeben. Die Mittheilſamkeit in dem ſtraßburger Klub haben wir ſchon erwähnt; Lenz ward hier ganz durch Goethe hingeriſſen; Jung Stilling machte er unter anderen Engländern auch mit Fielding und Sterne bekannt, was nicht ohne Einfluß auf deſſen Lebensbeſchreibung blieb. Sein Merck in Darmſtadt war

ein Mann, der in seiner hypochondren Bestimmung gern die Freude seines Lebens in den Ruhm seines jungen Freundes gesetzt hätte; Goethe ward ihm unentbehrlich. Welcher heitere Strich auch hier in den Kreis ernster Männer durch Goethe gebracht ward, kann die Eine Scene in Gießen zeigen, als Goethe mit Merck, Schlosser und Höpfner eine Zusammenkunft über die frankfurter Anzeigen hielt und sich über jenen Chr. H. Schmid lustig machte, der neben Eschenburg als einer der ersten literarhistorisch beschäftigten Sammler und Kritiker bekannt geworden ist. Wie innig ferner damals alle diese Verbindungen waren, und wie ernst gemeint, geht aus der Behandlung eben dieser Zeitung hervor, in der gemeinsame Arbeiten von Einem redigirt wurden. So sieht man Goethe'n überallhin bei jedem Unternehmen seiner Freunde helfend und fördernd. Er theilte damals ernstlich den physiognomischen Glauben seines Bruders Lavater, lieferte Artikel zu dessen Werke und schaltete bei seiner Anwesenheit in Zürich mit dem Text nach seinem Belieben. So hatte Goethe an Herder's Ideen den wärmsten Antheil genommen; so hat er Jung Stilling's Leben nicht allein drucken lassen, sondern nach seiner eigenen mündlichen Aussage auch redigirt. So waren auch alle Briefe, die damals innerhalb dieser und anderer Kreise geschrieben wurden, Allgemeingut. Nicht allein Leuchsenring, auch die Laroche selbst, besonders aber Lavater und Andere trieben die Mittheilung ihrer Briefe zum Misvergnügen ihrer Freunde bis zur größten Unverschwiegenheit, und Schlosser legte 1788 eine förmliche Circularkorrespondenz an, woran Lavater, Pfeffel, Jacobi u. A. Theil nahmen. Diese Korrespondenzen waren ganz ungeheuer: nur die Eine Sammlung der Briefe an Merck[259]) zeigt, wie dieser öffentlich minder bekannte Mann die ganze Literatur zum Freunde hat. Allerdings sind daher diese Briefe so wichtige Aktenstücke für die Literarhistorie jener Zeiten, wie die Denkwürdigkeiten berühmter Männer für die politische Geschichte, und sie

259) Briefe an J. H. Merck, herausg. von Wagner, Darmstadt 1835, und Briefe an und von J. H. Merck, von demselben, 1838; dazu Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, Leipzig 1847.

öffnen das Verſtändniß jener Zeiten völlig, zu dem die poetiſchen Werke oft nur dunkle Winke geben. Außer der ſchriftlichen Mittheilung, die in dieſem Kreiſe noch weiter ging als in Gleim's und Leſſing's, ward auch die perſönliche geſucht; man hielt literariſche Zuſammenkünfte, man rühmte ſich einander mit einer Duldung, die auch Goethe ganz eigen mit ſeinem Kitzel zu humoriſtiſchen Ausfällen zu vereinigen wußte. Er beſuchte das Haus Laroche bei Koblenz 1773, von Merck angekündigt; er lobte damals das Fräulein von Sternheim, einen Roman der Frau la Roche, den ihr Freund Wieland eingeführt hatte, und der eigentlich unſere Frauenliteratur eröffnet, aufrichtig; empfindſame Theilnahme zog ihn zu dieſer Frau, hinderte aber nicht, daß er an der Schönheit und Jugend ihrer Tochter und an der weltmänniſchen Heiterkeit und dem ſpöttiſchen Zuge des Herrn Laroche gleichen Antheil nahm, der ſich gegen alle Empfindſamkeit wehrte. Vielleicht hätte ſich Goethe auch mit Leuchſenring, der damals hinzukam, einig vertragen, wenn nicht Merck und Laroche dazwiſchen getreten wären. Als ein Jahr ſpäter Lavater nach Frankfurt kam, drängte ſich Alles an dieſen Wundermann, der ganz geſchaffen war, die laute und perſönliche Mittheilſamkeit zu fördern, denn ſeine Neigung ging dahin, öffentlich aufzutreten und zu glänzen. Das Beſtechende in Lavater's Perſönlichkeit, ſeine Güte, Wohlthätigkeit und lebensfrohe Geſelligkeit riß damals den kalten Merck, wie ſpäter den ſo weit von ihm abſtehenden Wieland hin. Auch Goethe fand die größten Genüſſe in ſeiner Unterhaltung und begleitete ihn nach Ems; kein Mann ſtand ihm damals ſo nahe wie dieſer, wiewohl er an Keinem ſeine Duldſamkeit ſo ſehr zu üben hatte. Er erkannte ihn ſchon damals als einen Phantaſten, aber er phantaſirte mit Bewußtſein mit, und hoffte wohl noch Beſſerung, da er den ſchönſten, ſchlichteſten Menſchenverſtand in Lavater gewahrte, den er gefunden habe. War ihm doch noch 1779, als er mit dem Herzoge von Weimar Lavater's Bekanntſchaft in der Schweiz erneuerte, der Verkehr mit ihm die „oberſte Spitze der Reiſe und eine Weide am Himmelsbrod!“ Nannte er ihn doch dann noch, da er ſchon ſo manche älteren Freunde

abgeschüttelt hatte, den „besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die er kenne[260]!“ Noch fesselte ihn damals jede ganze Natur, sie mochte noch so sehr von der seinen verschieden sein. Kaum zurückgekehrt nach Frankfurt traf Goethe auf Basedow, den wahren Gegensatz Lavater's, und auch an diesen, der ihn schon äußerlich durch sein cynisches Aussehen und Wesen hätte abstoßen können, schloß ihn sogleich das Wohlgefallen an allem dem, was in seinen Bestrebungen eine frischere Weltanschauung verrieth. Auch an ihm fand er nichts, was ihm zur eigenen Bildung hätte dienen können, er brauchte ihn mehr „sich zu üben, als sich aufzuklären“, der heimliche Zug des Absonderns trat auch hier schon dicht an die freieste Lust des Zusammenseins hinan. Er sah sich lustig, wie es jenes Gedichtchen sagt, als das Weltkind zwischen diesen beiden Propheten, aber sie waren ihm wirklich noch Propheten, weit mehr, als es die Lebensbeschreibung will merken lassen. Er reiste mit Basedow wieder nach Ems zu Lavater, und das Hetzen der Geister dauerte bis zur Ermattung fort. Nun sollten die Jacobi in Köln aufgesucht werden, an denen er mit Herder schon vorher sich humoristisch versündigt hatte. Versöhnung war um so leichter zu hoffen, als Frau Laroche vermittelt hatte, mit der, ehe der Nimbus von ihr gewichen war und die Zeit eintrat, wo ihr Jacobi »horreurs« und Wieland sanfte Wahrheiten sagte, jener so empfindsame Briefe wechselte, wie es heute kein Ehemann gestatten würde. Dazu kam, daß Betty, die vortreffliche Gattin von Fritz Jacobi, Goethe'n ganz einnahm. Sein Inneres, durch die ungleichartigen Lavater und Basedow zurückgedrängt, brach vor Fritz Jacobi auf, dessen gemüthliche Richtung ohne das Feindselige jener Beiden ihm im Augenblicke wohl that, dessen völlige Rückhaltlosigkeit, dessen Vertrauen, mit dem er ihm seine „tiefsten Seelenforde-

260) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, hrsg. von Guhrauer. 1851. 1, 15. „Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch. — Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe u. s. ist weder in Israel noch unter den Heiden.“ Goethe an Knebel aus Zürich 1779.

rungen" nicht verhehlte, ihn warm durchdrang, deſſen Beſchäftigung mit Spinoza ihm gerade gelegen war. „Der tiefſte Grund ſeiner menſchlichen und dichteriſchen Fähigkeiten ward durch eine unendliche Herzensbewegung, beim Anblick eines alten Familienbildes, in Goethe'n aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in ſeinem Gemüthe lag, ſchloß ſich auf"; er ward des Vertrauens dieſer Freunde ſogleich theilhaftig; es war ihm damals „eine Wonne, Gegenſtand von Jacobi's Liebe zu ſein"[261]). Die Nächte vergingen auch hier in den ernſteſten und tiefſten Geſprächen, in denen ſich Naturen wie Fr. Jacobi erholen; ſie ſchwelgten im Austauſche ihrer Seelen; Jacobi ſchrieb damals an Goethe Briefe, in denen er deſſen affectirten Jugendſtil noch übertreibt. In Elberfeld ſahen ſie Jung, und Goethe nahm damals deſſen Leben mit ſich nach Frankfurt. Jung's Beſchreibung dieſer Zuſammenkunft bethätigt ganz, wie glücklich und ſelig ſich Goethe in dieſen Kreiſen fühlte, von denen er ſich bald losſagte. Heinſe war damals zugegen; auch ihn riß das „Genie vom Wirbel bis zur Zehe, der Geiſt voll Feuer mit Adlersflügeln" in Goethe'n ſogleich hin. Goethe hat ihn in ſeinem Leben nicht einmal erwähnt; und doch war er damals der Dritte im Bunde! Ueber ſeine Laidion (in der ſelbſt Jacobi durchſah, daß dieſes Mannes Seele in ſeinem Blute, ſein Feuer nur Glut der Sinnlichkeit ſei, in der Merck „nichts als Uebung der Kräfte" ſah) ſagte Goethe in jenen Jahren: dies ſei ein Mann, dergleichen Fälle habe ſich ihm ſo leicht nicht dargeſtellt, man müſſe ihn bewundern oder mit ihm wetteifern, er habe nicht geglaubt, daß ſo etwas in deutſcher Sprache möglich wäre! Von Jacobi's ſchied Goethe damals, wie er ſagt, ohne daß ſie ahnten, wie verſchieden ſie ſeien. Und doch ſind die Zeugniſſe da, daß er ſie ſchon *vor* jener Zuſammenkunft mit Schimpfnamen belegte, und mit dürren Worten ſagte, er „verachte ſie"[262]), ſowie Merck mit Anderen beim Weine ſie „verfluchte"; und die Zeugniſſe, wie er *nachher* Friedrich's

261) Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi. Hrsg. von Max. Jacobi 1846. p. 16.

262) Goethe und Werther p. 181. 204.

Schriften in Weimar dem Gespötte Preis gab, sind bekannt. Goethe konnte „den Geruch" des Woldemar nicht leiden; er parodirte mit einer leichten Aenderung den Schluß dahin, daß Woldemar'n der Teufel holte; in Ettersburg hänselte er ihn in größerer Gesellschaft durch und nahm mit dem Buche eine „schimpfliche Execution" vor. Er verschmähte es, auf Jacobi's Brief, der ihn stolz zur Rede stellte, zu antworten, er erklärte aber den vermittelnden Freunden, er wünsche Jacobi sei zugegen gewesen; das launige Treiben einer solchen Scene sei für ihn eine abgesonderte Sache. Dies waren die Launen jener Zeit, in der man ganz „in dem Feuerblick des Moments" lebte, wie man darin zu erkennen und zu dichten strebte. Das vornehme Wesen Jacobi's widerstand Goethe's Natur, sein Dünkel und seine Einseitigkeit stießen ihn ab[263]; aber die Lebhaftigkeit des Augenblicks und die ganze Stimmung jener Jahre, als sein erster Ruhm erscholl, öffnete sein Gemüth gegen alle Welt. Er blieb auch späterhin, nach förmlicher Versöhnung (1782) in Briefen, im Gespräche mit Forster und sonst (und nur in der Biographie nicht) kalt gegen Jacobi, der ihm noch seinen Woldemar widmete, als sei nichts vorgefallen, der seinen Mismuth verschluckte, wie sehr auch die Heinse und Aehnliche an ihm hetzten. Wie viel mag aber Jacobi von seiner Meinung zurückgekommen sein, die er in jener Zeit ihres Zusammenseins äußerte, daß Goethe eben der Mann sei, den er bedurft habe, und daß dies einmal gewiß ein wahres, inniges, ewiges Verhältniß sein werde, das sie zusammenbände! Wie wird ihm aus der Seele gewesen sein, was Schlosser's zweite Frau 1779 schrieb: „Goethe könne gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe sei er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug." Wie oft mag er an den uranfänglichen Eindruck zurückgedacht haben, da ihm Goethe wie Wieland als ein Wolf vorkam, der Nachts an die Leute hinaufspringe und sie in den Koth wälze; wo er so urtheilte wie der junge Hartmann, der in Goethe's Briefen an Lavater nur einen Menschen reden hörte, der seinen Scherz mit dem

263) Seine ganze Abneigung spricht sich besonders stark aus in einem Briefe an Knebel vom J. 1812. S. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2, 54.

Freunde trieb und Alles um ſich her verachtete, oder wie Zimmermann, dem Goethe's Liebkoſungen gegen Lavater wie die eines Tigers vorkamen. Wir ſehen, wie die Freunde bei den erſten, gewöhnlich untrüglichſten, Eindrücken die dämoniſche Natur des Mannes ahnten, der ſich auch weiterhin immer mehr von denſelben Leuten durch große Klüfte geſchieden erkannte, denen er ſich kurz vorher mit Leidenſchaft genähert hatte. So war Niemand für Goethe'n weniger gemacht, als Klopſtock; dennoch fand auch zwiſchen ihnen eine Befreundung ſtatt; mit Zimmermann knüpfte ihn ſchon Lavater zuſammen, wenn es auch nicht ſein leidenſchaftlich derbes Weſen gethan hätte, das damals als Kraft und Genie galt. Die göttinger Jugend, Klopſtock's Schule, näherte ſich ihm in Briefen und Perſonen; die Stolberge führten ihn in den ähnlichen franken und burſchikoſen, aber noch ganz verſchiedenen, romantiſch gefärbten Ton der dortigen Kreiſe ein. Er empfing ſie mit offener Bruſt und machte mit ihnen eine Reiſe in die Schweiz. Das nannte Merck einen dummen Streich; er fand ſie unpaſſend für Goethe'n und hatte Recht. Zwar hat dieſer damals, als er Klopſtock's Oden ſammelte und wie Heiligthümer verehrte, als er in Klopſtock's Sinne das Fechten, Reiten und Schlittſchuhlaufen trieb, ſchwerlich die klopſtock'ſchen Sitten der Stolberge, ihr öffentliches Baden, ihren lauten Tyrannenhaß, ihre Naturaffektation ſo auffallend gefunden, wie er ſich in dem vierten Theile des Lebens anſtellt, ſonſt hätte er wohl nicht die Briefe aus der Schweiz, den Anhang zu Werther, und noch viel weniger die enthuſiaſtiſchen Briefe an die Gräfin Auguſte geſchrieben. Wohl aber liegt es ganz in ſeiner Natur, daß jene ritterlichen Rodomontaden, mit denen Friedrich Stolberg über den Verluſt einer unvergleichlichen Geliebten und ſeinen unermeßlichen Schmerz ausbrach, dem ſtillen Gemüthe zuwider waren, das ähnliche Verluſte tiefer empfunden hatte; und als der Schönen Geſundheit getrunken und die Gläſer zerbrochen wurden, mochte es ihm wohl ſo vorkommen, als zupfe ihn Merck am Ohre.

Denkt man ſich in den unruhigen und ſtrebſamen Verkehr dieſer Kreiſe, erinnert man ſich, daß dies eben die Jahre waren, wo in

Zürich die Literatur ſich am wucherndſten ausbreitete, wo Königsberg, Berlin und Wien ſich als literariſche Hauptſtädte anzuſehen anfingen, wo Gleim in Halberſtadt auf die Realiſirung ſeiner Dichterkolonie dachte, ſo begreift man wohl, daß dieſe Bewegung auch an die kleinen deutſchen Höfe dringen mußte, die ſich dem Privatleben näher ſahen als die Höfe von Oeſterreich und Preußen. Wirklich ſieht man auch, daß an vielen Orten zugleich ein Bedürfniß und ein Wunſch ſich regte, an dem Aufſchwunge der deutſchen Literatur einen Antheil zu haben, von ihr einen Vortheil zu ziehen. Wir haben den Grafen Wilhelm von Bückeburg ſchon genannt; hätte er eben ſo viel Glück als Unglück gehabt mit Abbt und Herder, ſo wäre dort vielleicht eine Zufluchtſtätte für manchen Anderen geworden. Aehnlich ging es mit dem Fürſten von Deſſau. Der treffliche Mann hatte auf ſeinen Reiſen Winckelmann kennen gelernt und dieſen franken Deutſchen ganz bezaubert; Winckelmann wollte ihn auf ſeiner letzten Fahrt nach Deutſchland beſuchen; ſeine Ermordung zerſtörte dieſes Wiederſehen. 1771 berief der Fürſt Baſedow zu ſich, um eine Lehranſtalt nach ſeinem Plane anzulegen; dieſer Ruf geſchah in derſelben redlichen und edlen Abſicht, in der der Fürſt ſein Ländchen verwaltete und mit den Werken der Garten- und Baukunſt zierte, und erregte allgemeines Aufſehen. Aus Deſſau iſt in der That eine ganze Reihe von verdienten Pädagogen ausgegangen; allein die meiſten in Oppoſition mit Baſedow, der dort ſein wüſtes Weſen fortſetzte und die lernbegierigen Lehrer, die ſich zu ihm drängten, mit Eſſen, Trinken, Spielen und Rauchen mehr unterhielt als mit ernſten Gegenſtänden, ſo daß man wohl ſieht, der Fürſt war mit ihm weit übler berathen als Bückeburg mit Herder. Der Eifer aber, das Talent zu ſchützen und zu pflegen, ließ über einzelne Misſtände dieſer Art wegſehen. Wir wiſſen, wie der Erbprinz von Braunſchweig Leſſing ſchützte; wir haben angedeutet, welche Mühe man ſich in Mannheim und Heidelberg gab, den eigenſinnigen Mann zu feſſeln. Klopſtock's Anſehen ſtieg an den kleinen Höfen immer mehr: die treffliche Landgräfin Karoline von Darmſtadt ſammelte ſeine Oden und ließ ſie in wenigen Prachtexemplaren drucken.

Man ſagte ſich, die däniſche Penſion ſolle mit der Beendigung des Meſſias aufhören, dafür wollte ihm der Markgraf Karl Friedrich von Baden eine ganz unabhängige Stellung geben und war begierig den Dichter der Religion und des Vaterlands bei ſich zu ſehen[264]). Es ſchien aber, als ob ein Misgeſchick auf alle den edlen Abſichten der Höfe laſte. So ward der ſchöne Plan Karl Friedrich's, ein patriotiſches Inſtitut für den Gemeingeiſt Deutſchlands, nach dem Muſter der helvetiſchen Geſellſchaft, mit Zuratheziehung Herder's und Müller's zu gründen, durch die Revolution vereitelt. So drückte auf die glänzende Militärakademie des Herzogs Karl von Würtemberg, die ganz aus dem neuen Bildungstriebe in Deutſchland hervorging, Despotie und der Zwang der Subordination, die militäriſche Pedanterie und der Eigenwille eines Fürſten, der die wilde Genialität der Zeit mitgemacht hatte. So verdarb vieles Gute, was Dalberg bezweckte, über ſeinem unglücklichen Hang, überall ſelbſt ſchaffend mitzuwirken, wo er blos hätte ſchützen und fördern ſollen. So verſäumte Darmſtadt die günſtige Gelegenheit, ſich zum Mittelpunkte eines großen Kreiſes zu machen; Merck, Sturz, Lichtenberg gingen von hier aus; Ewald, Moſer, Claudius, Hamann, Herder, Goethe waren hier oder wären leicht zu feſſeln geweſen; aber dieſer Stadt iſt es eigen, ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu ſtellen, und fremde Talente ungeſchickt zu wählen, oder zu verſäumen. So blieb denn der Ruhm deutſcher Mediceer auf dem Hauſe Weimar allein hängen; denn auch Gotha, wo man mit Weimar wetteiferte, und wo ſich J. Fr. Schmidt, Gotter, Manſo, Jacobs, Schatz, Reichard und Andere zuſammenfanden, ward nur ein Sammelplatz vieler Mittelmäßigkeiten, wie es leider in Sachſen ſpäter und früher das Gewöhnliche war.

Die Seele des neuen Lebens, das im 8. Jahrzehnt in Weimar aufblühte, der Mittel- und Bindepunkt aller der vielartigen Perſön-

264) Vgl. Strauß, Klopſtock und der Markgraf Karl Friedrich von Baden, in Sybel's hiſtor. Zeitſchrift 1859. 2. Heft.

lichkeiten, die dort theils zusammentrafen, theils vorüberzogen, war die Herzogin Amalie. Noch während des Lebens ihres Gemahls hatte man dort, wie wir oben hörten, das aufleben de Schauspiel begünstigt, und als 1772 Wieland hinkam, sah man das Theater schon als eine Schule der Tugend und Sitte, als eine politisch-moralische Anstalt an, und betrieb mit Ernst und Eifer die Aufführung der neuen Stücke von Gebler, Herrmann, Bertuch, und der Opern, die seit Weiße in Schwung gekommen waren. So war die erste Gestaltung dieses Triebes nach Bildung von der Herzogin ausgegangen, und in der Zeit von Weimars Blüte behauptete Wieland noch immer, daß ohne sie der Ort wieder zur alten Bedeutungslosigkeit zurückkehren würde. Eine Dame von Welt und einer unruhigen Bildungs- und Unterhaltungssucht, von milder Lebensansicht, duldsam gegen Alle und gegen Alles, war sie auch ganz dazu gemacht, die verschiedenartigen Bestandtheile des Hofs, der Verwandtschaft, der literarischen Cirkel wenn nicht in Liebe zu binden, doch so aus- und beieinander zu halten, daß trotz vielfacher Reibungen jedes Aufsehen und jede Spaltung vermieden ward. Von ihr ging die Hast aus, mit der man in Weimar auf stets neue Ergötzlichkeit sann, mit der man sich auf jeden Gast von Geist und Namen stürzte, ihn aussog und dafür mit Huld überschüttete. Sie hatte Lust und Sinn für Alles und Jedes, musicirte und zeichnete, lernte spät noch Griechisch, las Latein und übersetzte Einiges aus Properz. Ihr Liebling, Wieland, wunderte sich bald über die Ausdauer, mit der sie in den Zeiten bürgerlich glücklichen Zusammenseins mit der Gräfin Bernstorf und mit Bode Musik trieb, bald über das schwankende Interesse, mit dem sie jetzt sich mit Raynal von Politik, mit Villoison von Literatur, mit Oeser von Kunst unterhielt. Der strenge Schiller sah dies Alles nicht in so schönem Lichte, wie Wieland; er fand (1787) ihren Geist sehr beschränkt; es habe sie nichts gefesselt, was nicht mit den Sinnen zusammenhing; daher stamme ihr Geschmack, den sie für Musik und Malerei habe oder haben wolle. Wielanden bezeichnet er dabei als einen etwas verdächtigen Zeugen über die Herzogin, er hängt ihr so an, weil er sich

bei ihr erlauben dürfe, auf dem Sopha zu ſchlummern. Selbſt Wieland übrigens entgingen ihre ſchwachen Seiten nicht. Sie duldete in ihrer Umgebung Leute, die ſogar ihm misfielen; ſie war ihren Söhnen nachſichtig, wie ſelbſt deren Lehrer es misbilligten; ſie ſtieß ſich nicht an die vielen Unſchicklichkeiten, die im Gefolge des wirren Getriebes am Hofe ſich einſchlichen, und über die ſich die edle Herzogin Luiſe nachher zu beklagen und mit Geduld und Würde zu erheben hatte. Sie hatte dem Erbprinzen Wieland, dem Prinzen Konſtantin v. Knebel zu Erziehern gegeben; und da dieſe Männer um ein Billiges gewonnen waren, ſo lag es nahe genug, daß man bei der Vielgeſchäftigkeit und Neuigkeitsluſt an dieſem Hofe auf den Gedanken gerieth, noch andere ſchöne Geiſter dahinzuziehen. Wieland machte den Plan, Gleim zu gewinnen, und hätte er des jungen Herzogs Liebe, wie im Anfang der Fall war, ausſchließlich behalten, ſo würde er mehr um ſeinen Merkur, als um den Hof her, eine Geſellſchaft von ganz anderer Art verſammelt haben, als ſich nachher durch Goethe bildete. Auf der Reiſe aber, die Karl Auguſt nach Darmſtadt machte, um ſich um die Prinzeſſin Luiſe zu bewerben, ſtellte ihn Knebel in Frankfurt Goethe'n vor; ſeine Liebenswürdigkeit ſpielte mit dem gewöhnlichen Zauber, ſein Bruch mit Wieland ward heilbar gefunden, er ward berufen. 1775 kam er in Werther's Montirung dahin, brachte noch Vieles von dem Geiſte und Sittenſeines Romans mit ſich und hatte damit die Frauen ſogleich weg. Dies war der Scheidepunkt der alten und neuen Zeit in Weimar. Ganz andere Perſönlichkeiten wurden in Goethe's erſtem Eifer in Ausſicht genommen als vorher: Herder ward Göttingen entriſſen und nach Weimar berufen; Friedrich Stolberg war bereits gewonnen, als ſich Klopſtock hineinlegte, der an dem allzu freien Leben Anſtand nahm und ſeinen Liebling beſtimmte, in holſtein-oldenburgiſche Dienſte zu treten. Sogleich kühlte ſich aber auch dieſer erſte Eifer Goethe's ab; er hatte jetzt Fuß gefaßt und fing an ſich von ſeinen bisherigen Freunden zu ſondern, das Ungleichartige auszuſichten, ſich ſelbſt zu fühlen und zu heben. Die diplomatiſchen Unarten, über die ſich ſeine Freunde ſpäter oft zu

beſchweren hatten, begannen gleich jetzt. Seinem Freunde Schloſſer ließ er ſchon 1776 durch ſeinen Bedienten ſchreiben, ohne nur ein einziges Wort hinzuzufügen. Klinger fand ſich bald in Weimar ein, aber er war Goethe'n in der Geſellſchaft drückend, denn er meinte es zu ernſt, wie Knebel, wie Herder und Schloſſer. Lenz erſchien und ward wie ein Kind behandelt; er machte täglich ſeinen dummen Streich und war bei all ſeinen Anlagen in dieſem Kreiſe nicht zu brauchen. Merck war dem Hofe bekannt, und ihn gewann und behielt man lieb, obgleich er die erlauchten Perſonen nach Wieland unterweilen behandelte, wie die großen Schönen ihre Liebhaber. Zwiſchen Merck und Goethe aber riß ſeit dem Aufenthalte in Weimar ein heimlicher Bruch ein. Auf Wieland wirkte der neue Günſtling zauberiſch; er verlor ſich ganz vor ihm, kannte nichts Höheres und Reineres, und in einer Stunde, „wo er ihn in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſah, kniete er neben ihn, drückte ſeine Seele an ſeine Bruſt und betete Gott an". Er ließ es ſich gefallen, daß ihm Goethe über den Kopf wuchs, er freute ſich ſogar darüber. Eine Weile mochte Goethe dieſe ſchwärmeriſche Verehrung ertragen; auf die Länge mußte ihm die Zudringlichkeit dieſer Freundſchaft läſtig werden, und die gehoffte Seelenvereinigung misglückte, wie die zwiſchen Goethe und Jacobi. Zu Herder fühlte ſich Goethe wie in Straßburg: er fuhr fort, klagte er, ſich und Anderen das Leben ſauer zu machen. Auch Wielanden drückte Anfangs „der Hoheprieſter" mit dem Glanze ſeiner Erſcheinung und dem Verletzenden ſeiner Neckereien, aber auf die Länge hin entſpann ſich zwiſchen ihnen und ihren Familien eine „hausgeſponnene Freundſchaft", die derb und dauerhaft war.

Der Ruf des neuen Lebens in Weimar ging ſogleich in alle Welt aus; er verbreitete Gutes und Böſes, und was wir Alles von dieſem Leben wiſſen, ſcheint es dem wirren Getreibe an dem eiſenachiſchen Hofe in der Blütezeit unſerer alten Literatur ſehr zu vergleichen. Der Zug des genialen und wüſten Lebens der Jugend griff nach Weimar über. Man ließ die liebe Natur frei walten, man wollte, wie Wieland ſchrieb, die beſtialiſche Natur brutaliſiren, man wandte ſich

von Weibern zu Wein, vom Wein zum Spiel, vom Spiel zu Kinderpossen. Ohne Plan zu leben ward eine Zeit der eigentliche Lebensplan. Die Gewöhnung an Genuß, der Hunger nach Neuem, die Ergreifungsfähigkeit, die man am Hofe systematisch ausgebildet hatte, führte nothwendig solche Excesse mit sich; auf ländlichen Partien der Etikette enthoben, wich man im genialen Uebermuthe aus allen Schranken. Das tolle Leben poetisch zu würzen, war Goethe eben der rechte Mann; er übte mit dem Herzog Ausgelassenheiten in der Gesellschaft, auf Jagden und ländlichen Festen, auf die er selber später mit Abscheu zurückblickte. In häuslicher und höfischer Unterhaltungs- und Beschäftigungsgabe konnte er es mit der Allbestrebsamkeit der Herzogin Amalie mit Leichtigkeit aufnehmen. Ausgezeichnete gesellige Talente, wie Einsiedel, kamen ihm fördernd entgegen, und so bildete sich hier eine Wirsamkeit für den Dichter, die ihn dem öffentlichen Leben auf eine Reihe von Jahren entzog. Alles, was in seinen früheren Kreisen im Kleinen getrieben worden war, wiederholte sich hier mehr im Großen; alles Kleine, Neckische, Momentane, Gelegenheitliche ward rasch ergriffen, alles Große und Bedeutende ward für eine Zeit der Sammlung zurückgelegt. Wie er in seiner Gesellschaft in Frankfurt und Offenbach zuletzt immer in Ueberspannung, stets in glänzenden, nie in nüchternen Augenblicken gelebt hatte, so setzte es sich hier fort. Die Zerstreuung auf Geschäfte und Feste, das Hetzen und Hätscheln, die Schwachheit für die Weiber, das „Miseln", das „Herz theilen", die „Billetkrankheit", Alles macht in den Mittheilungen und Briefen aus dem Weimarer Leben gleich Anfangs einen unwohlthuenden Eindruck, weil man ahnt, daß Goethe's Genius darunter nothwendig leiden mußte. Ein geschriebenes Journal ward gegründet, ein Liebhabertheater errichtet, das Keckste ward auf der Bühne und in den Cirkeln gewagt, zu Ettersburg an der Ilm wurden die kleinen Stücke und Operetten aufgeführt, zu denen Zeit und Oertlichkeit mitwirken mußten. Goethe huldigte, wie Einsiedel, Seckendorf, Musäus u. A., diesen Bedürfnissen; er schrieb dem Hofgeschmack zu Liebe jene Claudine, Erwin und Elmire, und Aehnli-

ches, was Nicolai schon ein Herabgehen von der Höhe nannte; er verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfesten und kleinen Spielen, die im großen Zusammenhange unserer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete sein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe. Die schonungslosen Ausfälle auf Freunde und Feinde dauerten hier fort, wie in den früheren Kreisen: „den leichtsinnig trunkenen Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen", ließ Goethe, wie wir hörten, in Ettersburg vor dem versammelten Hofe noch an Jacobi's Woldemar aus, und in einer Farce, Orpheus und Eurydice, parodirte man zweimal eine Arie aus Wieland's Alceste auf die allerlächerlichste Art. Mit diesem geistigen und moralischen Treiben schien es dann in einem sonderbaren Widerspruche zu liegen, daß sich Goethe anfing den ernstesten Geschäften des Herzogs zu widmen, und die verschiedensten Aemter sich übertragen zu lassen; so wie schon in diesen Jahren die seltsame, späterhin viel auffallendere Mischung begann, in der sich bei ihm neben dem lustigen Muth, den er von der Mutter geerbt, die „väterliche Bedachtsamkeit und gelegentlich ans Unbeholfene streifende Formbedenklichkeit in fast räthselhaftem Verbande" lagerte[265]). Wieland fand bald, daß jene äußerliche Amtsthätigkeit politischen Frost um Goethe'n her breite, daß ihn sein Genius verlasse, und seine Einbildungskraft erlösche. Er meinte nicht, daß es rathsam wäre, dem Homer den Tempelbau zu Delphi zu übergeben, wie schön er auch den Palast in der Odyssee gebaut habe. Keiner von Goethe's Freunden blieb mit ihm zufrieden; Herder wollte, der von der Natur Auserwählte sollte sich nicht über Kleinigkeiten zersplittern, sondern nur das Auserwählte darstellen. Dies drückte Merck gröber aus. Im Vergleiche mit dem, sagte er zu Goethe, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck! Er hatte schon vorher das plötzliche Nachlassen des ersten Schwunges misfällig bemerkt, als Goethe in dem schnell

265) Schöll, in den Briefen Goethe's an Frau v. Stein.

hingeworfenen Clavigo (1774) den Weislingen wiederkäute, um ihn „in der Rundheit einer Hauptperſon zu zeigen“; ſolch einen Quark, meinte er in Herder's Sinne, müſſe Goethe nicht wieder ſchreiben, und dieſer nannte dies einen ſchlimmen Rath, und berief ſich auf die Repertorien, denen gewiß mit ſolchen Stücken gedient ſei. Allerdings iſt Clavigo ein vortreffliches Bühnenſtück, das, gegen Leſſing gehalten, trefflich zeigt, wie leicht dieſem Dichter der Fluß der Rede, Blüte der Sprache und Raſchheit der Erfindung war; aber noch waren wir lange nicht auf dem Standpunkte, für die Repertorien zu arbeiten, wenn wir nicht wollten, daß die Schauſpieler Herren der Theaterliteratur blieben. Stücke des höheren Stils ſchloſſen ja die Sorgfalt für die Bühne nicht aus: aber ſchon galt bei Goethe'n der üble Satz, daß „Werke des höheren Stils nur die Liebe lehre“. Seine ſpäteren Dramen hemmten theilweiſe die Stümper und Nachahmer, aber Stücke wie dieſes, die Früchte von Nebenſtunden, wie Merck ſie bezeichnete, zogen die Maſſen der Schreiber nach, die einigen Sinn für die Vortheile der Bühne für dramatiſches Talent hielten. Und wie wenig Goethe ſelbſt nur darin Recht hatte, zu glauben, es ſei ihm ein Leichtes geweſen, ſolcher Stücke damals ein Dutzend auf Verlangen und Zureden zu liefern, ſchien die Stella (1776) zu ſagen, die ſich nicht einmal auf der Bühne gehalten hat. Es iſt wieder derſelbe flatterhafte Charakter „mit kurioſen Principiis“, deren doch ſelbſt Merck bald müde ward[266]; es iſt der abgeſchwächte Held in Miß Sara Sampſon; es iſt wieder der Gegenſtand der Liebesintriguen, der vielleicht als Hauptſtoff in der Tragödie am erſten ſättigt. In dieſem Sinne, den Goethe zur Rechtfertigung ſeines Clavigo vorſchützte, Bühnenſtücke zu liefern, bedurfte es mehr eines Mannes, der ausſchließlich außer ſich lebte, und nicht aus ſeinem Innern den Faden ſeiner Erfindungen ſpann. Und wie Goethe in Weimar nach außen hin lebte, dies misfiel ſeinem negirenden Freunde am meiſten. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, ſagte er, als er ihm in Weimar zu-

266) S. die Matinée eines Recenſenten in den Briefen von und an Merck p. 61.

geſehen hatte, hier am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder ſich von ihnen hudeln zu laſſen? Gibt es nichts Beſſeres für ihn zu thun?" Und daß auch dieſer mismuthige Ausbruch nicht die Stimme eines böſen Geiſtes war, hatte Goethe doch zuletzt ſelbſt zugeben müſſen, als er bedauernd geſtand, wie viel ihn ſein geſchäftliches Treiben an ſeinem eigentlichen Glücke, ſeinem poetiſchen Sinnen und Schaffen geſtört, beſchränkt und gehindert habe; und mitten in der Zeit, da er ſich die Laſt der Aemter auflud, wollte ſchon Wieland an ihm bemerkt haben, daß er darunter leide, und daß der Gram wie ein heimlicher Wurm an ihm nage.

Damals übrigens dachte er freilich im erſten Gefühle ſeiner Kräfte, getragen von den Schwingen eines günſtigen Geſchicks, gehoben von der ehrenden Freundſchaft eines edlen Fürſten und eines geiſtreichen Hofs, der Achtſamkeit des Vaterlandes ausgeſetzt, wegblickend über die Beengungen der Moraliſten, wie Klopſtock, Herder und Knebel, erhaben über die kleinlichen Klatſchereien und Zeitungsſchreibereien ſeines Wieland, ohne Achtung für die Stimme Gottes im Volke und für die des Dämons in ihm ſelbſt, damals dachte er mit ſeinem gigantiſchen Streben der Hemmniſſe der Welt Meiſter zu werden, Aeußeres und Inneres zu umfaſſen, die kleinſten Genüſſe des Lebens nicht preiszugeben über den höchſten, noch die höchſten aus dem Geſichte zu verlieren über den kleinen. Mitten im Spiele begriffen und ſiegreich geſtellt, lachte er der kalten Kritteleien des Freundes, der gut rathen konnte, wo er nichts zu verlieren hatte. Er war überhaupt wenig geſchaffen, über ſich nachzuſinnen, ſo lange er *lebte*, und dies that er im vollen Sinne des Worts. Sich in ſeinem Zuge nicht ſtören zu laſſen, verſchloß er ſich; und nur in die Briefe an Lavater aus jener Zeit geht ſein Inneres in knapper Mittheilung über, da dieſer ſein titaniſches Ringen nicht wie Merck beſpöttelte. Ein leidiges Geſchick wollte, daß er früher, als Alles um ihn her ins Unendliche hinausrang, ſeine innere Beſonnenheit entgegenſetzte und ſich an den nüchternen Merck anſchloß; daß aber nun, als Alles in ihm ſelbſt mit dem Ungeheuerſten kämpfte, und Alles in ihm gährte, was die ſchönſten Dichtungen

seines Lebens zu füllen reich genug war, er gegen die besonnenen Rathschläge von außen stumpf ward, und seinen Enthusiasmus an dem enthusiastischen Lavater nährte. Die neuen ungewöhnlichen und glänzenden Verhältnisse hatten den jungen und unvorbereiteten Mann in zu viel glücklichen Rausch geworfen. Es muß Einer kein Mensch sein oder keine Menschen kennen, wer ihm die kleinen Ausbrüche dieses Rausches verargen wollte. In diesem Glücke stürzte er sich auf Dinge, für die er nicht berufen und geschaffen war, und täuschte sich darüber selbst. Das kann ein schwächerer Kopf und Geist viel leichter erkennen, als der große, der sich keine Höhe zu steil dachte. Er hatte im Sturm eine Freundschaft mit seinem Fürsten geschlossen, die ihn erhob und ehrte, mit einem Fürsten, der selbst den unbestochenen Merck so einnahm, daß er „aus Liebe zu ihm eben das thun wollte, was Goethe that"; man muß die Erfahrung gemacht haben, wie dergleichen plötzliche Verbindungen so leicht gebrechlich werden, um die Dauer dieses Bundes zwischen Unebenbürtigen gehörig zu schätzen. In diesem Glücke gefiel er sich still und selbstvergnüglich, war eifersüchtig auf seine Wirksamkeit und das Vertrauen, das man ihm schenkte, verhehlte sein Treiben und seine Aussichten und Pläne, da er keinen gewachsenen Freund um sich sah, dem er das Hohe und Niedere, was in ihm vorging, hätte vertrauensvoll zeigen dürfen. So warf er sich ganz in den Beruf, um jeden Preis denen gefällig zu sein, denen er verpflichtet war; und es war seiner fürstlichen Umgebung natürlich recht, daß er für diesen engsten Zweck „sich opferte, indem er nichts Anderes suchte, als wenn dies das Ziel seiner Begriffe wäre". So schienen sich die Kräfte des großen Dichters für die Welt zu zersplittern. Es war kein Segen auf unseren mäcenatischen Verhältnissen; der Deutsche hatte sie vielleicht darum nicht, weil er sie nicht vertrug. So hatte man sich an Klopstock und Goethe getäuscht; aber Lessing und Schiller schienen ohne Schutz desto trotziger zu wachsen, je geringere Gaben sie mitbrachten. Es kann Goethe'n unmöglich selbst klar gewesen sein, was er sich Großes hinter seinem neuen Berufe vorstellte, wenigstens hätte es eben hier des kühlen,

nüchternen Dritten bedurft, der ihm neben dem Großen, nach dem er rang, das angränzende oft gar zu Kleine gezeigt hätte. Aber freilich, er hätte des Nüchternen auch gespottet, wie er sogar des Enthusiasten spottete. Er selbst wußte es, daß er in seiner steten Bewegung sich im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umtreibe, und er erkannte damals das Element, aus dem des Menschen Seele gebildet ist, in einem Fegefeuer, worin alle himmlischen und höllischen Kräfte durcheinandergehen und wirken. Gott und Satan, Himmel und Hölle lägen in ihm neben einander, und Lavater's Ideale sollten ihn nicht versuchen und irre leiten, „wahr zu sein, und gut und böse wie die Natur". So wollte er denn auch das Große und Kleine des Lebens kennen und üben. „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernteren Freunde in Nebel, schreibt er an Lavater; es mag so lang währen, als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei allem dem bin ich, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritte mir entgegenkommen sehe." Es stritten sich in ihm die Gefühle von einer großen Bedeutung und Nichtigkeit seines Treibens. „Ich bin nun eingeschifft auf der Woge der Welt, schreibt er, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." — Und wieder: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen

zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte, und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Er rühmt, daß ſein Leben ſtark vorrücke, und fängt zugleich an zu begreifen, warum wir weiter müſſen, ſobald wir angefangen haben uns hienieden einzurichten. Er ſieht die Schuppen und Nebel mit Freuden von ſeinem Geiſte fallen, indem er zugleich ſich ſeiner ſteigenden Gewandtheit im Leben erfreut. Es reinigt ſich in ihm, rühmt er; alle ſtreitenden Kräfte der Seele ſind in ihm rege; ich heiße Legion, ruft er im vollſten Selbſtgefühle. Und wirklich meinte er damals die Welt und die Kunſt, die Wiſſenſchaft und die Natur zu bezwingen, den Menſchen in ſeinem praktiſchen und theoretiſchen Wirken, den Staatsmann und Literaten darzuſtellen, des Lebens Ernſt zu behaupten und ſeine Genüſſe nicht zu entbehren. Zu jener Art Univerſalität, zu der ihn die Natur beſtimmt zu haben ſchien, ſchien ihn auch ſein Schickſal hinzuweiſen, wie in der eigenthümlichen Erziehungsweiſe in ſeiner Jugend, ſo jetzt in einem weit größeren Verhältniſſe an dem univerſalthätigen weimarer Hof, wo man Kunſt und Naturkunde wenigſtens ſo angelegentlich betrieb, wie das Regieren. Wenn nur nicht auch Goethe das, worin ſich hier doch Mehrere theilten, Alles hätte zuſammen ſein, und nicht das Regieren ſo angelegentlich hätte treiben wollen, wie Kunſt und Wiſſen. Wenn er denn Tage und Wochen und Monate „im Dienſte der Eitelkeit" verbringen, mit „Maskeraden und glänzenden Erfindungen eigne und fremde Noth übertäuben, und die Feſte der Thorheit ſchmücken" wollte, ſo war das ganz gut, ſo lange er dieſe Sachen als Künſtler behandelte und für ſeinen eigentlichen Beruf einen Gewinn daraus zog. Wie er ſich aber ein „Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergange übertragen" ließ und ſich auch, ſo ſauer es ihm zuweilen ankam, nicht überzeugen wollte, daß dies nicht ſein Feld war; wie er ſich in dieſer Unruhe von ſeinen dichteriſchen Arbeiten abhalten ließ, und ſich nur in immer tiefere Verwickelungen ſtürzte; wie er

ſelbſt einſieht, daß ſich der Menſch, der ſich in Staatsſachen verſetzt ſieht, ihnen ganz widmen muß, da Er doch ſo vieles Andere auch nicht fallen laſſen wollte; wie er fühlt, daß er zu viel auf ſich lade, und doch nicht anders kann, — dies iſt dem Unbefangenen unheimlich, der es beobachtet, und leid, wenn er die Folgen überſchlägt. Indem ſich Goethe gegen Merck rühmt, daß er in ſeinen Verwickelungen in die Hof- und politiſchen Händel eben recht am Platze ſei, das Kothige dieſer zeitigen Herrlichkeiten zu erkennen, ſchreibt er dazu: „Meine Lage iſt vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eiſenach ſind immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie Einem die Weltrolle zu Geſichte ſteht!“ Ob er in dem Augenblicke, da er dies ſchrieb, nicht wieder den mephiſtopheliſchen Freund am Ohre fühlte?

Wenn Goethe in den Briefen an Lavater mehr das Selbſtgefühl, das Vertrauen auf ſich ſelbſt ausſpricht und die anregenden und höheren Seiten ſeines Beſtrebens und Lebens hervorhebt, ſo ſpiegelt ſich die Kehrſeite deſſelben und die Unbefriedigung, die es in Goethe zurückließ, mehr in ſeinem Verhältniſſe zu Frau von Stein ab und in den Briefen an ſie, die uns neuerlich mitgetheilt wurden[267]). In den kleinen Zetteln von Haus zu Haus liegt dies zwar nur fragmentariſch und in einzelnen Winken vor, aber das ganze Verhältniß, das ſich vor uns aufſchließt, ſpricht deſto deutlicher. Im Verfolge dieſer Briefchen, die uns eine Reihe von Jahren hindurch faſt in die täglichen Stimmungen des großen Mannes hineinſehen laſſen, wird uns immer am wohlſten, wenn Goethe von Weimar hinweg iſt, auf Reiſen, im Harz, in der Schweiz. Dann iſt er immer ſchnell Er ſelbſt. Dann regt ſich in ihm die menſchliche Neigung zu der Klaſſe von Menſchen, „die man die niedrige nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt“, und er findet bei ihr alle Tugenden beiſammen, Genügſamkeit, graden Sinn, Treue, Harmloſigkeit und Dulden.

267) A. Schöll, Goethe's Briefe an Frau v. Stein von 1776—1826. Dazu kommt nun Frau von Stein's Trauerſpiel „Dido“, worin ſie leicht verhüllt ihr Verhältniß zu Goethe darſtellt.

Dann iſt er wie in den früheſten Tagen ſeiner Unabhängigkeit aufgeſchloſſen genug, mit Lavater wieder zu ſchwärmen und von dem Verkehre mit ihm auf langehin gute Folgen zu hoffen. Dann geht es ihm auf, in welchem ſittlichen Tode er gewöhnlich lebte, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens komme, das in ſich nie dürr und kalt ſei. Dann bittet er Gott, daß dieſer neugewonnene Vortheil ihn nach Hauſe begleite, daß er die Seele offen behalte. Denn in Weimar hatte er die leidige Erfahrung an ſich gemacht, daß „die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe", die ſeinem Weſen ſonſt eignete, täglich mehr in ihm gewelkt war. Die Halbheiten, die Aeußerlichkeiten, die Thorheiten, die von ſeiner Stellung unzertrennlich waren, ſchrumpften ſein Gemüth zuſammen. Beſann er ſich auf dieſe Lage ſeines Inneren, dann ſprach er in ganz anderem Tone von der großen Welt, in der er lebte, als in jenen Briefen an Merck und Lavater; dann war ſie ihm nur eine garſtige Farce, und er ſchwur, „keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden ſei ſo ekelhaft als das Weſen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander". Dieſe Unbefriedigung war es, die das Bedürfniß in ihm hervorrief und erhielt, bei jener Freundin eine Stätte immer bereit und ſicher zu haben, wo er ſich in aller Offenheit mittheilen, über ſein Eigenſtes und Innerſtes ausſprechen durfte, das er Andern verſchloß, wo er ſich Troſt holen konnte und Verſöhnung mit der Geſellſchaft, mit der er ſich innerlich nicht verband. Der Anfang dieſes Verhältniſſes hatte anders begonnen, als der Fortgang war. Bei der erſten Bekanntſchaft ergriff Goethe'n leidenſchaftliche Wärme; er drängte in ſiegesſicherer Begehrlichkeit zu, wie er gewöhnt war, nannte die verheirathete Frau in ſeinen erſten Zetteln Du, bat ſie zu leiden daß er ſie liebe, pochte auf den Werth der Freundſchaft, auf das Recht der Wahrheit vor dem Schein und verſicherte, ſie werde ihm ſeine Ungezogenheiten doch nicht abgewöhnen, bis er im Grabe läge. Aber diesmal traf er auf Widerſtand, auf Rückhaltung und Entfernung. Dem heftigen: Erlaubt iſt was gefällt — trat ein: Erlaubt iſt was geziemt, entgegen. Er ward in

Schranken gehalten, in nothwendige Gränzen gebannt, auf unvermeidliche Rückſichten gewieſen und unter beſtimmte Geſetze geſtellt, ſo daß an die Stelle des liebenden Ungeſtümes mit der Zeit eine ruhige Freundſchaft trat. Frau von Stein erbte nach und nach, ſo ſchrieb Goethe an Lavater, ſeine Mutter, Schweſter und Geliebten, und es flocht ſich ein Band, „wie die Bande der Natur ſind". Es wurzelte ein Baum der Freundſchaft, der von den Unbilden der Witterung nichts zu beſorgen hatte; hier wurden ihm eine Liebe und ein Vertrauen ohne Gränzen zur Gewohnheit, die ihn für den Froſt der Geſellſchaft und der Geſchäfte entſchädigten.

Wir verlaſſen Goethe'n in dieſem dunklen Drange, in dem er die Entwürfe zu ſeinen gereifteſten Werken fortwährend mit ſich trug, aber ſie zu geſtalten nicht Zeit und Ruhe fand; in dem er Egmont, Iphigenie, Taſſo, Fauſt, W. Meiſter anfing und Alles „vertrödelte"; in dem er das Leben genoß und größere innere Erfahrungen als früher ſammelte, die wohl auch größere Zeiträume zu ihrer Entwickelung verlangten, ehe ſie reif zum Pflücken, geſchickt zum Abſchluß und zur dichteriſchen Bewältigung waren. Zehn Jahre nährte er ſo die mächtigſten Empfindungen und Bewegungen ſeiner Seele, und keine geringere Zufluchtſtätte ward verlangt, um ihnen endlich Form und Geſtalt zu geben, als Italien, wo die künſtleriſche Natur des Mannes, der für jene mildere Sonne geboren war, erſt völlig aufbrach, als er die Laſt ſeiner Geſchäfte hinter ſich hatte, vor ſich die Reſte der alten und mittleren Kunſt, und in ſich das lebendige Verſtändniß der alten Dichter. Wäre es möglich geweſen, daß er die Stoffe, die er in Italien auf Einmal ausbildete, in Deutſchland nach und nach ausgearbeitet hätte, ſo würde ſein dauerndes Beiſpiel beſonders im Gebiete des Dramas vielen Schaden verhindert haben. So aber überließ er, nach Clavigo und Stella, den Wahlplatz zu behaupten ſeinen Freunden; die Tragödie in den 70er und 80er Jahren ſteigerte ſich, während er immer mehr zur Ruhe, Mäßigung und Schönheit hinſtrebte, nach ſeinem erſten Muſter nach der Seite der Kraft und Naturwahrheit hin bis zur Carikatur; und als er aus Italien zurück-

ehrte, erschrak er über die Gewächse, die aus seinem erstgestreuten Samen entstanden waren.

In der maßlosen Betriebsamkeit um die Aufnahme unserer Literatur, die wir in den 70er Jahren und vorzugsweise in Goethe's Bekanntenkreise gewahren, fallen zwei Erscheinungen vor allen in die Augen, die uns von einer neuen Seite die streitigen Elemente der sich verändernden Zeiten und Geschlechter erkennen lassen. Was nämlich die Kritik angeht, den ästhetischen Sinn und die künstlerische Beurtheilung, so sehen wir fast Alles gleichmäßig die neue Theorie des Natursystems ergreifen. Nicht allein die strebende und leidenschaftliche Jugend verbreitete diese Ansichten und arbeitete nach ihnen, sondern auch ältere gesetzte Männer schlugen sich auf diese Seite, durch Lessing's besonnenen Vorgang gleichsam gerechtfertigt. Die früheren Dichter traten ab und verstummten; und wo, wie bei Kästner, Lichtenberg, Nicolai, noch die alte Schule vertheidigt ward, mußte meist persönlicher Eigensinn oder Gereiztheit zu der altväterischen Natur hinzukommen, wenn diese noch laut zu werden wagte. Was aber die poetische Schöpfung betrifft, so sehen wir eine eigenthümliche Lähmung durchgehen, als ob die schaffenden Organe theils aus Alter, theils aus zu großer Jugend erschlafft wären. Denn nicht allein bei jenen gesetzten Aelteren beobachten wir diese Erscheinung, sondern auch eben bei jenen genialen Jünglingen voll himmelstürmerischer Hoffnungen. Wir haben eine ganze Reihe von Dilettanten und Laien, Fragmentisten und Vielschreibern der verschiedensten Art, die meist alle vortrefflich urtheilen, voll der schönsten Grundsätze, voll Interesses an unserer werdenden Dichtung sind, aber der dichterischen Produktion entweder gar nicht, oder ganz wenig, oder doch mit wenigem Glücke obliegen.

So haben wir Joh. H. Merck[268]) nun schon so vielfach vor-

268) Vgl. Stahr's: Joh. H. Merck. Oldenburg 1840 und G. Zimmermann, J. H. Merck und seine Umgebung. Frankfurt 1871.

treffliche, ſtrenge, aber immer aus dem ſchönſten Takte und dem kräftigſten Geſchmacke ſtammende Urtheile ausſprechen hören. Wir ſahen den gereiften, ernſten Geſchäftsmann, der von Leben und Kunſt ungefähr wie Leſſing dachte, der auch Leſſing's Glaubensbekenntniß in religiöſen Dingen ausdrücklich für das ſeinige erklärte, ganz auf der Seite des jungen Genius, den er mit dem ſeltenſten Scharfblick in der Zeit eines ganz verwirrten Geſchmacks unter ſo Vielen als den Einzigen erkannte, der die rechte Anlage zur Rettung unſerer Dichtung mitbrachte. So rathlos Goethe in kritiſcher Hinſicht war, ſo ſicher war Merck. In bildender und redender Kunſt ein treffender Kenner, wußte er Witz und ohne Floskeln, mit verſtändiger Schärfe und ohne Enthuſiasmus die Werke der Phantaſie zu unterſcheiden. Wieland nannte ihn den Goethe unter den Recenſenten; wirklich konnte er das empfangende Publikum von der tüchtigſten Seite darſtellen, und er verachtete aufs tiefſte die Urtheilsloſigkeit des großen Haufens und ſeine materielle und ſchwerfällige Natur. Ganz wie Leſſing zürnte er über die Nation, die immer Shakeſpeares und Sternes verlangte und doch den Literaten von Beruf Rang und Achtung verſagte; die die Sinnlichkeit als einen Rauſch betrachtete, deſſen man ſich ſchämen müſſe, wenn er vorüber iſt; die das Daſein des Dichters, „deſſen ganzes Leben ein Rundtanz ſinnlicher Empfindung iſt", ſchief beurtheilte; die von ihm eine gute nützliche Zeitanwendung verlangte, und die Liebe zur Kunſt nur erlaubte, wenn nichts Wichtigeres dabei verſäumt ward. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit und Geſchichte Politik, Moral, Kunſt, Religion ſo zuſammenhängen, wie die Kräfte der menſchlichen Seele, und daß ſich jedes Jahrzehnt im Ganzen und Großen umbilde, überſchlug er den Zeitgeiſt, wann er und wo er urtheilte. Und von dieſem Standpunkte herab hatte er den Grimm gegen alles Halbe, Mittelmäßige und im Ganzen der Kultur Bedeutungsloſe, gegen alles Tabellariſche und Encyklopädiſche in unſeren Wiſſenſchaften, mit Goethe gemein; hatte dieſelbe Duldſamkeit gegen das Beſtehende, gegen das Sinnliche, Poetiſche, Anſchauliche in der Religion, wenn es auch nicht ſein

Glaube war, gegen das Eigene der alten Zeit, wenn er ſich auch von ihr losſagte; und wo er ein Kunſtwerk betrachtete, überſchlug er es ſo im Großen, und lachte der „Feuerwerke von Gefühl und Kunſtſprache", die die gewöhnlichen Kenner abzubrennen pflegen. Es läßt ſich daher wohl begreifen, daß ſeine kritiſchen Epiſteln, in denen er, wie Goethe in ſeinen ſatiriſchen Sachen, die Kritik auf den naiven Stil zurückführte, vortrefflich ſein mußten. Damals in dem allererſten Eifer muß Merck mit Goethe die ausſchließende Strenge, die herbe Schärfe, den rückſichtsloſen Muthwillen im Urtheile getheilt haben; ſehr bald aber ſieht man ihn nach dem erſten Ausbruch der feindlichen Spaltungen in den literariſchen Kreiſen gerade zwiſchen den heftigſten Gegenſätzen verſöhnend ſtehen. Für ihn waren die Parteien des geſunden Menſchenverſtandes wie der dichteriſchen Begeiſterung, die auf langehin Deutſchland entzweien ſollten, gleich berechtigt, und es gewährt einen ganz eignen Anblick, wie Er und Möſer mit den verſchiedenſten und unter ſich verfeindetſten Häuptern unſerer Literatur befreundet waren, ohne in der Achtung der Einen oder der Andern einzubüßen, im ſeltſamen Gegenſatze zu Jacobi, der ſich ebenſo nach allen Seiten zu vertragen wünſchte, aber unwillkürlich Unverträglichkeit übte und erfuhr. Was dieſe Verſchiedenheit erklärt, iſt, daß jene Beiden anſpruchslos nicht durch ihre Schriftſtellerei zu glänzen ſuchten, beſonders aber, daß ſie mit einer unverwüſtlich geſunden Natur in Schriften und Handlungen das Gute und Rechte unterſchieden und mit Gerechtigkeit und Wahrheit nach allen Seiten hin vertraten. Merck kannte die Goethe, Nicolai, Lavater, Baſedow, Herder perſönlich, verſchloß ſich den guten Abſichten und Eigenſchaften in keinem, änderte ſein Urtheil über Goethe nicht vor Nicolai, und über Nicolai nicht vor Goethe, und hätte gern zwiſchen den Leidenſchaftlichen und Eigenſinnigen den Verſöhner geſpielt. Daher zeigt ſich uns Merck in der kritiſchen Thätigkeit, die wir verfolgen können, ganz anders, als er in jenen Epiſteln geweſen ſein muß. Er arbeitete ſehr thätig in Wieland's Merkur mit, ſeitdem die frankfurter Zeitung aufgegeben war und die Verbindung mit Goethe ſich lockerte.

Der unbehagliche, hypochondre Mann zog sich zu dem behaglichen und zufriedenen hin, und im Dienste seines Götterboten schickte er ihm die Abfälle seiner Gedanken, die für Wieland lauter Gold waren; er bequemte sich zu loben, Schonung zu üben, Rücksichten zu nehmen, der Alltagskritik zu fröhnen, der er doch sonst so aufsässig war. Wieland meinte, er werde ein glänzender Schriftsteller sein, wenn er nur wollte, und sah nicht ein, wie Goethe, daß ihm das eigentliche schöpferische Talent abging, daß seine Briefe und Gespräche weit besser waren als seine fragmentarischen Schriften, die z. Th. noch sehr nach der alten Zeit schmecken. In seinen mehr darstellenden Aufsätzen erinnert er an Sturz und besonders an Möser, dessen Phantasien eine Herzensweite für ihn waren, worin er zweifelte, ob er die Einbildungskraft, den Witz oder den „baumstarken bonsens" höher bewundern sollte. Sein Schmerz über den Mangel an gesunden und weitsehenden Naturen unter der Masse deutscher Schreiber machte es natürlich, daß sein Blick auf einem Manne wie Möser mit behaglichem Wohlgefallen ruhte, und daß ihm dieser Vorbild und Beispiel ward; so wie seine eigene geistige Gesundheit es erklärt, daß er auch unabhängig von ihm in dasselbe Geleise der Lebensanschauung kam. Merck urtheilte in den Fächern der Naturkunde und Kunst, wie jener in den politischen und staatswirthschaftlichen, und seinen Brief eines Landedelmanns [269]), oder die Schilderungen des jungen Oheims von dem Staatswesen und Stadtleben, würde man in den patriotischen Phantasien ohne Anstoß lesen. Die Tendenzen sind für ein schärferes Auge verschieden: Merck's ernsterer Sarkasmus trennt sich von der gutmüthigen Ironie Möser's, sein bürgerlicher ganz entschiedener Freisinn von dessen höfischem Anstrich, so wie ihn von dessen staatsgeselligem Sinne ein gewisser Unabhängigkeitsgeist scheidet, der die Kultur mit ihren Folgen und Bedürfnissen gern entbehrt. So veranschaulicht seine Geschichte des Herrn Oheim an dem Glücke des Bauernlebens, der Unnatur der Gelehrten- und Staatswelt und der Rastlosigkeit des

269) Merkur 1780. III, 177.

Gewerbſtandes die Wahrheit, daß der Menſch auf eigenem Schaffen und Thun ſicherer ruhe als auf Wiſſen und Erlerntem, und daß die Bedürfnißloſigkeit glücklicher laſſe als Kultur und Luxus. Hier hört man eine Stimme aus Rouſſeau's gemäßigter Schule, während Möſer in der ächteſt deutſchen Natur und Gemüthlichkeit von Rouſſeau und Voltaire gleicherweiſe eben ſo weit abſtand, als ſich Wieland Beiden annäherte.

Möſer und Sturz, die wir mit Merck vergleichen, können wir aus demſelben Geſichtspunkte hier anführen, von dem ſie uns allein angehen: wie nämlich dieſe Männer der Wiſſenſchaft und des praktiſchen Lebens von dem Fluſſe der ſchönen Literatur mitgeriſſen werden, bald ein Urtheil zu fällen und in Geſchmackſachen eine Partei zu ergreifen, bald einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand in freieren Formen zu behandeln, bald ſich ſelbſt im Gebiete der Kunſt zu verſuchen. Eine Erſcheinung wie Juſtus Möſer (1720—94) muß uns in jener Zeit für viele Sonderbarkeiten der jungen Literatur entſchädigen. Ein Mann, der ſich an die klaren einfachen Geſetze der Natur in Staat und Leben bindet, der mitten in den Bedürfniſſen der Zeit und in den Mängeln der Zuſtände ſteht, ſie überſieht, ordnet, und mit dem ſeltenſten Takte zu handhaben räth; der ſelbſt ein Bild der Schlichtheit und Einfachheit darbietet, und doch mild, heiter und fröhlich Luſt und Freude vergönnt, und dem Luxus und Wohlleben das Wort zu reden weiß; der die ſchönſten Gaben des edlen Volksmannes vereinigt mit der ſchonenden Fügſamkeit des Geſchäfts-, ja des Hofmannes; der in London ſeinen politiſchen Geſichtskreis auf die ungeheuerſten Verhältniſſe des größten Staatshaushaltes ausgedehnt hatte und doch nicht den innigſten Sinn für die kleinen Zuſtände ſeines kleinen Vaterländchens verlor; der ſich vielmehr mit deſſen Gegenwart praktiſch und ſchriftſtelleriſch ſo muſterhaft beſchäftigte, daß er in ſeinem lebendigen Wirkungskreiſe erſtaunlich viel Segen geſtiftet, und in Osnabrück einen nachhaltigen Staats- und Bürgerſinn begründet hat; der ſich eben ſo muſterhaft den Forſchungen über die Vergangenheit ſeines Vaterlandes hingab, daß er mit ſeiner osnabrückiſchen Geſchichte, ſo-

wie mit einzelnen Winken in den patriotiſchen Phantaſien ein anregendes Beiſpiel für deutſche Geſchichtſchreibung, Rechtsforſchung und Staatsökonomie geworden iſt, — ein ſolcher Mann tröſtet uns in Deutſchland mit ſeiner unverwüſtlich guten Natur für die troſtloſen politiſchen Zuſtände, die alle Talente zu verwüſten pflegen, welche ſich nach dieſer Seite hin neigen; er beweiſt uns, daß die engſten Verhältniſſe, wenn ſie einſichtig und thätig benutzt werden, daß unſere kleinen Stätchen, wenn ſie Miſchung der Gewalten und Bewegung der Geiſter geſtatten, wie es in jenem geiſtlichen Wahlſtaate der Fall war, ebenſowohl das Talent reifen können, wie die ungeheueren Räume des amerikaniſchen Freiſtaats. Denn wie oft hat man Möſer mit Franklin verglichen und immer neue Punkte der Aehnlichkeit, von den allgemeinſten Aeußerungen ihrer Menſchenliebe und Menſchenverſtandes an bis zu ihren kleinen Paradorien gefunden! Wenn man denken ſollte, daß irgend einem Manne die Bewegungen in unſerer ſchönen Literatur hätten gleichgültig, und die Neuerungen in den 70er Jahren zuwider ſein dürfen, ſo wäre es gewiß Möſer, der in ſeine nützlichen Thätigkeiten vertieft, dazu in einem Lande geboren war, wo die Schriftſtellerei langher mangelte, wo v. Bar franzöſiſch ſchrieb, und wo Gottſched reformirte, ſo daß auch Möſer's Jugendſchriften die gottſched'ſche und die franzöſiſche Schule gleichmäßig verrathen. Allein er ging mit der Zeit fort, er ſchloß ſein Inneres für Leſſing und Klopſtock auf, wagte ſich an dramatiſche Verſuche, die vergeſſen ſind, ſchrieb (wie wir hörten) für den verbannten Harlekin, und ſetzte die beſte Entgegnung gegen Friedrich II zum Schutze der deutſchen Literatur. In dieſer Schrift, die Goethen in Verbindung mit Möſer's Tochter brachte, nannte er Klopſtock, Goethe und Bürger ganz in dem Sinne der neuen Jugend die Grundbauer unſerer Literatur, er bewunderte ſogar die „herkuliſche Kraft" in Klinger, Lenz und Wagner, obwohl er wußte, daß ſie ſie vorzugsweiſe zu ſchmutziger Arbeit angewandt hätten. Und wie ſehr er auch noch als ein Mann der alten Zeit einzelnen Namen anhing, die jetzt zu verſchwinden begannen, ſo ſteht er doch ganz in den Naturtheorien der Goethianer und der

Schule Klopſtock's, die den nordiſchen Geſchmack gegen den ſüdlichen, den engliſch-deutſchen gegen den italieniſch-franzöſiſchen vertheidigten. Ueber dem Ideal, das der Süden anſtrebte, ſagt er, ſei ſeine Poeſie verarmt und habe die Mannichfaltigkeit verloren, die der Norden der höchſten Schönheit vorgezogen; er ſtellt ſich gegen die Konvention und den guten Ton, der uns zu jenem einförmigen verfeinerten Geſchmacke führt, auf die Seite der Natur, die uns zu Mannichfaltigkeit und Reichthum anleitet, wohl aber auch zur Verwilderung irre führen kann. Ganz dieſes Sinnes war auch Helfrich Peter Sturz (1737—79), deſſen Schriftſtellerei häufiger mit Möſer's iſt verglichen worden. Er gehört ſeinen praktiſchen Richtungen nach zu Möſer, nach ſeiner Kenntniß und Liebe für die engliſche Literatur und Schauſpielkunſt zu Lichtenberg, nach ſeinen Verbindungen zu Klopſtock's Kreiſe, nach ſeinen Schriftchen zu der großen Klaſſe jener Fragmentiſten, in deren Mitte Lichtenberg und Leſſing ſtehen, nach ſeinem Charakter und phyſiſchen Beſchaffenheit zu den vielen Hypochondriſten und Humoriſten jener möſer'ſchen Periode. Auch er billigt[270]) die Revolution in unſerer Literatur, und meint, es ſei endlich Zeit, daß die Natur rede, wie ihr der Schnabel gewachſen ſei, daß nicht allein der Kenner befriedigt werde, ſondern auch die unverdorbene Klaſſe der Menſchen: ſei dieſe erſt gebildet, ſo werde ihr Beifall das Siegel der Vortrefflichkeit. Er freut ſich, daß die populare Literatur ſchon aus den Zimmern unter die Treppe wandre, und erzählt mit Vergnügen, daß er eine Leſegeſellſchaft kenne, in die ein paar Kutſcher gehörten. Auch Er hat ſich dramatiſch verſucht, und an einem Gegenſtande, wie ihn jene goethiſchen Freunde gern wählten: die Heldin ſeines Trauerſpiels, Julie, iſt zu einer Heirath gegen ihre Neigung genöthigt; die Ausführung aber iſt trocken, ganz verſchieden von dem Sturm und Drang der Tragödie der 70er Jahre, und beweiſt wieder, wie gering das poetiſche Vermögen bei ſo Vielen war, die doch den Verſuchungen der Zeit und den epidemiſchen Einflüſſen der dichteriſchen Atmoſphäre nicht widerſtehen konnten.

270) In den Schriften I. Briefe aus England.

Auch J. G. Schlosser[271]), Goethe's Schwager (aus Frankfurt 1739—99) gehört ganz in die Reihe der Literaten, die gern alle Wissenschaft auf einen bestimmten Nutzen zurückführten, und insofern von der neuen Dichtung weit abzuliegen schienen. Er war in mangelhafter Schule aufgewachsen, ein Autodidakt, und auf diesem Wege einer der Fragmentisten und Aphoristiker geworden, die in Moral, Politik, Religion vorzugsweise auf das Praktische gerichtet waren. Er stand mit den Schweizern, mit Iselin und Bodmer in Verbindung; die helvetische Gesellschaft wirkte auf ihn, wie auf Karl Friedrich von Baden über; die gemeinnützigen Regungen unter den Zürichern ergriffen auch ihn, denen damals der Bauer Kleinjogg, jener fleißige Landwirth von gutem Kopf und gesunder Denkart, ein Prophet war. Ein durchaus edler Mensch, durch strengere Grundsätze mehr mit Klinger verbunden, durch hypochondre Stimmung zu dem Umgang mit dem sanften Georg Jacobi und Pfeffel getrieben, ungefähr wie Merck zu Wieland, war Schlosser gleichmäßig des Ideals und der Wirklichkeit bedürftig. Sein ganzes Leben prägt den Zwiespalt einer Natur ab, die gleichmäßig berufen schien zu äußerem Wirken und innerer Beschaulichkeit, und die zwischen beiden zu keiner festen Entscheidung gekommen ist. Er wirkte am wohlthätigsten in Amt und Pflicht, und doch war er stets geneigt, sich beiden zu entziehen, und in der Wissenschaft Befriedigung zu suchen, wo er sie auch nicht fand. Er war vielleicht zum Rechtsgelehrten geboren, doch war es ihm im Advokatenstande unbehaglich; er neigte zu dem wissenschaftlichen Berufe des Juristen, ohne auch da etwas zu leisten; er ward das natürliche Vorbild der historischen Rechtsschule, und stellte sich damals gegen Friedrich's II Gesetzbücher, da es doch seiner praktischen Einsicht hätte klar sein sollen, daß eine Reihe mangelhafter Versuche in der Gesetzgebung sicherer zum Vollkommenen führen müsse, als eine Reihe wissenschaftlicher Forschungen, die sich dem lebendigen Bedürfnisse entziehen. Er mischte sich in die Philosophie, stellte sich aber auf die Seite, wo sie am unfruchtbarsten ist, zu den

271) Vgl. A. Nicolovius, J. G. Schlosser's Leben und lit. Wirken. 1844.

eklektiſchen Gefühlsphiloſophen, den unbilligen Gegnern Kant's und Spinoza's; er überſetzte Ariſtoteles' Politik, hatte aber den Wunſch, Plato bei uns zu nationaliſiren. Er war religiös, von der moraliſchen Seite des Chriſtenthums erbaut, von dem praktiſchen Evangelium Matthäi beſonders angezogen, ein Feind theologiſcher Haarſpalterei und Derer, die die Religion zur Gelehrſamkeit machten; er ward daher wegen ſeines Katechismus von den Orthodoxen verdächtigt; dennoch ſtellte er ſich in jenen thörichtſten Streitigkeiten mit den Berlinern über Caglioſtro und Stark auf die Seite der Lavater und Pfenninger. So trat er überall in eine gewiſſe neutrale Stellung, nach doppelten Seiten hin anfeindend, und hatte das Schickſal aller Neutralität, die gute Kräfte ungenutzt verbraucht. Sein Idealismus ſtieß ſich an den Ecken der Welt, ſein Realismus an der Unzweckmäßigkeit des wiſſenſchaftlichen Treibens; und weder brachte ſein praktiſcher Sinn den Nutzen, noch trug ihm ſein Nachdenken die Frucht ein, die man von ſeinen Gaben hätte erwarten ſollen. Wie er überall die Mitte der Unbefangenheit einzunehmen ſtrebt, ſo ſieht man ihn auch in einem Streite, der damals die Welt bewegte, in einer haarſcharfen Mitte zwiſchen denen, die wie Rouſſeau zur Natur zurück, und denen, die wie Iſelin zu einer gewiſſen Kulturhöhe vorwärts wollten; Beides war ihm allgemeine Theorie, und er verlangte das praktiſche Verfahren nach dem gegebenen Falle. Dies war ihm in allem Wiſſen die wahre Weisheit, von den Verhältniſſen auszugehen, ſich nach der Decke zu ſtrecken, den jedesmal paſſenden Grad der Vollkommenheit ins Auge zu faſſen, wenn es ſich um Reformen handelte; das Erreichbare anzuſtreben, nicht das Ideal; am Staate zu erhalten lieber, als entweder umzuſtürzen oder zu künſteln; er rieth, an den Geſetzen und Verfaſſungen weiſe „zu flicken", und mit der Spekulation den Gang der Natur nicht früher zu verſuchen, ehe der Menſch ihn ſelber gehe. Er zweifelte auch, ob wir der Natur wieder nahen *könnten*, oder wollte doch erwogen wiſſen, wie weit wir es könnten, und wie viel wir unſern Nachkommen überlaſſen müßten. Mit dieſen vorſichtigen Zweifeln ſtand er wie ein Prediger in der Wüſte in einem Geſchlechte,

das in allen Gebieten nach Revolutionen dürstete. Es war ihm zu weit gegangen, wenn die übertriebene Humanität an die Stelle des Rechts fahrläſſige Billigkeit ſetzte, zu weit, wenn der Kosmopolitismus alle Vaterlandsliebe überwältigte, zu weit, wenn Reimarus vorzeitig erleuchtete, ehe dem Volke ein Glaube geſichert war. Es war ihm zu kühn, wenn Baſedow Rieſenanſtalten für Zwerge errichtete, und Emile unter lauter Yahoos erziehen wollte, Herzen voll Wahrheit der verwickelten Theologie gegenüber, Köpfe voll Licht mitten unter dem verwirrten Rechte, freie Seelen in ſklaviſchen Regierungsformen, liebevolle Jünglinge in der kalten Welt. Es iſt vortrefflich, wenn er die Grenzen der Erziehung erwägt, die wenig beſſer machen kann als die Natur, aber Vieles an ihr verderben, und wenn er ſich denkt, daß die endloſen Misſtände der Welt, die einer guten Erziehung entgegenſtehen, durch eine Handvoll Seminariſten ſollten gehoben werden. Dennoch aber, wie praktiſch auf das Nächſte gerichtet er in allen dieſen Grundſätzen erſcheint, bedarf er doch wieder überall Verbeſſerungen, die über die Kraft der Reform hinausreichen, und als er 1777 im Mercur ſeine politiſchen Fragmente mittheilte, zählte man ihn zu den Revolutionären, die ſich von dem Beſtehenden losſagten. Gleichwohl hielt Niemand, als die Revolution wirklich kam, ihren Anblick weniger aus als Er. Wenn nun alle dieſe Widerſprüche und Gegenſätze in dem Manne ſelbſt, und des Mannes gegen die Welt ſonderbar ſind, ſo iſt es noch auffallender, daß er im Aeſthetiſchen, wenigſtens zu Zeit und nach Laune, ganz auf der Seite der poetiſchen Revolutionäre ſtand. Schon daß er den Longin überſetzte (1781), zielt hierhin: denn dieſer weiſt die ängſtliche Beobachtung der Regel ab und lehrt den Genius trotz der Fehler zu ehren. Am merkwürdigſten aber iſt ſein Schreiben des Prinzen Tandi an Lenz, den Verfaſſer des neuen Menoza[272]). In dieſem Stücke hat Lenz ihn ſelbſt unter dieſes Prinzen Maske verſtanden, und Schloſſer ſpricht ihm in dem Briefe Muth zu. Er verwirft hier die Poetik des Ariſtoteles, deſſen Politik er doch ſo achtungsvoll überſetzte und aus-

272) Im 2. Bande der kleinen Schriften v. Schloſſer. 1779. 4 Thle.

legte. Mit Unmuth habe er den kalten Unmenſchen die Linien zu dieſer Dichtungslehre drechſeln ſehen; er verachte die regelrechten Stücke; bei Shakeſpeare habe er ſtatt der Regeln Zauberkraft gefunden; nur Eine Regel gelte: fühle, was du fühlen machen willſt! ſie ſei der Stempel des Dichtergenies, ihn habe Lenz! Und nicht allein äſthetiſch, auch menſchlicherſeits überhaupt ſcheint ſich Schloſſer hier in die Zunft der Naturgenies einſchreiben zu wollen: er läßt den Prinzen Tandi ſagen, ihn habe der Dichter am wenigſten treu portraitirt; er habe nur den Philoſophen in ihm geſehen, der nach feſten gefühlten Grundſätzen gerader Vernunft Alles abwiegt — aber auch die Leidenſchaften ſtürmten in ihm; er ſuche Wahrheit nicht, um ſie zu wiſſen, ſondern mit Leidenſchaft ſich hineinzuſtürzen und in ihr zu leben; er liebe und haſſe mit gleicher Leidenſchaft. Gegen dieſe Grundſätze ſticht dann wieder in der ſonderbarſten Weiſe ab, was man von Schloſſers eigenen poetiſchen Verſuchen kennt und weiß. Er ſchrieb in ſeiner Jugend ein engliſches Gedicht gegen Pope, das er ſpäter in deutſcher Proſa bearbeitet herausgab, Antipope 1776. Dann verſuchte er ſich an einer Ueberſetzung des Homer in Alexandrinern, und dies allein mag uns ſchließen laſſen, daß dieſer Mann ſo wenig wie Merck als Poet in die Zeit hätte eintreten können, die der Dichtung jedes Volks und jedes Zeitalters ihre Natur gönnte und nach eigner Natur für ihre Dichtung rang.

Wo wir aber die Unentſchiedenheit der Stellung, das Schwankende des Verhältniſſes, die neue Toleranz gegen jede geiſtliche Richtung, die nur wieder intolerant wird, wo perſönliche Gereiztheit hinzutrit, wo wir die dilettantiſche Theilnahme des praktiſchen Geſchäftsmannes an der Literatur, und endlich das Unfruchtbare dieſer Klaſſe von Theilnehmern auf der höchſten Spitze ſehen können, iſt bei Friedrich Heinrich Jacobi[273]) aus Düſſeldorf (1743—1819). Ihn hatten Wieland, Goethe und Leſſing, eben die Leute, die unſere

273) Vgl. Fr. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders zu Goethe. Von Dr. F. Deycks. Frankfurt 1848. Aus F. H. Jacobi's Nachlaß. Herausg. von R. Zöpprit. 2 Bde. Leipzig 1869.

Literatur den Händen der Schulpedanten entreißen und feineren Weltleuten übergeben wollten, wiederholt, dringend und aufmunternd zur Schriftstellerei aufgefordert, zu der er doch gar nicht geschaffen war. Er war von Jugend auf zum Kaufmann bestimmt, war ohne eigentliche Schulbildung geblieben, und sollte und wollte später als Autodidakt und Laie sich mit allen Schulen der Philosophie schlagen, in deren Terminologien er nach eigenem Geständniß langehin Missgriffe machte. Er war im Lande der Stillen geboren, in eine Gesellschaft der Feinen einverleibt, nachher nach Genf, in den Umgang mit Schülern Rousseau's gekommen und hier gewann der Mathematiker Lesage Einfluß auf ihn, der ihm noch in Briefen später Studienplane entwarf, ihn auf allerhand Lektüre verwies, die man in den guten Cirkeln von Paris betrieb, und der von ihm (1763) hoffte, er werde uns Shaftesbury und Rousseau ersetzt haben, wenn er freien Lauf gehabt und sich der Poesie, Beredsamkeit und höheren Moral hätte widmen können. Jacobi aber mußte vielleicht hoffen, auch ohne dies Plato werden zu können, wie er denn weiterhin immer von einem System seiner Philosophie sprach, der doch nie nur eine systematische Abhandlung schreiben konnte, wie ihm sein Feind Mendelssohn und sein Freund Hamann, und Friedrich Schlegel, der Freund und Feind schien, gleichmäßig zu verstehen gegeben haben. Er mochte frühe, wie jene Zeit geneigt war, auf ein Angeborenes und Eingegebenes, auf eine dämonische Natur vertrauen, und es schienen ihn Erfahrungen dazu zu berechtigen[274]), die Andere freilich nur in Verbin-

274) Er erzählt, sein kindischer Tiefsinn habe ihn schon im 8ten und 9ten Jahre zu gewissen sonderbaren Ansichten gebracht, die ihm bis spät blieben. Es habe ihn nämlich in diesem Alter plötzlich eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. (Werke IV. p. 87.) Zu sich gekommen, erneute er diese Vorstellung und gerieth in einen Zustand von Verzweiflung; er ertrug sie nicht. Im 23sten Jahre wiederholte sich diese Erscheinung, aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, und er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Er könne sie seitdem zu jeder Zeit in sich aufrufen, und glaube, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal wiederhole!

dung mit ſeiner Reizbarkeit und Nervoſität ſehen würden; es klebten ihm Anſichten der früheſten Kindheit an, und er ſtrebte immer die erſten Offenbarungen und Ahnungen der Seele mit der Vernunft zu verſöhnen. Daß bei einer ſolchen Natur, bei einer unbefriedigten Stellung im äußern Leben und einem halbverfehlten Berufe, bei einer mangelnden Schule alle ſeine Bekümmerniſſe und Philoſopheme zuletzt nur auf ein ganz Individuelles hinauslaufen konnten, liegt in der Natur der Sache, und ſeine Freunde und Schüler haben es ſelbſt geſagt: ihm ſchien es, als ob der Menſch nur in dem leben könne, was er für wahr halte, mit dem ſich vereinigen und Friede halten, was ihm gerecht ſcheine. Er war hierin im reinen Gegenſatz zu Leſſing, der im Ganzen ſeiner Umgebung lebte, und Friede und Krieg hatte mit Meinungen, die er Schaden oder Nutzen bringen ſah, gleichviel ob ſie im Grunde der Seele ihm lieb oder leid waren, der eine Wahrheit für ſich einſehen und für eine andere öffentlich ſtreiten konnte, wenn ihm die ſeinige untauglich für die Oeffentlichkeit ſchien. Daher hatte Jacobi ſpäter gar nicht in Leſſing's Sinne gehandelt, als er deſſen ſpinoziſtiſche Bekenntniſſe veröffentlichte, und ganz Leſſing's Geiſt entgegen war der geiſtliche Eifer, mit dem er in den gehäſſigen Streitigkeiten, die wir weiterhin noch berühren, ſeine Anſichten zu Gewiſſensſachen machte und zu verbreiten ſuchte. Und dies war um ſo auffallender, als er ſelbſt ſeiner Meinung ſo wenig ſicher war. Denn wenn wir ihn ſelbſt nach der endlichen Befriedigung fragen, die doch nur der Prüfſtein jeder Weisheit, zumal einer ſolchen ſein kann, die ſo ganz nur individuelle Lebensphiloſophie ſein wollte, ſo finden wir ihn zweifelnd und halb verzweifelnd an Welt und Wiſſen, der die Welt ſo vielfach und eifrig belehren wollte; in Unmuth und Unglauben einen Salomo, da er doch ſo ſalbungsreich von der Nothwendigkeit des Glaubens ſprach. Er gibt ſich immer die Miene der Unfehlbarkeit, als ob ſein Weg der Weg der Wahrheit und des Lebens ſei, und zuletzt läuft bei ihm Alles auf die ſchwermüthige Trauer über die menſchliche Natur hinaus: „er findet überall ſein eigenes Elend, ſeine eigene Armuth wieder", und nicht Jeder

wird sich hierbei wie Hamann trösten, dem es nicht besser ging: daß man mit solchen Gesinnungen nicht weit vom Reiche Gottes sei. Er liest schwankend die Gedanken der freigeistigen Forster und Lichtenberg, fürchtet sich der Sünde und läßt sich's doch schmecken; dann wieder, wie Lavater, seines Glaubens und seines persönlichen Gottes bedürftig, klammert er sich an Herder mit dem Hülferuf, er solle ihm zu festem Glauben, zu diesem Priesterthum, dieser Feuerweihe helfen. Und so hat Jung Stilling ihn zum Deisten und Zweifler aus Grundsätzen erklärt, und richtiger hat Fr. Schlegel bemerkt, daß er von dem Wege, den er gewählt zu haben scheine, unaufhörlich nach dem anderen hinüberspiele, irre werde und in ein stetes Zaudern und Zweifeln gerathen sei. Denn dies ist eben ein Zeichen der Zeit an Jacobi, das uns hier als sehr charakteristisch interessirt: daß er nämlich bei all seiner individuellen Natur und Subjektivität zugleich die größte Objektivität zeigt darin, daß er sich mit Allem verträgt, wenn es ihn nur nicht persönlich verletzt, daß er sich gerne verwahrt gegen alle Angriffe, daß er *sich setzt* mit allen Meinungen und Ansichten, sie mögen noch so himmelweit verschieden unter sich und von den seinigen sein, daß er daher tolerant und intolerant zugleich erscheint, gleichgültig und reizbar, parteiisch und unparteiisch, eben so eifrig sich über Anderer Meinung aufzuklären, als seine eigene Anderen unterzuschieben oder anzutragen, begierig sich an alle Männer von Bedeutung anzuschließen, sich gegen alle auszusprechen. Denn dies ist der Ausdruck sowohl einer unbefriedigten und unfertigen Bildung, als auch jener vornehmen, ideenbedürftigen Redesucht derer, die sich zu Handlungen und thätiger Wirksamkeit wenig aufgelegt fühlen, daß man stets über Alles grübelt und klügelt, philosophische Absicht in Allem sucht, philosophische Beobachtung an Allem und zu jeder, auch noch so unpassenden Stunde übt. Und daher findet man bei Jacobi und in seinem Kreise, ganz im Extrem bei der Fürstin Gallitzin, jene systematische geistreiche Unterhaltung, jene Tagebüchermoral, die das Leben in lauter Betrachtung auflöst, jene Sentenzen à la Larochefoucauld und Montaigne, die dürftige Frucht einer launenvollen, veränderlichen

und faſt immer charakterloſen Weisheit. Man findet in Jacobi's Kopfe immer ſolche Probleme der Gefühlsphiloſophie, die dem Jüngling bei ſeiner erſten Charakterentfaltung ſehr wohl anſtehen, dem Manne aber im Rücken liegen müßten: ob man einen Freund noch lieben würde, den Krankheit häßlich entſtellt hätte; in wie weit man Freund von dem Freunde des Freundes ſein müſſe und dergl.! Mit dieſem Bedürfniſſe der Mittheilung und der Anlehnung ſtimmt nun ganz die weite Bekanntſchaft Jacobi's mit allen Literaten, und daß ſein Pempelfort, wie ſpäter der Wohnſitz der Fürſtin Gallitzin, ein Mittelpunkt für alle Reiſenden ward. Unabhängig von einander hatte ſich in Düſſeldorf und in Straßburg dieſelbe Beweglichkeit kund gegeben, und in Jacobi war Goethe's Eifer noch in größerem Maßſtabe, die edlen Menſchen der Zeit perſönlich zu kennen, wie er ſich bei Gleim, in der Herzogin Amalie, bei Joh. v. Müller vorfand, der ganz ein Kind dieſer Zeit und voll von ihren Eigenheiten, Launen, wechſelndem Geſchmacke, tieferen Regungen und ſchwankenden Stellungen war. „Menſchen dieſer Art, ſagt Jung von Jacobi im Theobald, haben ihren Geſchmack und Empfindung hoch rektificirt und können in der Welt Gottes nichts Alltägliches ertragen, das ennuyirt ſie; wo ſie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küſſen ſie.“ Dies ſchildert ſein entgegenkommendes Weſen gegen Alle vortrefflich. Goethe'n befremdeten ſpäter bei der Lektüre der jacobi'ſchen Briefe dieſe Verbindungen zwiſchen Menſchen, die keine Spur von gleicher Richtung und gemeinſamen Intereſſen hatten, und er bemerkt, daß auch Herder'n dabei nicht wohl war, daß er zu hoch über dem hohlen Weſen geſtanden habe. Zuerſt war eine innige Freundſchaft zwiſchen Jacobi und Wieland, als dieſer mit Georg Jacobi ſtand und Iris und Merkur ein friedliches Paar waren. Damals war Friedrich Jacobi wie die Gräfin Gallitzin mit dem eleganten Philoſophen Hemſterhuys verbunden, der ein Freigeiſt war wie die Forſter und Lichtenberg, deſſen Spinozismus Leſſing anzog, deſſen Feinheit, Witz und Dichterſchmuck ihm damals den unbeſtrittenen Namen des Plato des Jahrhunderts erwarben. Populare

Philoſophie war Jacobi das Höchſte, und dies wies ihn auf Wieland, den er damals mit Heftigkeit gegen die Göttinger und gegen Fréron vertheidigte, den er bewunderte, aber auch in Einem Athem in jener herben Art tadelt, die Hamann eigen war, und die dieſer auch bald genug an Jacobi ſelbſt ausließ. Die Freundſchaft mit Wieland löſte ſich, ſeitdem dieſer den Sebaldus von Nicolai gelobt hatte, worin Friedrich die beißende Carikatur ſeines Bruders Georg in dem Herrn Säugling erkannt hatte; und ſpäter noch entſchiedener durch eine macchiavelliſtiſche Schrift Wieland's über das Recht des Stärkeren, die dem freiſinnigen Jacobi zuwider war, der keinen Götzendienſt gegen Fürſten, kein Schönthun mit der Deſpotie ertragen konnte. Goethe ſollte nun Wielanden erſetzen, und mit ihm vertrug ſich und verſöhnte ſich Jacobi nach den Reibungen, die wir berührt haben. Man wollte in ſeinen Schriften jetzt Goethe's Stil ſehen, er fand ihn ſelbſt mehr lavateriſch; Lavater hatte ihn mit ſeinem „vernünftigen Enthuſiasmus" in der erſten Minute eingenommen, ſpäter aber fand er vielfach Urſache ſich von ihm abzuwenden und eine Stellung zwiſchen den Aufklärern und Schwärmern zu ſuchen. So ſehen wir ihn immer hin und her fahren, getheilt in die Bewunderung von Klopſtock und von Leſſing; wie er ſich Lichtenberg von Seiten der Nüchternheit empfiehlt und Claudius von Seiten des Glaubens, wie er Hemſterhuys und Forſter treu bleibt und Hamann trotz ſeiner ſchnöden Behandlungsart liebt, mit der ihm dieſer gerade ſein politiſches Schaukeln zwiſchen den Parteien vorwirft[275]; er geht

275) Er ſchreibt ihm: „Verzeihe mir, daß ich Dir das Kalte und Warme Deines Athems zur Laſt lege. Wie kann ein wüthender zugleich ein verſtändiger und ſchlauer Mann ſein? [Es iſt von Stark die Rede.] Die alte Geſchichte des neu, in neuem Balge, erſcheinenden Katholicismus kommt mir nicht als ein Idealismus, ſondern als ein unſterblicher Realismus vor. Du kannſt das Uebel freilich nicht ſehen, dieweil Du ſelbſt mit einem geheimen Katholicismus inficirt biſt, und, wie es allen Geſetzgebern geht, nicht das Herz haſt, den Stab über Deinem eigenen Kopf zu brechen. Du ſchenſt Dich nicht, Gamaliel factice, meinen ehemaligen Beichtvater als einen — Maul- und Bauchpfaffen zu läſtern? Ach Deine politiſche Freundſchaft übertrifft alle pias fraudes, die Du ſo nachdrücklich an Anderen rügſt. Lege die Feder nieder, ſchöpfe eine friſche reine Luft, und weine über Deine eigene

mit der Gallitzin und mit Stolberg aufs innigſte um und läßt ſich mit Goethe und Müller des Katholicismus verdächtigen, von dem er auch, wie Hamann ſelbſt wußte, gar nicht fern ablag; es überraſchte auch ſpäter mit Recht, daß er ſo heftig gegen Stolberg Partei nahm, und es war natürlich, daß er wieder einlenkte. Und doch ſtand er auch wieder mit Voß; er fällt Herder'n ganz bei, und hält ſich ebenſowohl zu Heinſe, mit dem ſonſt kein Menſch zu thun haben wollte. In ſeiner Philoſophie war er wie Schloſſer ein ungeſtümer Gegner Kant's; nachher ſuchte er ſich mit Fichte zu ſetzen, und mit Fries, und meinte ſich bald in Reinhold, bald in Fr. Schlegel wieder zu erkennen. Mit dieſer unſicheren Natur ward nun Jacobi in die Ideenkreiſe der jungen poetiſchen Literatur geriſſen und mußte ſeine Partie ergreifen. Bei einem ſo beſtimmbaren Mann kam auf die nächſten Einwirkungen erſtaunlich viel an. Hier hielten ſich Goethe und ſeine Gattin gleichſam die Wage, ein Weib, die jenen Himmelſtürmern, die ſich für die Menſchheit, gegen Familie, Haus und alles Engere empörten, ganz entgegen lag, indem ſie, wie jene Amalie im Allwill, ſich umgekehrt für Mann und Kind und Haus gegen alle Welt empört haben würde. Goethe fühlte dies Jacobi's ganzem Weſen gegenüber wohl durch. Er tadelte ſein Einmummen in den einfachen Familienzuſtand, und mied ſein Haus ſpäter, weil er ſich vor der Beſchränkung ſeiner dichteriſchen und menſchlichen Freiheit durch jene konventionelle Sittlichkeit fürchtete. Was den poetiſchen Geſchmack angeht, ſo läßt ſich erwarten, daß Jacobi ſo gut wie Schloſſer oder Merck den Naturtheorien huldigte. Die Dichter, welche Genie hinriß, die nicht lange überlegten, die nicht erſt ihre Schönheiten ins Licht zu rücken brauchen, „die, weil ſie wirklich ſahen, hörten und fühlten,

---

Viſion" u. ſ. f. — Die auffallendſte von allen dieſen Zweideutigkeiten oder Zweiſeitigkeiten Jacobi's iſt die Art und Weiſe, wie er es ſich zu einer Art Lebensaufgabe machte, gegen den ſpinoziſtiſchen Atheismus anzukämpfen, und wie er nachher, als Alles und auch ſein Herder ſich dagegen auflehnte, ſich verſchanzte, Atheismus nehme er gleich Kosmotheismus und bezeichne ihn als nichts Anſtößiges! Es iſt aber ein leidiger Erſatz, wenn ich Jemanden vor aller Welt Ohren Satan ſchimpfe und ihm dann unter vier Augen ſage, Satan ſei ein Engel.

in ihre Worte das allgenugsame Hephata aufnahmen, welches ihnen selbst Sinn, Herz und Geist geöffnet hatte, diese Leute machten ihm Alles recht". Da er aber so wenig wie Klinger den Dichter vom moralischen Menschen trennen wollte, oder da bei ihm der dichterische Mensch moralisch ward, wie er von den Genies umgekehrt behauptete, der sittliche Mensch werde in ihnen poetisch; da er seiner ganzen philosophischen Richtung nach eher darauf geführt wurde, über das moralische Genie nachzudenken als über das dichterische, so trat hier sein eigenes Gefühl, dem er vertraute, und sein Sinn für Häuslichkeit, in der er sich glücklich wußte, gegen die neuen Genialitäten. Als er sich zu jenen philosophischen Romanen aufgefordert fühlte, Allwill und Woldemar, die uns hier allein angehen, und die er im Drange jener Jahre (1775—79) in der ersten Gestalt der Iris und dem Merkur einverleibte, so lieferte er daher gleichsam die Gegenstücke von Werther. Er zeigte das moralische Genie, das hier in das schönste Licht gerückt war, von zwei Seiten, mit jener Unparteilichkeit, zu der ihn seine ganze Unentschiedenheit außerordentlich befähigte, und auf die er selbst sich große Stücke einbildete. Als darstellendes Werk ist Allwill durchaus unbedeutend; Jacobi hat nicht einmal Anlage, sich raisonnirend verständlich zu machen, geschweige darstellend anschaulich zu werden. Ueberall sieht man zu sehr wirkliche Verhältnisse durch, und doch herrscht die Reflexion vor. Als Abbild der Geniemänner aber, als eine verlaufende Charakteristik der Fauste jener Zeiten, die Jacobi in diesem einen Individuum, wie schon der Gattungsname andeutet, zeichnen will, sind diese Briefe um so interessanter, als ihm bei dieser Gestalt Goethe vielfach gesessen hat[276]). Diese Menschen, sagt er, sind von Gott gezeichnet; man soll sich vor ihnen hüten. Uebermaß der Kräfte reizt in ihnen zu Gewalt und Unterdrückung. Ihren besonderen Gaben liegt eine lebhafte Sinnlichkeit, große Gewalt des Affekts und ungemeine Energie der Einbildungskraft zu

276) Dies sieht man schon daraus, daß Jacobi in Privatbriefen dieselben Ausdrücke von Goethe braucht, die er auf Allwill anwendet, z. B. 12 p. 99 in den Werken Thl. 1.: er sei ein Besessener, der fast nie willkürlich handeln könnte.

Grunde; und dieſe letztere iſt bei ihnen mehr eine Einbildung des Affekts, weniger als bei Anderen ein freies Geiſtesvermögen. Wo der hellere Kopf in dieſer Gattung iſt, da iſt gewöhnlich auch größere Ruchloſigkeit. Seinem ſittlichen Theile nach wird ein ſolcher Menſch ganz Poeſie; er kann alle Weisheit verlieren und jede ehrliche Faſer. „Die Vollkommenheit dieſes Zuſtandes iſt ein eigentlicher Myſticismus der Geſetzesfeindſchaft, und ein Quietismus der Unſittlichkeit.“ Sie ſind leidenſchaftliche Egoiſten und gefallen dabei, da ſie vor den kalten Egoiſten edle und ſchöne Regungen voraus haben. Eigentlicher Verleugnung ſind ſie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit iſt in ihnen ſo gut wie todt. Wer die Außerordentlichen darunter kennt, darf ſich wundern, daß ſie nicht Engel an Tugend oder Satane an Laſtern wurden; ihre Natur iſt ganz zweiſeitig, unbändige Sinnlichkeit und ſtoiſche Hänge, Zärtlichkeit und Leichtſinn bei Muth und Treue, Tigerſinn und Lammesherz. Sie fordern ebenſo bei Anderen Alles an Alle, wie es ſich bei ihnen darſtellt: eine leichte Dirne ſoll auch den Reiz und die Liebe eines frommen Mädchens haben und umgekehrt. Das nennen ſie Natur und eines Sinnes mit der Natur ſein, da ſie doch ſtets die Bande der Natur löſen, wahre reine Verhältniſſe zerſtören und chimäriſche an deren Stelle ſetzen, da doch nichts der Natur mehr entgegen iſt, als die Unmäßigkeit, die die Bedürfniſſe vervielfältigt und unendlichen Mangel ſchafft, jene Ungenügſamkeit, die die Welt verdirbt, das blinde Ringen nach Allem, das Scheidekünſteln an den Dingen, um die Form von dem Stoff, die Wirkung von der Urſache abzulöſen. Ein Weſen, *gegen* das predigen nichts fruchtet, *für* das predigen das unſinnigſte Beginnen iſt. Theorie der Unmäßigkeit iſt der Name für das, was ſie an die Stelle der alten Weisheit ſetzen wollen. Sie ſind in ihren Empfindungen ganz, voll, aber nie beſtändig. Sie belachen die Thorheit der abſichtsloſen Wiſſerei ohne Wiſſen, als ob es etwas beſſeres ſei ihr müßiges Sammeln von Empfindungen! In ihrer Wechſelſucht verſchmähen ſie alle Grundſätze, die doch zur Menſchheit eines jeden Menſchen gehören. Erfahrungen nützen nicht, wenn nicht durch ihre Vergleichungen

ſtandhafte Begriffe und Urtheile zu Wege kommen. Das achtet die Welt überall als das Höchſte, was Obmacht des Gedankens über ſinnliche Triebe beweiſt. Wo der Menſch in der Gewalt des Triebes iſt, fühlen wir Unanſtändigkeit. Wäre auch das menſchliche Herz, deſſen Wankelmuth eingeſtanden iſt, der Art, daß es immer recht leitete, dennoch würde der Charakter verwildern, ſobald man ihm auf Wege folgte, die der allgemeinen Ordnung zuwiderliefen. Dieſe romantiſchen Laffen laſſen ſich einfallen, die Welt ſei nicht gut genug für ſie, da ſie ſelbſt nicht gut genug für jene ſind; ſie haben ſtets und haben nie rechtſchaffene Geſinnungen, thun vielleicht im Feuer manches Gute, meiden aber nie das Böſe. Was aber iſt der wunderbarſte Luftſpringer gegen den Unerſchütterlichen im Kampfe! Gegen die meiſt höchſt treffenden Sätze läßt er nun Allwill erwiedern: die Forderung, ſich um Tugend zu mühen, und zu unwandelbarer Tugend zu gelangen, gemahne ihn, wie wenn man ſich aus Grundſatz verlieben ſolle. Ein ſolcher Liebender ohne Leidenſchaft kann wohl ſehr treu ſein, das wiſſe er wohl. Er aber habe ſich an das wahre Leben gehalten, ſein Herz habe ihn gerettet; dies zu verſtehen, ſei ihm Weisheit, und ihm zu folgen, Tugend. Wenn der Ruchloſe vorgebe, eben dies zu thun, und dabei ruchlos werde, ſo erſprieße eben Alles in ſeiner Natur: das Herz des Edelgeborenen ſei verläſſig. Nach allen Sittenlehren handelnd ſtoße man auf Ausnahmen. Er ſinge ein anderes Lied, deſſen Melodie nicht auf die Walze des moraliſchen Dudeldeis genagelt ſei. Er überlaſſe ſich ſeiner guten Natur, die verlange, daß er jede Fähigkeit in ſich erwachen, jede Kraft ſich regen laſſe. Die Wahrhaftigkeit ſei die erhabenſte aller Tugenden, und doch ſei die Lüge der ſterbenden Desdemona auch eine Tugend; ſo weit ſei es von Vorſtellung und Syſtem zur Wirklichkeit; und darum ſei es ſo ein Lumpenkram um alle auswendig gelernte Religion und Moral u. ſ. w. — Auf welcher Seite hierbei der Nachdruck liegt, ſieht man wohl; und daß dem Verfaſſer ernſtlicher um eine „mörderiſche Verfolgung“ der Irrwege dieſer Geniemänner zu thun war, als dieſe angenommene Unparteilichkeit einzugeſtehen ſcheint, weiß man aus

ſeinen Briefen. Man ſieht aber wohl, daß er mit eben dieſer Kälte der Abfaſſung produktiv ſeinen Naturtheorien gerade entgegenſtand. Er meinte, nichts ohne einen gewiſſen Enthuſiasmus ſchreiben zu können, und ſchrieb mit Ueberlegung, und fühlte daher bald, daß er nicht zum Schreiben, beſonders nicht zur Darſtellung gemacht ſei. Daher ärgerten ſich Wieland und Goethe mit Recht an dem planloſen Haufen Papier, und an dem kleinen Schutt im Allwill, deſſen Stoff ſo bedeutſam war. Woldemar iſt nicht beſſer[277]; eben ſo gering an Erzählgabe, eben ſo reich an vordrängendem Raiſonnement und Wichtigrednerei, wie Allwill, und an Erfindung ſo arm, daß jene wichtig behandelte Situation, wie der vornehme Held ſich zu einer Hülfeleiſtung gegen einen Armen auf der Straße herabläßt, hier aus dem Allwill, und im Allwill aus Werther entlehnt iſt. Auch hier ſcheint gar kein Verhältniß zwiſchen Plan und Erfindung. Es ſoll wieder ein ſolcher Charakter entwickelt werden, der die Tugend für eine freie Kunſt anſieht, und, wie das Kunſtgenie, durch ſich ſelbſt dem ſittlichen Verhalten Geſetze geben will. Die Verhältniſſe aber, in die er gebracht wird, ſind die ungünſtigſten für dieſe Anlage: der Held ſteht zu einer Freundin aufs vertrauteſte, heiratet eine Andere; jene entſagt ihm auf den Willen ihres ſterbenden Vaters, ſie verſchweigt ihm dies, er erfährt es, nimmt es ihr übel, und wühlt ſich in eine Verzweiflung an aller Freundſchaft und Menſchheit hinein. Und an dieſe Kompoſition knüpft ſich dann wieder eine freie Theorie über Quellen und Weſen der Tugend an. Hamann fühlte es durch, daß es Jacobi ſchwer geworden ſein müſſe, dieſes Ganze zuſammen-

277) Wir hörten ſchon oben, wie Goethe davon dachte. Jacobi ſchrieb an ihn nach jener Scene in Ettersburg in einem Tone des Selbſtgefühls und der Anmaßung über dies Buch, der ihm Goethen nur noch mehr entfremden mußte: „Von Woldemar weiß ich, daß er Lebens die Fülle hat! Auch wegen Deines privaten Urtheils bin ich unbekümmert; denn ich weiß, was Du fühlen kannſt und was Woldemar enthält, weiß, ſo gewiß ich mit dieſen Augen ſehe und mit dieſer meiner Hand ſchreibe, daß Du dem Verfaſſer Deine Hochachtung, ja, es mag ſo ſtolz klingen, als es will, in manchem Betracht auch Deine Bewunderung nicht verſagen kannſt!“ Vgl. noch Schnorr v. Carolsfeld, Goethe und Jacobi's Woldemar, in Goſche's Archiv. f. Lit. Geſch. 1, 314 ff.

zuſetzen. Sein Urtheil darüber führt geradezu in den Geſichtskreis, in dem ſich dieſes ganze Geſchlecht herumdrehte, und in dem wir auch ſogleich die Tragödie dieſer Jahre werden inne ſtehen ſehen. Der Held ſcheint ihm in die Klaſſe der Weſen zu gehören, die eine unbeſchränkte Unabhängigkeit der rohen Natur gern mit den Ergötzlichkeiten des geſelligen Lebens verbänden. Eine Verbindung dieſer äußerſten Enden komme ihm freilich als die einzige Auflöſung für das Problem menſchlicher Glückſeligkeit vor. Ob ſie aber eine Mauer oder eine Thür ſei, möchten die Salomone der Zeit entſcheiden. Ihm antwortet Jacobi in anderen Worten mit einem gleichen Zweifel über die Möglichkeit der Verbindung von Herz und Kopf, an der er eben ſo nahe zu verzweifeln iſt, wie Hamann und Klinger, der dieſes Problem mit etwas mehr Glück darſtellend zu behandeln wußte.

Wenn wir die Ungleichheit der perſönlichen Neigungen, das Unpaſſende der Verbindungen, die Abweichungen des Geſchmacks und der Grundſätze in dieſen Zeiten recht auffallend herausſtellen wollen, ſo können wir nicht beſſer thun, als dieſen Weltmännern und Geſchäftsleuten ihre Freunde unter den Tragödienſchreibern entgegenzuſetzen, wo wir einen ähnlichen Gegenſatz in den Menſchen finden werden, wie nachher in den Leiſtungen, wenn wir von dem Trauerſpiele zu dem praktiſchen und humoriſtiſchen Roman übergehen. Der Mittelpunkt der Tragödie dieſer ſogenannten Sturm- und Drangperiode iſt übrigens ein und derſelbe mit dem der vorzüglicheren jener Lebensbilder und pragmatiſchen Romane, die wir ihr entgegenſtellen werden; eben derſelbe, um den ſich die tiefſten geiſtigen Regungen jener ganzen Zeit herumbewegten, und von dem ſich die revolutionären Stürme jener Jahre herleiten. Es iſt derſelbe, um den ſich die Poeſie der mittleren Zeiten ſo vielfach hat drehen müſſen, die auch gleichſam im Kleinen mit dem Eintritt dieſer Periode anfing wieder hergeſtellt zu werden. Es iſt der gewaltige Stoß der Natur gegen die Kultur

der Einfalt und ſchlichten Sitte gegen die Convenienz, der Jugend gegen das Alter, des Herzens gegen den Verſtand, des Gefühls gegen die Welterfahrung, der Freiheit gegen den Zwang des Staats, der Dichtung gegen die Wirklichkeit. Den Zwieſpalt und inneren Kampf, den dieſe dem Gefühlvollen ſchrecklichen Gegenſätze verurſachen, fühlten die kälteren Männer des wirklichen Lebens, wie Merck und Möſer, wie Leſſing und Lichtenberg, nicht; die wärmeren, wie Schloſſer und Jacobi, verſchloſſen ihn ſtiller in ſich; die geordneteren und kräftigeren Männer der Dichtung, wie Schiller und Goethe, verſöhnten ihn auf einer heiteren Höhe; die überſpannten gingen darin unter, wie Lenz, oder erſtarrten gleichſam darin, wie Klinger. Dieſe Gegenſätze haben wir ſchon im Mittelalter in verſchiedenen Aeußerungen beobachtet, wie auch jetzt wieder. Sie ſtellen ſich dem Verſtändigen heiter und humoriſtiſch dar, und ſo erſcheinen ſie hier und da bei unſeren Sternianern; den Empfindſamen aber tragiſch, und ſo wurden ſie der Grund der Tragödie jener 70er Jahre. Klinger gab ſelbſt als die Quelle ſeiner erſten, vorzugsweiſe tragiſchen Schriften jene Empfindungen an, unter denen zuerſt die wirkliche Welt ſich blos durch den dichteriſchen Schleier ſeinem Geiſte darſtellte, dann die Dichterwelt in ihm durch die wirkliche erſchüttert ward. Der Gedanke dieſer Gegenſätze bewegte den ſtoiſchen Mann, werden wir weiterhin ſehen, durch ſein ganzes Leben ſo ununterbrochen, wie den epikuriſchen Wieland der Zweifel zwiſchen Idealem und Realem. Der Mann von Herz und Gefühl, von Naturtrieb und Sinn für einfache Verhältniſſe galt jener Jugend für einen Dichter, wenn er auch keine Zeile ſchrieb; die moraliſche Kraft, die den Helden macht, ſchien Klinger'n auch den Dichter zu machen; alle Virtuoſität, die Tugend ſelbſt war ihm Poeſie, und die Poeſie Tugend; er konnte daher auch die moraliſche und äſthetiſche Poeſie nicht trennen. Weit entfernt, hiermit im Sinne der älteren Moraliſten die Poeſie der Sittenlehre in Dienſt zu geben, faßte er vielmehr das Wort Tugend im Verſtande der alten virtus, und gebrauchte vielfach dafür den Ausdruck Kraft, verſammelte in dieſem Begriffe alles und jedes geiſtige und Willensvermögen des

Menſchen, verlangte in dem Dichter die ausgedehnte Menſchheit und moraliſche Energie des handelnden Menſchen, und in dieſem die Bewahrung des reinen Herzens und den edlen Trieb des von der Welt unberührten Dichters, des Mannes der Ideale. Er glaubte mit ſeinen Jugendfreunden an poetiſche Charaktere und eine mächtige Menſchheit auch trotz dem Schmerze, daß er ſie ſo ſelten wirklich fand; er kam nicht auf den Gedanken, daß die moraliſche und poetiſche Energie getrennte Eigenſchaften ſeien, die, wo ſie ſich gegenſeitig heben und ſtützen und vereint ſcheinen, alles Gefährliche und Nützliche einer Bundesgenoſſenſchaft an ſich haben. Dieſes mißliche Verhältniß hatte bei ihm ſelbſt und ſeines Gleichen ſtatt, die immer das waren, was ſie dichteten, das, was ſie ſchrieben, fühlten, oder doch zu fühlen ſich anſtellten, die ſtets die Poeſie ins Leben, wie das Leben in die Poeſie mit gleichgültiger Wahl trugen, und die daher den nüchternen Merck, Goethe, Schloſſer, Wieland gleichmäßig zuwider waren. So trat Klinger in ſeiner Jugend überall in einem ſo auffallenden Weſen, wie das Geſchöpf einer andern Welt auf, Merck fluchte dieſe Poeſie zum Teufel, die die Menſchen von Anderen abziehe und ſich inwendig mit der Betteltapezerie ihrer eigenen Würde und Hoheit ausmöblire; Heinſe freute ſich des Menſchen „voll Unſinn und Geiſt", aber nur ſo lange er ihn nicht ſah; das Gerücht verſpottete ſein angenommenes brutales Weſen, indem es ihm nachſagte, daß er einmal rohes Fleiſch verſchlungen habe. So ſchildert Goethe auch Lenz als einen Menſchen, der immer Komödie geſpielt und in der Einbildung gelebt, immer willkürliche Vorſtellungen und Gefühle genährt habe, um ſich etwas zu thun zu machen. Die Einbildung ſpielte mit dieſen Jünglingen und riß ſie hin; wahre und falſche Empfindungen ſetzten ſie immer in Streit mit der Welt außer ihnen, gefühlige Herzen, feinere Organe, lebhaftere Phantaſie ließ ſie das ſtärker empfinden, was Andere weniger berührte. Sie fanden bald, daß der kältere Weltmann nur für ſich genieße und leide, der Mann ihres Ideals aber für das ganze Menſchengeſchlecht, und ſchon ſprachen ſie damals in halben Täuſchungen und halb in edlen Regungen von dem Welt-

ſchmerz, den auch die heutigen jungen Heilande zur Schau tragen. Gequält von den Wehen, woran ſie die Menſchheit krank liegen ſahen, weit mehr, als dieſe ſelbſt dieſelben Wehen empfindet, ſuchten ſie den Misſtänden zu begegnen, hegten „den beſtimmteſten Willen, ein Weſentliches zur Weltverbeſſerung beizutragen“, und gaben dies Beſtreben erſt auf, als ſie in kühleren Jahren den Glauben an die Menſchen verloren, der ihnen in der Jugend heilig war. Die Schäden der öffentlichen und Privatzuſtände ſollten geheilt, das heimliche Leiden des Staats und des inneren Menſchen gemildert werden, und daher ſind moraliſche Streitfragen nicht ſelten der Stoff der Dramen dieſer Jahre, lehrhafte Stellen oft breite Beſtandtheile darin, und die Misverhältniſſe der konventionellen Welt der Gegenſtand der Nachahmung, der grellſten Darſtellung, des bitterſten Haſſes und der ſatiriſchen Verfolgung. Wir ſehen auf dieſer Bühne die Natur durch alle Schranken des Geſetzes, der Vernunft, des Uebereinkommens durchbrechen, und immer das Gefühl und das Mitleid in Anſpruch nehmen. Die zweideutigſten Verhältniſſe traten in ein mildes Licht, wenn ſie nur den urſprünglichen Einrichtungen der Natur zu entſprechen ſchienen. Die mannichfachſten Umſtände werden aufgeboten, um Menſchen von beſſerer Natur und Sitte zu den ſchauderhafteſten Thaten genöthigt zu zeigen; Familienhaß, Stammfeindſchaften, Fürſten-, Gatten- und Verwandtenmord, Mesalliancen, Empörungen, Zuſammenſtoß von Leidenſchaft und Pflicht, dies ſind die Aufgaben der zahlloſen Stücke, die auf Emilia Galotti und Götz in den 70er Jahren wie Pilze aus der Erde entſtanden; und es iſt bezeichnend genug, daß Schröder damals einen Preis auf das beſte Trauerſpiel ſetzte, deſſen Gegenſtand ein Brudermord ſei. In den meiſten dieſer Tragödien iſt keineswegs auf äſthetiſche Schönheit, auf künſtleriſche Behandlung ausgegangen; man ſuchte der Wirklichkeit am nächſten zu bleiben, und dem Publikum gefielen die platteſten Nachahmungen des Alltagslebens (wie die möller'ſchen Stücke, Graf Waltron u. A.) am beſten. Man ſchrieb daher immer in Proſa. Man achtete auf keine poetiſche Gerechtigkeit, ſondern es ſchien am ſchönſten, wenn

Schreck und Entſetzen recht grauſam den Zuſchauer durchſchnitten, wenn das Häßliche und Gräßliche das Schöne hob oder ausmachte. Man verſtand jene ſhakeſpeare'ſche Vorſchrift, daß das Drama der Zeit den Spiegel vorhalten ſolle, aufs proſaiſchſte und wörtlichſte, und Klinger vertheidigte ausdrücklich in dem Zuſatz zu ſeinem Schwur gegen die Ehe den Sieg des Laſters, die bloße Schilderung des Weltlaufs, den Standpunkt alſo, auf dem unſere Bühne in Gryphius' Zeiten ſtand. Die Muſe des Schönen ſchien auf allen Seiten, wohin wir uns wenden, vor der plumpen Hand des Deutſchen zu fliehen; Wieland's Dichtungsgötter waren moderne Grazien, Jacobi's die Amoretten, Heinſe's Faunen und Satyre, die der Younginaner das ſchöne Bild der Alten vom Tode; Klinger's Muſe iſt Minerva, und nie die Göttin der häuslichen Geſchäfte, des Oelbaums, der Weisheit, nein immer die ſchreckliche Tochter des Göttervaters, in Waffen und Rüſtung. Dieſe Tragiker ſind daher auch die geſchworenen Feinde der Sentimentalität. Wenn ſie Werther lieben, ſo iſt es des ſtarkgeiſtigen Inhalts oder der poetiſchen Darſtellung wegen: den Helden haſſen ſie eher, der den Muth der Jünglinge erſchlafft. Die Hahn und Babo u. A. ſchrieben Stücke ausdrücklich ohne Liebesintriguen, und der letztere (zu ſeinem Arno) ſpottete geradezu des ewigen Heirathens, der Kammerjungferintriguen und der erhitzten Marquiſen. Klinger beſonders rechtfertigte die Benennung dieſer Zeit als der Periode der Kraftgenies durch ſeinen Gegenſatz gegen jene kränkliche Empfindſamkeit, jene aus Büchern angeleſene Krankheit, jene Dichtungen ſelbſt, die den Muth des Lebens zerknicken. Er machte in einzelnen ſeiner Stücke Ausfälle auf dieſe weichlichen und entnervenden Bücher (in der Elfriede), auf Dichter wie Geßner und Gellert (in den Spielern); er ſtellte in Stilpo's Sohne Horazio das tragiſche Bild einer Liebe auf, die von ehrenhaften Zwecken abzieht. Sein Feenmährchen Bambino, die Ueberarbeitung ſeines Orpheus (1778) iſt eine einzige ſchneidende Satire gegen die platoniſche Liebe, gegen die Tugend der Schwächlinge, die nicht ſündigen können, gegen die empfindſamen Weibchen und Männchen,

die mit dem Monde liebäugeln, und die Dichterlinge, die ihr kaltes Feuer von ihm empfangen. Der ſtrenge Mann hatte von ſeltener Freundſchaft und Liebe nichts in der Welt gefunden; er hatte von Jugend her auf ſich allein geſtanden, Alles ſich ſelbſt zu danken; er liebte es, mit jenem prometheiſchen Stolze auf die eigene Kraft, Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit zu blicken. Er ſagte noch ſpät: nur der Schwache und Charakterloſe trägt ſich mit den Wörtern Schickſal und Zufall, der Mann von Kraft, der aus ſelbſtgeſchaffenen Grundſätzen handle, verſtatte keinen Luftgebilden, keiner Macht außer ihm Gewalt über ſich; er handle aus ſich ſelbſt und wiſſe, daß er das Schickſal in ſich beherrſcht! Auch hier hören wir wieder in dem Dichter denſelben Geiſt reden, der aus den Figuren der Gedichte ſpricht; denſelben freſſenden Skepticismus, der dieſen Menſchen die Welt, und uns ihre Schriften verleidet; daſſelbe Ankämpfen gegen alle geiſtigen, wie gegen die Schranken der Geſellſchaft. Und ganz wie der unverſöhnte Fauſt klagt Klinger über jenen leſſingiſchen Satz, daß die volle Wahrheit nicht für die Menſchen tauge; er iſt ihm ein ſchmerzlicher Beweis, daß die Menſchheit nie aus der Kindheit heraustrete: „er will die ganze Wahrheit, oder er ſchließt ihr die Augen ganz zu!“ Außerordentlich bezeichnend für die deutſchen Zuſtände iſt dies, daß von all jenen feindlichen Begegungen der idealen und realen Welt keine ſo tief bei uns eingegriffen hat, wie der Gegenſatz der inneren Gemüthswelt gegen die äußere, der Stoß des freien Geiſtes an die Schranken der Menſchlichkeit, an die Geſetze des Menſchengeſchicks. Kein Heros der Mythenwelt taugte für die deutſche Dichtung, als der einzige Prometheus, der mit des Geiſtes Kraft Handelnde; kein Heros unſeres Alterthums intereſſirte ſo wie Fauſt. Die Volksſage von ihm hatte der Engländer Marlowe zu Shakeſpeare's Zeit noch ganz in ihrem erſten Sinne behandelt, indem er den Gegenſatz des kurzen Menſchenglücks gegen die ewige Dauer der Verdammniß hervorhob; ſtufenmäßig vergeiſtigte ſich bei uns der Sinn der Fabel in den Behandlungen Müller's, Klinger's und Goethe's. Setzt man zu Goethe's Fauſt den Taſſo, das Thema vom Verhältniß des Dichters

und Staatsmannes, und zu beiden Stücken die Jugendwerke Schiller's, die sich gegen den Despotismus, die Unnatur im Staate (Fiesco) und die Unnatur der Konvention im bürgerlichen Leben (Kabale und Liebe und Räuber) stellen, so hat man Alles, was instinktartig das Jahrzehnt vor deren Erscheinung bewegte, in mehr oder minder geläuterter Form beisammen, und es begreift sich eben so natürlich, daß diese beiden Dichter die früheren Produkte in Vergessenheit brachten, wie dies bei Shakespeare der Fall ist. Wo man hinblickt, berühren sich in Klinger, Schiller und Goethe der Ideenkreis und die Schriften; Vieles ist bei Klinger Anklang bald an diesen, bald an jenen (im Otto an Götz, im Roderico an Don Carlos, im Günstling an Fiesco u. s. f.), Vieles aber auch gemeinsame Zehrung an den Zeitideen. Ueberall aber, selbst wo unserm Dichterpaare schon entlehnt wird, erscheint dies in einem so rohen Zustande, daß nur *sie* als die eigentlichen Poeten erscheinen, die den rohen Stoff zu zähmen wissen. Und dies ist eben das Verhältniß, in dem Shakespeare zu seinen Zeitgenossen stand.

Denn die Dichtergruppe um Shakespeare her hat nach dem Wenigen, was wir von ihnen wissen und lesen, die schlagendste Aehnlichkeit mit unseren tragischen Dichtern jener Jahre. Die Aufregung, welche die erste Aufnahme einer Bühne überall zu begleiten pflegt, brachte damals Zustände und Charaktere in der Theaterwelt hervor, die auf eine ganz ähnliche Periode wüster Genialitäten deuten, und ein Marlowe und Robert Greene zeigen uns dieselbe zügellose und zerrissene Natur in ihrem Leben, dieselben Neigungen in ihrem Geschmack, dieselben Zerrbilder in ihren Poesien, wie einige der Jugendgenossen Goethe's. Diesen Vorgängern gegenüber ist Shakespeare's Hauptverdienst gerade das, was Goethe und Schiller den Kraftgenies gegenüber haben, ja was Beide noch im Verhältniß zu Shakespeare selbst anstrebten: daß er nämlich die üppigen Auswüchse beschnitt. Er hat vielleicht keinen Stoff bearbeitet, den er nicht vorfand, keine Eigenthümlichkeit und Manier, keine Lieblingsfigur, keine Art des Vortrags im Scherz und Ernst, im Bathos und Pathos gehabt,

die nicht vor ihm geweſen wäre; aber er gab den rohen Stoffen erſt Kunſtform, und viele der Eigenheiten der älteren Bühne traf verdeckt ſein ironiſcher Spott, obwohl er ſie ſo gut beibehielt, wie Ariſtophanes die Lieblingsſcherze der atheniſchen Komödien. Was er für einen geordneten Kunſtgeſchmack thun konnte, ohne ſich ſelbſt und die Wirkſamkeit ſeines Talents zu zerſtören, hat er wohl redlich gethan. Die kleinſte Einſicht mußte ihn lehren, daß er nur auf dem Grunde der Volksthümlichkeit groß werden konnte; das hatte Lope de Vega ebenſo gewußt; das ſprach auch Schiller ebenſo aus, der in einer anderen Zeit und in einem Volke ohne Nationalgeſchmack und Nationalbühne viel mehr Freiheit hatte, die reinſten Formen in Ausſicht zu nehmen. Gleichgültig aber gegen dieſe feineren Einſichten Shakeſpeare's hielt ſich ſeine deutſche Schule damaliger Zeit, die ihn und ſein Beiſpiel immer im Munde führte, meiſt an die Auswüchſe ſelbſt, die nur ſein Jahrhundert bedingte und entſchuldigte, und die theilweiſe ſeine eigene Einſicht verwarf. Ueberall räuſpern und ſpucken dieſe Dichter in der Art des Briten; aber daß es galt, den Geiſt ihrer Zeit ebenſo zu faſſen und auf ihren Geſchmack ein ſelbſtändiges Kunſtgebäude zu gründen, wie es Schiller verſuchte, davon hatte Keiner eine Ahnung. Sie ſahen ihm ſeine Bizarrerie und Scherze und Witze ab, und ahmten ſie nothdürftig nach, ohne zu überſchlagen, daß es ein anderes, ein lachluſtiges Jahrhundert war, in dem Shakeſpeare ſchrieb, eine ſpitzfindige Zeit, in der der Bauer dem Hofmanne auf die Ferſen trat, eine Periode, in der Rabelais' gezwungene Scherze Gemeinton der Welt waren. Lenz überſetzte love's labour's lost, aber ganz ſtumpfſinnig für die große und ernſte Wendung, die dort dem übermüthigen bewußten oder unbewußten Spaße in roher und verkünſtelter Form gegeben wird. Sie ſahen dem großen Dichter auch ſeine derbe Naturzeichnung ab, die ungeſchminkte Darſtellung des Menſchlichen und der Gewalt der Leidenſchaft, aber ſie hatten keinen Begriff von jener Vorſchrift, ſich im Sturm und Wirbelwind des Affekts zu mäßigen, nie die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, nie für die Schätzung der „Million", ſondern für die der wenigen Einſichtsvollen zu arbeiten, eine Vor-

ſchrift, die für den Dichter, wie für den Schauſpieler gilt. Unſere Tragiker gefielen ſich, die wilden Leidenſchaften anderer Zeiten auf unſere Tage zu verpflanzen. Leſſing's Vorgang überſchreitend in aller Art der Ausführung, lieferte Klinger eine neue Arria, ſetzte altſchottiſchen Stammhaß in neue Zeiten, gab die Beiſpiele antiker Vaterlandsliebe und Rachſucht in modernen Formen und unter moderne Begriffe und Anſchauungen gemiſcht, ſchon im Vorgefühl, wie unpaſſend ſolche Stoffe in ſolchem Grade für ſolche Geſchlechter wären. Aber wo Shakeſpeare auf dem Gipfel ſeiner Kunſt das Bedürfniß fühlte, mächtigere Charaktere in dem Menſchen zu beſchwören, als das ſchwache Geſchlecht der kultivirten Gegenwart oder der romantiſchen Ritterwelt ihm darbot, wo er den Urſtand des Menſchen in ungeheueren Leidenſchaften und großartigen Handlungen zu entwerfen dachte, da griff er (im Macbeth, Lear, Hamlet) in jene Urzeit des britiſchen und galliſchen Alterthums zurück, deren grauſe Sagen für uns waren, was die tantaliſchen Greuel der Heroenmythe für Griechenland. Der weiſe Dichter vergaß nicht gelegentlich anzudeuten, wie dies Zeiten anderer Art ſeien als die gegenwärtigen, ohne daß je eine Bühne daraus gelernt hätte, in Koſtüm, Dekoration und Färbung der ganzen Darſtellung dieſer Stücke auch durch das Auge das Gemüth in Einklang mit dem dargeſtellten Stoff zu bringen. Wenn im Lear gezierte Ritter erſcheinen ſtatt hunniſcher Rohheit in phantaſtiſcher Pracht, und elegante Architektur ſtatt byzantiniſcher Gemächer mit drückender Schwere, und ſchöne Natur ſtatt ſtarrer Oede der Gegenden, ſo iſt ſogleich die Grundlage für alle Wirkung des Stücks verloren. Dies berührt ſich mit der höchſten Spitze der ſhakeſpeare'ſchen Dramatik, die unſere Nachahmer vollends ganz verfehlten. Seine Stücke ſind nur für die Aufführung geſchrieben, nicht für die Lektüre; ſie haften in der Lektüre ſo wenig, wie Goethe's Taſſo in der Aufführung, ſie ſind Bühnenwerke im leſſing'ſchen Princip der reingehaltenen Gattung, im ſtrengſten Verſtande, während Goethe's Stücke faſt nur für die Lektüre, Schiller's immer gleichmäßig für Spiel und Leſen berechnet ſind. Wir haben nur den allgemeinen Vortheil von dieſer Eigen-

schaft Shakespeare's gezogen, daß er dadurch der eigentliche Hersteller unserer Schauspielkunst geworden ist; unsere Dichter haben seine Kenntniß von dem Verhältnisse eines Schauspieltextes zu der Leistung der Bühne nicht eingesehen, wenn man nicht, wie wir oben meinten, Lessing ihr auf der Spur finden will. Unsere Bühne jener 70er Jahre, unser Schröder spielte zwar die lenz'schen Stücke, die klinger'schen waren auch alle der Darstellung gewidmet, da er seit 1776 Theaterdichter bei der seiler'schen Truppe war. Allein was sie Bühnenmäßiges haben, geht nicht über die Lieferung gewisser stehender Charakterformen, Helden, Liebhaber und Böswichter, die Shakespeare nicht kannte, und nicht über gewisse Möglichkeiten der Composition, über das sogenannte Bühnengerechte hinaus, und bei Lenz nicht einmal so weit. Shakespeare verdeckte mit dieser Kunst Wagnisse in seinen Stücken, die außerdem Fehler sein würden. Er hat in manchem seiner Stücke, wie Lear und Hamlet, eine Regelmäßigkeit der Disposition, eine Symmetrie der Theile, eine planmäßige Gegensätzlichkeit der Charaktere und Handlungen, so sehr, daß dies gleichsam eine Anlage der Stücke in der kältesten Berechnung vermuthen ließe; und diese Anordnung und Composition müssen alle jene Dichter und Beurtheiler nie gesehen haben, die in dem ordnungslosen Durcheinanderwürfeln von Scenen Schauspiele in Shakespeare's Geiste sahen, und die Alles bei ihm auf Inspiration und Bewußtlosigkeit schoben und die Werke des Genies von derselben Eingebung an sich selbst erwarteten, da doch nur auf der Grenzscheide von Instinkt und Einsicht, von Natur und Geist, wo Shakespeare mit einziger Sicherheit weilte, die Blüte des Genius am schönsten aufbricht. In jenen Stücken würde das trockene Gerippe vorblicken, wenn nicht der sanfte Umriß der Aufführung den runden Körper hinzugäbe, und wenn nicht die Mannichfaltigkeit der individuellen Figuren es verdeckte. Auch diese Mannichfaltigkeit wieder ist nur durch die Darstellung gerechtfertigt: sie ist dem Leser drückend, dem das große Ganze des Kunstwerks nicht aufgehen kann, wenn ihm nicht, wie wir früher sagten, durch den Schauspieler die rasche Erkenntniß der Charaktere erleichtert ist, wenn

er nicht durch den steten Fortgang der Handlung gehindert wird, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen, die bei der schwierigen Lektüre nothwendig störend hinzutreten müssen. Auch hier haben diejenigen, die blos die dichterische Phantasie in Shakespeare bewundern, die oft ätzende Schärfe seines beobachtenden Geistes nicht empfunden, die ohne den Schmelz der Darstellung der poetischen Wirkung auf das Gemüth nicht selten Eintrag thut; sie haben keinen Sinn gehabt für jene tiefe verständige Beurtheilung der Menschen, für jene historische Anschauung der Welt, die bei ihm vielleicht eine noch größere Seite ist als die eigentlich künstlerische und idealisirende. Aber welche Art Psychologie haben freilich jene guten Dramatiker bei ihm gesucht, die eine Menschenkenntniß mehr vorgaben, als besaßen, die alle Erfahrung der Seele aus ihrem beschränkten Selbst, alle äußere Erfahrung aus einem jugendlichen Studentenleben hernahmen. Ihnen graute vor der Geschichte, wie selbst Goethe'n, wogegen es Shakespeare'n im Angesicht der Historie wohl zu Muthe ward; sie regten sich allenfalls im Tacitus und Sueton zu Schilderungen einer grausigen Menschheit wie Gryphius auf, während Shakespeare den ruhigen Plutarch las und die naiven Chroniken der heimischen Geschichte. Um sie her war nichts, als ein düsteres, elendes Leben, eine schwachmüthige, hypochondre Menschheit, und höchstens eine Bewegung der Geister, die selbst dem größten Manne der Zeit nach seinem eigenen Geständnisse ganz dunkel war; aber um Shakespeare spielte der blendende Schimmer von Englands heiterer Größe, wo eben eine freie Entwickelung der Geister gesichert, ein mächtiger Wohlstand und Handel in erster Begründung, Seewesen und Meerherrschaft in frischer Ausbildung, und der größten politischen Macht der Welt gegenüber eine glückliche Stellung gewonnen war. Mitten in eine solche großartige handelnde Umgebung gestellt, konnte sich dieser dramatische Dichter bilden, in dessen Werken eine Welt von Anschauungen aufgeht, über der der Himmel bald heiter lacht, bald finster droht; dessen Stücke uns mit originaler Selbständigkeit subjektiv immer auf jene englische Bühne fesseln, die sich in einer eigenen Mitte zwischen Hof- und Volks-

geſchmack hielt, zugleich aber in das Alterthum und in die Gegenwart, in das Vaterland und in die romantiſche Ritterwelt, in die Kreiſe des thieriſchen und menſchlichen und Geiſteslebens zaubern. Man ſieht dieſen Dichter immer feſt an ſeine beſtimmte Zeit und Lokalität geknüpft, und doch in allen Beziehungen des Menſchlichen, im Heiligſten und Geringſten, überall ſo kräftig, ſo männlich, ſo edel, ſo rein menſchlich urtheilen, fühlen und anſchauen; über alle Zeit hinausgewachſen, erhaben über Partei, Laune und Gefühlsweiſe, iſt er im übermüthigſten Spiele des Scherzes keinem Leichtſinn verfallen, im Betrachten der ſchrecklichſten Gemälde des Menſchenſchickſals von keinem weichlichen Verzagen berührt, von allen Situationen, Leidenſchaften, Charakteren, Verhältniſſen, Zeit- und Menſchenaltern angezogen, an keines aber durch Vorliebe gefeſſelt. Er ergriff die individuelle Form der menſchlichen Bildung, auf die die neuere Zeit angewieſen ward, mit dem ſo ſicheren Takte, wie die Dichtungsart, die dieſer Bildungsform entſprach, und die Behandlung, die dieſer Dichtungsart eben dadurch nöthig ward; er hob endlich ſeine Dichtung über die „taſſtenen Phraſen und den ſeidenen Bombaſt" der Liebespoeſie, über Empfindung und Gedanken weg zu Anſchauungen eines rein handelnden Lebens empor, und iſt mit all dieſen Eigenſchaften allein würdig, als tragiſcher Dichter der neuen Welt dem Einen epiſchen des Alterthums verglichen zu werden.

Wenn man gegen dieſen Heros die Shakeſpeare unſerer damaligen Zeit vergleicht, die ſich ihm mit keckem Dünkel ſelbſt verglichen, während der einzige Berechtigte an ihm zu Grunde zu gehen fürchtete, ſo iſt es freilich ein tragikomiſches Schauſpiel. Ueberall ſieht man ſie mit ſeinen Ausdrücken hantieren, ſeine dramatiſche Oekonomie misbrauchen, ſeine Stücke überſetzen, ſeine Scenen und Charaktere nachahmen (wie z. B. Falſtaff in Maler Müller's Idyllen, Percy in Klinger's Konradin, die Balkonſcene im leidenden Weib begegnet); man ſieht die Dichter im Leben nach Art der ſhakeſpeare'ſchen Narren ſich unterhalten, und handeln, ſchreiben und ſchaffen in einer Weiſe, von der kaum zu ſagen iſt, warum man ſie ſhakeſpeariſch

nannte, wenn man sich nicht hinzudenkt, daß jene Jünglinge auch Shakespeare'n in einer Carikatur verzerrten. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will, so muß man Briefe von Heinrich Füßli lesen und Bilder von ihm sehen. Dieser junge Züricher hieß der Shakespeare unter den Malern; er war Lavater's Freund, in dessen Nähe man sich zu dem groben und ungeschlachten kraftgenialischen Tone sehr versucht fühlen mußte, da nicht allein Goethe und Füßli, sondern auch der junge Hartmann, den wir oben schon erwähnten, in Briefen an ihn diesen Ton anstimmte. Wir haben Bruchstücke aus den Briefen Füßli's schon gelegentlich mitgetheilt, die das unmäßige Selbstgefühl des jungen Mannes aussprachen; er verhehlt es so wenig, daß er Lavatern in den 70er Jahren aus London schrieb: Alles gewogen, sei er, was kein anderer Mensch in diesen Tagen, als Er (Lavater). Er empört sich mit aller Grobheit eines Schweizers gegen die furchtsame Freundschaft Lavater's, gegen die moralisirenden Salbadereien seiner Briefe, gegen sein Sektenwesen und seine verächtlichen Freunde, aber er behält ihn doch in aller seiner Gutmüthigkeit lieb, wie in der Zeit ihres gemeinsamen Angriffs auf den Landvogt. Als Künstler lagert er sich den Niederländern zur Seite und gegenüber, erkennt ihr Großes und lacht ihrer „Gremplerei und Drecknatur"; dem Chodowiecki stellt er sich so entgegen, wie die Krafttragödie dieser Zeit den kleinen Gemälden der Familienromane entgegensteht, die Chodowiecki so vielfach mit seinen Bildchen ausstattete: er könne nicht die Ilias in eine Nußschale ziehn, die Rosse Elias' auf einen Mückenflügel malen, er möge nicht Sturm in einem Weinglase erregen und über eine Rose weinen; er brauche Raum, Höhe, Tiefe und Länge. Er lacht der Correktheit in seiner Kunst ebensowohl, wie der Conventionsdichter Pope und Thomson; die Mitte zu halten, wußte er sich nicht gegeben. Aus seinen Gemälden blickt überall der Geist des Ungeheueren und der Ueberspannung. Als er shakespeare'sche Scenen malte, „vergaß er" nach Forsters trefflichem Urtheil, „die Scheidemauer zwischen Malerei und Poesie, indem er den hinschwindenden Gebilden der Täuschung Dauer und

Form gab. Er phantaſirte nicht Menſchen, ſondern Ungeheuer, mit einzelnen verzerrten Theilen und Proportionen: Kaliban war die Grundfigur für ſeine Imagination". Er hatte vor, ein Trauerſpiel zu machen; wäre es geſchehen, ſo würden wir wahrſcheinlich unſere übrigen Tragödien noch überboten ſehen an Gewaltſamkeit und Verzerrung. In das Romantiſche, wo Shakeſpeare's Humor am kühnſten waltete, wagten ſich die Deutſchen nicht mehr, die den Zeiten der Ritterromane ſchon zu fern lagen. Nur das fauſtrechtliche Ritterthum nahm ſich noch der dramatiſche Pinſel zum Vorwurf, im Uebrigen blieb man auf bürgerlichem Boden. Wir ſagten ſchon oben, die Tragödie dieſer Jahre theilte ſich zwiſchen Götz und Emilie Galotti; man kann auch ſagen, Werther, der ſogleich mehrmals dramatiſirt ward, habe auf die bürgerliche Tragödie mit gewirkt; und wie eigenthümlich ſich der Geſchmack zwiſchen dieſe beiden Dramatiker theilte, iſt nirgends beſſer zu bemerken als in Wezel's Wickham (1774) oder in Sprickmann's Eulalia (1777), die in Leſſing's Dialog Charaktere der Sturm und Drangzeit entwerfen. Das hiſtoriſche und Ritter-Schauſpiel ſchien am meiſten eine populare Geſtaltung annehmen zu wollen, zu der es auch am natürlichſten geſchaffen war. Nicht allein fand es auf allen Bühnen damals die allerlebhafteſte Theilnahme (wie ja auch einige Stücke dieſer Art bis heute die Bretter behaupten), ſondern es ſuchte ſich auch förmlich nationale Stätten und Heimathen, was immer das Sicherſte für den Beſtand irgend eines Kunſtzweiges iſt. Allein hier haben wir den alten Jammer wieder, daß nichts Nationales bei uns Wurzel faſſen ſollte! Da wo eine gute Bühne war, in Hamburg, oder in Berlin, da war keine Geſchichte und keine Volksthümlichkeit; nach Wien drang das hiſtoriſche Schauſpiel erſt in der romantiſchen Zeit, als der Poeſie die Verbindung mit dem Leben genommen war, und die Dichtung mechaniſch ward. In der Schweiz regte ſich die alte Vaterlandsliebe; der greiſe Bodmer ſchrieb noch an ſeinem Abend politiſche Schauſpiele, die im 20. Jahrhundert ſollten aufgeführt werden, wenn Stolberg's Enkel für die Freiheit fallen würden; Joſeph Ignaz Zimmermann und F. R. Grauer, zwei Lu-

zerner, J. L. Am-Bühl aus Wattweil und K. Müller aus Näfels lieferten eine ganze Reihe patriotiſcher Stücke, von denen keines ausgedauert hat; denn die Schweiz iſt der ganzen Beſchaffenheit ihrer Geſchichte und der Entwickelung ihrer Literatur nach nicht für das Pragmatiſche der Hiſtorie und nicht für das Schauſpiel geſchaffen. Auch nach Baiern griff dieſer Geſchmack über, das immer einen Nationalſinn bewahrt hat, und wo man immer der Fahne folgt, ſobald Mittelalter und Ritterthum die Loſung iſt. In München war ſeit dem Freiherrn von Ickſtadt, den der Graf Stadion nach Baiern gebracht hatte, etwas von dem neuen Lichte in Deutſchland eingedrungen. Es war 1759 eine Akademie geſtiftet, es ward für Verbreitung von Büchern geſorgt, und eine mildere Cenſur eingeführt. Allein dies Alles hatte nicht recht Beſtand; die wenigen Köpfe, die ſich regten, wie Zaupſer, Weſtenrieder, Braun u. A., entgingen nicht religiöſen Verdächtigungen; der Fortgang der Bildung kam ins Stocken, und ſo geſchah es mit dem hiſtoriſchen Schauſpiel auch. Die Grafen Anton Klemens und Joſeph Auguſt von Törring ſchrieben Theaterſtücke, und die Agnes Bernauerin des Letzteren (1780) erhielt ſich bis in unſere Tage auf der Bühne. Franz Maria Babo (aus Ehrenbreitſtein 1756—1822) ſchrieb in München; er ſetzte ſich in Proſaſchrift gegen manche Misbräuche, und lag hauptſächlich dem Schauſpiel ob; auch von ihm ſehen wir noch den Otto von Wittelsbach (1781) und die Strelitzen (1790), Stücke, die ſich dem Publikum nicht weniger als dem Schauſpieler empfehlen, da ſie ſich von ſelbſt ſpielen und ohne Anſtrengung ſehen laſſen. In den Stücken von Nagel (Aufruhr in Landshut) und von Hübner (Heinz v. Stein u. A.) arteten dieſe Kraftſtücke hier in plumpe Carikaturen aus; in Ludwig dem Baier von Längefeld erlaubte man ſich Ausfälle auf die Kirche: da ward 1781 die Aufführung aller vaterländiſchen Schauſpiele in München verboten! So blieben wir alſo auf die zerſtreuten Stücke der Einzelnen angewieſen, die nicht der Art waren, das Intereſſe der geſammten Nation zu feſſeln. Unter dieſen iſt eines der älteſten, das ſich an Götz anlehnt, Klinger's Otto (1775), das Bild einer rauhen

Männlichkeit; der junge Gebhard darin iſt der geſteigerte Georg im Götz. Aber von hiſtoriſchem Stoff, von Zeit- und Lokalfarbe hat dieſes Stück nichts; von dieſer Seite zeichnete man mehr die Stücke von Jakob Maier (aus Mannheim 1739—84) aus, in deſſen Fuſt von Stromberg (1782) ſelbſt Schiller dieſe Eigenſchaft rühmte. Aber die hier eingepfropften hiſtoriſchen Züge zerſtören dagegen die poetiſche Wirkung: dieſe zu erreichen verſuchte der bairiſche Hofmaler Friedrich Müller (aus Kreuznach 1750—1825) in ſeiner Genoveva (1776) ſchon auf dem Wege der ſpäteren Romantiker mit der Wahl eines mittelaltrigen Novellenſtoffes. Müller gehört weſentlich in die Reihe der Genialitäten dieſer Zeit; er lebte ſeit 1776 in Rom, wo man ihn in einer Krankheit katholiſch machte, er war mit Heinſe, Fernow, Goethe u. A. in Verbindung über Kunſtſachen und ſchrieb mehrere Kunſtaufſätze in der unbehülflichen Art, wie Künſtler meiſtens thun. In ſeinen poetiſchen Erzeugungen iſt er ganz intereſſant durch ſeine Grenzſtellung zwiſchen Idylle und Schauſpiel und innerhalb ſeiner Idyllen ſelbſt zwiſchen dem verkünſtelten Geſchmacke und dem natürlichen und naiven, die jetzt mit einander in Streit lagen. In Adam's erſtem Erwachen (1778) und dem erſchlagenen Abel haben wir klopſtock-geßner'ſche Proſa, hochgehende Tändelei, Weichheit und Erhabenheit; das Maleriſche waltet erſtaunlich vor, und man würde dieſe Empfindungspoeſie ſo zu Haydn vergleichen wie Klopſtock mit Händel. Im Faun und Mopſus (1775) haben wir ſtatt des Patriarchaliſchen das Satyrhafte, ſtatt des Erhabenen das Burleske; das Grobe, Unverhüllte, Nackte trit hier hervor; und das Suchen und Haſchen der Natur in einzelnen Tönen und Zügen, das bei allen Tragikern aus Goethe's Schule zerſtreut und verdeckt liegt, herrſcht hier in einer gewiſſen Fülle und ſelbſt Reinheit vor. Bacchidon und Milon (1775) iſt mehr antik gehalten, wie ſehr auch Fallſtaff hinter dem alten Satyr vorſieht; Ulrich von Coßheim iſt eine ritterliche und romantiſche Idylle; die Schafſchur (1775) und das Nußkernen ganz bäueriſch, im niederländiſchen Malerſtil, förmlich im Gegenſatz zu der geßner'ſchen Schäferwelt und zu aller gekünſtelten Poeſie, zu Gunſten

der Natur- und Volksdichtung. Hier ist er in seinem Felde; wir haben nichts von den Genredichtern jener Zeit, was sich mit diesem an Naturwahrheit vergleichen ließe. Für das Dramatische reichten seine Kräfte übrigens eben so wenig. Sein Faust (um 1778) ist ganz in dem Sturm- und Drangsinn jener Jahre empfangen: das Ringen nach Größe und Ganzheit, „das Murren gegen Schicksal und Welt, die uns mit Conventionen beugt", dies Ueberspringen seiner selbst schien dem Dichter so natürlich, den diese Sage schon interessirte, ehe er von Goethe's und von Lessing's Faust wußte. Gegen das lahme „vermatschte" Menschengeschlecht soll hier denn Faust als eine solcher ganzer „ausgebackener Kerl", aus dem ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt, gestellt und in dem Druck der Noth, in misanthropischem Humor gezeigt werden, und es gibt in diesen Fragmenten Raum genug für die Burschikositäten und für die elliptische, plebejische Kraftsprache dieser Zeit. Aber diese Natur nimmt sich hier schon erzwungen aus, diese Satire ist schon kindisch, und besser als diese Brutalität steht ihm die Sanftheit in der Genoveva, ein Stoff, der ihn mehrfach zur Bearbeitung anzog. Das ausgeführte Stück ist in Götzen's Manier; die überlegene Buhlerin Mathilde, der gutartige Weichling Golo erinnern an Figuren im Götz; psychologische Schärfe und innere Erhebung darf man aber nicht suchen. Neben Goethe und Shakespeare übte übrigens auch noch Gerstenberg's Ugolino Einflüsse aus, besonders auf L. Phil. Hahn (aus der Pfalz 1746—1813), der den Aufruhr in Pisa (1776) als eine Einleitung zu Ugolino schrieb, voll Reminiscenzen aus Shakespeare und Götz. Man darf ihn nicht mit dem Fr. Hahn des göttinger Dichterbundes verwechseln. Er ist einer der Haupthelden der kraftgenialen Zeit: er kannte das Uebertriebene seiner Stücke selbst, aber er wollte sich nicht Einhalt thun, weil er nicht zu den „kalten Klötzen" gehörte, die, wenn sie dichten wollen, sich erst ins Feuer lesen müssen. Nicht so leicht wird in den verwandten Stücken ein solches Zerrbild von einem jähzornigen Polterer wieder vorkommen, wie dieser Ugolino, und ein solcher Bösewicht wie dieser Erzbischof, dessen Apostel Ehrgeiz und List sind, dessen Evan-

gelium Diebstahl, dessen Gebete Wünsche nach Gold, dessen Gelübde Begierden der Wollust, der sein Gewissen den Siebenschläfern, sein Herz dem Wolfe abstehlen wollte! Andere Stücke von Hahn drehen sich im bürgerlichen Kreise mit ähnlichem Stumpfsinne herum; so besonders sein Karl von Adelsberg (1776). Mit diesen am verwandtesten sind die Stücke von Leopold Wagner (aus Straßburg 1747, gest. nach 1783), dem Goethe eine traurige Unsterblichkeit im Faust bereitet hat, weil er ihm den Stoff zu seiner Kindesmörderin (1776) stahl, einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war. Nicht besser sind seine übrigen Sachen; die Reue nach der That (1775) spricht allem Feingefühl eben so sehr Hohn, und ist übrigens wohl im Stoffe und in der Figur des Kutschers Walz ein Vorbild für Kabale und Liebe und den Musikus Miller geworden.

Das traurigste Opfer der Ueberspannung dieser Periode ist J. M. Reinhold Lenz (aus Seßwiegen in Livland 1750—92)[278]. — Er war nach seinen Versuchen aus der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Goethe schon auf dem Wege, sich und Andere zu quälen; er gefiel sich schon 1769, die sechs Landplagen, Krieg, Hunger, Pest, Feuers- und Wassersnoth und Erdbeben, zu besingen, Gegenstände, wider die sich die Phantasie sträubt[279]. Die Freundschaft mit Goethe riß ihn in den größten Dünkel und in einen blinden Wetteifer, um so mehr, je anerkannter in Goethe's Kreise sein Genie war; und je geringer später seine Leistungen, je größer Goethe's Ruhm ward, desto mehr mußte sich seine Eifersucht zu Neid und Bosheit steigern, da auch keine Spur von eigentlicher Sittlichkeit in ihm gewesen zu sein scheint, die dem hätte Einhalt thun können; oder sie mußte zur Selbstverachtung zurücksinken, da kein Bewußtsein von eigentlichem Talente und Verdienste ihn trösten konnte. In Schlosser's Haus kam

278) Vgl. O. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861; der Nachlaß des Dichters J. M. R. Lenz, Allgem. Zeitung 1865, Beilage 244.

279) Ein im 16. Jahre von Lenz geschriebenes Festspiel: der verwundete Bräutigam" hat Dr. Blum in Dorpat herausgegeben. Berlin 1845.

1778 sein Wahnsinn zur höchsten Krise, zu dessen Ausbruche eine Liebe zu der sesenheimer Friederike und Eifersucht gegen Goethe die letzte Veranlassung gewesen zu sein scheint[280]). Unglück macht den Beurtheiler mild; man hat daher immer die guten Seiten von Lenz, nach Goethe's Vorgang, hervorgesucht. Da seine Leistungen unter die traurigsten Beispiele der unsinnigen Verirrungen gehören, die den Deutschen eigenthümlich sind, da sie das Gepräge seines wirren Wesens an sich tragen, und dieses wieder fremde und eigene Schuld, nicht Erbsünde war, so müssen wir vor dieser Milde warnen. Der Pfarrer Oberlin in Waldbach (im Steinthal), der ihn in seinem jammervollen Zustande sah, war erschüttert davon, daß er dabei „die Folgen der Principien, die so manche der damaligen Modebücher einflößten, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzweckmäßigen Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern durchempfinden mußte". Dazu kam, daß ihn seine Umgebungen offenbar verdarben. Die Neigung führte damals zu solchen Compositionen „von Genie und Kindheit, mit Maulwurfsgefühlen und nebeligen Blicken", wie Wieland Lenzen schildert, und zu solchen „milchigen, weiblichen Seelen, die vom poetischen Teufel besessen sind", wie er den jungen Werther charakterisirte; Er und Goethe fühlten einen Augenblick Wärme für den naiven, lieben Jungen, der sich überall als „Poet à triple carrillon" gerirte, dann ergötzten sie sich, wenn er „regulièrement seine dummen Streiche machte", nachher fanden sie, daß er „bei all seinem Genie ein dummer Teufel und bei so viel Liebe ein boshaftes Aeffchen sei", endlich wurden sie seiner satt und ließen ihn laufen. Er selbst verdarb sein Talent mit Knittelversen, Gelegenheitsspöttereien, satirischen Skizzen, Matinées (einer Gattung, die wohl Merck aufgebracht hatte); und so behielt er keine Spur von Anstand und Ordnungssinn im Leben und Dichtung übrig. Er selbst schrieb sich seine beste Charakteristik mit wenigen

280) Aug. Stöber, der Dichter Lenz ꝛc. Basel 1842. — Lenz' gesammelte Schriften, herausgeg. von L. Tieck. 3 Thle. Berlin 1828.

Worten an Merck: Seine Gemälde ſeien alle ohne Stil, wild und nachläſſig aufeinander gefleckt; ihm fehle zum Dichter Muße, und warme Luft und Glückſeligkeit des Herzens, das tief auf den kalten Neſſeln ſeines Schickſals und halb in Schlamm verſunken liege, und ſich nur mit Verzweiflung emporarbeiten könne; er murre darüber nicht, weil er ſich das Alles ſelbſt zugezogen. Blickt man in ſeine Werke hinein, ſo entdeckt man kaum in ſeinen proſaiſchen Erzählungen, namentlich wo er im Landprediger (1777) Lebensſcenen aus dem Hauſe ſeines Schloſſer darſtellt, die Gabe der geordneten Darſtellung und treuen Auffaſſung der Dinge. In ſeinen dramatiſchen Verſuchen iſt er ganz zügellos und wild, und moraliſch und äſthetiſch gleich ungenießbar. Man leſe nur den Engländer (1777), wie grell da die Freigeiſterei und die geile Wolluſt dichtet, „die den Himmel Preis gibt für Armiden". Dies ſind ſo oft die Muſen jener jungen Männer geweſen, die Wielanden „wegen ſeiner Jugendſünden" liebten; und Niemand war dieſem Geſchlecht gegenüber köſtlicher als eben Wieland: er pflegte dieſen Sklaven der Sinnlichkeit die That ſeines Kombabus anzurathen. Alle vollendeten Stücke von Lenz ſind eine Art ſchauderhafter Komödien, gemiſcht von tragiſchen, graſſen und luſtigen Situationen. Im neuen Menoza (1774), den Schloſſer bewunderte, den ſogar der immer beſonnene Merck gemacht zu haben wünſchte, iſt Miene gemacht, die Geſchwiſterehe im milden Lichte zu zeigen; weniger auffallend iſt das Thema, und weniger verzerrt ſind die Charaktere in: die Freunde machen den Philoſophen (1776). Die Soldaten (1778)[281]) ſind doch wenigſtens noch im Ausgang tragiſch; ein Wachtſtubenleben ſo ekel als möglich ſtellt ſich in dem verrückten Stücke dar, das Tieck ein markiges Gemälde nannte, und deſſen Hauptgedanken er darin ergreifend und überzeugend ausgeführt fand, daß nämlich Mädchen als Menſchenopfer dem Staat dargebracht werden müſſen, um die großen Heere und deren Eheloſigkeit möglich zu machen!! In dem Hofmeiſter (1774) vergehen ſich Held und Heldin auf verſchiedene Weiſe;

281) Vgl. Goſche's Archiv f. Lit. Geſch. 1, 312.

sie bekommt von ihrem Hofmeister ein Kind, während Er, ihr eigentlicher Geliebter, auf der Universität sie vernachlässigt; es sind aber zwei treffliche Leute, und der Junge Philosoph genug, die Verlassene doch zu heirathen; der Hofmeister flüchtet indeß, schulmeistert, kastrirt sich, heirathet aber auch noch ein unschuldiges Bauernmädchen, Alles, damit es ein Lustspiel gibt. Eine Reihe lehrhafter Stellen über die Hofmeisterei nimmt sich dazu ganz sonderbar in dieser Composition aus. Und diese Stücke wurden damals aufgeführt, regellos, unverständig, wüst, wie sie waren! Aber man denke auch, wie lange man sich über elenden Farcen und französischen Uebersetzungen gelangweilt hatte! Hier gab es doch etwas zu sehen, heftige Ausbrüche, ganz ungewöhnliche Scenen, gewaltsame Erschütterungen! Wie viel mehr mußte dies reizen, als jene schleppenden Deklamatorien! Wie viel ansprechender waren diese lebendigen Töne und einzelnen Naturlaute, die hier allerdings nicht fehlen, gegen jene steifen Moralsentenzen, und jene gezirkelte Complimentirpoesie, gegen die nun Alles Feuer und Flamme war.

Weit der fruchtbarste und nachwirkendste unter diesen Dichtern, und der ächte Vertreter dieser Zeit ist Fr. Maximilian Klinger (aus Frankfurt 1752—1831)[282], von dem wir schon Hauptzüge zur Charakteristik der Periode entlehnt haben, die von seinem Schauspiel Sturm und Drang sogar den Namen führt. Seine erste Thätigkeit war ganz aufs Dramatische gerichtet; nachdem er sich, wie wir oben hörten, in Weimar gezeigt hatte, war er 1776 in Leipzig, wollte da (wie Nicolai schreibt, und wenn er nicht eine der vielen Klatschereien wiederholt, die damals über alle diese Leute umgingen) „in der Geschwindigkeit die Artillerie lernen, um nach Amerika zu gehen und da mit Thatkraft die Freiheit zu verfechten", änderte dann aber den Entschluß und „blieb bei Seiler um Trauerspiele zu machen". Er hatte seine Zwillinge (1774) zu gleicher Zeit wie J. A. Leisewitz (aus Hannover 1752—1806) seinen Julius von Tarent an die

282) Vgl. Germania 15, 121.

Hamburger Theaterdirektoren Ackermann und Schröder eingeſchickt, die 1775 zur Einſendung von Originalſtücken, die ſie mit 20 Louis-d'or honoriren wollten, aufgefordert hatten. Der Julius von Tarent von Leiſewitz[283]) iſt ein regelmäßiges, überlegtes Stück, und gibt uns die Gegenſätze zweier ungleichen Brüder, eines ſpekulativen, grübelnden, ſchwankenden, von der Liebe bewegten, eines handelnden, entſchiedenen, unüberlegten, von der Ehre getriebenen; erſt gegen das Ende wird der reflektirende Gang etwas lebendiger. Man würde ſagen, dies Stück baute ſich mehr auf Leſſing's Schule auf, obwohl Leſſing ſelbſt es anfangs von Goethe verfaßt glaubte, wie man damals überhaupt auch Stücke von Klinger (die neue Arria z. B.), Lenz und Wagner auf Rechnung Goethe's ſetzte, gerade ſo wie in Shakeſpeare's Zeit dieſelbe Unſicherheit herrſchte. Es iſt, gegen Klinger's Zwillinge gehalten, die ſelbſt dem gewiß nicht zu zartfühligen Bürger gar zu toll waren, unſtreitig das beſſere Stück; aber das wildere bekam den Preis, wohl ſelbſt in der Meinung der Vielen, in dem die Leidenſchaft Verzerrung, Kraft Rohheit, Kummer Verzweiflung iſt, in dem man zu dem Brudermorde noch einen Sohnesmord in den Kauf erhält. Leiſewitz fand ſich durch dieſe Entſcheidung bewogen, mit dem erſten Verſuche zu ſchließen, Klinger ließ ſich zu einer übermäßigen Thätigkeit anſpornen, und lieferte gleich im folgenden Jahre, 1775, nicht weniger als fünf Stücke. Das leidende Weib hat Tieck, von der Familienähnlichkeit verführt, Lenz zugeſchrieben; es läßt ſich aber aus einem kleinen Nachſpiel, „die frohe Frau" (1775), beweiſen, daß es von Klinger iſt, denn dieſer wird darin von Wagner, den wir für den Verfaſſer halten, ebenſo mit hämiſcher Bewunderung getadelt und gelobt, wie Lenz Goethe'n ſcheint betrachtet zu haben. Untergrabenes Familienglück iſt hier, und ſo auch im Otto der Gegenſtand; von eigentlicher dramatiſcher Kunſt iſt noch faſt ſo wenig Spur wie bei Lenz. Die Charaktere im Otto ſind zum Theil

283) Vgl. Henneberger, J. A. Leiſewitz' Julius von Tarent, in ſeinem Jahrbuch 1, 111 ff.

aus Lear und Götz entlehnt, und Episoden ohne Zweck eingeschoben; wenn dieses Stück ein Auswuchs von Götz heißen kann, so das leidende Weib ein Nebenschößling aus Werther. Beide Stücke schienen auch Nicolai anfangs von Lenz zu sein. In der neuen Arria tritt schon mehr Klinger's eigene Natur heraus. Der wilde Geniemann Julio, ein Jupiter, ein Dichter, ein Allvermögender, die Solina, ein Weib von monstroser Majestät, und die ähnliche Cornelia sind schon ganz von jenen Römernaturen, aus Rousseau und Tacitus erwachsen, die nur in anderer Art die starken Charaktere des französischen Drama's wiederbringen; sie haben einen ermordeten Fürsten zu rächen, und werden schon so mit ihren geraden Naturen in Gegensatz mit den Winkelzügen der Hofleute gebracht, wie es weiterhin Klinger's Lieblingsaufgabe war. Die Ungeheuer in Tugend und Laster, der riesenmäßige Bombast, der verletzende Ausgang, Alles scheint in diesem Stücke sich ganz unmittelbar an die 100 Jahre älteren Tragödien von Gryphius und Lohenstein anzuschließen. Im Simsone Grisaldo sieht die Hauptfigur wie ein Abbild Goethe's aus, ein kastilischer Held, dem nur die Mädchen gefährlich sind, denen er sich leichtsinnig hingibt und entzieht, ein Gegensatz gegen die Philister und die Menschen ohne Seelenempfängniß um ihn her: ihm sind ein paar shakespeare'sche Carikaturen, eine Art Narr, ein verliebter Don Quixote von Hofmann, ein finsterer, trockener, gekünstelter Menschenfeind entgegengestellt, die ihn stürzen wollen; hier siegt aber Leidenschaft, Liebenswürdigkeit und Größe über Kabale und Neid. Das Schauspiel Sturm und Drang malt schottischen Familienhaß in grellen Zügen, ein Gegenstück zu Romeo und Julie; auch hier versucht sich der Dichter in kühn angelegten Originalcharakteren. Das Trifolium von Freunden, Wild, Lafeu und Blasius, die verwilderten und starren Jünglinge, die die Feindschaft ihrer Väter unterhalten, sind ihm minder geglückt als der alte Berkley, ein aus Unglück und Rachsucht halb kindisch gewordener Greis, der in einzelnen Zügen, so schwer die Aufgabe war, trefflich gehalten ist. Sieht man diese Stücke nach der Reihe durch, so begreift man wohl, daß, wenn ein Mittelpunkt

der deutſchen Bühne dageweſen wäre, ſie eine Maſſe von ähnlichen verwegenen Compoſitionen hätten hervorrufen müſſen, die dann, wenn eine mannichfaltige Fortbildung der dramatiſchen Literatur zu hoffen geweſen wäre, einen großen Stoff hinterlaſſen hätten, der durch Beſchneidung und Reinigung zu trefflichen Bühnenſtücken hätte gebildet werden können. Zugleich fühlt man aber auch, daß dieſe haſtige Erzeugung ſo gewaltſamer und aufregender Werke des Dichters Feuer ſchnell aufreiben mußte, der dann bald wie ein ruhiger, aber nicht ausgebrannter Vulkan erſchien. Noch in dem Stilpo (1777) ſpielen wieder Situationen aus Romeo und Hamlet herüber; er behandelt eine glückliche Revolution gegen fürſtliche Mörder und Unterdrücker, nicht ohne Opfer der liebenden Jugend, die den feindlichen Haß der Aeltern ausſühnen möchte. Wir wollen die Luſtſpiele übergehen, die von weniger Intereſſe ſind; nur die Spieler (1780) ſind als Vorbild zu Schiller's Räubern wichtig. Hier iſt weit unverfälſchtere Menſchenkenntniß und natürlichere Zeichnung, als in den meiſten Stücken dieſer Klaſſe, denn hier ſteht Klinger wieder auf eigener Erfahrung und Nachdenken: er will dem Verſtand und der weltmänniſchen Bildung fühlbar machen, daß ihr das Herz zu leicht verloren geht, ohne das kein wahres Glück iſt. Wie dieſes Stück auf Schiller gewirkt hat, ſo hat dagegen auf den Günſtling (1785) ſchon Fiesco, auf Roderico ſchon Don Carlos zurückgewirkt. Sobald die erſten ſchiller'ſchen Stücke erſchienen waren, fangen Klinger's Dramen an regelmäßiger zu werden, ohne daß ſie dadurch gewinnen. Es ſcheint, ihre hellere Form läßt die bitteren Eindrücke, die ſie doch hinterlaſſen, noch mehr empfinden; die ſorgfältigere pſychologiſche Zeichnung macht den Leſer achtſamer und läßt ihn Mängel im Ganzen entdecken, wo er ſie vielleicht im Einzelnen nicht findet. So liegt in der Elfride (1782) die richtige Beobachtung zu Grunde, daß der Menſch oft mit Laſtern und Tugenden im Gefühle ſeiner Kraft und guten Willens leichtſinnig ſpielt, und ſich dann durch Gelegenheit und böſen Einfluß verleiten läßt. Dies wird an allen drei Hauptfiguren anſchaulich; allein die Häufung ſo vieler in Schwäche beruhender

Charaktere, ohne Aussicht auf eine bessere Menschheit, ist so peinlich, wie früher seine starken Charaktere immerhin waren; der Mangel an Licht und Schatten wirkte beidemal übel. Keineswegs gab Klinger diese starken Charaktere überall in seinen späteren geregelten Stücken auf. In der Sammlung seines neuen Theaters (1790) finden wir sie noch in der Medea, im Aristodemos, im Roderico und Damokles, nur daß der Dichter doch fühlt, sein Roderich, der Pendant zum Posa, könne allenfalls eher für ein poetisches Ungeheuer gehalten werden, als die Bösewichter, die er ihm in dem Stücke entgegenstellt. Außerordentlich schadet diesen Stücken schon die didaktische und reflektirende Breite, die uns Klinger's Uebergang zum Romane nahe legt, zu dem er mehr aushaltende Neigung und Beruf hatte; im Damokles haben wir eine förmliche Staatsaktion mit politischen Verhandlungen. Hier siegt der ruhige Weltmann Attalus gegen den stoischen Freiheitsprediger, und der Dichter läßt uns unentschieden, mit wem er es hält; diese kühlere Anschauung, wie überhaupt die Kälte, die jetzt an der Stelle der früheren Leidenschaftlichkeit über diesen Dramen liegt, weist uns noch mehr zu seinen Romanen hinüber, in denen wir Klinger's Tendenz und Natur deutlicher durchschauen können; vollends wenn wir die zwei Bände seiner Betrachtungen hinzunehmen wollen. Da diese Werke, obwohl meist etwas später geschrieben, das vollständigste und eindringendste Bild der eigenen Stimmung dieser Gährungszeit geben, so verweilen wir einen Augenblick dabei.

Klinger hat in der letzten Ausgabe seiner Werke nur wenige seiner Dramen aufgenommen und dagegen die Reihe seiner Romane, mit Ausschluß des Bambino, an einen durchgehenden Faden gereiht, den er so offen spinnt, und der daher so blos liegt, wie in Wieland's Werken die bewegenden Gedanken seines Lebens. Es ist auch hier der ewige Gegensatz zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Enthusiasmus und Kälte, Tugend und Laster, Dichter und Weltmann, Engel und Teufel, Gott und Thier, was den denkenden und ernsten Dichter beschäftigt. Seine Romane sind daher ebensowohl wie seine

Dramen alle auf den moraliſchen Menſchen bezogen, und er haßte eben ſo ſehr die bloße Unterhaltungspoeſie wie die kalte Spekulation, die ſich vom Leben trennt. Die Art und Weiſe, wie er ſein inneres Leben in ſeine Schriften trug, hat mit Wieland's die größte Aehnlichkeit, obgleich er zu dieſem im Ganzen eine Art von ſtoiſchem Gegenſatz macht. In einigen ſeiner früheren Romane würde man dieſen Kontraſt nicht ſo ſehr finden: ſein Mährchen vom Bambino (zuerſt 1778), das wir ſchon erwähnt haben, ſeine Geſchichte vom goldenen Hahn (1785), (die in den Werken im Sahir umgearbeitet iſt) könnte man ihren muthwilligen Einkleidungen, und ſelbſt ihren Tendenzen, und ſehr oft ſelbſt ihrem Stil nach ganz für wielandiſch halten. In jenem zeigt er einen Freund der platoniſchen Liebe, der zu einem Kombabus verhext iſt; in dieſem erzählt er eine Geſchichte des Sündenfalles, wie der Geiſt der Humanität und Kultur (Sahir) in einen goldenen Hahn gebannt iſt, und als er erlöſt wird, über das unſchuldige Eirkaſſien Sünde mit Aufklärung, und Verbrechen mit dem Geſetze bringt. Hier iſt ihm die Beſchäftigung mit ſeinen Problemen noch gar nicht ſo peinlich ernſt, er hält ſich hier weit objektiver; und beſonders gleichen auch ſeine Stiche auf Bonzenthum und Chriſtenthum den wielandiſchen ganz, und erinnern ſtark an ſeine Verehrung der Pallas und der Muſen, und die Gerüchte, die über ſein Heidenthum im Umlauf waren. Auch der Vortrag iſt durchweg heiter ironiſch, während ihm ſonſt jener Sarkasmus eigen iſt, den er ſelbſt aus einem ſtarken Gefühle herleitet und dem Witze entgegenſetzt, der mit dem Lächerlichen ſpielt, während jener eine Fackel in das Dunkel des menſchlichen Weſens ſchleudre. Dies iſt das ächte Gemälde ſeiner übrigen Romane, in denen wir durch dieſe ſtets wiederkehrende Operation bald grell aufgeklärt, bald ſchmerzlich blind gemacht werden. Durchlaufen wir die erſten Erzählungen in ſeinen Werken, den Fauſt, Raphael de Aquillas, die Reiſen vor der Sündfluth und deren Seitenſtück, den Fauſt der Morgenländer, ſo haben wir überall die ſchreckenden Bilder von einer Welt, in der das Gute erliegt, das Böſe herrſcht, das Gute ſelbſt zum Böſen ausſchlägt, die edelſten

Bestrebungen mit schauderhaften Ausgängen belohnt werden, und auf diese Art die Vorsehung überall verdächtig erscheint. Klinger gesteht es selbst, daß ihm das Wort Vorsehung ein Schall ist, bei dem er in die peinlichste Verwirrung gerathe, wenn er den vermeinten Sinn mit dem Gange der Welt ausgleichen wolle. Er hielt die französische Revolution für eine Satire auf diesen vermeinten Sinn, und in dem Fragment über das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit gibt er uns auf die Zweifel über den Gang der Welt, auf alle Fragen nach Warum und Wohin keine Antwort. Die Träume von einer Veredlung der Menschheit sind ihm nichts als dichterischer Zeitvertreib, dieser gutmüthige Glaube kam ihm zu Zeiten albern und abgeschmackt, zu Zeiten ekelhaft vor. Bei alle diesem aber bleibt dem beobachteten Schwarzsichtigen ein Krümchen Trost übrig: er glaubt trotz aller Herrschaft des Lasters und der kalten Klugheit an Moralität als an einen idealen Hintergrund der Dinge. Er, der an keine Wunder glaubt, glaubt an das Eine, das er mit seinen Augen sieht: daß nämlich die moralische Welt, die auf der physischen so breit ruht, von der geistigen an einem einzigen Haare aufwärts gezogen und sogar etwas emporgehalten wird, und daß die Masse seit ewig an diesem Einen Haare vergeblich zerrt, um es zu zerreißen. In diesem Sinne sucht uns Giafar mit dem Elend des Edlen zu versöhnen; in diesem Sinne stellt uns Klinger überall die seltenen, wenigen, aber großen Männern des Ideals und der Tugend, die Dichter und Helden, den niedrigen Massen und deren Verderben entgegen; sie halten gleichsam an jenem Faden diese verdorbene Welt, und sollen daher außer ihr, über ihr und dem Schicksal stehen. Der Glücklichste heißt der außerhalb der rauschenden Thätigkeit der Welt steht, er solle alle Verhältnisse meiden, wodurch die innere moralische Kraft Gefahr läuft. Was aber bei diesem Verhältnisse wieder herauskommt, das lehrt uns gleichsam wider den Willen des Dichters die Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. Der Held, Falkenburg, ist ein so einsam im Schatten der Tugend, von einem Schüler Rousseau's gebildeter Dichter, den die Fittige der hohen und ächten Begeisterung,

den das Ideal über das Schickſal erhaben zeigen ſoll. Sein Charakter ſoll im Gegenſatze zur Welt gezeigt, ſein Unglück ſoll aus dieſem Gegenſatze hergeleitet werden. Allein ſeine Unfälle, der Tod ſeines Vaters, der Tod ſeines Kindes, veranlaßt durch die Untreue einer unvorſichtig gewählten Frau und eines eben ſolchen Freundes, ſtehen gar in keiner Folge von dieſem Charakter; und der allgemeine Haß, der ihn als einen ſcheinbaren Demagogen trifft, hätte den über Schickſal Erhabenen nicht drücken dürfen, den noch dazu die Neigung ſeines Fürſten, des Miniſters, des Lehrers, des Freundes und ſein reines Gewiſſen ſchadlos hält! Dennoch ſtreift dieſer Held bei dieſem Unglück an Wahnſinn, und was ihn noch rettet, iſt eine dürftige ſymboliſche Komödie! Dieſe Erzählung iſt ein Bild innerer Zuſtände, die ſich der Revolution gegenüber in Deutſchland bildeten; es ſcheint, daß Georg Forſter's ſtille feſte Gemüthsart, ſeine häuslichen und öffentlichen Schickſale, ſein Bann und Acht Züge genug zur Vergleichung böten, wie ſich die Wirklichkeit zu dieſer Dichtung verhalte, und dort würde man im Leben die Züge eines wirklich über das Schickſal Erhabenen finden, von denen man gehoben und getröſtet ſcheidet, während uns dieſe dichteriſche Darſtellung drückt und peinigt. Aber in jenem edlen Manne war Dichter und Weltmann auch kein Gegenſatz; und dies fällt Klinger'n erſt ganz ſpät ein, daß die Verbindung beider Eigenſchaften eigentlich den wahren Menſchen ausmache, den er mit Diogenes' Leuchte ſo eifrig ſuchte: hohe dichteriſche Einbildungskraft mit der Vernunft des Mannes der Geſchäfte gepaart, ein geſundes Herz neben Welterfahrung, ewige Jugend in dem Bunde von Herz und Verſtand. Denn er fühlte es doch einmal, daß der Dichter, der von der Welt immer ſo gut denkt und ſich dabei aus der Welt zu retten doch für nöthig findet, ſich ſelbſt ſchlage und ſeine eigene Theorie Lügen ſtrafe. Er redet ſich daher zuletzt ſelbſt ein, daß er auf jenes Ziel der Vereinigung dieſer widerſtreitenden Geiſteskräfte hinarbeite! Allein wie ſehr er ſie auch nähert, ſo hält er ſie doch immer auseinander; und auf dieſer Höhe, über die er nicht hinaus kann, ſteht das Geſpräch zwiſchen Dichter

und Weltmann als ſein intereſſanteſtes Werk, wenn man dem Gange ſeiner Ideen und ſeinem Charakter auf den Grund gehen will. Er zeigt hier den klugen kalten Weltmann am Ende im Laufe der Welt um nichts glücklicher, als den Schwärmer auch; er ſtellt ihn gegen den ſchroffen Dichter in ein milderes Licht, als er ſonſt thut, und erkennt in ihm eine eigenthümliche Größe und Ganzheit, und wägt die Klarheit, die ihm eigen iſt, mit der Wärme des Dichters ungefähr auf gleicher Wage. Beide wollen ſich nun einander nähern, behalten ſich aber doch immer ihr Gebiet vor. Einfachheit und Beſchränktheit, Abſonderung und Einſamkeit bleibt des Dichters Element, und ſo bleibt die Kluft übrig, die wir gern ausgefüllt ſähen. So iſt ſie auch Klinger'n perſönlich geblieben. Er bekennt, wie er in ſeinem Leben zwiſchen Armuth und Wohlergehen getheilt war, aus der ärmſten Hütte an den mächtigſten Hof kam, ſo auch immer zwiſchen Menſchenverkehr und tiefſter Einſamkeit gewechſelt zu haben. Die Verſchmelzung von Beiden war ihm nicht gegeben; er ſah ſie nur als ein ſchönes Ziel vor ſich liegen; er wollte jetzt zwar darauf losarbeiten, aber dann ſagte er wieder verzagend: wenn er wüßte, wie eine Katze mauſte, die man noch ganz jung von der Mutter wegnahm, wie man in einem verdorbenen Staate ein rechtſchaffener Mann bleibe, wie die Geſellſchaft mehr durch den Glauben an Tugend als durch die Sache ſelbſt fortbeſtehe — ſo ſollte er als Menſchenlehrer auftreten; jetzt könne er nur träumen, ſehen, hören und dann faſeln wie jeder Andere, wenn er etwas mehr thun wolle. So hat er ſich jene ſchöne Einſicht nur mit dem Verſtande geſchaffen, denn er war klug und paßte auf ſich ſelbſt mit einem ungemein hellen Kopfe; aber er blieb mit einem verdüſterten Herzen auf den erſten Jugendeindrücken hängen, ſah das Beſſere und folgte dem Schlechteren, er wußte das Beſte nur anzudeuten, zu ſchildern aber nur die Kontraſte, aus denen er weg wollte. Seine Schriften bilden dies ſtreitige Weſen merkwürdig ab. Er lehrte dieſe ſeine Gefühlsphiloſophie und Herzensüberzeugung mit dem kälteſten Verſtande, ganz im Gegenſatz mit Jacobi, der ſehr klare und einfache Begriffe mit einem Schwall von vagen Empfin-

dungen zu umwickeln pflegt; die hellſte Beſtimmtheit, die Wieland's Klarheit übertrifft, grenzt zuweilen mit poetiſchen Phraſen, die an Jean Paul erinnern, der reinſte Pragmatismus wechſelt mit ſymboliſchen und allegoriſchen Darſtellungen. Immer ſchweben ſeine Neigungen um Extreme. Er machte an die Menſchheit übertriebene Anforderungen, wie Jean Paul, aber in entgegengeſetzter Weiſe; rüttelt bitter an den einzelnen Menſchen und nimmt keine veredelte Menſchheit in Ausſicht: dies thut Jean Paul und erzieht ſanft an dem Einzelnen, die menſchliche Schwäche achtend. Klinger denkt von den Menſchen zu gut und zu ſchlecht, und daher rühren die feinen Carikaturen in ſeinen Dichtungen, die Heroen in Tugend und Laſter. Daß er nirgends ein Mittel fand, beruht darin, daß er die mittleren Stände der Geſellſchaft, die auch in allen ſeinen Dichtungen faſt niemals auftreten, gar nicht gekannt hat. Er kannte nur Einſamkeit und aus Erinnerungen die Noth der allerunterſten Stände, und dann den Hof und das Hofleben, und er lernte ſich mit beiden vertragen. Dies erklärt ſeine morgenländiſche Natur, da man im Orient eben dieſen Mittelſtand nicht hat, und da der Gebildete dort keine andere Wahl hat, als die Klinger überall ſtatuirt: einſam oder am Hofe zu leben, Derwiſch oder Vezier zu ſein. Es erklärt ſeine Sympathie mit Rußland, und daß der Freiheitsmann, wie Klopſtock ſeinen däniſchen König, ſeinen Kaiſer Alexander bis in den Himmel erhebt. Es erklärt ſeine feinen Entſchuldigungen des Despotismus, den er in ſich gefunden hat und in Jedem muthmaßte. Es erklärt, daß der disciplinariſche Erziehungsaufſeher, der pädagogiſche Soldat die größte Freiheit im Militärſtand, im Gehorſam fand! Dies erklärt auch, warum er das ächte Bürgervolk des neuen Europa, die Engländer, nicht mag, und um ſeinen Shakeſpeare zu retten, ihn keinen Engländer nennt; und warum Er, der dem Herzen nach ein ächt deutſcher Patriot iſt, doch wieder dem Kopfe nach mit dem anſtändigen Franzoſen hält, der ihm ein viel vollendeterer Menſch iſt, als der Deutſche. Hier ſteckt wieder ſeine Extremſucht, das Suchen nach ſcharfgeprägten Formen menſchlicher Ausbildung dahinter. Er verträgt ſich aus den

ganz entgegengesetzten Gründen, wie Wieland, mit Voltaire und Rousseau, obgleich ihm jener seiner Natur nach so entfernt lag, wie Wielanden dieser; Wieland vertrug Beide aus eigener Glätte und Runde zugleich, Klinger aus eckiger Schärfe nach einander. Daß Voltaire's Geschichte eine Satire auf die Vorsehung sei, das gerade nahm ihn für ihn ein; er fragt, was denn die ganze Geschichte anders sei, und warum man sie im Sinne der orthodoxen und hyperorthodoxen Theologie lesen solle. Rousseau dagegen war der eigentliche Liebling seiner Seele, sein Lehrer in seiner empfänglichsten Zeit. Emil war ihm das erste Buch des Jahrhunderts, der neueren Zeit! Der Verfasser schien ihm den großen Gedanken gefaßt zu haben, die erwürgte moralische Kraft wieder aufzuwecken, und ihn freute jene Kühnheit und Beredtsamkeit als Naturäußerung, die uns Anderen ihrer Unnatur wegen so misfällt, da sie im höchsten Grade von jener Einfalt abliegt, die darin gerade gepredigt wird. Ihn sah er in dem idealen Lande wohnen, über das der Witzling nur spotte; seine Bücher waren ihm Inschriften an dem Tempel der Natur, den er, ihr Liebling, dem Menschengeschlechte wieder geöffnet habe; er bekannte sich ganz zu Rousseau's Satz, daß Alles gut sei, was aus den Händen der Natur kommt, und Alles unter den Händen des Menschen ausarte. Er gab sich ganz diesem Klügeln über den natürlichen Trieb und Instinkt hin, diese ächte und einzige Natur, die man auf jenem rousseau'schen Wege am schnellsten verliert; denn dies bewußte, schmerzliche, zweifelnde Ringen verfehlt gerade das, was nur das vertrauensvolle Leben mit sicherem Griffe faßt. Das war, was Klinger's Freund Schlosser ahnte, und was er mit jenen Fragen meinte, ob wir und wie weit wir zu der Natur zurück sollten, die Rousseau in Aussicht stellte. Wie anders haben die Anderen unter uns diese Rückkehr zur Natur gesucht! Die Goethe und Wieland gaben all dies skeptische Grübeln auf und lebten entschlossen darauf los, und sie haben mit ihrem heiteren epikureischen Vorgang die Nation unendlich mehr gelockt, als der strengere Klinger, dessen Beispiel übrigens wieder sichtbarer fortwirkte, als Lessing's, der mit beneidenswerther

Sicherheit mitten hindurch ging. Denn Er beſaß dieſen Naturſinn und Lebenstakt ſo unbekümmert eigen, daß ihm nur die Schweigenden folgen können, die im gleichen Falle der Beruhigung ſind und der Reflexion entbehren können; auf Klinger's Seite haben ſich jene wühlenden Unzufriedenen laut genug gemacht, die den dunklen Drang jener Jugend durch die Schubart, Seume und Aehnliche hindurchleiten bis auf unſere Tage, wo er ſich wieder entladen wird, ſobald ihm ein neuer, ſo deutlicher Gegenſtand gegeben iſt, wie damals die Literatur war[284]).

284) Dieſe Vorherſage der früheren Ausgaben hat bereits angefangen ſich zu erfüllen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
THIS

RETURN TO → CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

4079

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

AUTO DISC MAR 1 0 1988
AUG 1 0 2007
FEB 1 4 1983
AUTO DISC DEC 06 '88
DEC 1 0 1991
RECEIVED BY
APR 1 1992
CIRCULATION DEPT.
NOV 1 6 2005
JUL 1 0 2007

FORM NO. DD6, UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

LD 21A-50m-3,'62
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C004839884